THE LIBRARY
OF

CLASS 063
BOOK F88b

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Fünfter Band.

Jahrgang 1889.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

UNIVERSITY OF
MINNESOTA
LIBRARY

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Monatssitzungen mit Vorträgen:

1. Prof. Dr. B. Valentin: Alfred Rethel 1
2. Direktor Dr. K. Reinhardt: Der künstlerische Bau von Goethes „Tasso" 10
3. Prof. Dr. Th. Ziegler: Schillers Stellung zum Pessimismus 25
4. Prof. Dr. B. Valentin: Zur Ehrung des Herrn Dr. Theod. Müller 38
5. Landgerichtsrat Dr. Bockenheimer: Die Lage der Stadt Mainz zur Zeit der französischen Herrschaft 55
6. Dr. J. Singer: Soziale Wanderungen der Gegenwart . . 85

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlicheren Abhandlungen):

1. Mathematik und Naturwissenschaften (N) . . . *1. 109. 431*
   Dr. Rosenberger: Über Irrlichter *2*
   Dr. L. Heuser: Die nutzbaren Mineralien und die Kultur *12*
   Dr. Rausenberger: Methoden zur Vergleichung der Besoldungsverhältnisse der Lehrer *109*
   Dr. Israel-Holzwart: Anwendungen der Methode der variierenden Konstanten in der Mechanik der Himmelskörper *119*
   Prof. Dr. M. Flesch: Über Verbrechergehirne *431*
   Dr. H. Dobriner: Ähnlichkeit geradliniger Figuren und Verhältnisse und Proportionen zwischen Strecken . . *443*
   Dr. Rausenberger: Wirbelbewegung und Wirbelstürme *456*
2. Schöne Wissenschaften (SchW) *26. 169. 322*
   Dr. A. Sulzbach: Über Goethes Mephistopheles . . . *26*
   Prof. Dr. Valentin: Über Goethes Faust *169*
   Dr. A. Pfungst: Das Sutta Nipâta *322*
   Ferd. Runkel: Georgios Bizyenós *335*
3. Sprachwissenschaft (SpW)
   a) Alte Sprachen (ASp) *41. 124. 346*
      Direktor Dr. K. Reinhardt: Kriegsgeschichtliches zu zu den Perserkriegen *41*

343519

MAY 26 '27 Bd. Germ. 1,15

NOV 27 '25

Seite

Dr. C. Baier: Königsrede in Sophokles König Ödipus 124

Dr. Trieber: Der Verfasser der Lykurgfabel und der Lykurgorakel 133

Rich. Hauschild: Über das afrikanische Latein . . . 347

b) Neuere Sprachen (NS) 47. 141. 350

Rich. Hauschild: Reform des sprachlichen Unterrichtes 47

Dr. Wasserzieher: Eigentümlichkeiten der deutsch-amerikanischen Sprache 52

Arm. Caumont: Comparaison du Cid de Corneille avec l'original espagnol de Guillem de Castro . . 142

Dr. Cohn: Über den Dresdener Neuphilologentag . . 165

Dr. L. Forte: Leopardi 350

Jos. Herz: Wortbedeutung und Bedeutungsentwickelung im Französischen 363

4. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 57. 216. 298

O. Donner-v. Richter: Griechisch-ägyptische Porträte 57

Prof. Dr. Valentin: Neue Erscheinungen 216

M. Ziegert: Reproduktionen Chodowieckischer Werke . 298

O. Donner-v. Richter: Jerg Ratgeb von Schwäbisch Gmünd 307

5. Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Jurisprudenz (J) 70. 193. 376

Dr. Waldschmidt: Hölders Pandekten 194

Dr. P. Neumann: Rechtsverhältnisse bei Subskriptionswerken 201

Dr. Wurzmann: Der Vermieter und die Fortschaffung eingebrachter Sachen 376

b) Volkswirtschaft (V) 70. 206. 389

J. H. Epstein: Charles Fourier 70

Dr. K. Flesch: Die Wohnungsfrage 77

Prof. Dr. Oelsner: Die Volkswirtschaftspolitik des Mittelalters 207

S. Spier: Einfluß des Zwischenhandels auf die Detailpreise 210

Prof. Dr. Oelsner: Der volkswirtschaftliche Schulunterricht 213

A. Dahlem: Das deutsche Münzwesen 1871 390

C. Hecht: Münzreform und Schuldkontrakte 394

A. Jaffé: Gewinnbeteiligung des Arbeitnehmers . . . 400

Dr. M. Quarck: Zur äußeren Geschichte der Fabrikinspektion in Deutschland 404

Dr. K. Flesch: Der Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs und das Armenwesen 419

Seite

Prof. Dr. Oelsner: Wesen und Entwickelung der Hausindustrie 425

6. Geschichte (G) 81. 178. 277

Dr. O. Heuer: König Sigmund und Friedrich I. von Brandenburg 81

Dr. K. Schellhaß: Quellen zur Frankfurter Geschichte . 83

Dr. E. Enders: Neuere Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte 178

Dr. O. Heuer: Neue Veröffentlichungen historischer Vereine 187

Dr. H. Cuers: Politik Georgs von Brandenburg am ungarischen Hofe 277

Dr. R. Jung: Veröffentlichungen von Archivrepertorien in Deutschland 292

III. Litterarische Mitteilungen:

1. Neuere Goethelitteratur von Professor Dr. M. Koch. I. und II. 223. 469

2. Aus der Autographensammlung von Donop. Mitgeteilt von Prof. Dr. Valentin 254

IV. Geschäftlicher Teil:

Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses für 1887/88 . 87

Bericht über die Rethel-Ausstellung 93

Bericht der Goethehaus-Kommission für 1887/88 96

Einsendungen, 1. Juni bis 30. September 1888 99

Personalien, 1. Juni bis 30. September 1888 107

Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 265

Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 271

Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1889 531

Personalien, 1. Januar bis 30. April 1889 539

V. Kunstbeilagen:

A. Rethel: Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach (Holzschnitt) . . . . . zu S. 4. 94

Goethes Todesanzeige (Lichtdruck) . . . . . zu S. 256

Schalcken: Mädchen mit der Kerze (Holzschnitt) 217

VI. Register 541

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

1. Alfred Rethel.

Von Herrn Professor Dr. V. Valentin aus Frankfurt a. M.
(16. Juni 1888.)

Der Vortrag fand in dem Lokale der vom Freien Deutschen Hochstifte veranstalteten Rethel-Ausstellung statt. An der Wand über dem Redner befand sich eine kleine Büste Rethels und die große Originalskizze zu dem Kopfe des toten Kaisers Karls des Großen, zu welchem Otto III in die Gruft steigt, eine trefflich ausgeführte Studie zu dem ersten der großen Freskenbilder in Aachen (vgl. Rethelkatalog Nr. 96). Im Anschluß hieran begann der Redner:

Von allen hier ausgestellten Werken Rethels fallen unsere Blicke heute zuerst auf das ergreifende Bild dieses von dem Leichentuche bedeckten Kaiserantlitzes: unser aller Herzen aber weilen bei einem anderen Kaiserantlitze, über welches sich seit gestern das Leichentuch gesenkt hat. Von allen deutschen Malern möchte wohl Alfred Rethel der sein, welcher es als seine höchste Lebensaufgabe betrachtet hat, die Macht und Größe des deutschen Reiches und seiner Kaiser darzustellen: wenn wir heute sein Gedächtnis erneuern, so dürfen wir diese Erinnernng als Kranz der Huldigung und Ehrfurcht an der Bahre unseres so frühe geschiedenen Kaisers niederlegen, des Mannes, der sein Leben der Entfaltung der Macht und Größe des deutschen Reiches geweiht hatte, und auf dessen Haupt die Kaiserkrone, als sie es zur Vollendung seines Werkes zu schmücken kam, bereits die Dornenkrone fand.

Wenn wir heute das Gedächtnis Rethels erneuern wollen, so kann es nirgends besser geschehen als in diesen Räumen, welche früher dem Städelschen Institute gehört haben: in diesem Saale wurde gezeichnet; der Saal nebenan war die Werkstatt Philipp

Veits, in welcher Rethel an die Wand den Engelhirten aus seinem schönen Bilde „Kaiser Maximilian auf der Martinswand“ zur Übung in der Freskotechnik gemalt hat, welcher, von dort abgenommen, nun die Sammlung des Städelschen Institutes schmückt. So sind gerade in diesen Räumen viele der Werke entstanden, die wir heute in so reicher Fülle, dank den Freunden des Hochstiftes und dank den nächsten Verwandten des verstorbenen Meisters, die wir die Freude haben hier unter uns zu sehen und begrüßen zu können, um uns erblicken, und welche so gleichsam zu ihrem Ausgangspunkte zurückgekehrt sind. Es war im Jahre 1837 als Rethel von Düsseldorf nach Frankfurt kam: in demselben Jahre kam Steinle von Wien hierher, beide zu Philipp Veit, der in diesem Jahre sein großes Freskobild, die Einführung der Künste in Deutschland durch die Religion, vollendete. In diesem Bilde vereinigt sich eine große historische Auffassung der Vergangenheit mit einer welt- und seelenbeherrschenden religiösen Überzeugung: diese letztere Richtung war und blieb für Steinle die herrschende; die erstere erfaßte tief des jugendlichen Rethel Seele. So schloß er sich dem Meister des Bildes an, und Philipp Veit blieb sein stets dankbar von ihm anerkannter Wegweiser sein Leben lang. Hier wächst er zu dem großen Geschichtsmaler heran und gewinnt von hier aus seine Bedeutung, welche weit über Frankfurt hinausragt und die ihm seine Stellung in der Entwickelung der neueren deutschen Malerei anweist.

Die neue Richtung, welche in dieser damals herrschte, erhielt ihren hervorstechendsten Grundzug in erster Linie durch Cornelius. Er ist es, der ihr den monumentalen Charakter zu leihen versteht, welcher in der weit über das Einzelinteresse hinausgehenden, ein ganzes Volk ergreifenden Teilnahme liegt: Cornelius erreicht das durch seine große geschichtliche Auffassung, welche das Einzelereignis nur gelten läßt, insofern es eine vorbildliche Bedeutung für die Gesamtentwickelung überhaupt hat. In dieser Hauptrichtung mußte sich Rethel ihm aufs innigste verwandt fühlen. Aber die Probleme, welche Cornelius in erster Linie bewegen, sind transszendenter Natur: ihn bewegt die große Frage nach dem Verhältnis der Menschheit zur Gottheit und der von dieser bestimmten

Heilsordnung. Das führt ihn zur Darstellung der heiligen Geschichte, nicht im gewöhnlichen Sinne des Wortes, sondern der unter der göttlichen Leitung sich vollziehenden Welt- und Heilsgeschichte; dafür muß ihm selbst die antike Götterwelt eine Sprache werden, und wenn er Gestalten aus der Sage und Dichtung darstellt, sind es mit Vorliebe solche, die durch ihre Verbindung mit höheren Mächten über das gewöhnliche Maß der Menschheit hinausragen. Demgegenüber läßt sich Rethels historische Weltauffassung als eine immanente bezeichnen. Ihm steht die Überzeugung von einer religiössittlichen Weltordnung fest, so daß ihn die Frage, wie denn nun das Weltenrätsel seine Lösung finden mag, unberührt läßt: dagegen das Kämpfen und Ringen innerhalb der Menschheit ergreift seine Seele und führt ihn zu der Beobachtung der Menschheitsschicksale selbst. Da hat denn freilich das Einzelereignis eine größere Bedeutung, aber für Rethel doch nur insofern es einen Wendepunkt im Schicksal der Menschheit, einen Markstein in der Entwickelung eines Volkes darstellt, so daß es eine Allgemeingiltigkeit erlangt, die weit über seine augenblickliche Erscheinung hinausragt.

Neben Cornelius standen aber, eine andere Richtung verfolgend, Schadow und seine Schüler in Düsseldorf. Schadow, der selbst mit Cornelius in Rom in der Stanza Bartholdy zusammen gearbeitet hatte, trennte sich von ihm mit klarem Bewußtsein. Die große historische Auffassung lag ihm ferne. Auch hatte er nicht die Kraft das Vorbild der Natur nur als Leitstern zu gebrauchen: es wurde für ihn die Krücke, an die er sich ängstlich anklammerte. Da es nun aber doch idealisiert werden sollte, so trat als Ersatz und Hilfsmittel eine inhaltslose Glätte der Form ein, welche wegen ihrer Kraftlosigkeit zu einer äußerlichen Anmut in der Auffassung führte, die von Süßlichkeit nicht weit entfernt war. Da ihm die Kraft fehlte eine energische Handlung zu erfassen, die zudem mit dieser Art von Idealisierung im Widerspruch gestanden hätte, so legt sich über die damalige Düsseldorfer Kunst ein Nebel von romantischer Träumerei und Schwermut, von Passivität und Gefühlsschwelgerei, die ihre gerechte Verspottung in den „trauernden Lohgerbern" von Schrödter fand. Dagegen wurde ein bedeutender

Wert auf das Kolorit gelegt, in welcher Beziehung die Schadowsche Richtung dem Aufschwung der koloristischen Empfindung und den erhöhten Anforderungen seit dem Anfange der vierziger Jahre bedeutsam vorgearbeitet hat. Indessen konnte der Verfolg dieser Richtung nicht zum großen historischen Bilde führen: die Freude am Einzelnen, die Versenkung in Stimmungen vermochte wohl das historische Genrebild hervorzubringen: sein eigentliches Ausleben fand es jedoch erst im wirklichen Genrebilde und in der Landschaft, auf welchen beiden Gebieten die Düsseldorfer Schule bald Bedeutendes leisten sollte.

Rethel konnte sich mit dieser Auffassung der Kunst nicht befreunden. Genrebild und Landschaft blieben ihm als selbständige Kunstgattungen stets fremd. Jene romantische Träumerei aber war etwas seiner Natur durchaus Widerstrebendes. Von frühester Jugend auf war es das kraftvoll handelnde Leben, das ihn anzog, und das er in merkwürdiger Frühreife festzuhalten und wiederzugeben verstand. Schon als zehnjähriger Knabe entwirft er Schlachtenszenen (Nr. 31), mit sechzehn Jahren schafft er die Komposition: Karl Martell schlägt die Mauren bei Tours (Nr. 32) und wagt sich dabei an die kühnsten Stellungen; mit siebzehn Jahren ist er bereits ein Meister, der die Bonifatiusbilder zu schaffen versteht (Nr. 33, 34, 255—257, 315—332), und ein Jahr darauf entwirft er die großartige Zeichnung: Gebet der Schweizer vor der Schlacht bei Sempach (Nr. 35). Aber freilich, er kann sich dem Einflusse der Zeit und der Umgebung nicht entziehen: er schafft die Zeichnungen zu den Rheinsagen (Nr. 39—56; 220 bis 239), die jedoch durch ihre Energie sich vorteilhaft von anderen Werken gleichen Charakters unterscheiden. Am meisten läßt er sich in die romantische Richtung ziehen, wenn er Karl den Großen und Fastrada schildert: da ist jenes träumerische Versenken, welches hier freilich schon durch den Gegenstand verlangt wurde. Auch seine auf Düsseldorf zurückgehenden Entwürfe: Daniel in der Löwengrube (Nr. 6), St. Martin teilt seinen Mantel (Nr. 14, 61—63), stehen noch unter dem Banne dieser gedämpften Stimmung. Da war es notwendig, daß der junge Künstler sich losriß, wenn er seine eigenste Natur nicht nur bewahren, sondern zu ihrer höchsten

Ausbildung bringen wollte. Auf einer früheren Reise hatte er Philipp Veit in Frankfurt, Cornelius in München kennen gelernt: es ist ein Beweis für sein richtiges Empfinden, daß er nicht dem größeren Meister folgte, der seine Schüler nur in den Bann seiner Natur zu ziehen verstand, sondern daß er den minder großen Meister wählte, der aber die seltene Kunst verstand in dem Schüler den ihm eigensten und wesentlichsten Keim zu entdecken und diesen, selbst wenn er nicht nach seiner Weise artete, zu fördern. Rethel hat es sein Leben lang anerkannt und mit begeistertem Dank gepriesen, daß Veit ihn auf den rechten Weg gebracht habe: bei ihm war ein Verständnis für das Wesen der historischen Malerei, und diese ist es, zu welcher jetzt Rethel unter Abweisung der Düsseldorfer Einflüsse wie zu seiner eigensten Natur zurückkehrte.

Aber in Frankfurt fand er noch einen zweiten Förderer: es war der Lehrer am Frankfurter Gymnasium Dr. Hechtel, der in der uneigennützigsten Weise den jüngeren Künstler förderte, ihn in die Geschichte einführte, ihm das Material zu seinen Studien verschaffte. Und nun beginnt die Zeit des großen Schaffens. Wie scharf und klar Rethel nun seine Aufgaben erfaßte, beweist die Umarbeitung, die er seinem Düsseldorfer Entwurfe, die Nemesis, welche den Mörder verfolgt, angedeihen ließ. Auf der älteren Zeichnung erscheint die Nemesis mit verbundenen Augen, in der linken Hand hält sie außer der Sanduhr noch die Wage: Nemesis und Justitia sind noch unklar vereinigt. In dem zu Frankfurt ausgeführten Bilde ist die Justitia verworfen: die Nemesis hält hoch in der Linken die halb abgelaufene Sanduhr und senkt ruhig das Schwert über den vom Sturme der Reue und des bösen Gewissens gepeitschten Mörder — er wird zur rechten Zeit dem Gerichte verfallen: so will es das waltende, gerecht austeilende Schicksal. Daher ist ihr auch die Binde genommen: mit erhabener, göttlicher Ruhe schaut sie auf den Flüchtigen herab — was will all das Stürmen und Drängen? — die ewige Weltordnung waltet ruhig ihres Amtes.

Der religiösen Richtung Veits entsprechend wendet sich Rethel vielfach der Bibel zu; aber mit Vorliebe nimmt er seine Stoffe aus dem thatenreichen Alten Testamente. Da schafft er die David-

bilder (Nr. 290—292), Moſes, der die Geſetzestafeln zerſchmettert (Nr. 65, 265), Abſalom (Nr. 294), Bileam (Nr. 333), das herrliche Blatt wie Joſua ſein Volk durch das Waſſer führt, vor der Bundeslade einherreitend (Nr. 266), Jakob, wie er das blutige Gewand erhält (Nr. 157, 293), den Hiob mit den Freunden (Nr. 60, 295): welch einen Gegenſatz bildet dieſe Zeichnung zu Hübners Bild im Städelſchen Inſtitute: hier alles verſenkt in Träumerei, dort alles voll Leidenſchaft und Thatendrang. Aber nicht minder ſchöpft er aus der weltlichen Geſchichte. Als ob er ſich zu ſeinem größten Werke hätte vorbereiten wollen, greift er beſonders in die Kaiſergeſchichte. Da ſchlägt Heinrich I. bei Merſeburg die Magyaren (Nr. 67, 260), da geleitet Rudolf von Habsburg den Prieſter über die Alpen (Nr. 74, 262), da wird ihm die Kaiſerkrone gebracht (Nr. 73, 263), da wird Maximilian auf der Martinswand von einem Engel in Hirtengeſtalt errettet, ein Entwurf, der ſpäter als Ölbild zur Ausführung kam (Nr. 15, 68, 129, 130, 131, 253).

Das Jahr 1840 bringt den großen Umſchwung. Aus einem Wettbewerbe um die Entwürfe zur Ausmalung des Kaiſerſaales in Aachen ging Rethel ſiegreich hervor. Aber dieſer Sieg wurde die Pein ſeines Lebens. Noch ſechs Jahre dauerte es, bis die Ausführung endlich beginnen konnte. Darf Rethel auch ſonſt ſchon als der echte Geſchichtsmaler bezeichnet werden, der es verſteht, mit richtigem Blicke die Ereigniſſe herauszufinden, welche weithin wirkende Entſcheidungen in dem Leben der Völker bedingen und als Höhepunkte in der Menſchheitsentwickelung unſeren Blick bedeutſam vorwärts und rückwärts zu lenken vermögen, ſo hat er hier in ganz beſonders hohem Maße dieſe Fähigkeit und Größe bewieſen. Als er ſich an die Löſung der großen Aufgabe machte, da faßte er ſofort Karls größte Seite mit ſicherem Blicke: er, der echte Germane, erkannte, daß er, um ſein Volk zu höherer Kultur zu führen, es mit dem Geiſte romaniſcher Bildung erfüllen müßte. Dieſe bot damals allein die römiſche Kirche. So ſehen wir die weltliche und die geiſtliche Macht Hand in Hand gehen, um ein politiſches und kulturelles Ziel zu erreichen, aber ſo, daß der große Kaiſer ſtets die Zügel in der Hand behielt (Nr. 86—95, 203—210).

Machtvoll und überwältigend tritt er gegen das Heidentum auf, deſſen Unterdrückung zugleich politiſchen Charakter hat: die Irmenſäule wird geſtürzt. Dann ſchützt er die Grenzen des Reiches gegen die Mauren, die er in der Schlacht bei Cordova beſiegt: er ſelbſt reißt mit mächtiger Hand die Fahne von ihrem Kriegswagen herunter, während hinter ihm der Erzbiſchof Turpin, das Kreuzesbanner hoch hält. Dann beſiegt er die Langobarden: ſchmerz- und ſchamerfüllt ſtehen der beſiegte König und deſſen Gemahlin unter der Hut des Erzbiſchofs, während der Kaiſer ſiegreich in Pavia einzieht, die erbeutete Krone hoch in der Hand haltend. Seinen Höhepunkt erreicht dieſes Wirken des Kaiſers im Bunde mit der Kirche, als endlich Wittekind ſich unterwirft und zur Beſiegelung der politiſchen Unterwerfung die Taufe empfängt. Da iſt es Zeit, daß die fernſten Völker und Fürſten huldigen: Harun al Raſchid ſchickt ſeine Geſandten, um Geſchenke zu bringen; da iſt es Zeit, daß der Kaiſer in der Kirche ſelbſt Ordnung ſchafft: auf dem Frankfurter Konzil ordnet er den Bilderdienſt bei dem Kultus. Wenn nun auch gerade dieſe beiden Entwürfe der Engherzigkeit der ultramontanen Richtung in Aachen geopfert werden mußten, ſo wird dadurch an der Größe der Auffaſſung des Künſtlers nichts geändert. Nun huldigt dem Kaiſer auch der Papſt und ſetzt dem gewaltigſten Herrſcher auf Erden in Rom die Kaiſerkrone aufs Haupt; dann ſchickt er ihm nach Aachen zur Beiſteuer beim Bau der Palaſtkapelle ſchöne Säulen. Als die Kräfte des Kaiſers zu ſinken anfingen, ſorgt er dafür, daß ſein Sohn ſich noch kröne, ehe er ſelbſt dahinſinkt. Und als ob ſein Geiſt noch mächtig die Menſchen im Banne hielte, nachdem der Körper längſt begraben iſt, kommt faſt zwei Jahrhunderte ſpäter Otto III. und läßt die Gruft öffnen, um dem großen Vorfahren ehrfurchtsvoll die Huldigung darzubringen: vor der thronenden Leiche Karls ſinkt Otto in den Staub.

Während der Harrezeit ſchafft Rethel zunächſt in Frankfurt rüſtig weiter. Für den Kaiſerſaal malt er vier Kaiſerbilder, unter welchen Karl V. ſich durch meiſterhafte Charakteriſtik auszeichnet (Nr. 20—23, 9, 10, 77—82, 133—135, 188, 298—301). Die großen Bilder: Ausſöhnung Kaiſer Ottos I. mit ſeinem Bruder

Heinrich (Nr. 7, 19), Petrus und Johannes heilen den Lahmen (Nr. 11, 18), Kaiser Maximilian auf der Martinswand fallen in diese Zeit. Ebenso der großartige Hannibalszug (Nr. 97—103, 211—16), der ihm selbst den Weg nach Rom zeigt: dorthin geht er 1844, um die Fresken von Michelangelo und Raffael zu studieren. Dort malt er die Auferstehung Christi, das großartige Altarbild in der Frankfurter Nikolaikirche (Nr. 24).

Endlich kann 1847 die Ausführung der Aachener Fresken beginnen. Den ersten Karton schafft er noch in Frankfurt. Im Sommer arbeitet er in Aachen, des Winters geht er zuerst nach Düsseldorf, später nach Dresden, um die Kartone zu zeichnen. Er selbst hat nur die eine Seite des Saales gemalt, Kaiser Karl in der Gruft, den Sturz der Irmensäule, die Schlacht bei Cordova, den Einzug in Pavia; der Karton zu Wittekinds Taufe war das letzte, was er für Aachen schuf.

Die Widerwärtigkeiten in Aachen bis zur endlichen Ausführung und während derselben hatten sein leicht reizbares Gemüt verdüstert. Da öffnete sich ihm 1851 eine neue Lebenshoffnung durch seine Verlobung mit der Tochter des Professors Grahl in Dresden. So nimmt auch sein Denken und Schaffen eine neue Richtung. 1847 hatte er in Düsseldorf den Tod als Würger gezeichnet, das erste Auftreten der Cholera in Paris auf dem Maskenballe schildernd. Daran schloß sich, durch die Greuel des Dresdener Aufstandes veranlaßt, der ergreifende Todtentanz 1849. Jetzt endlich wird es lichter und freundlicher in seiner Seele. Das Neujahrsblatt 1850/51 zeigt den Gott der Zeit, den Saturn, als Lokomotivführer, den Tod als Heizer. Aus dem Wagen steigt das alte Jahr mit dem Kriege, der als magerer, beutegieriger Hund gedacht ist, und das neue Jahr, das den Frieden an der Hand führt, steigt, mit Jubel willkommen geheißen, in den Zug ein. Im Jahre 1851 entwirft er dann den Tod als Freund: der unabläſſige Pilger ist bei dem Glöckner eingekehrt und läutet statt des Entschlafenen die Glocke; aber die Natur läßt sich nicht besiegen: das Vöglein im Fenster kündet neue Frühlingsluft. Und wie er nun der Braut die lieblichen Kalenderzeichnungen entwirft, da bringt wieder das neue Jahr den Frieden, das scheidende weist auf die drei Sterne Glaube,

Liebe, Hoffnung hin. Aber freilich sollte dieses Aufatmen nicht lange dauern. Krankheit störte die junge Ehe, und als das Paar endlich 1852 nach Rom gehen konnte, da bricht Rethels Kraft zusammen: der Schwererkrankte wird in die Heimat gebracht. Nacht hatte seinen Geist umhüllt und hielt diesen umfangen bis der Tod 1859 die Erlösung brachte. Als Fragment ließ er die Zeichnung zum Lutherlied „Ein' feste Burg" zurück (Nr. 114—116, 217 bis 219).

Für seine ästhetische Wirkung sind es vor allem zwei Punkte, die besonders zu betonen sind. Er gehört zu den ersten Meistern der neueren deutschen Schule, die es mit dem Realismus ernst nehmen, so daß sie stets zur Natur als der ersten und ursprünglichsten Quelle zurückkehren. Beweis dafür sind die zahlreich erhaltenen Studien, die Art, wie er sich in seiner Umgebung die Charakterköpfe aussuchte, die er für seine Werke brauchte. Ebenso nahm er es mit der Gewandung, mit Waffen, Rüstungen, dem ganzen historischen Apparate sehr genau. Dies alles blieb ihm aber nur Mittel zum Zweck. Von der realistischen Welt ausgehend hat er es doch verstanden seine Gestalten so ideal umzuarbeiten, daß sie nicht mehr nach dem Modelle schmecken, sondern daß man die Empfindung hat, daß, wenn die Natur sie nicht so geschaffen hätte, sie sie so hätte schaffen müssen. Er charakterisiert scharf, aber er sucht nicht das Häßliche: er weiß es stets so zu mäßigen, daß es den vorherrschenden Grundzug idealer Erscheinungen nicht zu stören vermag. So möchte sein künstlerischer Charakter als der der vollendeten Vereinigung von realistischer und idealistischer Wahrheit zu bezeichnen sein.

Der zweite Punkt ist aber der hohe und edle Geist, der in allen seinen Schöpfungen lebt. Ihm ist die Kunst eine Sprache, um die tiefsten und ergreifendsten Empfindungen des Menschen und seiner Geschicke zum Ausdrucke zu bringen. Das Einzelne, so wichtig es ihm ist, um dem Werke den Charakter der Wahrscheinscheinlichkeit zu verleihen, ist nicht das Ziel seines Schaffens: es hat für ihn nur Bedeutung insofern es sich in den Dienst des Ganzen stellt und sich seiner Zufälligkeit entkleidet, indem es dazu dient, aus dem rastlosen Treiben und Zuge des Daseins ein

Bild festzuhalten, welches das Wertvolle und Bleibende des menschlichen Wirkens und Schaffens anzudeuten vermag. So steht er in scharfem Gegensatze zu den neuesten Bestrebungen unserer Zeit, welche gerade in dem Festhalten der Zufälligkeiten in Form, Farbe, Erscheinung, Licht die Hauptaufgabe der Kunst zu erkennen vermeint und sie dadurch entwürdigt und erniedrigt. Eine Kunst, die das wirkliche Leben, so wie es ist, uns zum zweiten Male zu geben versteht, ist überflüssig: sie verzichtet auf das Größte, was sie geben könnte, die Tiefe und Bedeutung der persönlichen Auffassungsweise eines hervorragenden, die Welt und ihr Wesen ihrem innersten Kerne nach verstehenden und wiedergebenden Genies, und giebt dafür ein Ebenbild, dem das Wertvollste der Wirklichkeit, das Leben selbst ewig fehlt. Soll das Bild Bedeutung haben, so muß es diese nicht durch täuschende Wiedergabe des Objektes, sondern durch die eigenartige Auffassung von Seiten des Subjektes erhalten. In diesem Sinne hat Rethel die Weltgeschichte dargestellt: wir sehen wie die Welt sich in seiner Seele spiegelt, und weil diese Seele groß ist, so gefällt und ergreift das Spiegelbild, auch wo die Wirklichkeit nicht schön ist oder nicht anmutet. Weil er aber die Kunst so aufgefaßt hat, so können wir seine Werke als ein Palladium der Kunst bezeichnen, welches diese in ihrer hohen und edlen Aufgabe zu schützen und zu erhalten die Kraft hat oder doch wieder haben wird, sobald in unseren Kunstbestrebungen wieder ein reinerer und edlerer Geist Platz greifen wird.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

2. Ueber den künstlerischen Bau von Goethes „Tasso".

Von Herrn Gymnasialdirektor Dr. Reinhardt in Frankfurt a. M.

(2. September 1888.)

Hochverehrte Festversammlung!

Ein bekanntes Wort sagt, daß man über dem Kunstwerke den Künstler vergessen soll: eine gewiß in mehr als einer Hinsicht beherzigenswerte Wahrheit. Denn wenn wir ein Werk der Kunst

verstehen wollen, so müssen wir es zunächst für sich allein betrachten; wir müssen unsere Gedanken so ganz auf dasselbe vereinigen, daß wir alles Äußere vergessen. Nur das, was wir in gewissem Sinne zu unserem Eigentum machen, können wir begreifen. Wenn aber der erste Eindruck eines Werkes der ist, daß es uns zur Bewunderung des Künstlers fortreißt, so sind entweder wir nicht in der rechten Stimmung des Anschauens oder des Hörens, oder dem Werke selbst fehlt das Beste, und es wirkt mehr durch das Erstaunliche oder das Reizende der angewandten Mittel als durch die Seele, die in ihm lebt.

So wahr nun dieses Wort auch ist, so gilt es doch nicht ohne Einschränkung. Schon ein natürliches Gefühl der Teilnahme und der Dankbarkeit läßt uns überall von dem Erschaffenen zum Schöpfer emporblicken, von dem Werke zu demjenigen, der dem Steine, den Tönen, den Worten seinen Geist eingehaucht und sein Leben gegeben hat. Aber es bildet auch eine notwendige weitere Stufe eindringender Erkenntnis, daß wir die Persönlichkeit desjenigen kennen lernen wollen, mit dessen Gedanken sich die unseren so freundlich oder so erschütternd begegnen, daß wir den Erfahrungen und Lebensschicksalen nachspüren, durch die er zu solchen Gedanken geführt worden ist. Es ist gerade ein Ruhm der litterar- und kunstgeschichtlichen Forschung unserer Tage, daß sie überall die persönlichen Beziehungen aufzudecken sich bemüht und so die Geschichte der menschlichen Gedanken und Meinungen von Glied zu Glied zu verdeutlichen sucht.

Diese Forschung, welche sich jetzt den Künstlern des Altertums wie der neueren Zeit immer kräftiger zuwendet, ist wohl kaum irgend einem Manne in solcher Weise zuteil geworden, wie demjenigen, dessen Andenken wir heute feiern; und damit hat es seine besondere Bewandtnis. Goethe ist nicht ein Dichter wie andere. Er äußert einmal in den Gesprächen mit Eckermann mit einem gewissen Bedauern, daß er sich in seinem Leben zu viel mit Nebendingen und nicht genug mit seinem „Metier“ — wie er es nennt — abgegeben habe. In der That hat Goethe die Dichtkunst nie wie einen Beruf ausgeübt. Er sagt von seinen Werken, sie seien Teile eines großen Selbstbekenntnisses; er dichtet nur,

wenn ihn die innere Notwendigkeit treibt; er spricht das stolze Wort aus, daß er für sich dichte und nicht für das Publikum. Nicht Werke zu schaffen für die Bewunderung der Menschen ist sein Lebensziel, sondern seine Persönlichkeit durch alle die Mängel, Irrungen und Schwächen hindurch, die er selbst so willig anerkennt und so unbefangen darstellt, zu voller Harmonie auszubilden. Darum gilt unsere Verehrung eben so sehr dem Menschen als seinen Werken. Wenn Goethe auch Großes geleistet hat, so steht seine Persönlichkeit doch noch höher als seine Leistungen. Und er war nicht nur Dichter, sondern auch ein Mann der Wissenschaft. Auf dem Gebiete der Naturwissenschaften wie auf dem der Geisteswissenschaft hat er fördernd und mächtig mitwirkend sich bethätigt. Er faßt alle die gewaltig strebenden Kräfte seiner vorwärtsdringenden Zeit in sich zusammen, er gilt mit Recht als Gründer und Führer der modernen Geistesentwickelung und wird als solcher von Freund und Feind anerkannt. Dies sind die Gründe jener so allgemeinen Goetheforschung und Goetheverehrung, die weit über die Grenzen des deutschen Volkes hinaus bei allen gebildeten Nationen große Kreise erfaßt. Und wenn es vielleicht auch scheinen mag, als ob man bisweilen allzutief in die Geheimnisse des Dichterlebens eindringe oder Dinge zutage fördere, die besser verborgen blieben, so ist doch jene Allgemeinheit der Beteiligung nur erfreulich. Keinen Mitarbeiter, der es ernst meint, sollte man zurückweisen, und auch eine kleine Gabe kann willkommen sein.

Für uns in Frankfurt aber ist es insbesondere eine erhebende und freundliche Pflicht, uns zu den Verehrern des großen Mannes zu gesellen, hier, wo der Baum seines Lebens Wurzeln geschlagen hat, und freudig feiern wir alljährlich das Andenken an den Tag, da er zum ersten Mal sein helles, klares Auge dem Tageslichte öffnete.

Unter den Dichtungen, die Goethe im Sinne hatte, wenn er seine Werke Teile eines großen Selbstbekenntnisses nannte, nimmt Tasso eine der ersten Stellen ein. Goethe sagt von ihm, daß er mehr von seinem eigenen Herzblut in dieses Werk transfundiert habe als billig sei. Er nennt es Fleisch von seinem Fleisch und Bein von seinem Bein. Es waren Zeiten der tiefsten inneren

Erregung, in welchen er den Plan zu diesem Werke faßte und es später wieder aufnahm und zu Ende führte. Die beiden ersten Akte sind entstanden im Anfang der achtziger Jahre, als seine Verhältnisse am Weimarer Hofe, insbesondere auch zu Frau von Stein eine Krisis durchmachten. Er nahm die Arbeit wieder auf in der Zeit, als er den schmerzlichen Abschied von Rom und dem geliebten Italien herannahen fühlte, in jener Zeit, da er schrieb: „In jeder großen Trennung liegt ein Keim von Wahnsinn. Wir müssen uns hüten, denselben nachdenklich auszubrüten und zu pflegen.“ Er führte das Werk zu Ende in dem Jahre, in welchem er nach langen, widerwärtigen, schmerzlichen Erörterungen sein Verhältnis zu Frau von Stein endgiltig löste. Goethe selbst hat Tasso einen gesteigerten Werther genannt. Wie er in diesem Werke sich von einem krankhaften Zustande seines Gemütes zu befreien suchte, so hat er im Tasso den zerrissenen Zustand seiner Seele dargestellt, wie er ihn oft empfand während seiner Weimarer Zeit, wie er ihn empfand beim Abschied von Italien und bei der schweren Wiedereingewöhnung in die deutschen Verhältnisse. Die wunderbare Form des Tasso, der Wohllaut und die Anmut der Sprache, dieser Hauch der Poesie, der über dem Ganzen ruht, täuscht uns bisweilen darüber hinweg, daß hier das Schmerzlichste, Bitterste, Trostloseste ausgesprochen ist, was ein Menschenherz empfinden kann. Schon die Zeitgenossen nannten Goethe den Olympier. Dieses Werk zeigt, durch welche Seelenkämpfe er sich durchringen mußte, um zu jener Ruhe und Harmonie zu gelangen. Die Schrankenlosigkeit der Empfindungen, die uns Tasso darstellt, hat Goethe selbst durchgemacht, aber nicht, um in ihnen zu versinken, sondern um sich aus ihnen zu erheben.

Die Biographen Tassos streiten bis auf den heutigen Tag darüber, ob dieser unglücklichste aller Dichter wahnsinnig gewesen sei oder nicht. Das Leben Tassos bewegte sich während der größten Zeit seines Daseins in jenem Zwielicht, bei welchem es schwer ist zu erkennen, wo die Zurechnungsfähigkeit beginnt und wo sie aufhört. Das Eigentümliche in seinem Charakter ist ein rast- und ruheloses Schwanken zwischen den äußersten Gegensätzen. Frühzeitig gelangte er zu dem höchsten Glücke, das Liebe und Ehre

gewähren können, um bald die tiefſten Bitterkeiten zu empfinden, die Haß und Neid der Feinde, wirklicher und mehr noch eingebildeter, ihm bereiteten. Bald iſt er von einer Selbſtüberhebung beherrſcht, die keine Grenzen kennt, bald ſo kleinmütig und niedergeſchlagen, daß er ſich zu Schritten herbeiläßt, welche kaum noch die eines geſunden Menſchen genannt werden können. So verſcherzt er das Glück, das ihm mit voller Hand geboten wird, und irrt bis zu ſeinem Tode unſtät durch ſein Vaterland, ohne Ruhe und Frieden zu finden.

Dieſer Grundzug im Charakter Taſſos bildet nun auch die Grundlage in Goethes Dichtung. Ich bitte Sie, meine verehrten Zuhörer, mich bei einem kurzen Gange durch das Werk zu begleiten, wobei unſer Geſichtspunkt ſein ſoll, daß wir dieſes Schwanken des Helden zwiſchen den äußerſten Gefühlen, dem zum Himmel Aufjauchzen und zum Tode Betrübtſein, verfolgen. Wir werden in dieſem Zuge wie den Grundgedanken des Werkes, ſo auch das Band finden, welches die Handlung zuſammenhält.

Der Anfang der Dichtung verſetzt uns in durchaus glückliche Zuſtände. Eine wunderbare Anmut iſt über den erſten Szenen ausgebreitet, und wenn wir auch manches von dem edlen Dichterjüngling hören, was uns für ſeine Zukunft beſorgt machen muß, ſo teilen wir doch gerne die Hoffnungen und Erwartungen, welche ein edler Fürſt und hochgeſinnte Frauen von ihm hegen. Auch Taſſo ſcheint dieſe allgemeine Stimmung des Glückes zu teilen. Und ſie erfährt alsbald eine mächtige Steigerung. Er überreicht das nach langer Mühe vollendete Werk, das ihn zum Lieblingsdichter ſeines Volkes machen ſollte, ſeinem Fürſten und erhält von der Hand der im Stillen geliebten hohen Frau den Lorbeerkranz, der vom Haupte Vergils, des größten epiſchen Dichters ſeiner Nation, auf das ſeine übertragen wird. Aus der Hand der Liebe den Kranz des Ruhmes! Das ergreift den Jüngling mit wunderbarer Gewalt. Wie in einer Viſion fühlt er ſich verzückt und den Heroen des Geiſtes und der That aller Zeiten zur Seite geſtellt. Ganz und rückhaltlos überläßt er ſich dem hohen Gefühle des Ruhmes; er empfindet nur allzu lebhaft die Bedeutung des Augenblickes. Die Ernüchterung läßt nicht lange auf ſich warten.

Antonio tritt in den Kreis, dem er fremd geworden ist. Er teilt nicht die Begeisterung für den Dichter; mit rauher Hand hemmt er seinen hohen Flug und führt ihn recht derb in die Wirklichkeit zurück. Wir wollen es Tasso gerne glauben, daß nicht sowohl die kleinliche Bekrittelung seines Lorbeers, auch nicht das Lob Arioſts, das ihm zu seiner Demütigung entgegengehalten wird, ihn so sehr niederschlägt und kränkt, als vielmehr der Einblick in jene Welt des Handelns und der That, deren Bild Antonio so farbenprächtig vor ihm entrollt. Da fühlt er plötzlich den eigenen Ruhm, in dem er eben noch schwelgte, verblassen und zunichte werden; er fühlt sich wie ein Echo, einen Widerhall am Felsen verschwinden und empfindet nur ganz seinen eigenen Unwert.

So haben wir den ersten schroffen Übergang von hohem Glücke zu tiefer Niedergeschlagenheit mit durcherlebt. Hier faßt ihn die Hand der Freundin, der Geliebten und sucht ihn zur rechten Stimmung über sich selbst zurückzuleiten. Da ihr Zuspruch nicht helfen will, so wendet sie ein Mittel an, das freilich nicht vergeblich ist, das aber wie ein Gift auf den erregten Jüngling wirken muß: sie läßt ihn, wenngleich verhüllt, so doch klar genug erkennbar, ihre Liebe spüren. Was Tasso sich selbst kaum zu gestehen, was er nicht zu hoffen wagte, sieht er erfüllt. Was hilft es, daß die Prinzessin ihm jetzt Mäßigung und Weisheit anrät: er fühlt sich wie in einen Traum, in einen Taumel versetzt, und nun möchte er durch irgend ein großes Werk sich der Neigung würdig zeigen, die ihm ohne sein Verdienst zuteil geworden ist; er wünscht, daß irgend eine gräßliche Gefahr vor ihm aufsteige, er sucht nach einer gewaltigen That. Nicht nur als Dichter, als Helden möchte er sich bewähren und die Liebe verdienen, die ihm das Vertrauen der Geliebten schenkt. Zunächst und vor allem aber will er dem Wunsche der Prinzessin folgen und sich dem Manne freundschaftlich näheren, der ihn eben noch gekränkt hat. In solcher Stimmung trifft er mit Antonio zusammen. In raschem Ansturme fordert Tasso von dem älteren, erprobten, vielbewanderten, von ihm so verschiedenen Manne die Erklärung einer innigen Herzensfreundschaft, die nur lange Gewöhnung zwischen Gleichgesinnten herstellen kann.

Er verlangt Unmögliches und wird zunächst kühl und ruhig, dann, als er immer weiter in Antonio dringt, schroff und beleidigend zurückgewiesen. Aber diese Kränkung hat jetzt nicht den Einfluß, daß sie seinen Mut niederwirft, er erhebt sich um so stärker. Tasso will jetzt als Mann der That mit dem Schwerte in der Hand seine Ehre als Edelmann und Dichter verteidigen. Vom Spotte des Gegners gereizt, läßt er sich in einer, wenn auch unbedachten, so doch nicht unedlen Aufwallung fortreißen, entgegen dem Gesetze des Hauses das Schwert zu ziehen. Der Held befindet sich hier ohne Zweifel auf der Höhe der Stimmung, und wenn er jetzt in edlem, ritterlichem Kampfe auch unterläge, so würde ihn das sicherlich nicht niederschlagen. Aber der Schlag kommt von einer anderen Seite. Alfons, der Fürst, tritt zwischen die Streitenden. Wenn er es auch klar genug zu erkennen giebt, daß er das Verhalten Antonios mehr mißbillige als dasjenige Tassos, so kann er doch auch diesem eine leichte, fast nur andeutungsweise gemeinte Strafe nicht ersparen. Das trifft den Dichter unerwartet. Darüber wird er fassungslos. Er glaubte in seinem Rechte zu sein; jetzt muß er hören, daß er Unrecht habe. Er wird gestraft, wie ein Schulknabe, während der Beleidiger frei ausgeht. Das kann er nicht verwinden. Seine ganze Widerstandskraft ist gebrochen. Als ob er vom Leben Abschied nähme, legt er Schwert und Lorbeerkranz nieder. Er verfällt in Trübsinn und Schwermut. Ein Argwohn, durch eine unglückliche Fügung veranlaßt, ergreift ihn mit krankhafter Gewalt. Er bohrt sich immer tiefer in die trostlosesten Gedanken und Hirngespinste und will sich aus denselben nicht befreien lassen. Er glaubt sich von allen verraten und verlassen, auch von der Geliebten. Die Bemühungen der Freunde um ihn hält er für eitel Blendwerk und Verstellung, denen zu begegnen er sich nun auch selbst verstellen und heucheln will.

So tief sehen wir den edelsten Geist gesunken, dessen Flug noch eben so hoch und mutig ging. In dieser Umdüsterung und Umnachtung des Gemütes begegnet er der geliebten Prinzessin. Sie offenbart, da sie anders dem Freunde nicht helfen kann, in ihrer Not ihm ihr volles Herz, sie zeigt ihm ihre ganze Liebe. Vor dem Hauch ihrer Worte, ihres reinen Geistes, muß der düstere Traum, der ihn

befangen hielt, verschwinden. Aus dem tiefsten Elende reißt ihn das Geständnis ihrer Liebe plötzlich zur höchsten Höhe des Glückes empor. Aber das Licht, das dem Unglücklichen so unerwartet erscheint, kann ihm nicht zur Rettung dienen, es blendet ihn. Sein zerstörter Geist hat nicht die Kraft, sich zu fassen. Er hat zu oft sich maßlos seinen Gefühlen überlassen, als daß er jetzt die Mäßigung fände, die im Glücke nötiger ist als im Unglück. Und so vernichtet er selbst das Glück in dem Augenblicke, da er es in Händen hat. Wir sehen Tantalus, dem die Frucht, die sich dem Munde naht, in die Lüfte entführt wird. Dem Überwallen des Gefühles folgt augenblicklich der Gegenschlag. Und nun, da er die That begangen hat, die ihn auf immer von diesem Orte, von den geliebten Menschen trennen muß, fühlt er sich das innerste Gebein zerschmettert, und er lebt, um es zu fühlen. „Verzweiflung faßt mit voller Wut mich an und in der Höllenqual, die mich vernichtet, wird Läst'rung nur ein leiser Schmerzenslaut.“

So hat sich dreimal vor unseren Augen die Stimmung des Helden erhoben, um dreimal stets tiefer und hoffnungsloser herabzustürzen. Es sind wie Schwingungen, die immer stärker werden, bis endlich der Faden zerreißt. Weil Tasso sich im Glücke wie im Unglücke nicht mäßigen kann, so schwankt sein rascher Geist, wie Antonio sagt, leicht von einer Grenze zu der anderen. Diesen Gedanken haben wir vom Anfang des Werkes bis zum Schlusse sich folgerichtig entwickeln sehen. Er bildet das Band, das die Handlung, die ganz auf dem Gebiete des Seelenlebens sich abspielt, zusammenhält und führt uns die feste Einheit und den unzerreißbaren Zusammenhang des Stückes klar vor Augen.

Aber ein bedeutender Litterarhistoriker ist durchaus anderer Ansicht. Hettner stellt in seinem vortrefflichen Werke, der „Litteraturgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts“, die Behauptung auf, daß Tasso an störender Zwiespältigkeit der Motive leide. Es mangele ihm, sagt er, die zwingende Einheit und Folgerichtigkeit, ja sogar die innere Wahrheit des Grundgedankens. Er sucht diese Ansicht auf folgende Weise näher zu beleuchten. In den beiden ersten Akten, sagt er, sei der Eindruck überwiegend, daß es auf die Verherrlichung der unverbrüchlichen Rechte des Genius und

*

der Bildung abgesehen sei, gegenüber der ungehörigen Anmaßlichkeit vornehmer Beschränktheit: entsprechend der Stimmung Goethes bei dem ersten Entwurfe. Später, als der Dichter an die Fortsetzung des Werkes ging und die drei letzten Akte entstanden, sei sein Ideal ein anderes geworden. Hier werde der Sieg der sittlichen Besonnenheit und Selbstbeschränkung über das ausschweifende Gefühlsleben der Phantasie gefeiert. Wenn auch Goethe die beiden ersten Akte bei der Wiederaufnahme der Dichtung überarbeitet habe, so sei doch hier der erste Entwurf verhältnismäßig wenig verändert worden und seine Grundgedanken seien dieselben geblieben. So erkläre sich aus der Entstehung des Werkes die Zwiespältigkeit seiner Motive.

Hettner begründet seine Behauptung vornehmlich durch einen Hinweis auf den künstlerischen Bau des Dramas. In jedem wohlgegliederten Drama, sagt er, bilde der dritte Akt den eigentlichen Höhepunkt, auf welchem die Schuldverstrickung des Helden zum offenen Ausbruch komme; in der Goetheschen Tassotragödie dagegen sei der dritte Akt nur eine neue Exposition, welche den Charakteren, besonders dem Tassos, eine andere Grundlage gebe als sie bisher hatten, und auf diese veränderte Charaktergestaltung sei einzig der weitere Verlauf der Handlung und die Katastrophe gebaut. Diesem Urteile steht das der meisten anderen Litterarhistoriker schroff gegenüber. Ich nenne hier insbesondere Gustav Freytag, der in der „Technik des Dramas" den künstlerischen Bau des Tasso als musterhaft anführt und gerade den dritten Akt für den Höhepunkt des Stückes erklärt.

Um auf diese Frage einzugehen, müssen wir an einiges Bekannte zu besserer Verständigung kurz erinnern. Das moderne Drama baut sich in der Regel in fünf Akten auf. Den ersten nennen wir den der Einleitung. Wir werden in die Stimmung versetzt, die dem Werke das Gepräge giebt; wir werden mit den Personen bekannt gemacht; es werden die ersten Fäden der Verwickelung geschlagen. In dem zweiten Akte, dem der Steigerung, wird diese Verwickelung durch neu hinzutretende Momente weiter fortgeführt. So steigt die Handlung zum dritten Akte, dem des Höhepunktes. Hier muß irgend ein Ausbruch, eine Entscheidung erfolgen, durch welche nach der guten oder der verhängnisvollen Seite

hin die weitere Entwickelung der Handlung bedingt wird. Dieser Umschwung wird im vierten Akte dargestellt. Es macht sich die Wirkung des Gegenspieles geltend, neue Motive setzen ein, in dem Helden selbst werden Kräfte erregt, welche bis dahin schlummerten. So treibt die Handlung dem Ausgang, der Katastrophe zu, die den fünften Akt bildet.

Sehen wir uns hierauf Goethes Tasso an, so müssen wir uns dem Urteile Hettners durchaus anschließen, daß der dritte Akt unmöglich den Höhepunkt der Handlung enthalten kann. Es sind die Unterhaltungen zwischen der Prinzessin und Leonore, zwischen Leonore und Antonio, deren Hauptinhalt die Frage ist, wie dem schwer getroffenen Dichter wieder aufzuhelfen sei. Tasso selbst, die Hauptperson, tritt gar nicht auf. Gustav Freytag nun sieht den Höhepunkt in dem „Bekenntnis, welches die Prinzessin gegen Leonore von ihrer Neigung zu Tasso ablegt." Aber erstlich haben wir dies Geständnis schon aus ihrem eigenen Munde, und zwar dem Helden selbst gegenüber, ziemlich deutlich vernommen, und wir haben gesehen, welch gewaltsame Wirkung es auf ihn hervorbringt. Ferner und vor allem kann jener Ausbruch des Gefühles oder der That, den wir mit dem Höhepunkte bezeichnen, sich nur auf die Hauptperson, also auf Tasso, beziehen. Jenes Geständnis der Prinzessin gegen Leonore aber übt keinen Einfluß auf den Fortgang der Handlung aus: es wird dem Unglücklichen sogar absichtlich verheimlicht.

Wenn wir nun auch so weit mit Hettner übereinstimmen, so müssen wir doch den Folgerungen, die er zieht, auf das entschiedenste widersprechen. Wenn der geistige Mittelpunkt des Stückes nicht im dritten Akt liegt, so wird er eben anderswo zu finden sein. Jene Hauptentwickelungsstufen: die Erregung, die Steigerung, die Höhe, den Umschwung und die Katastrophe muß jedes Drama haben. Aber daß dieselben sich mit den fünf Akten decken, daß sie überhaupt in fünf Akten sich entfalten müssen, steht nirgends geschrieben. Insbesondere hat Goethe sich an eine solche äußerliche Regel nicht gebunden.

Wie durchsichtig und klar und zugleich wie kunstvoll mit der Hauptidee des Stückes verwoben der Bau des Dramas ist, werden

wir erkennen, wenn wir das eben Gesagte mit dem zusammenhalten, was vorher über das Auf- und Abwogen der Stimmung des Helden dargelegt ist. Das erste Anschwellen des Gefühles, das wir beim Dichter beobachtet haben, da er den Kranz des Ruhmes aus der Hand der Geliebten empfängt, bildet die Erregung und — im Sinne dieses Seelendramas — den Beginn der Verwickelung. Durch das Eingreifen Antonios tritt die Steigerung ein. Indem die Prinzessin die Niedergeschlagenheit des Helden, die durch Antonios Dazwischenkunft hervorgebracht ist, zu heilen sucht, treibt sie, ohne es zu wollen, den Helden auf der verhänguisvollen Bahn maßloser, leidenschaftlicher Seelenbewegungen weiter. So kommt es zu der Auseinandersetzung mit Antonio, die den Angelpunkt der Handlung bildet. An dieser Stelle sehen wir den Helden in seinem ganzen Glanze. Er tritt aus seinem Gefühlsleben heraus und will zur That übergehen. Es ist die erregteste Szene des ganzen Werkes. Kein Zweifel, daß hier der Höhepunkt wie der Stimmung des Helden so auch des kunstvollen Baues des Dramas ist. Und alsbald setzt auch der Umschwung ein mit dem Eintritt des Fürsten und der Strafe, die er über den Dichter verhängt, und die eine so niederschmetternde Wirkung auf ihn ausübt. Daß nun diese Szenen am Schlusse des sehr ausgedehnten zweiten und nicht am Anfang des sehr kurzen dritten Aktes stehen, kann selbstverständlich ihre Bedeutung nicht mindern. Für diese recht nebensächliche äußere Verteilung der Szenen hatte Goethe seine wohlerwogenen Gründe; sie liegen in der Reihenfolge des Auftretens der Personen und sind lediglich lokaler Art: wovon sich jeder, der das Stück darauf hin ansieht, ohne Mühe überzeugen kann.

Mit dem dritten Akte beginnen die Bemühungen der Freunde, die zwar das Beste des unglücklichen Helden bezwecken, die sich aber zu seinem Schaden verkehren. Es ist besonders die Intrigue der „kleinen schlauen Mittlerin", Leonorens, die das treibende Element in den Szenen bildet, die zur Katastrophe hinüberführen. Sie will aus dem Streite der Männer einen Vorteil für sich ziehen und ihn dazu benutzen, um Tasso von Ferrara weg an ihren Hof in Florenz zu locken, mehr aus Eitelkeit und Gefallsucht, um durch die Freundschaft des Dichters und seine Lieder

verherrlicht zu werden, als um seiner selbst willen. Dieser Selbstsucht opfert sie nach kurzem Bedenken das Glück ihrer Freundin. So nähert sie sich Tasso mit schmeichelnden, gewinnenden Worten. Aber er empfindet in seiner Schwermut mit dem Scharfblicke des Wahnsinnigen, daß sie es nicht so meint, wie sie sagt. Er glaubt, sie sei abgesandt, um ihn zu bestimmen, Ferrara freiwillig zu verlassen, damit man sich seiner auf eine bequeme Art entledige. Hier hakt sich der Argwohn fest, der nun in ihm Platz greift und bald alle seine Empfindungen beherrscht. Und da Leonore so wenig wahrheitliebend ist, daß sie ihm von den Gefühlen der Prinzessin nur eine unrichtige Kenntnis giebt, so glaubt er auch von der Geliebten aufgegeben und verraten zu sein. Die ganze Leidenschaft seiner zerrütteten Seele wirft sich auf diesen Punkt. Dieser Argwohn ist die Grundlage und Erklärung der Katastrophe. Denn weil er ganz in diesem Irrwahn befangen ist, muß die Aufklärung aus dem Munde der Prinzessin und das Geständnis ihrer Liebe auf den halb Wahnsinnigen die Wirkung haben, daß er keine Grenze der Mäßigung mehr achtet. Wenn das zweite Aufwallen des Gefühles den Höhepunkt bezeichnet, so bildet dies letzte plötzliche Emporsteigen zum höchsten Glücke und der sofortige jähe Absturz ins Unglück die Katastrophe.

In dreimaliger Erregung bewegt sich die Seele des Dichters auf und nieder, um wie die Meereswoge beim letzten Anschwellen in der Brandung zu zerschellen. Diesen Vergleich giebt uns Goethe selbst an die Hand. Es ist wie eine Zusammenfassung der ganzen Tragödie, wenn Tasso am Schlusse sich mit der Welle vergleicht, die der Sturm des Schicksals und der Leidenschaft aufwühlt:

„— — Die Welle flieht
Und schwankt und schwillt und bäumt sich schäumend über."

Man wirft dem Tasso den Mangel an äußerer Handlung vor: die innere ist dafür um so reicher und bewegter. Es ist vor allem das Herz des Künstlers, das uns in diesem Drama vor Augen geführt wird, des Künstlers, dessen leicht erregbarer und beweglicher Geist allzu schnell den Eindrücken der Außenwelt nachgiebt und allzu tief die Stacheln empfindet, die das Leben ihm eindrückt und die er um so schärfer fühlt, je mehr er an Triumph gewöhnt und durch

den Beifall verwöhnt ist. Wie manches Künstlerleben hat wie das Tassos in Verzweiflung und Wahnsinn geendet. Wie mancher hat wie er das Maß der Empfindungen nicht zu wahren vermocht, die Schranken nicht erkannt, die allem Irdischen gesetzt sind und sich in den Abgrund gestürzt, den tiefsten, der in uns selbst liegt, in den es so „reizend ist sich hinabzustürzen".

Aber nicht nur ein Gemälde der Künstlerseele giebt uns Goethe im Tasso, sondern ein Bild der menschlichen Seele überhaupt. Wer ist unter uns, der nicht die Empfindung schon gekostet hätte, daß wir im Glücke am leichtesten durch Unglück und Widerwärtigkeiten zu verletzen sind! Dies Schwanken der Empfindungen von der Höhe bis zur Tiefe ist Menschenschicksal. Wir erinnern uns der Worte aus dem Gesang der Geister über den Wassern: „Des Menschen Seele gleicht dem Wasser; vom Himmel kommt es, zum Himmel steigt es, und wieder nieder zur Erde muß es, ewig wechselnd." Das Wort, das man als Motto über das ganze Werk setzen könnte, „des Menschen Herz ist ein trotzig und verzagtes Ding", gilt von jeder Seele.

Man hat wohl darüber gestritten, ob Tasso eine Tragödie oder ein Schauspiel sei: ein müßiger Streit. Goethe äußert einmal, das Motiv des Tragischen sei das Abscheiden. Dazu braucht es nicht Gift noch Dolch, nicht Spieß und Schwert. Das Abscheiden aus lieben Zuständen, an denen unsere Seele hängt, wenn es uns durch die Notwendigkeit unerbittlich auferlegt wird, ist nur eine andere Form des Tragischen. Ja, wenn ein äußerer Schicksalsschlag dem Leben Tassos ein Ende setzte, so würde das Stück befriedigender schließen. Dies ist gerade das Trostloseste in seiner Verzweiflung, daß er sich das innerste Gebein zerschmettert fühlt, und daß er lebt, um es zu fühlen.

Wir wissen, daß Goethe lange nach einem befriedigenden Abschlusse des Werkes gerungen hat. Die Lösung kam ihm schließlich wie ein Glücksfund. Antonio tritt dem verzweifelnden Tasso zur Seite, reicht ihm die Freundeshand und erklärt, ihn in dieser Not nicht lassen zu wollen. Und Tasso nimmt die Hand des Mannes, den er für seinen ärgsten Feind gehalten hat, mit Dank: er giebt sich besiegt. Wir würden die Absicht des Dichters durchaus ver-

kennen, wenn wir hierin mit Hettner einen Sieg Antonios über Taſſo, des Staatsmannes über den Gefühlsmenſchen, erblickten. Auch iſt nicht viel damit gewonnen, wenn man ſagt, die Verbindung der bisherigen Widerſacher bedeute die Verſöhnung des Idealismus mit dem Realismus. Taſſo erkennt, daß und worin er gefehlt hat, er erkennt die ewigen Geſetze an, denen jeder Geiſt ſich fügen muß. In dieſer Erkenntnis des Fehlers, in der Erkenntnis der Notwendigkeit, der niemand entgehen kann, liegt eine Verſöhnung.

Aber noch eine höhere Verſöhnung läßt uns der Dichter am Schluſſe des Werkes erblicken. Taſſo ruft Antonio zu:

„Allein bedenk' und überhebe nicht
Dich deiner Kraft! Die mächtige Natur,
Die dieſen Felſen gründete, hat auch
Der Welle die Beweglichkeit gegeben."

In dieſer Woge, in dem Herzen des Dichters ſpiegelt ſich die Welt ſo ſchön, wenn ſie mit leuchtenden Geſtirnen ſich zeigt. Dieſelbe Woge wird durch das Schickſal vom Grund aus aufgewühlt. Wenn das Herz des Künſtlers nicht ſo beweglich wäre und allen Eindrücken ſo lebhaft nachgäbe, ſo könnte es nicht die Leiden der Menſchheit empfinden, und nur wer ſie kennen gelernt hat, kann das menſchliche Daſein nach Breite und Tiefe ermeſſen. Es wirkt klärend und verſöhnend, wenn Taſſo am Schluſſe ruft:

„Die Thräne hat uns die Natur verliehen — —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefſte Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Menſch in ſeiner Qual verſtummt,
Gab mir ein Gott zu ſagen, wie ich leide."

So erhebt uns der Dichter zu der Erkenntnis, daß das Leiden notwendig iſt, um der Seele des Künſtlers die letzten, tiefſten, ergreifendſten Töne zu entlocken.

Gestern Vormittags halb Zwölf Uhr starb mein geliebter Schwiegervater, der Grofsherzogl. Sächsische wirkliche Geheime-Rath und Staatsminister

JOHANN WOLFGANG VON GOETHE,

nach kurzem Krankseyn, am Stickflufs in Folge eines nervös gewordenen Katharrhalfiebers.

Geisteskräftig und liebevoll bis zum letzten Hauche, schied er von uns im drei und achtzigsten Lebensjahre.

Weimar, 23. März 1832.

OTTILIE, von GOETHE, geb. von POGWISCH, zugleich im Namen meiner drei Kinder, *WALTHER*, *WOLF* und *ALMA* von *GOETHE*.

Goethes Todesanzeige.

Nach einem Originale in gleicher Größe
aus der Sammlung des Herrn Kammerherrn **Hugo von Donop**
zu Frankfurt a. M.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

Zur Feier von Schillers Geburtstag.

3. Schillers Stellung zum Pessimismus.

Von Herrn Professor Dr. Theobald Ziegler aus Straßburg.

(11. November 1888.)

Wenn ich heute, wo wir wiederum in pietätvollem Sinne unseres großen Dichters gedenken und seinen Geburtstag festlich begehen, von Schillers Stellung zum Pessimismus zu Ihnen zu reden mir vorgesetzt habe, so könnten Sie leicht auf die Vermutung kommen, daß es ein äußerer Anlaß sein möchte, der mich gerade auf dieses Thema geführt habe. Und ein solcher äußerer Anlaß läge ja nahe genug: Frankfurt die zweite Heimat des Philosophen, unter dessen Zeichen der Pessimismus unserer Tage zu einem geschlossenen Systeme geworden ist und zur welterobernden Macht zu werden sich anschickt, und 1888 das Jahr seines hundertjährigen Jubiläums, das denn auch mit Fug und Recht hier bei Ihnen gefeiert worden ist. Aber es war doch nicht dieses zunächst Liegende, sondern ein anderes Größeres, was mich nach diesem Thema greifen ließ. Das Jahr 1888 ist für unser deutsches Volk ein Jahr der Verluste und der Trauer gewesen: zweimal umflorten sich Fahnen und Standarten, zweimal geleiteten wir einen Kaiser zu Grabe — zuerst den Greis, mit dem die jungen Traditionen unseres neuen Reiches so tief und innig verwachsen waren, daß wir uns dasselbe ohne dieses sein erstes, ehrwürdiges Haupt kaum zu denken vermochten; und dann den Mann in der Vollkraft der Jahre, den Sieger in Schlachten, den liebenswürdigen, humanen Menschen, den Beschützer von Kunst und Wissenschaft, den Freund des Friedens und der Freiheit. Unerbittlich riß auch ihn der Tod ins frühe Grab und mit ihm sank soviel des Schönen und Herrlichen dahin — eine ragende Säule, in der Mitte abgebrochen, das ist das

Bild dieſes auf die Sonnenhöhe des Daſeins geſtellten und ſo jäh unſeren Blicken wieder entſchwundenen Fürſtenlebens. Deſſen gedachte ich, als an mich die Aufforderung erging, heute zu Ihnen von Schiller zu reden, und ich gedachte zugleich jenes 9. Mai im Jahre 1805, wo ſchon einmal in dieſem Jahrhundert das Schickſal, roh und kalt, eingriff in das Leben eines Fürſten, damals eines Fürſten im Reiche der Geiſter, eine ragende Säule niederbrach, eine Fülle von Hoffnungen vernichtete und ihnen ein allzufrühes Grab bereitete. Und es wollte mich bedünken, als ob ſolche dies nefasti im Leben eines Volkes, ſolche irrationale Wunden, die ein blindwaltendes Schickſal ſchlägt, mehr als alles andere dazu angethan wären, uns hadern zu laſſen mit ſolchem Fatum und die vorwurfsvolle Frage auf unſere Lippen zu drängen: Warum das? Hier müßte der Peſſimismus einſetzen und nicht in jenem trivialen Abwägen von Luſt und Unluſt im Leben des Einzelnen, das doch niemals zu einem ſicheren, einem reinlichen und entſcheidenden Reſultate führen kann; denn hier, in ſolchen Verluſten wertvollſten Menſchendaſeins liegen die nie ganz auszurottenden Wurzeln ſeiner Kraft. Und doch, wenn wir gerade die Männer, deren vorzeitiger Tod uns zu ſolch peſſimiſtiſcher Klage Anlaß zu geben ſcheint, ſelbſt befragen könnten, würden ſie uns Recht geben in dieſen Klagen über das Schickſal, in unſeren Zweifeln am Glück? Von Kaiſer Friedrich wird das niemand glauben, der ihm einmal in ſeinen geſunden Tagen ins ſtrahlende Auge geblickt, oder der den Geiſt hat zu ſich ſprechen laſſen, der in ſeinen öffentlichen wie in ſeinen privaten Kundgebungen ſich uns erſchließt. Und von Schiller — von ihm wollen wir eben heute hören, wie er über ſolche Fragen gedacht hat.

Drei Gründe ſind es, welche uns zum voraus vermuten laſſen könnten, daß Schiller das Leben peſſimiſtiſch gewertet, d. h. auf menſchliches Glück im Einzeldaſein reſigniert verzichtet, an der Erreichung alles Höchſten und Beſten durch den Menſchen gezweifelt und nicht geglaubt habe an die Möglichkeit eines geſchichtlichen Fortſchritts im großen und ganzen. Schiller war Tragiker und kannte als ſolcher „das große, gigantiſche Schickſal, welches den Menſchen erhebt, wenn es den Menſchen zermalmt“,

erkannte es als das Recht alles Endlichen, auch des Mächtigſten und kraftvollſt ſich Regenden, zu unterliegen im Kampfe, zu ſcheitern und unterzugehen. Und Schiller war Idealiſt oder, wie er es nannte, ſentimentaliſcher Dichter, der die Natur ſuchte, weil wir ſie verloren haben, und entweder ſatiriſch dieſe unſere Entfernung von der Natur, dieſen Widerſpruch zwiſchen Wirklichkeit und Ideal mit ſcharfem Worte ſtrafte oder elegiſch aus ſeiner durch das Ideal begeiſterten Bruſt Klagen ausſtrömen ließ um jene verlorene Natur, um dieſes ewig unerreichte Ideal. Und Schiller war endlich ein aus der Schule Kants Hervorgegangener, und von Kant haben ja philoſophiſche Vertreter unſeres modernen Peſſimismus nachweiſen wollen, daß er der eigentliche Vater dieſer Geiſtesrichtung ſei und daß er alles, was er für die Ethik geleiſtet habe, nur geleiſtet habe, ſofern er Peſſimiſt geweſen. Das ſind die Gründe a priori; allein ſolche Gründe können trügen, und deshalb wollen wir zuſehen, ob ihnen die Wirklichkeit entſpricht.

Schiller war Tragiker: war er darum auch Peſſimiſt? Zunächſt wird man, ganz abgeſehen von prinzipiellen Erwägungen über das Weſen des Tragiſchen, ſehr geneigt ſein, dieſe Frage zu bejahen, wenn man, chronologiſch verfahrend, die drei erſten Stücke des Dichters ins Auge faßt. Entrüſtungspeſſimismus — ſo nennt man dieſe Art des Wetterns und Scheltens über die Erbärmlichkeit der Welt und der Zeit, über die Schlechtigkeit und Niedertracht der Menſchen, über die Ungerechtigkeit des Schickſals in der Verteilung menſchlichen Glückes. Welt, Jahrhundert, Geſellſchaft, Staat, Kirche, Schule, Wiſſenſchaft — alles iſt ſo, daß man am beſten thut, daraus wegzulaufen und ſich in die böhmiſchen Wälder zu flüchten, um dort als Räuber „die Parteilichkeit der Vorſehung gut zu machen und die Scharten ihres Schwertes auszuwetzen.“ Und die Weltgeſchichte iſt eine große Komödie, die Freiheit eine Phraſe in dem Munde Ehrgeiziger, Revolutionen werden umſonſt gemacht, weil groß Gedachtes von Kleingeſinnten entweiht wird, lehrt uns der Fiesko. Das Grundübel aber, die Wurzel all dieſer menſchlichen Schlechtigkeit und all dieſes menſchlichen Elends iſt die Unnatur unſerer Verhältniſſe, ſind die Intriguen und Kabalen, welche liebende Herzen auseinanderreißen

und die Rechte dieſer Herzen, das ſchöne Vorrecht tiefer, edler Leidenſchaft in egoiſtiſcher Frivolität mit Füßen treten. So ſchildert Schiller in ſeinen drei erſten Stücken die Welt, ſeine Welt. Grell genug ſind die Farben, laut genug iſt die Stimme des Entrüſteten, der zwiſchen ſeinen Idealen und der ſchlechten Wirklichkeit, zwiſchen der Natur und einer verfaulenden, ausgehöhlten Kultur keinen Zuſammenhang mehr findet und mit ſeinem Meiſter Rouſſeau, wie dieſer erfüllt von Bitterkeit und Haß gegen die unidealiſche Welt und getragen von einer wahrhaft hinreißenden Rhetorik, den Racheſtahl gegen Fürſten und Republikaner, gegen Adel und Beamte, gegen Pfaffen und Höflinge, gegen Reiche und Sittenloſe ſchwingt.

Und etwas von dieſer Stimmung iſt in Schiller geblieben ſein Leben lang, alle ſeine Tragödien geben davon Zeugnis, in tyrannos — der Tyrannei und dem Despotismus gilt der Kampf: nicht etwa nur in dem Übergangsſtück, dem Don Carlos, worin er urſprünglich religiöſen Fanatismus und kirchliche Unduldſamkeit zu geißeln ſich vorgenommen hatte und wo dieſe Abſicht ihre deutlichen Spuren zurückließ, auch nachdem der Plan ein anderer geworden war, ſondern auch in den ſpäteren Dramen finden wir, ſeiner zwar und gehaltener, maßvoller und vergeiſtigter, ähnliche Gedanken wiederholt. Der Wallenſtein iſt ja in gewiſſem Sinne nur eine Variation zum Thema des Fiesko; und wie düſter und hoffnungslos tönt hier das Wort, mit welchem Thekla den unter den Hufſchlag ſeiner Pferde geworfenen Freund beklagt: „Das iſt das Los des Schönen auf der Erde!“ Aber noch eine andere Idee taucht hier auf, die für Schiller von beſonderer Wichtigkeit wird, die Schickſalsidee. „Die Kunſt“, ſo ſagt er, „ſieht den Menſchen in des Lebens Drang und wälzt die größ're Hälfte ſeiner Schuld den unglückſeligen Geſtirnen zu“. Den unglückſeligen Geſtirnen — klingt das nicht, wenn auch in anderer neuer Form, peſſimiſtiſch genug? peſſimiſtiſch und — was damit zuſammenhängt — quietiſtiſch zugleich. Die größere Hälfte der Schuld abgewälzt vom Menſchen, ſo wird dieſer zum Spielball in der Hand dunkler Schickſalsmächte und mag nur immer thatenlos zuſehen, wie das Unglück unaufhaltſam ſich gegen ihn heranwälzt,

ihn ergreift und nicht mehr losläßt, bis es ihn hinabgezogen hat in den Strudel des Todes und der Vernichtung. Und doch die Geſtirne — ſagt nicht derſelbe Dichter in demſelben Stück: „In deiner Bruſt ſind deines Schickſals Sterne“? und Schickſal — „denn ſeine Macht iſts, die ſein Herz verführt; ſein Lager nur erkläret ſein Verbrechen“? Darin beſteht ja eben die ganz wundervolle Kunſt der Wallenſteintrilogie, daß uns hier gezeigt wird, wie Schuld und Schickſal, Freiheit und Notwendigkeit in einander ſich ſchlingen und wirren: kein fremdes und feindſeliges, geheimnisvoll tranſzendentes Fatum, ſondern des Lebens Drang, der Notzwang der Begebenheiten, das ſind die Mächte, die uns gegenüberſtehen und denen wir gegenübertreten, wir mit unſerem Herzen voll von Trieben und Begierden, mit unſerem Kopf voll von Erwägungen und Gedanken, mit unſerem prüfenden, grübelnden Verſtande, mit unſerer den Knoten zerhauenden, Entſcheidung gebenden Vernunft. Wahrlich hier tritt an die Stelle peſſimiſtiſcher Entrüſtungsphraſe ein ganz anderes, der Verſuch eines durch die Schule der Philoſophie hindurchgeläuterten Dichtergeiſtes zu ringen und fertig zu werden mit den Rätſeln des Daſeins, Freiheit und Notwendigkeit, Schuld und Verhängnis gegen einander abzuwägen und das Wirkliche als vernünftig zu begreifen. Ich wüßte in der That kaum ein anderes Werk, vom Hiob an gerechnet bis auf den heutigen Tag, worin mit dieſen Fragen der Theodizee glücklicher gerungen wäre, als in dieſer Schillerſchen Tragödie: das blind waltende Schickſal iſt hier zum bunten Spiel des Lebens ſelbſt geworden, in welches der Menſch unweigerlich hineingeſtellt iſt, nicht um darin fraglos unterzugehen, wie die Blume rettungslos dahinwelkt unter den Strahlen der mittäglichen Sonne, ſondern um dieſe Welt ſeinem eigenſten Weſen gemäß auf ſich wirken zu laſſen, wie er aus ſeinem Charakter heraus auf ſie einwirkt und ſie nach ſich geſtaltet, ſei es nun zum Guten oder zum Böſen, zum Leben oder zum Tode. So bleibt im Wallenſtein keinen Augenblick ein peſſimiſtiſcher Stachel zurück: denn wir ſehen, wie das alles ſo gekommen iſt, und wir begreifen es; und iſt es auch unendlich traurig, ſo iſt es doch nicht ungerecht, nicht zufällig, ſondern es kam, wie es kommen mußte, und dieſer Gedanke einer immanenten

Ordnung der Welt — er hat etwas unendlich Verſöhnendes und Tröſtliches. Und das Leben des Helden, war es unwert, gelebt zu werden? Vielmehr wie reich war es, ſolange es aufging in dem, wofür die ganze Kraft eines großen Menſchen eingeſetzt wurde! Und in dem Augenblick, wo es wertlos zu werden droht, weil ſein großes Wollen ſcheitert, in dem Augenblick, wo für Wallenſtein das Unglück angefangen hätte, das Unglück, machtlos und klein ſein zu müſſen, da kommt der Tod, nicht als ein Bringer des Leidens, ſondern als der Freund, der vor Leiden bewahrt, ſo daß wir mit dem Bewußtſein von dem Stücke ſcheiden, daß im tragiſchen Untergang des Helden die beſte, die freundlichſte Löſung ſchweren Konfliktes liege. Tod, wo iſt dein Stachel? Hölle, wo iſt dein Sieg? dieſe Frage ſchlägt auch hier alle peſſimiſtiſchen Anwandlungen ſiegreich darnieder. Und ſelbſt Max, die tragiſchſte Figur in dieſem Stücke — wenn wir davon abſehen, daß ihn der Dichter allzu weich geſtaltet hat — er fällt als Held in der Schlacht und kann mit dem Mägdlein an Uſersgrün im Augenblick des Todes rufen: „Ich habe gelebt und geliebet!“

Es iſt weder nötig noch Zeit, an den weiteren Stücken Schillers dieſe ſeine veränderte Stellung zu den Fragen der Theodizee aufzuzeigen. Nur darauf laſſen Sie mich hinweiſen, daß nach der kurzen Abirrung des Dichters in das Gebiet der antiken Schickſalsidee (in der Braut von Meſſina) im Tell der letzte Zweifel überwunden und der Triumph des Guten und Schönen in der Welt über das Böſe und Gemeine, der Sieg der Freiheit über Tyrannenmacht und Despotenwillkür verherrlicht wird. Wer wollte angeſichts des Tell, dieſes letzten Wortes Schillerſcher Muſe von peſſimiſtiſcher Stimmung reden? In ſeiner größten Tragödie, dem Wallenſtein, war ſie in ihrer tiefſten Wurzel, in jenem rätſelvollen Doppelſpiele menſchlichen Geſchickes, in der Maria Stuart war ſie in ihrer feſteſten Poſition, mitten in des Menſchen tiefſtem Leide, in der Schwere des Duldens und dem Schmerze des Sterbens getroffen und überwunden, und im Tell iſt nun auch der letzte Schein des Peſſimismus, der dem Tragiſchen ſo leicht anhaftet, wenn man es nicht menſchlich tief genug faßt, beſeitigt und verſchwunden.

Und er war es hier auch nach jener zweiten Seite hin, die uns hatte erwarten lassen, möglicherweise eine solche Stimmung bei Schiller zu finden: der Tell hat bei aller Großheit und Erhabenheit etwas Idyllisches, das sich nicht reimt mit pessimistischem Dunkel und Düster. Und doch ist gerade das bei Schiller ein Unerwartetes, nicht von allem Anfang an Gegebenes. Schiller war ein sentimentalischer Dichter, d. h., wie schon gesagt, er suchte die Natur, weil sie uns modernen Menschen verloren sei, er war Idealist, d. h. er trennt Ideale und Wirklichkeit und trat bald satirisch polemisierend dieser Wirklichkeit gegenüber, wie wir das in seinen Jugenddramen gesehen haben, bald versenkte er sich als Lyriker elegisch trauernd in jenes verlorene Ideal. Wie pessimistisch klingt es da, wenn er in den „Göttern Griechenlands" ruft:

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder,
Holdes Blütenalter der Natur!

und wenn er von diesen Göttern klagt:

— — — — — alles Schöne,
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort,

blieb nur „fühllos", „knechtisch" „die entgötterte Natur". Wie peinvoll „der Kampf", wie trostlos die „Resignation", wovon er uns zu erzählen weiß: „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder, mir hat er abgeblüht!" „Empfange meinen Vollmachtbrief zum Glücke! Ich bring' ihn unerbrochen dir zurücke, ich weiß nichts von Glückseligkeit." Und wie könnte es auch anders sein, da ja „zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden bleibt dem Menschen nur die bange Wahl!"

Doch nicht blos ums Glück ist er betrogen, auch die Ideale sind zertrümmert:

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunk'ne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebar,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

Und wie ſchneidend klingen jene Worte des Wahns, in dem der Menſch befangen bleibt,

Solang' er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird ſiegen;
Solang' er glaubt, daß das buhlende Glück
Sich dem Edeln vereinigen werde;
Solang' er glaubt, daß dem ird'ſchen Verſtand
Die Wahrheit je wird erſcheinen!

Darum hat der Jüngling zu Sais vergebens den Schleier der Wahrheit aufgedeckt: „ſie wird ihm nimmermehr erfreulich ſein;“ und Kaſſandra verkündigt: „nur der Irrtum iſt das Leben und das Wiſſen iſt der Tod.“ So könnte man ein ganzes Peſſimiſtenbrevier aus Schillerſchen Klagen und Anklagen zuſammenſtellen.

Und dennoch — die Worte des Wahns ſind nicht ſein letztes Wort, bei Klagen und Anklagen bleibt Schiller nicht ſtehen. Die ſchöne Welt der Götter Griechenlands iſt freilich verſchwunden, aber gerade dort in dieſer griechiſchen Welt findet er nicht blos in dem verblaßten Bilde der Erinnerung, ſondern in realſter Wirklichkeit das Ideal, das er ſucht, die Natur; der „Spaziergang“ mag uns das lehren, wie er ſchließt mit den Worten: „Und die Sonne Homers, ſiehe! ſie lächelt auch uns.“ Er findet den Ausgang „aus dieſes Thales Gründen, die der kalte Nebel drückt“, er findet den Nachen über den Strom, „der ergrimmt dazwiſchenbrauſt“, wenn es auch ein Wagnis iſt, ihn zu beſteigen:

Du mußt glauben, du mußt wagen,
Denn die Götter leih'n kein Pfand;
Nur ein Wunder kann dich tragen
In das ſchöne Wunderland.

Die Ideale ſind zerronnen, aber zwei Begleiter ſind geblieben, die liebend, tröſtend bei uns ausharren — Freundſchaft und nie ermattende Arbeit. Und auch die Ideale ſelbſt, die Ideale des Schönen und des Wahren — ſie ſind doch kein leerer Wahn; denn

Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht ſahn,
Es iſt dennoch das Schöne, das Wahre.
Es iſt nicht draußen, da ſucht es der Thor;
Es iſt in dir, du bringſt es ewig hervor.

Das iſt der Idealismus Schillers, dieſe Innerlichkeit ſeiner Weltauffaſſung, dieſe Freiheit, dieſes Aufſichgeſtelltſein des Geiſtes,

dieſe Unabhängigkeit von allem Äußeren und Äußerlichen, von Schickſal und Glück, es iſt ſein Wagemut, der es aufnimmt mit einer Welt, und ſein Arbeitsmut, der ringt und ſtrebt, auch wo die Ideale in unendlicher Ferne unerreichbar vor ihm ſtehen, auch wo ein Bau der Ewigkeiten zu bauen iſt. In dieſem Geiſt und Sinn findet dann der ſentimentaliſche Dichter die verloren geglaubte Natur wieder: „Reiner nimmt er ſein Leben von ihrem reinen Altare, nimmt den fröhlichen Mut hoffender Jugend zurück.“ Jetzt iſts kein Wunderland mehr, wohin nur Wunder tragen können, jene Region, wo „alle Zweifel, alle Kämpfe ſchweigen in des Sieges hoher Sicherheit“; jetzt weiß er, daß „auch aus der Sinne Schranken Pfade aufwärts führen zur Unendlichkeit“. Die Angſt des Irdiſchen hat er gelernt von ſich zu werfen, zu fliehen aus dem engen, dumpfen Leben, und ſo hat er „des Ideales Reich“ gewonnen, und hier

Rauſcht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchſchneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden.

Und neidlos kann er nun, da er im ſtrengen Dienſte der Muſen dieſes Höchſte ſich errungen hat, andere ſelig preiſen, ſelig preiſen das Glück deſſen,

— — welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt ſchon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
Welchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöſet,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt.

„Zürne dem Glücklichen nicht“, ſo ruft er, „daß den leichten Sieg ihm die Götter ſchenken, und

Zürne der Schönheit nicht, daß ſie ſchön iſt, daß ſie verdienſtlos,
Wie der Lilie Kelch, prangt durch der Venus Geſchenk,
Laſſ' ſie die glückliche ſein, du ſchauſt ſie, du biſt der Beglückte,
Wie ſie ohne Verdienſt glänzt, ſo entzücket ſie dich.

Wer dächte dabei nicht an die Weisheit Salomos, die Paul Heyſe gipfeln läßt in dem Wort: „Fremder Freuden ſich neidlos freun, iſt aller Weisheit Krone“?

Aber, ſo könnte man fragen, iſt das nicht ein ſo Sublimes und Feines, nicht ein ſo Erklügeltes und Gekünſteltes, daß nur wenige Auserleſene Schiller folgen können auf jenen Pfaden

in die Welt des Ideals? und dieſe Welt ſelbſt — iſt ſie nicht eine Welt ſchönſeligen Schwelgens in äſthetiſchen Gefühlen ohne Kraft und Saft, ohne That und Energie, eine optimiſtiſche Täuſchung ohne Wahrheit und Leben? Doch man darf die Frage nur ſtellen, ſo iſt ſie auch ſchon verneint: Schiller ein ſchönſeliger Schwelger und Genießling! Ja, wenn wir ihn nicht kännten, ſchon als Schüler und Anhänger Kants könnte er das nicht ſein. Aber eben das führt uns auf das letzte: als Schüler Kants — war er nicht eben als ſolcher, wenn und wo er konſequent ſein wollte, dennoch Peſſimiſt? Denn Kant, ſo ſagt man uns, war der Vater des Peſſimismus. So ſagt man uns — als ob damit, daß Kant aufhörte, ein Freund jenes gedankenloſen Optimismus zu ſein, wie ihn die Aufklärungsphiloſophie immer läppiſcher und kleinlicher ausgeſtaltete, damit, daß er kritiſch vorſichtig die Frage der Theodizee für theoretiſch unlösbar erklärte, als ob er damit ins andere Extrem verfallen und Peſſimiſt geworden wäre, als ob er darum den Fortſchritt der Menſchheit in der Geſchichte zu immer höherer Vollkommenheit jemals geleugnet hätte! Ja wie konnte der Philoſoph, der alle Anſprüche der Sinnlichkeit auf Luſt und Glück, allen Egoismus und Eudämonismus ſo gründlich abwies und verabſcheute, die nur auf dem Erfahrungswege zu löſende und thatſächlich unlösbare Frage nach dem Überwiegen von Luſt oder Unluſt als eine Entſcheidung heiſchende, als eine unſere Weltanſchauung beſtimmende betrachten, auch wenn er ſie gelegentlich ſtreifte? Ihn intereſſierte doch einzig nur die Vernunft und ihr kategoriſcher Imperatio, einzig nur der erhabene Gedanke der Pflicht und die Frage, ob und wie man ihr genüge. Und ein Kantianer ſollte in dieſem Punkte von dem Meiſter abgewichen ſein und anders gedacht haben als er? Freilich, Schiller dachte anders in Einem, darin nämlich, daß er weniger rigoriſtiſch oder, um es gleich zu ſagen, weniger peſſimiſtiſch als Kant Neigung und Pflicht für vereinbar, Sinnenglück und Seelenfrieden nicht erſt im Jenſeits wie dieſer, ſondern ſchon auf Erden für zwei kommenſurable Größen hielt und im Begriffe der ſchönen Seele die Möglichkeit dieſer Syntheſe gegeben glaubte. Iſt er auch keinen Augenblick gewillt, den Anſprüchen der Pflicht etwas zu vergeben und

von der Erhabenheit und Würde dieſes Führers durchs Leben ſo überzeugt wie Kant, ſo iſt er doch imſtande, indem er eine Neigung zur Pflicht und Pflichterfüllung mit Neigung, aus Neigung gelten läßt, dem Glück eine Pforte offen zu halten, die für Kant verſchloſſen war; und ſo findet er, der Freund der Griechen, der Freund Goethes, in dieſen die Verwirklichung eines göttergleichen Lebens, das in der That „ewigklar und ſpiegelrein und eben“ dahinfließt wie das Leben der ſeligen Götter im Olymp.

Wie Schiller ſo den Rigorismus der Kantiſchen Moral überwindet durchs Schöne, ſo überwindet er durch denſelben Gedanken der Kunſt das falſche Rouſſeauſche Naturideal: nicht rückwärts in der rohen Natur liegt ein goldenes Weltenalter, deſſen Verluſt wir zu beklagen hätten, ſondern vorwärts heißt es für das durch die Kunſt zum Höchſten zu erziehende, durch die Sitte frei und mächtig werdende Menſchengeſchlecht: wie den Dichter das Schöne über Kant, ſo läßt den Kulturhiſtoriker die Kunſt über Rouſſeau hinaus und beidemale einer optimiſtiſchen Anſchauung zuſtreben.

So hat Schiller den Peſſimismus, dem ſeine Anfänge in der That nahe genug gekommen waren, in ſich und in ſeinen Werken überwunden. Aber indem er durch peſſimiſtiſche Stimmungen aller Art hindurchgegangen war und dazu noch eine Lebensſchule durchgemacht hatte, wie ſie härter und ſtrenger nur wenigen Sterblichen auferlegt ward, iſt er nicht einem mattherzigen und weichlichen, einem oberflächlichen und gedankenleeren Optimismus anheimgefallen, ſondern er hat den Peſſimismus in ſich „aufgehoben“ in dem Doppelſinne dieſes Wortes, d. h. er hat ihn überwunden und das Wahre an ihm feſtgehalten und als Bauſteine eingefügt in eine ſittliche Weltanſchauung von ſolcher Kraft und Stärke, von ſolcher Tiefe und ſolchem Reichtum, daß es dem Peſſimismus ſchwer genug fallen dürfte, fertig zu werden mit dieſem Optimismus, den die Pflicht geſtählt und die Schönheit verklärt hat.

Und eben das iſt es, was mir an dieſer Stellung Schillers zum Peſſimismus ſo wichtig und bedeutend erſcheint, die ſiegreiche Kraft, mit der er ihn in ſich niedergerungen hat und die darum ſo überzeugend und machtvoll aus ſeinen Werken zu uns ſpricht. Ich halte in der That den Peſſimismus, wie ihn der Frankfurter

Philoſoph begründet hat, für eine ſchwere Krankheit im Körper unſeres Volkes, — nicht als ob ich nicht wüßte, daß wir nur zu oft allen Grund haben entrüſtet zu ſein über die Welt, wie ſie iſt, nicht als ob ich ſtumpf wäre gegen das Erdenleid, gegen das Elend und den Jammer um uns her, oder blind und taub gegenüber menſchlicher Bosheit und Schlechtigkeit, menſchlicher Kleinheit und Erbärmlichkeit. Aber ich bin überzeugt, daß wir mit all' dem nur dann hoffen dürfen fertig zu werden oder vielmehr Sandkorn nur für Sandkorn abzutragen von dieſer Bergeslaſt, die mit ihren dunkeln Schatten auf der Menſchheit lagert, wenn wir uns davon nicht klein kriegen laſſen, wenn wir nicht verſinken in vornehme Reſignation oder uns gefallen in weltſchmerzlicher Zerriſſenheit. Und darum müſſen wir uns umſehen nach den führenden Geiſtern, welche uns in unſeren dunkelſten Stunden hinweghelfen über ſolche Stimmungen und unſerem ganzen Volke Mittel an die Hand geben können, um geſund zu werden von dieſer böſen Krankheit. Und da ſcheint mir immer wieder allen voran die ewig jugendliche Poeſie Schillers ſich anzubieten, die nichts vertuſcht vom Weltleid und Weltelend und dennoch weiß, daß die Welt deswegen nicht aufhört ſchön zu ſein, daß das Leben trotzdem wert iſt gelebt zu werden, die dennoch keck ausruft:

Freude heißt die ſtarke Feder
In der ewigen Natur.
Freude, Freude treibt die Räder
In der großen Weltenuhr.

Was aber dieſes unſer Leben lebenswert macht, das zeigt uns Schiller auf in unſerer eigenen Bruſt — die Freiheit iſt es im Leben der Einzelnen, wie im Leben der Völker, die Pflicht iſt es und die Arbeit, der ſich auch das Schwerſte fügen muß, und die Natur iſt es und die Schönheit, die keinem verſchloſſen bleibt, der reinen Sinnes und hellen Auges, heiteren Blickes und feſten Schrittes ſeinen Weg durchs Leben geht; ſo wird der Dichter des Kampfes und der Reſignation zum Dichter des Hymnus „An die Freude".

Ob wir ihm dabei folgen wollen, ihm, dem das Leben es ſo ſchwer gemacht hat und der dafür uns das Herz ſo leicht, das

Auge so hell, den Sinn so frei macht, oder jenem anderen, dem der Lebensweg so bequem und behaglich dahinlief und der dafür mit seiner pessimistischen Philosophie sich und uns das Herz und das Blut vergiften wollte? Die Antwort sollte nicht schwer fallen, so meinte ich; da ließ mich ein Blick in die neueste Schillerbiographie noch einen Augenblick mit dieser Antwort zögern; denn sie hebt mit den Worten an: „Als Student war ich ein Schillerhasser", und das glaubt der Verfasser aussprechen zu sollen, weil es „typisch" sei für unsere Tage. Unsere gebildete Jugend soll Schiller hassen? Nein, noch glaube ich das nicht; aber wenn dem so wäre, dann würde ich meinen, daß wir eben Tage wie den heutigen benützen müssen, um Alarm zu blasen, um Sturm zu schlagen gegen eine Generation, die so abgefallen wäre von den besten Traditionen ihrer Väter. Denn wofür wollte sie ihn eigentlich hassen? daß er nicht zum voraus mit einstimmte in die trübseligen Lamentationen unserer Pessimisten und Miserabilisten? daß er uns nicht einführt in die schlechte Gesellschaft unserer jungrealistischen Dichter? Ich denke, da ist kein Grund zum Hassen, wohl aber aller Grund zum Dank dem Manne, der uns empfänglich macht für die Freude an allem Großen und Erhabenen, der unsere sittlichen Kräfte weckt und stählt und uns den Mut giebt, zu glauben an Ideen und, wo es nötig ist, auch freudig Opfer zu bringen für Ideen. In diesem Sinne ist uns Schiller unverloren; so lebt — schützend, reinigend, heilend — sein Geist unter uns fort; und so löst sich auch die Frage, die ich zu Anfang stellte, als ich seinen frühen Tod beklagte:

Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.

Aber nur „das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab": die Thränen, die Klagen, sie zeigen, daß ein Schönes, ein Großes, ein Herrliches von uns genommen ist; aber was schön und groß und herrlich war, das hat gelebt für alle Zeiten. Und darum verstumme die Klage, versiege die Thräne, und es bleibe der Dank, und es bleibe die Freude, daß er der Unserige gewesen ist und noch immer ist, ein guter Genius unseres deutschen Volkes, wie wir ihn, ich meine es, heute nötiger brauchen als je!

Feſtſitzung.

(22. Dezember 1888.)

4. Zur Ehrung des Herrn Dr. Theodor Müller, des Stifters des Hochſtiftsvermögens.

Von Herrn Profeſſor Dr. V. Valentin zu Frankfurt a. M.

In dieſen Tagen, am 19. Dezember, ſind es acht Jahre her, daß Herr Dr. Theodor Müller die Augen geſchloſſen hat, der Mann, welcher dem Hochſtifte ein beträchtliches Vermächtnis hinterlaſſen und ihm dadurch ſeine zweite Begründung gegeben hat. Die Verwaltung des Hochſtiftes hat daher geglaubt dem bleibenden Danke, welchen ſie dem hochherzigen Erblaſſer ſchuldet, auch einen ſichtbaren Ausdruck verleihen zu ſollen,*) umſomehr als Stiftungen, welche zur Förderung des geiſtigen Lebens gemacht werden, verhältnismäßig ſeltener ſind als ſolche, die der Verpflegung erkrankter und der Verſorgung hilflos gewordener Mitmenſchen gewidmet ſind. Es mag dies außer dem in frommer Geſinnung liegenden Antriebe beſonders auch darin begründet ſein, daß bei Wohlthätigkeitsſtiftungen die Wirkungen unmittelbar und klar nachweislich zu Tage treten, während ſich bei wiſſenſchaftlichen Stiftungen die Berechnung der unmittelbaren Wirkung leichter entzieht. Aber es möchte doch noch ein anderer Grund obwalten. Für eine Wohlthätigkeitsſtiftung bedarf es in erſter Linie eines mitfühlenden Herzens, das von den Leiden der Menſchheit ergriffen iſt: ein ſolches Mitgefühl iſt etwas rein Individuelles und braucht zu ſeinem Vorhandenſein nicht erſt den Zuſammenhang mit dem einer beſonderen Zeit eigentümlichen Gepräge ihres Thuns und Treibens. Wer aber ein das geiſtige Leben förderndes Vermächtnis ſchafft, muß nicht nur ſelbſt von geiſtigem Streben erfüllt ſein: er muß auch in dem großen Strome des geiſtigen Lebens ſtehen, welcher ſeine Zeit bewegt, er muß ſich mit ihm eins fühlen und ihm eine ſolche Bedeutung zuerkennen, daß er ihm Förderung und dauernde

*) Die Verwaltung hat eine Büſte des Verſtorbenen herſtellen laſſen. Sie iſt auf Grund langjähriger perſönlicher Bekanntſchaft ſehr ähnlich und höchſt charakteriſtiſch von Herrn Karl Rumpf von hier geſchaffen worden und wird im Goethehauſe aufgeſtellt werden.

Erhaltung verschaffen will. Gerade hier in Frankfurt läßt es sich deutlich verfolgen, wie Stiftungen, mögen sie nun von Einzelnen durch Schenkungen ausgehen oder sich in Gesellschaften mit bestimmten Zielen der eigenen Arbeit darstellen, im engsten Zusammenhange mit den großen geistigen Strömungen der Zeit stehen, aus ihnen hervorgehen und durch sie ihr bleibendes Gepräge erhalten. Seit einem Jahrhundert scheinen gerade hier alle diese Stiftungen und Gesellschaften eine einzige gemeinsame Quelle zu haben.

Es war bald nach der Beendigung des großen Krieges um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, daß, 1767, der Versuch gemacht wurde, in Frankfurt eine Akademie für Maler zu gründen. Dieser Versuch ging von den Männern aus, welche in Goethes Vaterhaus verkehrten und auf des Herrn Rat Veranlassung hin vom Grafen Thoranc, dann aber von ihm selbst beschäftigt worden sind: Junker, Hirth und besonders Christian Georg Schütz. Es war die Zeit, in welcher schon die Empfindung durchzubrechen anfing, daß die Bildkunst einer Neubelebung bedürfe, in welcher aber von Seiten der Künstler das Heil noch in dem akademischen Studium der aus der Beobachtung des Schaffens früherer Meister als sicher gewonnen erachteten Regeln gefunden wurde. Der Plan scheiterte. Allein aus der mit ihm gegebenen Anregung ging ein Zeicheninstitut hervor, welches der Kupferstecher Cöntgen unter anfangs großem Beifalle begründete. Daß er dennoch keinen rechten, dauernden Erfolg gewinnen konnte, hatte in erster Linie seinen Grund in der Persönlichkeit Cöntgens, welcher in marktschreierischer Weise mehr seinen Gewinn als die Sache zu fördern verstand.*) In unmittelbarem Anschluß an dieses Institut ist nun aber ein weit größerer, umfassenderer Plan entstanden, der nichts Geringeres bezweckte als Künste, Wissenschaften und praktische Vorbereitungen in einer großen Anstalt zusammenzufassen, welche ohne Zweifel, wenn sie so, wie sie geplant war, zur Ausführung gekommen wäre, ein groß-

*) Näheres hierüber in dem Aufsatze „Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert" in des Redners Werk „Über Kunst, Künstler und Kunstwerke" S. 133—146 (Frankfurt a. M. Literarische Anstalt Rütten & Loening 1889).

artiger Mittelpunkt des geiſtigen Lebens in Frankfurt geworden wäre. Der Plan liegt uns noch in einer an den Magiſtrat gerichteten Eingabe vor. Er legt nach mancherlei Richtungen hin Zeugnis von einer auffallenden Unbefangenheit und Vorurteilsloſigkeit ab, die zum Teile ſelbſt im Zuſammenhang mit den großen Bewegungen des geiſtigen Lebens im vorigen Jahrhundert überraſcht.

Der Plan beabſichtigt die Gründung einer „Akademie der freyen ſchönen bildenden Kunſt und nüzlichen Wiſſenſchaften“. Gleich der erſte Satz führt uns in den Gedankenkreis, welcher dem Ganzen ſein Gepräge aufdrückt. „Unter allen Bemühungen, welche ſich der Menſch in dieſer Welt geben kann, iſt gewiß keine ſo ſehr ſeiner Beſtimmung angemeſſen, keine ſo edel, ſo wichtig als das Beſtreben Weisheit und Tugend unter ſeine Brüder zu verbreiten.“ Gerade dieſe letzteren Ausdrücke entſpringen jener großen, von England ausgehenden Bewegung, welche für die wahre Toleranz eintrat und ihren großartigſten Ausdruck in unſerer Litteratur in Leſſing fand, deſſen ganzes Wirken eine Verkörperung dieſes Strebens iſt: ſein „Nathan“, ſeine „Geſpräche von Ernſt und Falk“ bilden darin nur einzelne hervorragende Punkte. Es ſind die Gedanken, die ihre vollendetſte künſtleriſche Darſtellung im nächſten Jahrzehnt durch Mozart fanden, als er in der „Zauberflöte“ den Kampf des Reiches des Lichtes mit den dunklen Mächten der Nacht ſchilderte und Weisheit und Tugend im Kreiſe der Brüder den Sieg finden ließ. Dieſer Hinweis auf die Bedeutung des Beſtrebens Weisheit und Tugend zu finden konnte aber in keinem bedeutſameren Jahre an den Tag treten: das Jahr 1781, in welchem Leſſing ſeine Augen ſchloß, iſt das Jahr, in welchem ſich Schiller zum erſten Male groß und überwältigend der Welt offenbarte, in welchem das Werk, das ihn zu künſtleriſcher Höhe führen ſollte, die Odyſſee, durch Voſſens Überſetzung ein Gemeingut der Deutſchen wurde, in welchem ſein Führer auf philoſophiſchem Gebiete, Kant, ſein epochemachendes Werk erſcheinen ließ.

Der Verfaſſer jenes Planes findet nun den Grund dafür, daß das von ihm aufgeſtellte Ziel ſo oft nicht erreicht wird, in einer mangelhaften Erziehung. Er weiſt darauf hin, wie ſchon in anderen „Reichs- und Handlungsſtädten“ beſondere Schulen für

Kunst und Wissenschaft errichtet worden sind, wie „der Mann, dem die Natur und das Schicksal zeitliches und geistiges Vermögen gegeben“ hat, sich kein größeres Verdienst erwerben könne, als „wenn er zu zweckmäßiger Erziehung, zu Aufklärung und Bildung des Menschengeschlechts sein Schärflein beiträgt“, indem er „den folgenden Generationen die Wege der Weisheit bahnet, daß sie da anfangen können zu arbeiten, wo andere fähige Köpfe aufgehört haben“. Der Verfasser freut sich der „Institute zur Versorgung und Pflege unserer dürftigen Kranken und abgelebten Mitmenschen“, findet aber, daß „eine Anstalt, welche höhere Bildung in den Künsten und Wissenschaften zum Zweck“ hat, noch fehlt. Gerade der Beifall, welchen das Zeicheninstitut gehabt hat, erweckte den Gedanken, es zu befestigen, zu erweitern und es auf nützliche Wissenschaften auszudehnen. Er zählt nun die ganze Fülle von Wissenschaften auf, welche gelehrt werden sollen, und betont dabei wiederholt die dem Kaufmanne nützlichen, wie Handelsgeographie, Warenkunde, praktische Anleitung zur Buchhaltung, Handlungsrechnung und Handlungsbriefe, Erklärung des Wechsel- und Handlungsrechtes, Unterricht in den neueren Sprachen, und vergißt auch die gymnastischen Übungen, Reiten, Fechten und Tanzen, nicht. Bei der Einrichtung der Kunstschule betont er besonders den Unterricht in „anatomischen Zeichnungen und solchen, welche dem Baumeister und Handwerker zunächst nüzlich sind“. Es sollen Fremde ebensogut wie Einheimische zugelassen werden, ebenso „keine christliche Religionsparthey“ ausgeschlossen werden. „Damit aber das Werk nicht bloßes Projekt bleibe, damit das Publikum That und Frucht sehe, wollen verschiedene Freunde und Kenner der Wissenschaften, so lange als noch keine salarirte Lehrer angestellt sind, ihre Kenntnisse in eines jeden Fache unentgeltlich den Lehrbegierigen mittheilen.“ Es werden sodann die Vorteile auseinandergesetzt, welche eine solche Anstalt zu bringen vermöchte. Der Buchhändler soll nicht mehr nötig haben, für seine Verlagsartikel den Künstler in der Ferne zu suchen, der Fabrikant und Professionist, „welcher ohne Zeichenkunst nie etwas anderes als geschmacklose, plumpe und steife Produkte hervorbringen kann, wird Gelegenheit haben, Gefühl und Kenntnis des Schönen zu erlangen . . und seinen Arbeiten

die Eleganz und das Geschmackvolle zu geben, das unser Zeitalter fordert, und das noch so manchen Arbeiten der Ausländer einen Vorzug vor den teutschen Producten verschafft". Es wird gegen das Vorurteil zu Felde gezogen, „als könne wo Handlung blüht, keine Fabrik emporkommen", es wird darauf hingewiesen, daß diejenigen, welche sich der Handlung, den Fabriken widmen, nicht genötigt sein werden, „diese Kenntnisse empirisch und handwerksmäßig zu lernen, sie werden richtige Grundsätze fassen, ohne welche man keine Wissenschaft anders als seicht, langsam und schwer lernt," und endlich darauf, wie nützlich es sei, „wenn in einer volkreichen und opulenten Stadt der begüterte Bürger Gelegenheit bekommt, seine leeren Stunden auszufüllen, wenn ihm Geschmack an Wissenschaft und Kunst eingeflößt, und er gereizet wird, für sie etwas zu verwenden". Denn man hat sich „in unseren Tagen von dem Vorurtheile weit entfernt, als seyen die Wissenschaften ein Monopol für die Gelehrten vom Handwerke; man verlangt, daß der Kaufmann, der Buchhändler, der Fabrikant, daß jeder angesehene Bürger und Privatmann in den Wissenschaften kein Fremdling sey, daß er seinen Kopf durch sie aufgehellt und sich zum angenehmern und lehrreichern Gesellschafter gebildet habe." Der Verfasser schließt sodann mit einem warmen Appell an die Menschenfreunde: „Das innere Bewußtsein, Tugend und Weisheit über unsere jungen Mitbürger verbreitet zu haben, wird den letzten Augenblick unseres Lebens süß und heiter machen."

Ein so weitgehender Plan hätte natürlich nicht ohne „Belastung aerarii" ausgeführt werden können: allein das „aerarium" ließ sich nicht belasten, und so mußte der Plan scheitern. Aber was in einer großen Masse nicht erreicht werden konnte, das fand nach seinen verschiedenen Gebieten verteilt im Einzelnen seine Ausführung und zwar ohne „Belastung aerarii" durch die Bürger Frankfurts selbst. Schon 1793 macht Städel sein erstes Testament, das 1812 und 1815 erneuert, mit dem Tode des Stifters 1816 in Kraft trat: das Städelsche Kunstinstitut mit einer Kunstschule, welche besonders auf die Ausbildung des Handwerks Rücksicht nehmen soll, wird eröffnet. Neben die Bildkunst treten die schönen Wissenschaften und die Musik. 1808 wird das „Museum" gegründet, welches früher

beide Richtungen pflegte, jetzt sich ausschließlich der Pflege der Musik widmet, deren Studium durch Dr. Hochs großartige Stiftung im „Dr. Hochschen Konservatorium“ seit 1874 einen bedeutsamen Mittelpunkt gefunden hat. Aber auch die nützlichen Wissenschaften fanden ihre Pflege: 1816 wurde die „Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Künste und Wissenschaften“, die sogenannte „Polytechnische Gesellschaft“ gegründet, welche seitdem nach vielen Richtungen hin auf das segensreichste wirkt. Hier sei nur auf die Schöpfung der Handelsschule 1861 hingewiesen, welche sich zur Aufgabe stellt dem jungen Kaufmann ein in das Wesen seines Berufes und des Betriebes desselben eindringendes, ihm die Gründe seines Verfahrens zum Bewußtsein bringendes Verständnis verbunden mit sachlichen Kenntnissen und praktischen Übungen zu vermitteln. Die Anstalt ist mit den Schulen der Polytechnischen Gesellschaft 1876 in die städtische Verwaltung übergegangen und besteht noch in den „Handelsklassen“ der Wöhlerschule. Eine zweite hier inbetracht kommende Schöpfung der Polytechnischen Gesellschaft ist die Kunstgewerbeschule, welche das Ziel verfolgt, das Handwerk künstlerisch zu gestalten, guten Geschmack zu verbreiten und uns so durch eigene gute Schöpfungen von der Herrschaft der Ausländer befreien zu helfen. Aber auch die Wissenschaften selbst erfuhren bedeutsame Förderung. 1817 wurde im Anschluß an das Senckenbergianum die „Naturforschende Gesellschaft“ gebildet, welche seit 1827 wissenschaftliche Vorträge halten läßt; 1824 schloß sich der „Physikalische Verein“ an, 1836 der „Verein für Geographie und Statistik“. Alle diese und so manche andere Vereine haben allmählich das vereinzelt ausgeführt, was jene Akademie als eine große Anstalt geplant hatte, und man wird sagen dürfen, daß gerade die ersten Stiftungen und Gesellschaften noch in bewußtem Anschluß an jene erste, große Anregung geschaffen worden sind.

Was soll nun aber neben allen diesen Stiftungen und Vereinigungen das „Hochstift“? Wir müssen uns daran erinnern, daß es im Jahre 1859 gegründet worden ist. Es ist die Zeit des Wiederauflebens des deutschen nationalen Geistes: was 1848 ersehnt, aber nicht erreicht worden war, wurde wieder lebendig, und man suchte auf anderen Wegen die immer notwendiger werdende

Verkörperung der Einheitsbestrebungen. Ein frischer Zug politischen und geistigen Lebens ging durch das Volk, dessen Sehnsucht nach freier, großer, einheitlicher Gestaltung auch einen Träger suchte, der in vollem Maße von ihr Kunde geben könnte. Wer hätte dazu geeigneter sein können als Schiller, der Lieblingsdichter der Deutschen, dessen Sehnsucht nach Erreichung des Ideales sich so leicht auf alle Verhältnisse übertragen ließ, dessen Worte so leicht in jedem Sinne mannhaften Strebens gedeutet werden konnten? Da berief, um der Einheit der geistigen Bewegung, welche damals alle Deutsche in allen Ländern erfaßt hatte, einen dauernden Ausdruck zu geben, Herr Dr. Otto Volger eine Versammlung, welche am 23. Oktober in der Loge Carl auf der Gallusgasse zusammentrat. Dort entwickelte er seinen Plan, einen freien „Gelehrten- und Künstlerhof", d.h. eine Akademie, und eine freie Hochschule zu gründen. Als Akademie sollte das Hochstift der Mittelpunkt des gesamten geistigen Lebens in Deutschland werden. „Der Verein soll eine lebendige Vertretung der gesamten deutschen Bildung sein, und alle seine Glieder mit dem Gefühle der Einheit und Gemeinschaft durchdringen. Das Ansehen, welches gewisse, besonders ausländische Gelehrtenhöfe und Körperschaften von Staatswegen, und nur allzuoft unter großer Benachteiligung der Würde des Deutschtumes in Anspruch nehmen, soll dieser Verein als Gesamtausdruck des gebildeten Teiles des deutschen Volkes ausüben." (S. 4, I. Bericht.) Man muß in der That den „kühnen Mut" bewundern, der trotz des dem Gründer sehr wohl bewußten „ungeheuren Abstandes" zwischen Mitteln und Zweck ein solches Wagnis unternahm; aber man wird sagen müssen, daß ein solches Unternehmen von Anfang an krankte: an äußerer Unmöglichkeit, da geradezu unerschöpfliche Geldmittel dazu gehört hätten, um etwas auch nur Annäherndes zu schaffen, an innerer Unmöglichkeit, weil, wenn selbst die äußeren Mittel dagewesen wären, dennoch eine solche Konzentrierung unmöglich gewesen wäre: sie widerspricht dem deutschen Geiste, dem Charakter der deutschen Wissenschaft. So mußte diese Schöpfung scheitern, und sie hätte sich sicherlich nur kurze Zeit und nur in kümmerlicher Form erhalten, wenn nicht der Gründer den glücklichen und in hohem Grade zu schätzenden Gedanken gehabt hätte,

das seit Jahren in Privathänden befindliche Goethehaus für das Hochstift anzukaufen. Das ist ein bleibendes Verdienst, nicht nur für Frankfurt, sondern über Frankfurt hinaus, für alle Kreise, welchen Goethe teuer ist. Das Goethehaus ist denn auch der Rettungsanker gewesen, der das Hochstift vor dem Untergange bewahrt hat. War doch damals das Gebahren dazu angethan, das Hochstift dem schlimmsten der Flüche preiszugeben, dem Fluche der Lächerlichkeit. Und doch war ein gesunder Keim da: es kam nur darauf an diesen zu erkennen und die Mittel zu besitzen, um ihn ins Leben zu rufen. Diesen gesunden Keim hat Dr. Müller erkannt. Von Dr. Müller selbst wissen wir nur wenig: es geht ihm wie Städel und wie fast all den Männern, die ihr ganzes Interesse auf einen einzigen Punkt richten und, um diesem die Möglichkeit eines künftigen dauernden Daseins zu gewähren, ihr irdisches Leben schlicht und einfach führen: das, wonach wir sie beurteilen müssen, ist die große Gesinnung, aus welcher sie die segensreichen Stiftungen geschaffen haben und die wir als ihren eigentlichen Charakter bezeichnend für sie in Anspruch nehmen müssen. Ein solcher Mann hat denn auch dem Hochstifte die Gabe gespendet, welche eine gesunde Entwickelung verbürgt. Um diese zu erlangen, mußte aber alle Phantasterei beseitigt werden. Es ist thöricht fliegen zu wollen ohne Flügel zu haben. Wo die nicht sind, da heißt es entschlossen die Füße zum Gehen zu gebrauchen: man kommt freilich nur langsam vorwärts, aber man kommt vorwärts.

So versagte denn zunächst die Behörde die Genehmigung der Auszahlung des Kapitals bis solche Satzungen vorlägen, welche eine gedeihliche Gestaltung und Entwickelung verbürgten. Und glücklicherweise fanden sich die Männer, welche trotz verzweifelten Widerstandes neue Satzungen durchbrachten und welche nach Pensionierung des Gründers den Boden schufen, auf welchem die kleine Pflanze ihre gesunde Nahrung, ihr Wachstum finden konnte. Unvergessen sei das Verdienst dieser Männer, von welchen hier nur zwei nicht mehr Anwesende genannt sein mögen, Herr Senator Dr. Berg († 1887) und Archivrat Dr. Grotefend. Der Kampf dauerte lange, die Wogen gingen hoch. Es war eine Zeit, von der wir

lieber schweigen. Allein sie ging vorüber, und so konnte endlich 1884 die Neugestaltung beginnen und das Kapital zur Auszahlung kommen. Die inzwischen aufgelaufenen Zinsen überließ die Familie des Erblassers in hochherziger Weise der Stiftung, welche damit das Goethehaus schuldenfrei machen konnte. Am 30. Mai 1884 wurde den neuen Satzungen gemäß der Verwaltungsausschuß gebildet. Er ist in allem, was Vermögensverhältnisse und innere Ordnung betrifft, die höchste Behörde der Stiftung und vertritt die Hauptversammlung, welcher er vorarbeitet. Diese tritt regelmäßig einmal im Jahre zusammen, um über die Vorschläge, über die Haushaltung und andere Punkte (Satz 20) ihre Beschlüsse zu fassen: in allen fraglichen Punkten hat sie die höchste Entscheidung. Neben dem Verwaltungsausschuß steht das Pflegamt. Dieses hat die Vermögensanlage und -verwaltung nach Maßgabe der Beschlüsse der Hauptversammlung und ohne selbständiges Verfügungsrecht zur Aufgabe: so sind Verfügung über das Vermögen und Verwaltung des Vermögens vollständig getrennt. In der Auszahlung verfährt das Pflegamt den Beschlüssen der Hauptversammlung gemäß, welcher es in Übereinstimmung mit dem Verwaltungsausschuß den Haushaltungsplan vorlegt. Auf solche Weise ist der Bestand der Stiftung, die Sicherheit der geschäftlichen und der finanziellen Verwaltung gewährleistet. Für die Erfüllung der geistigen Aufgabe sorgt eine besondere Behörde. Innerhalb der Mitglieder besteht eine Akademische Abteilung. Sie umfaßt alle die Mitglieder, welche sich auf den Gebieten von Wissenschaft und Kunst selbstthätig erweisen: die Zugehörigkeit ist also nicht an erworbene Berechtigungen geknüpft, wie sie Akademien und Universitäten verleihen, sondern an die eigene Thätigkeit, wie sie sich aus dem Berufe oder aus der Beschäftigung mit geistiger Arbeit irgendwelcher Art ergiebt. Je nach dem Fache gliedert sich die Akademische Abteilung in Fachabteilungen. In jeder Fachabteilung wird ein Vorsitzender und ein Stellvertreter gewählt. Diese Einzelausschüsse der Fachabteilungen treten zu einem „Gesamt-Ausschuß“ zusammen, welcher der „Akademische Gesamt-Ausschuß“ heißt. Er ist der Leiter der geistigen Arbeit, so weit sie für die Gesamtheit inbetracht kommt: er entwirft den Lehrplan, er ordnet die Lehr-

gänge, die Einzelvorträge, er sorgt für die Herstellung der Berichte, für Lesezimmer, Bibliothek, Goetheschatz u. s. w. Für ihre inneren Arbeiten ist jede Abteilung durchaus selbständig. So kann sich das Doppelleben entwickeln, das sich seit der ersten Bildung des Akademischen Gesamt-Ausschusses, im Februar 1885, in reichster Weise gestaltet hat. Die Satzungen schreiben vor, daß der Akademische Gesamt-Ausschuß erst dann ins Leben tritt, wenn drei Fachabteilungen gebildet sind. Im Januar 1885 konnten deren fünf gebildet werden: die Abteilungen für Geschichte, Bildkunst und Kunstwissenschaft, Naturwissenschaft, Schöne Wissenschaften und Soziale Wissenschaften. Die Satzungen verlangen, daß ein Mitglied der Fachabteilungen nur in einer Abteilung berechtigt ist, an der Wahl der Vorsitzenden teilzunehmen. Die zur Bildung einer Fachabteilung notwendigen 20 stimmberechtigten Mitglieder müssen also jedesmal andere sein, so daß hiermit einer Oligarchie ein kräftiger Riegel vorgeschoben ist. Seit 1885 ist eine sprachwissenschaftliche Abteilung hinzugekommen, welche in zwei Sektionen, für alte und neuere Sprachen, arbeitet; die Abteilung Naturwissenschaft hat sich zur Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften erweitert, die Abteilung für Soziale Wissenschaften zur Abteilung für Staatswissenschaften, welche in zwei Sektionen, für Volkswirtschaft und für Rechtswissenschaft, arbeitet. Diese Fachabteilungen haben seit ihrer Bildung im Februar 1885 bis zum 30. September 1888 im ganzen 177 wissenschaftliche Sitzungen gehalten. Über diese liegen meistens ausführliche Nachrichten in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes“ vor.

Von ihnen sind mancherlei Anregungen ausgegangen. Durch die neusprachliche Sektion wurde es möglich, den zweiten deutschen Neuphilologentag nach Frankfurt zu berufen. Das Hochstift begrüßte ihn durch eine von der neusprachlichen Sektion hergestellte Festschrift, welche unter dem Titel „Frankfurter Neuphilologische Beiträge“ (Mahlau & Waldschmidt, Frankfurt am Main 1887) erschienen ist. Die Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft beantragte eine Reihe von Ausstellungen, welche seit 1885 jährlich stattgefunden haben. Der zugrunde liegende Gedanke ist der gewesen, große Meister der neueren deutschen Kunst durch

die Anſchauung zum weiteren Verſtändnis zu bringen und weder bei den Künſtlern noch bei dem Publikum in Vergeſſenheit geraten zu laſſen. So verkehrt es wäre, der lebendigen Entwickelung der Kunſt einen Hemmſchuh anlegen zu wollen, ſo bedeutſam iſt es doch darauf hinzuweiſen, daß die großen Errungenſchaften der Vergangenheit nicht hinter Moderichtungen zurücktreten und in Vergeſſenheit geraten dürfen: ſie ſollen vielmehr ein bleibendes, in geſunder Weiſe zu weiterer Geſtaltung der Kunſt mitbeitragendes Element im Geiſtesſchatze des deutſchen Volkes bilden. Bis jetzt ſind in ſolcher Weiſe Führich, Ludwig Richter, Schwind und Rethel in umfaſſender Darbietung von Originalen und Nachbildungen in ihrer Geſamtentwickelung vor uns hingetreten: bleibendes Zeugnis dafür legen die für jede Ausſtellung hergeſtellten, ſorgfältig gearbeiteten Kataloge ab.

Die „Berichte“, welche einen Überblick über die geiſtige Thätigkeit des Hochſtiftes geben, tragen einen ganz beſonderen Charakter. Während ſonſt die wiſſenſchaftlichen Zeitſchriften, der ſich mehr und mehr in Parteien zerſplitternden modernen Richtung des wiſſenſchaftlichen Lebens entſprechend, Organe beſonderer Parteien oder Richtungen ſind und ſomit eine ganz beſtimmte Überzeugung vertreten, ſo liegt ein ſolcher Zweck unſeren „Berichten“ ferne. Jede Fachabteilung hat Mitglieder verſchiedener Richtungen derſelben Wiſſenſchaft; jede Richtung kommt zum Worte — wir ſind ein „freies“ Hochſtift —, jede Überzeugung kommt zum ſchriftlichen Ausdruck. So ſtellen ſich unſere „Berichte“ dar als Zeugniſſe eines allen Mitarbeitern gemeinſchaftlichen ernſten wiſſenſchaftlichen Beſtrebens, d. h. des Beſtrebens, den thatſächlichen und den urſächlichen Zuſammenhang der Dinge zu erkennen: jedes Parteitreiben bleibt jedoch von vornherein ausgeſchloſſen. Lieſt man die „Berichte“, ſo ergiebt ſich eine überraſchende Fülle wiſſenſchaftlich thätiger Mitglieder, und immerhin ſind ſie doch nur ein Teil der wirklich in Frankfurt vorhandenen wiſſenſchaftlichen Kräfte.

Während dieſe Thätigkeit darauf gerichtet iſt, das wiſſenſchaftliche Leben der Mitglieder der Fachabteilungen ſelbſt zu fördern, ſo ſucht das Hochſtift die Ergebniſſe der wiſſenſchaftlichen Arbeit auch hinauszutragen und weiteren Kreiſen zugänglich zu

machen. Wo dabei die eigenen Kräfte nicht ausreichen, welche stets in erster Linie inbetracht kommen, wird zu Vertretern der Wissenschaft auf den Universitäten gegriffen, um die Lehrgänge einzurichten. Sie haben nicht den Zweck, in die eigentliche Forschung in der Weise einzuführen, daß ein Weiterarbeiten des Hörenden beabsichtigt wird: in diesem Sinne kann das Hochstift keine Hochschule werden. Sie sollen vielmehr in sachlich tüchtiger und formell geschmackvoller Weise über die Ergebnisse der Fortschritte der einzelnen Disziplinen berichten und so das Interesse an bedeutungsvollen Fragen wacherhalten und wachrufen. Dafür sind kleinere Zyklen geeignet, welche darauf Rücksicht nehmen, daß die Zuhörer durch ihren Lebensberuf in Anspruch genommen sind und wohl eine Reihe von fünf Vorträgen ein oder mehrere Male im Winter verfolgen können, aber doch schwerlich dazu kommen würden, einen ein halbes Jahr hindurch dauernden Lehrgang regelmäßig zu besuchen.

So will das Hochstift nach zwei Seiten hin thätig sein, darin aber doch nur so weit gehen, daß keine andere wissenschaftliche Richtung, welche hier arbeitet, in ihrer Thätigkeit durchkreuzt wird. Es wäre ja sehr schön, wenn ein solcher Plan, wie er in der oben geschilderten Weise gefaßt war, seiner Zeit zur Ausführung gekommen wäre. So wie die Verhältnisse jetzt liegen, ist es kaum mehr denkbar. Wohl aber wäre es denkbar, daß zwischen den wissenschaftlichen Vereinen ein Einvernehmen zustande käme, nach welchem allen in die Öffentlichkeit tretenden Arbeiten ein einheitlicher Plan zu Grunde gelegt würde, damit möglichst der Zersplitterung der Kräfte jeder Art vorgebeugt würde. Einstweilen aber will das Hochstift nur in die Lücken eintreten, welche vorhanden sind: es hat damit genug und übergenug zu thun, zumal wenn es auch alle anderen Aufgaben erfüllen will, die ihm durch seine eigentümliche Organisation vorgeschrieben sind.

Als solche bezeichnen wir den „Goetheschatz": es soll eine Goethebibliothek allmählich geschaffen werden, welche alles enthält, was von und über Goethe geschrieben ist; sie soll sich allmählich zu einer Bibliothek der schönen Litteratur des Goetheschen Zeitalters erweitern. Hierfür sind seit 1885 bereits über Mk. 6000.— aufgewendet worden. Das Hochstift hat ferner ein Lesezimmer mit

121 wissenschaftlichen Zeitschriften: durch ein Übereinkommen mit der Stadtbibliothek kommt ein großer Teil der Allgemeinheit zugute, indem er nach einiger Zeit in den Besitz der Stadtbibliothek übergeht.

Ferner ist die Fürsorge des Hochstiftes auch andern Stiftungen gewidmet, welche sich an das Hochstift angliedern. Solcher bestehen zwei: die Neebstiftung und die Palmsonntagstiftung. (S. Anhang.)

Ein ganz besonderer Gegenstand liebevoller Pflege ist aber das Goethehaus. Aus der Geschichte des Hochstiftes ergiebt es sich, daß sich die Stiftung und ihre Wirksamkeit auch ohne das Goethehaus denken ließe, zugleich aber auch, daß in ihm recht eigentlich das Band gegeben ist, mit welchem das Hochstift, nachdem es seine Thätigkeit begrenzt, aber um so intensiver gestaltet hat, doch an die gesamte gebildete Welt angeknüpft ist. Außer den Mitgliedern, welche das Recht haben Eintritt zu verlangen, und die in den Wintermonaten auch mit ihren unselbständigen Angehörigen das Haus besuchen können, sind es jährlich über 7000 Nichtmitglieder, welche die Stätte aufsuchen, wo Goethes Genius seine ersten welterobernden Werke geschaffen hat. Demgemäß bildet denn auch die Wiederherstellung des Goethehauses einen großen Posten in unserem Haushalte. Es wird hierbei der ganz bestimmte und klare Plan verfolgt, das Haus so herzurichten, wie wir wissen, daß es war, und wo wir es nicht wissen, so, wie es nach historischen Quellen hat sein müssen oder können. Schon nach dem Erwerbe sind die ärgsten Eingriffe in den alten Bestand beseitigt worden. Aber erst seit drei Jahren hat sich eine vollständige Umwandlung vollzogen. Innerer und äußerer Anstrich, Tapeten, Decken, Öfen, Kellerthür, Möbel, Vorhänge, alles ist vorzugsweise auf Grund der noch vorhandenen Hausrechnungen hergestellt worden. Jetzt ist die Verwaltung daran, die Bibliothek des Herrn Rat neuzuschaffen. Ein Teil der Originale existiert noch. Da wir genau wissen, was da war, so werden sich nach und nach Exemplare aus der Zeit finden lassen. Eine besondere Fürsorge bildet das daneben befindliche Gemäldezimmer. Der Herr Rat beschäftigte die gleichzeitigen Künstler. Werke von diesen uns wieder zu verschaffen, ist unsere neueste Aufgabe. Da sind wir in den letzten Tagen durch ein hochherziges Geschenk unter-

ſtützt worden. Zwei treffliche Bilder von Schütz, mit Figuren von Hirth und Seekatz, ſind dem Hochſtifte durch Freunde*) geſchenkt worden und werden den Grundſtock dieſer kleinen Sammlung bilden, die zugleich für Frankfurt ein beſonderes hiſtoriſches Intereſſe bietet. So hoffen wir, durch eigene Mittel und durch Freunde unterſtützt, nach und nach vorwärts zu gehen: das Goethehaus ſoll uns Frankfurtern ein wahres Schatzkäſtlein ſein, welches Liebe und Sorgfalt nicht ſchön, nicht ſachgemäß genug ausſtatten kann, welches aber auch allen Fremden kündet, daß Frankfurts Bürger den größten Sohn der Vaterſtadt zu ſchätzen und zu ehren wiſſen.

Und all das iſt uns erſt ermöglicht worden durch die Stiftung eines hochgeſinnten Mitbürgers. Wird man es uns verdenken, wenn wir die Ehrung, welche wir ihm heute widmen, zugleich als eine Handlung betrachten, welche ein alle Frankfurter Kreiſe berührendes ſtädtiſches Intereſſe befitzt? So haben wir die Vertreter unſerer Behörden und befreundeten Vereine gebeten, hier Zeugen von dieſem Akte der Ehrfurcht zu ſein. Und wenn wir heute dem edlen Manne die Büſte weihen, die hoffentlich bald in edlerem Material auszuführen uns geſtattet ſein wird, wenn wir heute ihm den Ehrenkranz zu Füßen legen, zum Zeichen, daß wir ſein Gedächtnis hochſchätzen und hochhalten wollen immerdar, ſo dürfen wir zugleich die Hoffnung ausſprechen, daß die allmählich errungene Teilnahme für unſere Beſtrebungen auch fernerhin uns erhalten bleibe: dafür bürgt uns die Einigkeit, welche unſer Arbeiten begleitet und welche deſſen ſtetige Förderung ſichert; dafür bürgt die freundliche Geſinnung, welche uns mit gleichſtrebenden Vereinen und Stiftungen verbindet und die uns gemeinſchaftlich dem gleichmäßig erſtrebten Ziele zuführt. In dieſem Sinne darf ich mit den Worten des Dichters ſchließen, an deſſen Ehrentag das Hochſtift gegründet worden iſt:

Aus der Kräfte ſchön vereintem Streben
Erhebt ſich wirkend erſt das wahre Leben.

*) Wir dürfen auch hier ihre Namen, die nun dauernd mit dem Goethehauſe und dem Hochſtifte verbunden ſind, dankend nennen: es ſind Herr Konſul Becker und Herr Mößinger.

Anhang.

Die Reebsche Stiftung und die Palmsonntagstiftung.

Die „Reebsche Stiftung zur Unterstützung bedürftiger Tonkünstler" besteht seit dem Tode des Stifters 1878. Dieser war H. A. Reeb, Tonkünstler und Gründer sowie langjähriger Vorsteher des nach ihm benannten Reebschen Männerquartetts. Die Vermögensverwaltung liegt dem Hochstifte ob, dessen jeweiliger Vorsitzender des Verwaltungsausschusses und jeweiliger Kassierer zugleich die entsprechenden Stellungen in der Verwaltung der Reebschen Stiftung bekleiden. Die übrigen Mitglieder der Verwaltung werden von fünf Tonkünstlervereinen entsendet. Das Vermögen ist jetzt auf etwa Mk. 18000 angewachsen. Bis auf weiteres wird der größere Teil der Zinsen zur Unterstützung, der verbleibende Rest zur Vermehrung des Kapitals verwendet. Nach den Bestimmungen des Stifters „dürfen Unterstützungen sowohl reifen Tonkünstlern zur Erleichterung der Not des Lebens als auch wohlbeanlagten dürftigen Jüngern dieser Kunst zur Förderung ihrer Ausbildung überwiesen werden". Hierbei ist die Verwaltung „in bezug auf Alter, Geschlecht, Lebensstellung, Herkunft, Glaubensbekenntnis u. s. w. der Bewerber völlig unbeschränkt". Die Unterstützung begabter Knaben nach den Grundsätzen der „Palmsonntagstiftung" war der Lieblingsgedanke des Stifters; ebenso hoffte er, daß seine Stiftung in ihrer segensreichen Thätigkeit durch anderweitige Zuwendungen unterstützt würde. Solche Gaben nimmt die Verwaltung des Hochstiftes zur weiteren Beförderung in Empfang.

Die „Palmsonntagstiftung" ist von dem Geh. Regierungsrat, Gutsbesitzer Wilhelm Albrecht, Bürger zu Wiesbaden, durch den Stiftungsbrief vom 15. August 1868 gegründet worden. „Der Stifter mußte sich oft wegen seiner Sparsamkeit auslachen, wegen seines angeblichen Geizes verhöhnen und in späterer Zeit wegen seines allmählich zunehmenden Besitzes beneiden lassen. Er ertrug dies alles mit vieler Gelassenheit und durchwachte in ernsten Erwägungen manche sorgenvolle Nacht. Er wußte ja, für wen er sorgte und sparte und für wen er sich verhöhnen lassen mußte, und dankt Gott, daß es ihm, so nahe am Rande des Grabes, vergönnt ist,

den ersparten Lohn für sechzigjährige Arbeit in die Hände derer niederlegen zu dürfen, die ihn am notwendigsten brauchen und — so Gott will — mit dem besten Erfolge zu verwenden wissen werden, den jungen Pflegesöhnen der Palmsonntagstiftung!" Die Stiftung betrug 40000 Gulden, sollte aber erst in Wirksamkeit treten, wenn sie sich durch Zinseszins auf das Doppelte vermehrt hätte. Dies ist inzwischen geschehen und die ersten Spenden im Sinne des Stifters haben gemacht werden können.

Die Palmsonntagstiftung wurde so benannt, weil um die Zeit des Palmsonntages, an welchem die Religion Jesu, die alle ihre Angehörigen zu gegenseitiger Hilfeleistung, Bruderliebe und Aufopferung aller selbstsüchtigen Pläne verpflichtet, siegesfroh und vom Volke mit Jubel empfangen, in die Hauptstadt des Landes einzog, „die armen verlassenen Knaben aus der Schule, ihrer bisherigen geistigen Heimat, entlassen werden, um ohne fernere Leitung, ohne Rat und liebende Aufsicht in die ihnen so fremde, so kalte, vielbeschäftigte und doch so schöne Welt einzutreten". Sie bezweckt, „armen verlassenen Knaben und Jünglingen in irgend einer Weise Gelegenheit zur Entwickelung und weiteren Ausbildung der vielleicht in reichem Maße in ihnen liegenden angeborenen Neigungen, Anlagen und besonderen Talente für irgend eine Lebensstellung, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft zu verschaffen und sie dadurch zugleich vor Irrwegen zu bewahren, auf welche sie, ohne Stütze und sorgende Aufsicht gelassen, gerade ihr lebhafter Geist, ihr vorwärts strebender fester Wille, ihr jugendlich unbestimmter Thätigkeitstrieb und früh erwachender Ehrgeiz nur allzuleicht führen kann." Die Stiftung erhält einen besonderen Charakter dadurch, daß die Gaben nicht geschenkt, sondern nur geliehen werden. „Sie werden — geflissentlich — nicht als Geschenk, als beschämendes Almosen gegeben, sondern als unverzinsliches Darlehen auf unbestimmte Zeit, als „Ehrenschuld" betrachtet, welche den mißratenen, aus der Stiftung zu entfernenden Zöglingen erlassen, von dem wohlgeratenen Schüler aber aus dessen einstigen Erübrigungen, von seinen Verdiensten, in von ihm selbst zu bestimmenden kleinen Abschlagszahlungen dankbar zurückgenommen wird, um fort und

fort für nachkommende Geſchlechter immer wieder verwendet zu werden und neue Kräfte zu wecken, friſche Geiſtesblüten zur Entfaltung zu bringen.“ Der echt humane Sinn des Stifters tritt beſonders in den Beſtimmungen über die Berechtigung, Zögling zu werden, hervor. „Geburtsort und kirchliches Bekenntnis, ſowie bürgerliche Verhältniſſe der Eltern (auch Söhne eines Verſchwenders, Spielers, Banquerotteurs, Betrügers und Verbrechers ſollen nicht ausgeſchloſſen ſein. Sie gerade bedürfen der liebenden Vorſorge Anderer am notwendigſten) haben auf die Aufnahme keinen Einfluß, vielmehr ſind alle in irgend einem deutſchen Lande — auch der deutſchen Schweiz — in oder außer der Ehe geborene talentvolle arme Knaben und Jünglinge jeglichen Glaubensbekenntniſſes ganz gleich berechtigt, als Pflegſöhne in die Palmſonntagſtiftung aufgenommen zu werden.“

Die Verwaltung wird aus ſieben Perſonen gebildet, von welchen der Magiſtrat der Stadt Frankfurt, die Senckenbergiſche Stiftung, das Städelſche Inſtitut, die Verwaltung des Freien Deutſchen Hochſtiftes und die Loge zur Einigkeit je einen Vertreter zu beſtimmen hat. Dieſe fünf verſtändigen ſich über die Zuwahl eines erfahrenen Erziehers und eines mit Vermögensverwaltung vertrauten Geſchäftsmannes. Der ſo gebildete Verwaltungsrat hat ſeinen Sitz im Goethehauſe zu Frankfurt am Main. Der Stifter hofft, daß Zuwendungen aller Art die Ziele der Stiftung immer beſſer erreichen laſſen werden und beſtimmt, daß Privatperſonen, welche 3000 Mk. oder mehr einzahlen, das Recht einer beratenden Stimme in der von Zeit zu Zeit ſtattfindenden öffentlichen Sitzung des Verwaltungsrates erhalten. Die Verwaltung des Hochſtiftes iſt gerne bereit Zuwendungen für die Palmſonntagſtiftung in Empfang zu nehmen.

I. Monatssitzungen mit Vorträgen.

5. Die Lage der Stadt Mainz zur Zeit der französischen Herrschaft.

Von Herrn Landgerichtsrat Dr. Bockenheimer aus Mainz.
(17. Februar 1889.)

Die dritte Republik hat mit einem begreiflichen Stolze die Feier der Wiederkehr jener Tage verlangt, an welchen vor hundert Jahren der Anfang zu der völligen Umgestaltung der damaligen Verfassung und des gesamten Staatslebens in Frankreich gemacht wurde. Mit dem Hinweise auf das Ereignis vom 14. Juli 1789, auf die Erstürmung der Bastille, wird die Erinnerung an die unerhörten Gräuelthaten wach gerufen, unter welchen die Staatsumwälzung sich vollzog. Die Ausbrüche der Grausamkeit und die rasch um sich greifende Verwilderung, wovon die Geschichte der Jahre 1789 bis 1795 Zeugnis giebt, kommen in erster Linie auf Rechnung der leicht erregbaren, zu Heftigkeiten geneigten Natur der Franzosen; in zweiter Linie kommt sodann inbetracht der Widerstand, auf welchen die Bestrebungen nach einer den Bedürfnissen des Volkes entsprechenden Verfassung stießen. Da zu jener Zeit das gesamte Staatsleben Frankreichs, alle öffentlichen Einrichtungen aufs innigste mit dem von allen Seiten angegriffenen Königtume verbunden waren, so blieb nach dem Sturze des Königtums noch der Kampf mit den anderen Trägern der öffentlichen Gewalten übrig, ein Kampf, der um so gewaltiger ward, als nicht allen Beteiligten dieselbe Nachgiebigkeit innewohnte, welche bei dem Träger der Krone sich offenbarte. Aber nicht um die Erinnerung an diese Kämpfe und an die sie begleitenden Umstände handelt es sich bei der erwähnten Feier: vielmehr liegt der Schwerpunkt in der Betonung des Sieges der bewegenden Gedanken jener Zeit über die dem Königtume zu Last gelegte Verkümmerung wesentlicher

Rechte des Volkes und in der öffentlichen Bekundung der Thatsache, daß die siegreichen Gedanken und Grundsätze des Jahres 1789 heute noch das Bekenntnis des französischen Volkes und die Unterlage seiner Staatseinrichtungen bilden. Bei näherer Betrachtung erweisen sich jedoch die von den Wortführern der Bewegung aufgestellten Sätze keineswegs als das geistige Eigentum der Franzosen, sondern als das Ergebnis der Erfahrungen anderer Zeiten und anderer Völker. Verfolgt man sodann den zur Verwirklichung dieser Grundsätze eingeschlagenen Weg, so zeigt es sich, wie rasch die Franzosen die mit Erfolg betretene Bahn verlassen und wie willig sie der Verleugnung aller so laut und so feierlich verkündigten Lehren sich gefügt haben. Denn kaum war ein Jahrzehnt seit Beginn der großen Staatsumwälzung verflossen, als der unumschränkteste aller Herrscher Frankreichs die für unveräußerlich erklärten Rechte und Ansprüche des Volkes mit der Bezeichnung einer „Metaphysik des Jahres 1789" abzuthun beliebte. Seit der Zeit, da der allgewaltige Napoleon den schrankenlosen Gebrauch seiner Gewalt mit dem Verluste seines Thrones bezahlen mußte, hat das französische Volk wiederholt versucht auf den Standpunkt des Jahres 1789 zurückzukommen, ohne daß ihm dies dauernd gelungen wäre. Bleiben doch auch die heutigen Zustände in Frankreich weit hinter den im Jahre 1789 verfolgten Zielen zurück.

Unter die so rasch verleugneten Grundsätze zählt, was die Rheinländer zunächst angeht, auch jener von dem Selbstbestimmungsrechte der Völker.

Die mit ihren eigenen Angelegenheiten so sehr beschäftigten Männer des Jahres 1789 dachten wenig an das Ausland, wenn sie auch recht wohl einsahen, daß die Vorgänge in ihrem Lande nicht ohne Einwirkung auf die Verhältnisse und Zustände in den ihnen benachbarten Ländern bleiben würden. Anders verhielt es sich mit den durch die Revolution bereits viel weiter getriebenen Männern des Jahres 1792: dem Triebe der Selbsterhaltung gehorchend, verlegten sie sich auf den Krieg mit dem Auslande und entsagten dem feierlich abgegebenen Versprechen, daß Frankreich, das Selbstbestimmungsrecht der Völker ehrend, von jeder Eroberung absehen werde In welch schnöder Weise seitdem die Franzosen

sowohl unter dem Konvente, als auch unter dem Direktorium, dem Konsulate und dem Kaiserreiche in fremden Ländern Händel angezettelt haben, um dann als scheinbare Vermittler sich in die Streitigkeiten einzumischen und so der obersten Gewalt sich zu bemächtigen, ist zu bekannt, als daß es einer weiteren Ausführung in dieser Beziehung bedürfte.

Den ersten Zug nach Deutschland unternahm Cüstine, der bei der traurigen Kriegsverfassung Deutschlands die Plätze am Rheine, insbesondere Mainz, ohne irgend welche Kraftentfaltung besetzte und dadurch auf leichte Art, freilich zu seinem eigenen Nachteile, zu einem vorübergehenden Ruhme gelangte. Politisch oder militärisch den leicht errungenen Vorteil entsprechend auszunutzen, war eine viel zu ernste Aufgabe für einen so leichtlebigen Mann wie Cüstine, der am Rheine in der Rolle eines Prokonsuls sich gefiel nach dem Beispiele der von dem Konvente in das Innere Frankreichs entsandten Mitglieder der damals regierenden Volksvertretung. Indem er sich am Rheine als einen Befreier des Volkes von dem Joche der bisherigen Herrscher einführte (— „Les Français donneront au monde et la paix et la liberté“, heißt es im Chant du départ von Chenier —), übersah er den großen Unterschied zwischen der Stimmung am Rheine und dem Treiben des von den wildesten Leidenschaften aufgeregten französischen Volkes.

Von der Teilnahme an dem öffentlichen Leben durch die bestehenden Verfassungen ausgeschlossen, waren die Rheinländer noch nicht dazu gekommen, weder an der unumschränkten Gewalt ihrer Fürsten noch an den Vorrechten der herrschenden Klassen, des Adels, der Geistlichkeit und des höheren Beamtentums, Anstoß zu nehmen. Den Mainzer Kurstaat insbesondere anlangend, so fühlte der in Zünfte eingeteilte, in die bisherige Verfassung eingelebte Bürgerstand, namentlich in Mainz, sich am wohlsten, wenn er in der Bedienung des prachtliebenden Hofes und des zahlreichen, an große Bedürfnisse gewöhnten Adels ein entsprechendes Auskommen fand. Bei einem wirklich väterlichen, dabei den geistigen Bedürfnissen des Volkes Rechnung tragenden Regimente, wie es unter den Kurfürsten Emmerich Joseph und Friedrich Karl

bestand, waren die Bedingungen zu einem behaglichen Leben vorhanden. Den besten Maßstab zur Beurteilung der politischen Reife des Bürgerstandes gewährt uns die Teilnahmslosigkeit der großen Mehrheit dieser Klasse der Bevölkerung gegenüber der liberalisierenden Richtung, welche unter Kurfürst Emmerich Joseph auf verschiedenen Gebieten des Staatslebens sich geltend machte. Nicht blos deshalb, weil die großen Herren für sich allein die Rolle von Freidenkern in Anspruch nahmen, sondern mangels jeglicher Einsicht in die öffentlichen Dinge, mangels jeglicher Neigung zur Änderung der althergebrachten Verhältnisse und Zustände blieb die eigentliche Bürgerschaft der in den oberen Kreisen sich geltend machenden Strömung fern. Nachdem der letzte Kurfürst Friedrich Karl eine Zeitlang die Wege seines Vorgängers gewandelt war, lenkte er nach und nach zu strengeren Anschauungen zurück. Allein nicht umsonst hatten die geistlichen Herren mit dem Feuer gespielt, nicht umsonst hatten sie den Freisinn ihrer Umgebung und der ihnen nahestehenden Gelehrten der Hochschule gehegt und gefördert. Von einem Rücklenken in die beengenden Schranken mittelalterlicher Anschauungen war bei dem fortschrittlichen Teile der Professoren und Beamten umsoweniger die Rede, als diese, meist aus dem Auslande berufen und dem herrschenden religiösen Bekenntnisse fremd, von einem geistlichen Regimente im Grunde genommen wenig wissen wollten. Es bedurfte nur des Eindrucks der Reden feuriger Volksvertreter Frankreichs um die für politischen Fortschritt schwärmenden Mainzer Kreise mit Überdruß an den verknöcherten Zuständen des Kurstaates zu erfüllen. Namentlich war es die der englischen und der amerikanischen Verfassung entnommene Lehre von der in der Gesamtheit des Volkes ruhenden Machtvollkommenheit, welche den Wunsch nach einer Einschränkung der von dem Kurfürsten ausschließlich beanspruchten und bisher ausgeübten Gewalt nahe legte. So lange die Begeisterung für die neufranzösische Verfassung in den Geleisen freimütiger Äußerungen auf dem Lehrstuhle und in gesellschaftlichen Kreisen sich bewegte, mochte die Regierung auf den Erfolg wiederholter und ernstlicher Abmahnungen rechnen; als aber die betreffenden Kreise immer kühner wurden und zu engerem Verbande zusammentraten, da

hielt die Regierung eine strengere Überwachung für geboten, ohne damit etwas auszurichten. Nicht bloß in Mainz, auch anderwärts in Deutschland gab es damals unruhige Köpfe, die sich auch in der Presse regten, so daß sich bald eine republikanische Litteratur entwickelte. Allein weder in Mainz noch anderwärts brachte man es dahin, die Bevölkerung zu einer Auflehnung gegen die Fürsten und deren Regierungen zu verleiten. Ganz unerwartet erhielt durch den Anmarsch Cüstines die Stellung der Mainzer Unzufriedenen eine entscheidende Wendung, die es ihnen gestattete, offen zu den Grundsätzen der Republik sich zu bekennen. Die bis dahin in dem Gefühle der Sicherheit und Unantastbarkeit sich wiegende kurfürstliche Regierung ergriff bei der ersten Nachricht von dem Anmarsch Cüstines so schleunig die Flucht, daß der General wohl nicht wenig über den Erfolg seines Vorangehens erstaunt sein mochte. Ihm wie den Häuptern der damals in Paris herrschenden Partei war die Stimmung der hier gekennzeichneten Kreise wohl bekannt; wenn der General aber voraussetzte, die Hinneigung zur französischen Republik habe auch die übrigen Schichten der Bevölkerung erfaßt, so befand er sich in einem großen Irrtum, über welchen er nach wenigen Tagen seines Aufenthaltes in Mainz Aufklärung erhielt. Als Cüstine nämlich die Zünfte befragte, ob sie bei ihrer bisherigen Verfassung verbleiben wollten, antwortete ihm namens der übrigen Zünfte der Handelsstand: die Mainzer wollten bei dem Reich und bei der monarchischen Verfassung verbleiben, nur wünschten sie eine Einschränkung der bisherigen Regierungsgewalt durch Einführung von Landständen, die aus der Wahl des Volkes hervorgehen sollten. Diese Antwort, die eine Ablehnung der französischen Verfassung in sich schloß, mißfiel sowohl dem General als den Mainzer Republikanern, da beide Teile von der Furcht vor den Franzosen wie von dem üblen Eindrucke der jähen Flucht der kurfürstlichen Regierung einen anderen Erfolg sich versprochen hatten. Wie es nun zuging, daß nach einiger Zeit die Mainzer zur Annahme der französischen Verfassung, zum Eide auf sie und zur Errichtung eines rheinisch-deutschen Nationalkonventes gebracht wurden, das ausführlich darzulegen ist hier nicht am Platze; es genügt darauf

hinzuweiſen, daß die eingeſchlagenen Wege eines freien Staates in jeder Hinſicht unwürdig waren. Unwürdig war auch die Beſtimmung dieſes Konventes, der zur Aufrechterhaltung eines Scheines von dem Selbſtbeſtimmungsrechte des Volkes den Anſchluß deutſchen Gebietes an Frankreich vor den Augen der Welt zu vermitteln hatte.

Weiter als die meiſten gewollt, wurden die mainzer Republikaner auf der Bahn zum Abfalle von dem Vaterlande und zur Verläugnung wahrhaft freiſinniger Grundſätze vorgedrängt, ſeit ſie die Verbindung mit dem Mutterklub der Jakobiner nachgeſucht und erlangt hatten. Auch General Cüſtine, der in ſteter Angſt vor den Führern der in Paris regierenden Partei lebte, drängte ſo lange, bis die Mainzer Freunde der Freiheit und Gleichheit dem Vaterlande gegenüber die letzten Brücken abgebrochen hatten. Wenn es aber auch gelang, in Mainz die Einführung der franzöſiſchen Verfaſſung durchzuſetzen, ſo gelang es doch nicht, die eigentliche Bürgerſchaft für die Sache der Republik zu gewinnen; dieſe hielt ſich auch jetzt dem politiſchen Treiben fern und verzichtete auf die Teilnahme an den Arbeiten der umgeſchaffenen Staats- und Gemeindeverwaltungen.

Kaum hatten die Franzoſen mit Hilfe des rheiniſch-deutſchen Nationalkonventes die Vereinigung des von ihnen beſetzten Landes mit der großen Republik herbeigeführt, als das Heer der verbündeten deutſchen Mächte zur Wiedereroberung der einſt leichtſinnig aufgegebenen Grenzfeſtung am Rheine heranrückte. Zu den Quälereien im Innern der Stadt geſellten ſich jetzt die Schreckniſſe und Drangſale einer langen Belagerung und einer mehrtägigen Beſchießung. Namenloſes Elend kam über die Stadt, bis endlich die Franzoſen abzogen unter Verwünſchungen der deutſchgeſinnten Bürger, zu deren Befreiung angeblich Cüſtine und ſeine Soldaten herbeigekommen waren. Für ſchweres Löſegeld in das Gebiet des öffentlichen Lebens, insbeſondere eines bis dahin unbekannten Parteilebens eingeführt, hatten die Mainzer noch auf lange Zeit Stoff zum Nachdenken über den Wert von Verheißungen auf politiſchem Gebiete. Wenn mit der republikaniſchen Staatsverfaſſung, deren Grundlage nach Montesquieu die Tugend ſein ſollte, ſich Zuſtände vertrugen, wie ſie die Franzoſen in Mainz

geschaffen, dann verlohnte es sich in den Augen der Mainzer keineswegs, mit der bisherigen Verfassung zu brechen. Wenn mit der von den Franzosen gepredigten Freiheit Vergewaltigungen, wie die soeben überstandenen, vereinbar waren, dann war sie der Opfer nicht wert, von welchen die Schutthaufen in Mainz ein so erschütterndes Zeugnis ablegten.

Leider war um den Preis der erduldeten Drangsale die Stadt und Umgebung von Mainz nicht für immer von den fremden Peinigern befreit. Vier Jahre lang erneuerten die Franzosen den Versuch, der Stadt sich wiederum zu bemächtigen. Als die Aussichten auf den bevorstehenden Frieden die letzten Besorgnisse der Mainzer vertrieben hatten, da wurden heimlicher Weise auf fremdem Boden die Geschicke der Stadt in die Hände der gefürchteten Feinde gelegt. Zum zweiten Male zogen die Franzosen in die Stadt ein am 30. Dezember 1797, diesmal zu einem Aufenthalte von mehr als sechzehn Jahren.

Wiederum kündigten die Franzosen sich als Befreier der Deutschen am Rheine von dem Joche der alten Beherrscher an, wiederum erschienen sie als die Verkündiger der Lehre der Freiheit und Gleichheit der Bürger, obwohl ein guter Teil der Errungenschaften des Jahres 1789 in Frankreich bereits verscherzt war und der kümmerliche Rest politischer Rechte durch die Ausnahmegesetze beeinträchtigt wurde, mittels deren die armselige Regierung des Direktoriums dem Anstürmen der Parteien gegenüber sich zu halten suchte. Selbst das Wenige, was den Franzosen noch verblieben, ward den Bewohnern der besetzten Länder vorenthalten, indem das Direktorium den Rheinländern die Ausübung der Souveränitätsrechte in so lange versagte, bis die Länderstrecken zwischen Rhein, Maas, Mosel mit dem französischen Reiche in Wirklichkeit vereinigt sein würden. Als nach Abschluß des Friedens von Lüneville die Vereinigung erfolgte, hatte Bonaparte mit den Volksrechten so gründlich aufgeräumt, daß nur noch ein einziger Schritt zu thun war, um die unumschränkte Alleinregierung in Frankreich einzuführen.

Die angekündigte Befreiung deutscher Länder von dem Joche ihrer früheren Beherrscher bedeutete im Jahre 1798 dasselbe

wie im Jahre 1792, nämlich die Unterwerfung des besetzten Gebietes unter die Gewalt der französischen Republik. Ohne weitere Umschweife, wie im Jahre 1792, verlangte die Regierung von den Bewohnern der Rheinlande den Eid auf die französische Verfassung und verzichtete damit selbst auf den Schein eines Selbstbestimmungsrechtes zum größten Verdrusse der Republikaner am Niederrhein, die eine Zeitlang unter der Zustimmung des Generals Hoche mit dem Gedanken an die Errichtung einer selbständigen deutschen Republik im Schutzbündnisse mit den Franzosen sich getragen hatten. Mit dem Eide auf die Verfassung begannen die von der französischen Regierung in Aussicht genommenen Maßregeln, die den Zweck hatten, die Städte und Dörfer am Rheine ihrem Wesen nach umzuwandeln und französisch zu machen. Zu diesem Behufe teilte der vom Direktorium entsandte Regierungskommissär das Land zwischen Rhein, Maas und Mosel nach Maßgabe der bestehenden Verfassung in Departemente, in Verwaltungsbezirke und in Sprengel zur Handhabung der Gerechtigkeitspflege, indem er zu gleicher Zeit die für den neuen Dienst erforderlichen Beamten bestellte und nach Bedarf die einschlagenden Gesetze, namentlich auch die Finanzgesetze, veröffentlichte. Unter den neuen Beamten fand sich eine Anzahl Franzosen, die, nach Versicherung der Regierung, die deutschen Amtsgenossen in den Dienst einführen sollten. Um das deutsche Wesen noch weiter zurückzudrängen, wurde gleich in den ersten Monaten der neuen Herrschaft die deutsche Bevölkerung gezwungen, im Verkehr mit den neuen Dienststellen der für diese allein maßgebenden französischen Sprache sich zu bedienen, ein Zwang, der im Laufe der Zeit auf den Unterricht in den staatlichen Lehranstalten und zuletzt auch auf das Zeitungswesen ausgedehnt wurde. Neben den gesetzlichen Mitteln machte sich zur Förderung des von den Franzosen verfolgten Planes auch der Umstand geltend, daß die Gesellschaftsgliederung, wie sie bisher bestanden, einer anderen Gestaltung der Bevölkerungsklassen weichen mußte.

Bei dem Einzuge der Franzosen war der größte Teil des Adels aus der Stadt ausgezogen, während den wenigen noch vorhandenen Gliedern dieser Klasse der Bevölkerung durch das Gesetz

der Gleichheit aller jede bevorzugte Stellung und damit jeder Einfluß auf die anderen Kreise der Bevölkerung benommen war. Mit dem Adel waren die Würdenträger der geistlichen Stifte geflohen; zurückgeblieben waren nur die Pfarrgeistlichen und die Ordensleute, die froh waren, wenn die Regierung sie nicht mit Mißtrauen betrachtete und sie in Fortsetzung ihrer geistlichen Verrichtungen gewähren ließ. Verschwunden waren die höheren Beamten bis auf einige, die der strengsten Überwachung unterworfen und bald den härtesten Verfolgungen ausgesetzt waren. Abgezogen waren endlich die wohlhabendsten Bürger der Stadt, die aus den Erfahrungen der Jahre 1792 und 1793 die Überzeugung gewonnen hatten, für sie sei die Berührung mit den Franzosen bei deren Anschlägen auf den Beutel wohlhabender Steuerzahler nicht besonders vorteilhaft. In die verbleibende deutsche Bevölkerung hatte die Wiederkehr der seit 1793 aus Mainz verschwundenen Klubbisten einen Keil getrieben, der jedes den Franzosen unbequeme Zusammenhalten unmöglich machte.

Die neue Gesellschaft, die sich nach dem Einzuge der Franzosen in Mainz bildete, entsprach dem Gesetze der Gleichheit aller ebensowenig wie diejenige des kurfürstlichen Mainz. Einen besonderen Vorrang vor allen anderen Bürgern, selbst vor den höchsten Zivilbeamten, beanspruchte das Militär. Obwohl die französischen Generale in der Hoffnung auf Errichtung einer militärischen Verwaltung sich getäuscht hatten, so betrachteten sie sich dennoch als unumschränkte Herren des besetzten Gebietes, namentlich in der Zeit des ersten durch den Lüneviller Frieden beendigten Krieges. Was in den ersten Jahren der Fremdherrschaft durch erzwungene Lieferungen und auf andere Weise den durch die langen Kriege herabgekommenen Städten und Dörfern abgepreßt wurde, übersteigt alle Vorstellung. Der Mehrzahl der nach dem Rheine geschickten Generale ging kein besonders guter Ruf voraus; Namen, welche später unter Napoleon zu den glänzendsten Erscheinungen des Kaiserreichs gehörten, wurden in Mainz damals nur mit Verwünschungen genannt. Jeder von ihnen hatte auf dem hier angedeuteten Gebiete eine besondere Stärke; der eine erpreßte Tafelgelder, der andere hielt mit gewissenlosen Lieferanten oder gar

mit Schmugglern zusammen. Ward einmal eine Untersuchung gegen einen allzu unvorsichtigen General eingeleitet, so kam entweder nichts heraus, oder der Verurteilte tauchte nach einiger Zeit an einem anderen Platze wieder auf. Auch die Stadt Frankfurt weiß von diesen Herren zu erzählen. So erhob am 4. Juli 1800 der General Süzanne auf seinem Zuge gegen die Kurmainzer und gegen die Reichstruppen in Frankfurt eine Schatzung von 800 000 Frcs., eine Maßregel, die nach vier Jahren und zwar in schärferer Weise von Bernadotte wiederholt wurde. Im Bunde mit dem Militär standen die Militärbeamten und Lieferanten, über deren Treiben in den verschiedenen von der Republik besetzten Ländern nur eine Stimme herrschte. Für sie galt die Gemeinschaft der Bürger nur als Gegenstand der Aussaugung; der einzelne galt insoweit, als er zur Beihilfe bei den sauberen Geschäften brauchbar war, in welcher Beziehung auf die Schilderungen eines ehrlichen deutschen Republikaners, des Professors Weitzel, verwiesen werden mag. In seinen „Briefen vom Rhein" ist zu lesen, mit welchen Zumutungen diese Menschen sich an die Behörden und Bürger deutscher Herkunft heranwagten, mit welchen plumpen Mitteln die Vorgesetzten getäuscht wurden. vorausgesetzt, daß sie mit den Betrügern nicht unter einer Decke staken. Da man zu jener Zeit in Mainz nicht den Mut hatte, öffentlich die Wege der Militärbeamten aufzudecken, so erging man sich in der Presse in Schilderungen des Treibens der bei den fremden Armeen angestellten Beamten gleichen Schlages, ohne damit einen Eindruck bei den geschilderten Persönlichkeiten zu erzielen.

In dritter Linie erschien das neue bürgerliche Beamtentum, dessen Spitzen, meist Franzosen, die Rollen der Würdenträger der vorigen Regierung übernahmen, dabei aber dem Volke fremder gegenüber standen als ihre Vorgänger. Der französische Beamte war der Sprache des Landes unkundig und auf deren Erlernung nicht bedacht, indem er in seinem durch die Verhältnisse noch gesteigerten Eigendünkel den Deutschen überhaupt einer besonderen Beachtung nicht wert hielt. Das war aber nur die eine Schattenseite des französischen Beamtentums. Leider befand sich, was noch viel schlimmer war, unter den Beamten der ersten Zeit eine Anzahl

von Abenteurern, welche unter dem Schutze des von zweideutigen Personen umgebenen Direktoriums in Deutschland ihr Glück versuchten, nachdem sie anderwärts Schiffbruch erlitten. Wir kennen diese Persönlichkeiten teils aus den Schilderungen von Görres, teils aus den Aufzeichnungen eines der Republik aufrichtig zugewendeten Republikaners, welcher das beachtenswerte Schriftchen: „Cisrhenanien unter den Franken“ verfaßt hat.

Auf einer Stufe mit den zuletzt geschilderten französischen Beamten standen diejenigen Bediensteten deutscher Abkunft, welche einst nach ihrem Ausscheiden aus dem deutschen Vaterlande bei den Franzosen um Dienst nachgesucht und Verwendung namentlich als Ausleerungskommissäre bei den in Deutschland stehenden Armeen gefunden hatten. Das schändliche Treiben dieser Menschen hatte selbst in Frankreich Unwillen erregt, welchem ein Kongreßdeputierter einst am 13. Januar 1795 Ausdruck gab, ohne damit etwas Ernstliches zu erzielen. Eine schlechtere Vorschule für den neuen Dienst dieser Beamten war nicht wohl denkbar.

Die ehrlichen deutschen Beamten entbehrten des ihnen zukommenden Einflusses, namentlich inbezug auf die Neugestaltung der Verhältnisse, welche von Paris aus durch die Franzosen betrieben wurde. Weder unter dem Direktorium noch unter dem Kaiserreiche ist ein Deutscher zu der obersten Leitung der Verwaltung berufen worden; nur als Beiräte zu der Verwaltung und als Unterbeamte der Vorstände von Gemeinden erhielten die Deutschen Verwendung. Diese Mißachtung einer so reich begabten Bevölkerung hat nicht wenig dazu beigetragen, die Begehrlichkeit der Franzosen aufzudecken und ihnen die Achtung der besseren und unabhängigen Köpfe vorzuenthalten.

Thatsächlich war den hier geschilderten neuen Machthabern gegenüber der Bürgerstand in derselben Lage, wie einst gegenüber den tonangebenden Kreisen der kurfürstlichen Zeit, wenn auch rechtlich kein Unterschied zwischen den einzelnen Ständen bestehen sollte, zu welchem Behufe alle Republikaner, Soldaten und Bürger, Männer und Frauen die dreifarbige Kokarde zu tragen und die gleichmäßige Bezeichnung als Bürger bezw. Bürgerinnen anzunehmen hatten. Während aber in der kurfürstlichen Zeit alle Teile der Bevölkerung sich als Kinder eines und desselben Vaterlandes fühlten,

fehlte seit 1798 das einigende Band: denn die tonangebenden Kreise und diejenigen, die zu ihnen hielten, kannten als Vaterland nur ihr Frankreich, während es der deutschen Bevölkerung als Verbrechen angerechnet wurde, wenn sie ihres Vaterlandes gedachte. Als wäre es der Ungleichheiten nicht genug, so brachten die neuen Verhältnisse noch einen anderen Gegensatz zwischen den Schichten der Bevölkerung zu Wege. Die am Ruder befindliche Regierung in Paris war eine Parteiregierung; die Verwaltung des Staates, der Departemente, Kreise und Gemeinden war an die Geschöpfe der fünf regierenden Parteimänner ausgeliefert, in deren Augen kein Verdienst um das öffentliche oder Gemeindewohl, weder Talent noch Kenntnisse, am wenigsten ein ehrbarer, gewissenhafter Lebenswandel Gnade fanden, sondern lediglich die Beziehungen zu den politischen Leitern, die Zugehörigkeit zur Partei ausschlaggebend waren. Zu den Geschöpfen des Direktoriums gehörten in Mainz der Regierungskommissär nebst seinem ganzen Gefolge. Wer etwas erreichen wollte, mußte sich über seine Gesinnung ausweisen, mußte die Fürsprache der Patrioten zur Seite haben. An die Zeiten des August 1792 wird man hierbei erinnert, an jene Tage, in welchen jeder Bürger sich mit einem Zeugnisse über seine Anhänglichkeit an die Verfassung versehen mußte (certificat de civisme). Mit Ekel liest man in den Verhandlungen über Anstellungen und Beförderungen, wie die Stellensuchenden sich Beweise für Patriotismus und für ihre gute Gesinnung zu verschaffen suchten. Keine Stelle, selbst nicht die Wächterstellen an den Thoren, wurden an andere Personen als an unbedingte Anhänger der Partei des Direktoriums vergeben. Angeberei und Schnüffelei kamen auf und stifteten Zwietracht unter den bis dahin einigen Bürgern an. Beim Pflanzen von Freiheitsbäumen und bei der Feier republikanischer Feste zogen die Redner gewaltig los gegen die verstockten Knechte der alten Regierung und der Pfaffen und wie alle die Bezeichnungen lauteten, mit denen diejenigen belegt wurden, die ihre Meinungen nicht so schnell zu wechseln vermochten, wie die Günstlinge der neuen Regierung.

War bei so bewandten Verhältnissen das Übergewicht der Franzosen über die Deutschen gesichert, so war doch damit noch

lange nicht das gewünschte Ziel erreicht, die deutschgesinnte Bevölkerung ihrem ganzen Wesen nach umzugestalten. Zu den Hindernissen, welche in dieser Beziehung die Verschiedenheit der Sprache, der Sitten, der religiösen und der politischen Anschauungen erzeugte, kamen die täglich mehr empfundenen Nachteile der neuen Verwaltung.

Mit merklichem Unbehagen empfanden die Bürger die sofortige Einführung der französischen Gesetze, welche als das Ergebnis des besonderen Entwickelungsganges eines fremden Volkes auf dessen Anschauungen von Recht und Gerechtigkeit beruhten, Anschauungen, die zu gutem Teile erst unter den Stürmen der Revolution sich Bahn gebrochen hatten. Diese Gesetzgebung war aber nach keiner Seite hin abgeschlossen, so daß daneben noch deutsche Gesetze in Kraft blieben, welche die Franzosen nicht kannten oder nicht zu würdigen verstanden. Machte sich schon dieser Mißstand auf dem Gebiete der Verwaltung in bedenklicher Weise geltend, so stand es noch viel schlimmer inbezug auf die Gerechtigkeitspflege. Von den Lehren des Zivilrechtes waren erst einige Teile durch die Gesetzgebung bearbeitet worden, so daß die Richter der Hauptsache nach auf das bisher geltende Recht angewiesen waren. Von den Richtern verstand aber nur ein Teil die Sprache der Gesetze, und unter diesen gab es eine Anzahl von Personen, welche vor ihrer Beförderung zu den Richterstellen weder das Rechtsstudium noch irgend eine andere Wissenschaft betrieben hatten. Hierbei ist noch des Mißstandes zu gedenken, daß die Richter zur Beurteilung der Parteiausführungen mitunter der Hilfe des Dolmetschers bedurften. Die auf die ersten Veröffentlichungen der französischen Gesetze folgende Verwirrung war nicht geeignet, Vertrauen zu erwecken; die weiteren Verkündigungen machten keinen besseren Eindruck und veranlaßten vielfache Vergleichungen zwischen den neuen Verhältnissen und den Zuständen der kurfürstlichen Zeit, wobei die ersteren in der Regel in nachteiligem Lichte erschienen. Besonders waren es zwei Punkte, bei deren Betrachtung die Franzosen schlecht weg kamen: es waren dies ihre schlechte Finanzwirtschaft und ihre noch schlechteren Schuleinrichtungen.

Noch waren, um kurz auf das Steuer- und Zollwesen hinzuweisen, die Franzosen kein volles Jahr in Mainz, als die durch

die Folgen des Krieges herabgekommene Bevölkerung sich außer Stande sah, den Anforderungen der Steuerverwaltung zu entsprechen. In einer noch erhaltenen Beschwerde an die Regierung finden wir den Nachweis, daß die französischen Steuern zehnfach höher waren als die früheren Abgaben, abgesehen davon, daß unter der neuen Gewalt von einer Verwendung der Staatsgelder zur Förderung des gemeinen Wohles, zur Hebung des schwer geschädigten Handels und Gewerbefleißes nirgends etwas zu verspüren war. Eine Besserung dieser Zustände unter dem Direktorium zu erwarten, war arge Täuschung; wie es sich in der That auch herausstellte. Geschah nun einerseits, wie angedeutet, nicht das Geringste, um den Bürgern aufzuhelfen, so diente andererseits die neue Zollgesetzgebung dazu, den von der letzten Regierung auf jede Weise geförderten Handel der Stadt Mainz zum Nachteile der Stadt und des auf sie angewiesenen Hinterlandes geradezu zu zerstören. Die im Jahre 1789 bestehenden Schutzzölle waren durch die Gesetzgebung der Revolution auf eine Höhe getrieben worden, daß die Einfuhr fremder Rohstoffe oder teilweise verarbeiteter Stoffe in den meisten Fällen unthunlich war; dazu kamen noch die verschiedenen Einfuhrverbote, namentlich das Verbot der Einfuhr von englischen Erzeugnissen. Wie in Frankreich, so fehlte auch bei uns der zutreffende Grund zu solchen Schutzvorschriften; weder in Frankreich noch zunächst auch bei uns gab es eine Industrie, welcher auf diese Weise hätte geholfen werden können. Die Folgen der mit großer Willkür durch die sogenannten Douaniers gehandhabten Zollgesetzgebung zeigten sich hier an der Rheingrenze in viel höherem Maße, als dies im Inneren Frankreichs der Fall war. Mainz war bis dahin auf den Handel mit dem rechten Rheinufer angewiesen, da es von dort die Mehrzahl seiner Stoffe und Waren bezog. Von dem Augenblicke an, wo die Zollförmlichkeiten, namentlich der verlangte Vorweis von Ursprungszeugnissen, die Einfuhr der dem freien Verkehre noch überlassenen Gegenstände erschwerte, zog sich der Handel auf die rechte Rheinseite zurück, so daß Mainz fast gänzlich von dem Verkehre, namentlich von dem Transithandel ausgeschlossen war. Auf der rechten Seite des Rheines und in Frankfurt entstanden alsbald Niederlagen der

auf der linken Seite verbotenen Waren, die dann auf dem Wege des Schmuggels teils nach Mainz, teils in das Innere Frankreichs gelangten. Die Schmugglerbanden wurden in sittlicher Hinsicht der Gesellschaft ebenso schädlich, wie die zur selben Zeit entstandenen Räuberbanden am Rhein, an der Nahe, der Mosel, über welche die Franzosen lange Zeit nicht Herren werden konnten. Es war das um so schlimmer, als seit dem Einzuge der Franzosen nicht blos das kirchliche Leben, sondern auch die Volkserziehung einen schweren Stoß erlitten hatte.

Was den letzteren Punkt anlangt, so hatte das Direktorium zwar ein Schulgesetz erlassen und Ersatz für die in den Stürmen der Revolution eingegangenen Anstalten zu schaffen versucht; aber das Gesetz war weit davon entfernt, den gehegten Erwartungen zu entsprechen. Wie in Allem, was von dem Direktorium ausging, so zeigte sich auch in diesem Gesetze, daß es den obersten Leitern an der erforderlichen Einsicht und Gewissenhaftigkeit, an der wichtigen schöpferischen Kraft fehlte. Mit Vorliebe waren in diesem Stückwerke von Gesetzgebung die höheren Anstalten behandelt, während es an Anstalten zur Vorbereitung auf die höheren Schulen und vor allem an Schulen zur Unterweisung der Jugend in den allernötigsten Fächern gebrach. Unter der Herrschaft eines so unvollkommenen Gesetzes wollten die Franzosen bei Beginn der neuen Herrschaft die Mainzer Schulen in republikanische Anstalten verwandeln, ein Beginnen, welches die ganze Unfähigkeit der Regierung kennzeichnete. Die unter den beiden letzten Kurfürsten mit schweren Kosten umgestalteten Lehranstalten, von der Pfarrschule bis hinauf zur Hochschule, waren der Stolz des Mainzers, bis die Ereignisse seit 1792 auch hier den nachteiligsten Einfluß äußerten. Statt nun die durch die Ungunst der Zeiten schwer geschädigten Lehranstalten durch Zuwendung der erforderlichen Mittel zu heben, ließen die Franzosen sie noch mehr verfallen, indem sie genug gethan zu haben glaubten, wenn sie aus den einzelnen Schulen mißliebige Lehrer entfernten und dem Unterrichte die bis dahin für notwendig erachtete Unterlage entzogen. Es erschien den Zeitgenossen wie ein Hohn, wenn sie hörten, ihre Kinder sollten nunmehr in der republikanischen Moral, in der Lehre von den

Menſchenrechten und von der Verfaſſung in Verbindung mit der Unterweiſung im Leſen, Schreiben und Rechnen unterrichtet werden. Es dauerte nicht lange, ſo erwies ſich die Unfähigkeit der Franzoſen auf dieſem Gebiete der öffentlichen Thätigkeit zur großen Beſchämung der deutſchen Republikaner, die nicht imſtande waren, den durch die angeblichen Träger der Bildung geſchaffenen Abſtand zwiſchen den Leiſtungen der Republik und jenen der kurfürſtlichen Regierung in Abrede zu ſtellen.

Für die Einbuße ihres Wohlſtandes und für die Beeinträchtigung geiſtiger Güter wurde die deutſche Bevölkerung keineswegs ſchadlos gehalten durch einen Zuwachs an öffentlichen Rechten, inbezug auf welche die Republikaner ſo große Verſprechungen gemacht hatten. Zur Zeit als Mainz zum zweiten Male in die Hände der Franzoſen fiel, war infolge des Staatsſtreiches vom September 1797, wie ſchon geſagt, ein großer Teil der in der Verfaſſung des Jahres III noch übrig gebliebenen Rechte durch Ausnahmsgeſetze unterdrückt, und ſelbſt inbezug auf dieſen Reſt erſchien die deutſche Bevölkerung verkürzt durch die Ausſchließung vom Wahlrechte. Namentlich vermißte man die Freiheit der Bewegung inbezug auf die Befugnis der freien Meinungsäußerung in Wort und Schrift. Preßfreiheit hatten die Mainzer auch unter der kurfürſtlichen Regierung nicht gekannt; ſie hätten ſie demnach unter der franzöſiſchen Regierung nicht vermißt, wenn nicht die Regierungsleute für ſich allein die Befugnis in Anſpruch genommen hätten, die Preſſe in ihrem Sinne auszunutzen. Wo immer dagegen eine deutſche Stimme ſich regte, da griff die Regierung ſchonungslos durch, wie ihre Maßregeln gegen einheimiſche und ausländiſche Blätter beweiſen. Nicht am wenigſten fühlten ſich die deutſchen Republikaner verletzt, ſobald, was nicht ſelten der Fall war, die Strenge der Preßpolizei ſich gegen ſie wendete. Mußte doch eine Säule der neuen Herrſchaft, der Strafrichter Rebmann, an den Rückſchritt in dieſer Beziehung glauben, und war doch die der Regierung mit Leib und Seele ergebene Mainzer Zeitung vor ernſtlichen Bedrohungen nicht bewahrt! Man gedenke nur weiter der über einen Republikaner wie Görres verhängten Verfolgungen, um ſich einen Begriff von den elenden Preßzuſtänden jener Tage zu machen.

Genau dieselben Erfahrungen machten die Deutschen inbezug auf die Freiheit der mündlichen Meinungsäußerung. Mußten doch die gewiß harmlosen Zünfte bei Beginn der Fremdherrschaft eingehen, weil es sich mit dem Grundsatze der Gleichheit nicht vertrug, daß zu bestimmten Zeiten Personen besonderer Stände in eigenen Räumen sich zusammenfanden. Damit traf man aber wieder am meisten die deutschen Republikaner, die einst im Klub eine Art Nebenregierung errichtet hatten, welche zu dulden die neuen Machthaber keine Lust hatten. Nur bei Feier der Pflanzung von Freiheitsbäumen, bei republikanischen Festen thaten sich mit obrigkeitlicher Genehmigung die Republikaner hervor, um, wie schon gesagt, weidlich über die alte Regierung und die mit den neuen Zuständen noch nicht versöhnten, mundtoten Bürger herzufallen.

Was die Franzosen namentlich zu vermeiden suchten, war, der deutschen Bevölkerung am Rheine, den Republikanern wie den sog. Aristokraten, die Möglichkeit zu bieten, ihrer Unzufriedenheit durch größere Kundgebungen Ausdruck zu verleihen. Trotz aller Maßregeln konnte aber die Regierung eine Beschwerdeführung der gesamten Bevölkerung nicht verhüten. Beinahe zwei Jahre hatten die Rheinländer unter dem Drucke des Militärwesens und der Beamtenwillkür dem Verfall von Handel und Gewerbe, dem Rückgang des Wohlstandes, der Vernachlässigung der Volkserziehung mitzugesehen, als sie sich entschlossen, am Sitze der Regierung, in Paris, die Beschwerden vortragen zu lassen, denen gegenüber die Verwaltung der deutschen Bezirke bisher sich ablehnend verhalten hatte. Diese Beschwerden gingen, worauf ein besonderes Gewicht zu legen ist, nicht von den deutschgesinnten Bewohnern der Rheinlande aus, sondern von den erklärten Anhängern der Franzosen, denn diese waren am ärgsten enttäuscht worden, während die ersteren von vornherein nicht viel Gutes erwartet hatten. Die zur Führung der Klagen bestimmten Abgeordneten kamen nach Paris in dem Augenblicke, als die von allen Seiten gehaßte und verachtete Regierung des Direktoriums durch Bonaparte über den Haufen geworfen wurde. Mit den Franzosen jubelten über diesen Fall auch die Bewohner der von den republikanischen Truppen besetzten fremden Länder, für welche die bisherige Parteiwirtschaft kein Herz gezeigt

hatte. Von dem Vaterlande getrennt, hatten die Völker im An
schlusse an die Republik keinen Ersatz gefunden für alles, was si
hatten aufgeben müssen, wenn es überhaupt einen Ersatz für gewiss
Güter gegeben hätte. So laut auch Mainzer Republikaner au
dem Schloßplatze im Liede den „Amour sacré de la patrie“
feierten, sie übertönten bei den anderen nicht die Stimme, di
für das wahre Vaterland sprach.

Mit dem Beginne der neuen Regierung, deren Richtung di
nach Paris entsandten Vertreter im allgemeinen wohl erkennen
mochten, entschwand für die Rheinländer die letzte Hoffnung au
eine Wiedervereinigung mit dem alten Vaterlande, wenn überhaup
noch von einer solchen Aussicht bis dahin die Rede sein konnte.
Bonapartes Vergangenheit ließ den Gedanken an das Aufgeben
einer einmal errungenen Stellung, besonders der Stellung am
Rheine, nicht aufkommen. Mit um so größerer Spannung
erwarteten die Rheinländer der Entwickelung der Dinge. Die
deutschen Republikaner brachten dem ersten Konsul Bonaparte ihr
unbedingtes Vertrauen entgegen; sie erhofften von ihm die Wieder-
herstellung der unter dem Direktorium so schnöde behandelten Volks-
rechte, indem sie in Bonaparte den Vertreter der Grundsätze des
Jahres 1789 erblickten. Die übrigen Rheinländer erwarteten von
dem entschiedenen Auftreten Bonapartes ein baldiges Aufräumen
mit den Mißständen in der Verwaltung, eine Hebung von Handel
und Verkehr, eine bessere Verwaltung und Verwendung der öffent-
lichen Gelder unter Herabsetzung der Steuern und eine Rückkehr des
inneren Friedens durch Verständigung mit der Kirche und Besserung
des Unterrichtswesens: Wünsche, in welche die Republikaner zum
großen Teil wohl einstimmen mochten. Wie man von Bonapa te
den Ausbau der Republik im Geiste der Männer von 1789 er-
hoffte, ist heute unbegreiflich; die Enttäuschung ließ aber auch
damals nicht lange auf sich warten. Nur kurze Zeit hielt es de
Sieger vom 18. Brumaire VIII in der Rolle eines Republikaner
aus; dann aber machte er dem Scheinwesen der Republik ein En
Wie aber die deutschen Republikaner selbst unter der Mißwirtsch
des Direktoriums nicht aufgehört hatten, ihre Hoffnung auf Fra
reich zu setzen, so störte es sie auch nicht, daß Napoleon Kai

wurde und als solcher eine so unumschränkte Gewalt ausübte, wie sie niemals zuvor in Anspruch genommen worden war. Sie wurden kaiserlich, anfangs mit etwas Widerstreben, und fanden sich, gleich den Franzosen, auch in die neue Rolle, selbst als der Kaiser*) mit seiner Gewalt den ärgsten Mißbrauch trieb. Später war es gerade dieser Gewaltsmißbrauch, welcher die deutschen Republikaner von ihrer Bewunderung der Franzosen heilte und sie befähigte, nach Aufhebung der Fremdherrschaft in deutschen Verhältnissen sich wieder zurecht zu finden.

Die bis dahin mit den Ereignissen noch nicht ausgesöhnten Rheinländer empfanden bald, welchen Wert die Regierung darauf legte, die Versöhnung mit allen ihr widerstrebenden Teilen der französischen Bevölkerung und namentlich mit jenen der neu erworbenen Länder herbeizuführen. Sie empfanden weiter die unbestreitbaren Vorteile einer nach allen Richtungen hin geordneten Verwaltung und den Einfluß einer auf gesunder Grundlage sich aufbauenden Gesetzgebung. Was man aber zunächst als Wohlthat besonders bei uns verspürte, das war die Umgestaltung der Gesellschaft, unter welcher man sich bis dahin hatte bewegen müssen.

So großen Wert Bonaparte auf den Soldatenstand legte, so entschiedene Verwahrung legte er ein gegen den Versuch dieses Standes, sich über das Bürgertum erheben zu wollen. Für Bonaparte gab es, wie wir aus seinen Briefen entnehmen, keineswegs zweierlei Gewalten, eine bürgerliche und eine militärische, und aus diesem Grunde mußte der Einheit des Staatswesens auch die Einheit der Gewalt entsprechen.**) Daß trotzdem das Militär hier, an der Grenze des Reiches, seine eigenen Wege ging, die vielfach jene der bürgerlichen Verwaltung kreuzten, ist nicht in Abrede zu stellen.

Was das Beamtenwesen anlangt, so räumte der erste Konsul wie in Frankreich, so auch bei uns mit den untauglichen Persönlich-

*) Im Jahre 1805 machte die Mainzer Zeitung Betrachtungen über den Verlauf der französischen Revolution und bemerkte dabei, daß nach den Erfahrungen der Geschichte der ausgedehnteste Despotismus die Erweiterung der Nationalfreiheit zur Folge habe.

**) Corresp. VII, 576.

keiten auf. Um in dieser Beziehung das Richtige zu treffen, entsandte Bonaparte bald nach dem Staatsstreiche in die einzelnen Departemente Staatsräte, welche neben dem Auftrage, die Bevölkerung über die Bedeutung der seit dem 18. Brumaire VIII vollzogenen Staatsveränderungen aufzuklären, noch die besondere Weisung mit auf den Weg nahmen, sich über die Haltung, Befähigung und Achtung der einzelnen Beamten zu unterrichten. Auch nach der alsbald erfolgten Reinigung des Beamtenstandes fuhr Bonaparte noch fort, nach den angegebenen Richtungen Erkundigungen auf unmittelbarem Wege einzuziehen, indem er gelegentlich einem, zu besonderen Zwecken in eine oder die andere Provinz entsandten Generale noch den Auftrag erteilte, in entsprechender Weise über die Haltung der oberen Beamten Nachforschungen anzustellen und ihm darüber Bericht zu erstatten. Nur darin trat der erste Konsul und demnächst der Kaiser in die Fußstapfen der früheren Regierung, daß er zu den höchsten Stellen in den Rheinlanden vorzugsweise Franzosen berief.*) So wenig das der deutschen Bevölkerung zusagte, so ließ sie es doch diejenigen nicht entgelten, welche sich ihrer annahmen. Von diesem Gesichtspunkte aus war namentlich die Wahl des Präfekten Jean-Bon St. André, eines ehemaligen Klubbisten und Mitglieds des Wohlfahrtsausschusses, eine überaus glückliche. Eine außergewöhnliche Arbeitskraft, ein großes Wissen und eine unerschütterliche Festigkeit der Gesinnung zeichneten den obersten Regierungsbeamten in dem Maße aus, daß der Kaiser ihn das Muster eines Präfekten nannte. Wegen dieses seines Ansehens bei dem Kaiser und dessen Regierung erzielte der Präfekt für seine neue Heimat eine Reihe von Vorteilen, die unter anderen Umständen nicht erreicht worden wären. So erhielt Mainz mit Köln einen Freihafen zur Wiedergewinnung des Transithandels, so wurden wichtige Verkehrsstraßen gebaut, der Ackerbau nach Veräußerung größerer Staatsgüter gehoben, der Unterricht nach Kräften gebessert.

Mit der Säuberung des Beamtenstandes ging Hand in Hand die Beseitigung des Einflusses des Parteiwesens. Als Bonaparte

*) Man lese die Zusammenstellung in der Nr. 125 des rheinischen Merkurs vom 29. September 1814.

Ägypten verließ, kündigte er seinen Begleitern das bevorstehende Ende der Advokatenwirtschaft an.*) Mit dem Rufe: „Nieder mit den Jakobinern" begrüßten die Soldaten den Untergang des Direktoriums. „Die Zeit der Parteien und der Zerrissenheit ist vorüber" schrieb Bonaparte an St. Hilaire (4. Januar 1800). Einem anderen schrieb er: „Die einfache Bezeichnung als französischer Bürger ist doch mehr wert, als der Name eines Königlichen, eines Mitgliedes des Clichy- oder Jakobiner-Klubs, eines Feuillants und wie alle die Bezeichnungen lauten für Bestrebungen, welche der Parteigeist erzeugte und welche in den letzten zehn Jahren die Nation an den Rand des Abgrundes gebracht haben." Nun waren ja in Mainz die Republikaner längst keine Jakobiner mehr; eines ihrer ehemaligen Häupter, Georg Wedekind, hatte bereits in einer im Jahre II in Straßburg erschienenen Schrift: „Bemerkungen und Fragen über das Jakobinerwesen" sich von der in Verruf erklärten Gesellschaft losgesagt; dagegen waren die ehemaligen Klubbisten ins Lager der Anhänger der Direktorialpartei übergegangen und hatten ihre Beziehungen zu der herrschenden Partei nach Kräften ausgenutzt. Die neue Regierung war nicht willens, aus Dankbarkeit für früher geleistete Dienste, Land und Leute den ehemaligen Republikanern auszuliefern. Es dauerte ohnehin nicht mehr lange und es gab in Frankreich nur noch eine Stimme, auf welche alle hörten, die Stimme des Kaisers, der bekanntlich nirgends Widerspruch vertragen konnte. Mit dem Wegfalle des Parteiwesens endigten die Spaltungen in der Bürgerschaft. Den letzten Rest von Uneinigkeit im Innern beseitigte endlich Bonaparte durch Wiederherstellung des religiösen Friedens. Mochte er nun auch den Frieden nach seiner Art herbeigeführt und dabei die Unterordnung der Kirche unter besondere Staatszwecke beabsichtigt haben, so schützte er doch das religiöse Bekenntnis, dem die früheren Regierungen trotz der gesetzlichen Gewährleistung der Gewissensfreiheit den Schutz versagt hatten. Der Umschwung nach dieser Richtung zeigte sich in der sorgfältigen Verhütung von Angriffen in der Presse,**) die ehedem, da sie auf dem Gebiete der Politik

*) „Si j'aborde en France, le règne des avocats est fini."

**) Corresp. VII, 272.

lahm gelegt war, mit Vorliebe religiöse Fragen und Angelegenheiten im Geiste der Zeit behandelt hatte. Als Kaiser führte Napoleon seine Würdenträger wieder in die Kirchen, indem er dahin die Feier der Nationalfeste verlegte und für andere Festlichkeiten den Militär- und Zivilbehörden besondere Plätze in den Hauptkirchen vorbehalten ließ. Auch den Protestanten wurde eine ihren Wünschen entsprechende Kirchenverfassung zu teil und die Entfaltung kirchlichen Lebens gewährleistet.

Von den bisher noch unzufriedenen Bürgern der Rheinlande ließen die meisten nach Verlauf einiger Zeit die Abneigung gegen die französische Regierung fallen. Bei aller Liebe zum alten Vaterlande, das sie ja aufgegeben hatten, waren die Rheinländer doch zur Überzeugung gekommen, daß in einer mit Riesenschritten vorangeeilten Zeit die alten Zopfträger nichts mehr auszurichten vermochten. Vor den Großthaten der Neuzeit verschwanden die Thaten, die einst zur Bewunderung des ehrsamen Bürgersmannes im Gesellschaftssaale und in den Schreibstuben geleistet worden waren. Nach und nach kamen die Bürger der neuen Gesellschaft näher. Zuerst diejenigen, die durch die Franzosen zu größeren, nutzbringenden Unternehmungen herangezogen worden waren und darin Vermögen verdient hatten; dann alle diejenigen, welche sich von der Nutzlosigkeit weiteren Schmollens überzeugt hatten. Was das Direktorium niemals erreicht hätte, das schien dem Konsulate gelingen zu wollen, die Gegensätze soweit thunlich auszugleichen.

Die bessere Stimmung der Rheinländer ließ immerhin die Schattenseiten des neuen Regimentes keineswegs übersehen. Die Teilnahme am öffentlichen Leben war zu einem bloßen Scheine herabgemindert: wurde doch selbst die Gemeindevertretung durch die Regierung ernannt und zwar zu dem einzigen Zwecke, um alle Jahre einmal zur Beratung des Gemeindevoranschlages sich zu versammeln. Jede freie Meinungsäußerung war, dank einer verstärkten Polizeiüberwachung, geradezu unmöglich geworden. Am meisten hatte unter dieser Überwachung die Presse zu leiden. Ein junger Schriftsteller von der Lahn, Friedrich Josef Emmerich, der unter dem Direktorium zu den rührigsten Vertretern der franzö-

sischen Sache in Mainz zählte und in Wort und Schrift*) die Republik verherrlichen half, wurde eines Tages über die Grenze geschafft, weil er im Verdacht stand, in die „Minerva" von Archenholz einige Bemerkungen eingerückt zu haben, die, ohne irgendwie gegen eine Strafbestimmung zu verstoßen, der Regierung unbequem erschienen. Es ist nicht zu glauben, wie empfindlich der erste Konsul der Presse gegenüber war, wenn sie nicht ausschließlich mit seiner Verherrlichung sich befaßte. Aus seinem Briefwechsel ersehen wir, wie argwöhnisch er namentlich die deutsche Presse beobachtete und wie er seine Vertreter anwies, die ernstlichsten Drohungen an die Leiter der angeblich im Solde Pitts stehenden Blätter gelangen zu lassen. Die Herausgeber des einzigen Zeitungsblattes in Mainz, des „Beobachters vom Donnersberg", mußten bei Beginn des Konsulats gleich Beamten den Eid auf die neue Verfassung leisten und die ihnen zugehenden Weisungen befolgen. Obwohl nun die Herausgeber dem neuen Regimente mit Leib und Seele ergeben waren, entgingen sie doch nicht ernstlichen Verweisen von oben gleich dem Herausgeber der kurz vor dem Staatsstreiche eingegangenen Mainzer Zeitung unter dem Direktorium. Als auch der Donnersberger Beobachter sich nicht halten konnte, suchte der Präfekt selbst nach einem neuen Unternehmen und nach einem Schriftsteller zur Herausgabe einer der Regierung genehmen Zeitung. Im Guten wie im Schlimmen setzte der zum Kaiser erhobene Napoleon das unter dem Konsulate begonnene Werk der Neugestaltung Frankreichs fort. Leider war er es selbst, der, im Vollbesitze der Gewalt mit dem Errungenen unzufrieden, durch seine Maßlosigkeit die weitere Entwickelung der geschaffenen Zustände, soweit sie zum Wohle des Landes gereicht hatten, wieder zerstörte. Nicht bloß in Frankreich, in ganz Europa sollte der Wille des Kaisers ausschließlich maßgebend sein. Das führte von einem Kriege zum anderen. Anfangs faßten die Franzosen die unausgesetzten Kriege nicht so schlimm auf, da fortwährende Siege ihrer Eigenliebe schmeichelten und sie die Kehrseite der Vorgänge übersehen ließen. Nach und nach wurden aber auch sie selbst der

*) Eine Sammlung seiner Gedichte erschien in Frankenthal bei Jakob Christian Kolb.

Sache überdrüſſig, als ſie entdeckten, welche Opfer an Gut und Blut ſie für den unerſättlichen Ehrgeiz ihres Kaiſers bringen mußten, der ſeinerſeits dem Volke wenig mehr dagegen zu geben hatte. Immerhin, wenn der Kaiſer zu Felde zog, ſo war es die Fahne des Landes, die er entfaltete. Für dieſe Fahne begeiſterten ſich nicht in gleichem Maße die Fremden, welche mehr oder weniger gezwungen Heeresfolge leiſteten. Aus Bewunderung für die Großthaten des Kaiſers und ſeiner Marſchälle mochten die jungen Rheinländer eine Zeitlang den Krieg mit anderen Augen anſehen als ihre Eltern; die Begeiſterung hielt aber nicht an, als der Übermut Napoleons Fall vorbereitete, vielmehr deutete die zunehmende Zahl der Heeresflüchtigen am Rheine auf einen entſchiedenen Umſchwung der Stimmung. Längſt vor ihren Söhnen waren die Eltern bekehrt, die nicht begreifen konnten, warum ihre Jugend gegen Preußen und Öſterreich, gegen Spanien und Rußland ziehen ſollte, während man mit erſteren als Stammesbrüdern ſtets zuſammengehalten, mit letzteren niemals etwas zu thun gehabt hatte.

Die Folgen der Kriege machten ſich am Rheine in anderer Weiſe geltend als im Innern Frankreichs. Bis zu Beginn des Jahrhunderts war die Rheingrenze unausgeſetzt den Angriffen von Freund und Feind ausgeſetzt geweſen; lange Jahre der Ruhe waren erforderlich, um die ſchweren Schäden, die unausbleiblich waren, zu beſeitigen. Die Kriege zerſtörten die begonnene Beſſerung der Lage der Rheinländer, die überdies noch unter den Nachwirkungen einer verkehrten Wirtſchaftsgeſetzgebung zu leiden hatten. Man wende nicht ein, daß insbeſondere die Stadt Mainz Vorteile ſowohl aus den Kriegen als auch aus einer zeitweiſen ſtarken Beſatzung gezogen habe. Wohl war ein reger Verkehr in Mainz, ſo oft der Kaiſer die Feſtung als Ausfallpforte benutzte; wohl gab es einzelne, die bei Feſtungsbauten und bei Lieferungen für die Soldaten ſich bereicherten, allein als Quelle allgemeinen Wohlſtandes kamen dieſe Vorteile doch niemals in Betracht. Zahlenmäßig läßt ſich der ſtetige Rückgang des Mainzer Handels nachweiſen; die Gewerbetreibenden vermochten kaum die Steuern zu erſchwingen.

Von ihren beſonderen Einbußen abgeſehen, hatten die Rheinländer in demſelben Maße wie die eigentlichen Franzoſen Ver-

anlassung, über die traurige Wendung in dem Staatsleben nachzudenken. Wenn bei einem Staatshaushalte von 740 Millionen Einnahmen 455 Millionen, also 61 %, für die Kriegsverwaltung erforderlich waren, dann blieben nur noch wenige Mittel übrig zur Förderung der Einrichtungen der allgemeinen Wohlfahrt; wenn die Militäraushebungen jährlich zunahmen und sich dermaßen steigerten, daß im Jahre 1813 innerhalb 8 Monate eine Million Menschen aufgebracht werden mußte, darunter selbst die unentwickelte Jugend, dann lag selbstverständlich alles darnieder, was auf Arbeitskraft angewiesen war.

Wenn je den Kaiser der Gedanke an eine Wiederherstellung freiheitlicher Einrichtungen beschlichen hätte, im Kriege war hierauf nicht mehr zu rechnen. Nach Abschaffung des Tribunates sanken der Senat und der gesetzgebende Körper zur Rolle von öffentlichen Urkundspersonen herab, um den Willen des Kaisers vor dem Lande zu bestätigen. Empfindlicher als je zuvor erschien der Kaiser gegenüber der Presse. Den Gipfel der Unduldsamkeit bezeichnet das kaiserliche Gesetz vom 3. August 1810, welches für jedes Departement, jenes der Seine ausgenommen, nur noch eine einzige, unter der Leitung des Präfekten stehende Zeitung gestattete.

Die merkwürdigsten Erfahrungen in Ausführung des kaiserlichen Gesetzes machten damals die Bewohner unserer Departemente. Der Präfekt hatte sich einen deutschen Professor, dem er trotz seiner wenig gefügigen Gesinnung und trotz seiner Hinneigung zu freisinnigen Anschauungen volles Vertrauen schenkte, den bekannten W. Johann Weitzel, zum Herausgeber der Mainzer Zeitung bestimmt. Als dieser nicht immer auf den Ton des Pariser Moniteur einfiel und mitunter eigene Ansichten vortrug, ward ihm von Paris aus das Handwerk gelegt. Ein paarmal gelang es dem Präfekten den Herausgeber seines Blattes dadurch zu halten, daß vor den Augen der Polizei die Zeitung scheinbar einging, das Unternehmen aber durch Wechsel des Namens wieder auftauchte: zuletzt aber war der Arm des Präfekten nicht mehr stark genug, um den von Paris aus geplanten Schlag gegen Weitzel aufzuhalten, worauf das Unternehmen in andere Hände überging. Vergebens würde man heute versuchen, aus der Mainzer Zeitung jener Tage etwas

herauszulesen, was die Polizeimaßregel zu rechtfertigen imstande wäre. Unterlag doch selbst das unschuldige Mainzer Anzeigeblatt gleichem Schicksale, obwohl nach dem Gesetz in diesem Blatte niemals öffentliche Dinge berührt werden durften. Um auf der Bahn der Bevormundung gründlich zu Werke zu gehen, hatte der Kaiser bereits durch Gesetz vom 5. Februar 1810 die Zahl der Druckereien beschränkt und die Bücherzensur eingeführt.

Wie die napoleonische Polizei den Franzosen die Zeitungsnachrichten vorschrieb, so regelte sie auch einen Teil der öffentlichen Belustigungen. Bereits das Direktorium war zur Aufrechterhaltung seines stark erschütterten Ansehens auf den Gedanken verfallen, die Aufführung von Gesängen und Theaterstücken der Aufsicht der Polizei bez. der Munizipalitäten zu unterwerfen und diese Behörden zu ermächtigen, politisch bedenkliche Stücke von der Bühne fern zu halten und eintretenden Falls die Theater zu schließen, welche den öffentlichen Geist irre leitende Stücke zur Darstellung brächten. (Gesetz vom 25. Pluviose IV.) Napoleon ging in seinem Dekrete vom 8. Juni 1806 noch weiter. In Paris durfte ohne Genehmigung des Kaisers kein Theater entstehen, in den Departementen wurden den Hauptstädten zwei Theater, den anderen Städten nur eines gestattet, während wandernde Truppen nur in bestimmten, durch das Gesetz bezeichneten Bezirken ihre Stücke aufzuführen Erlaubnis erhielten. Weiter bauend bestimmte ein Dekret vom 25. April 1807 das Maß der Leistungen für die großen und die kleinen Theater und die wandernden Truppen. Obrigkeitlich wurden ferner auch die Feste der Gemeinden aus Anlaß besonderer Ereignisse und der Betrag der hierauf zu verwendenden Ausgaben festgestellt. Für die Festlichkeiten an dem Namenstage des Kaisers, an dem Tage zur Erinnerung an die Krönung des Kaisers, bei der Vermählung desselben und bei der Geburt des Königs von Rom*) stellten die Gemeinden, deren Vorstand zu diesem Zwecke mit Genehmigung des Präfekten sich versammeln durfte, die Einzelnheiten der Veranstaltungen fest und suchten hierzu die Erlaubnis der Behörden nach; die dabei beabsichtigten Ansprachen unterlagen der Prüfung

*) Bei diesem Anlasse gestattete ein kaiserliches Dekret der Stadt Mainz die Verausgabung von 25 000 Frcs.

der Verwaltung, ebenso die an den Kaiser zu richtenden Eingaben. Selbst die Ansprachen der höchsten Verwaltungsstellen waren einer vorherigen Prüfung unterworfen. Nimmt man endlich noch hinzu, daß die Künste und schönen Wissenschaften der napoleonischen Zeit bei grenzenloser Steifheit niemanden erwärmen konnten, so begreift man die Langeweile, welche gegen das Ende der kaiserlichen Regierung zum Kennzeichen des öffentlichen Lebens wurde, trotz alles äußeren Lärms der kaiserlichen Thaten.

Wenn schon in Frankreich die Bevölkerung angesichts der starken Zumutungen des Kaisers unwillig und namentlich nach dem Ausgange des russischen Feldzugs und mehr noch bei den Zurüstungen zum Kriege gegen Deutschland und dessen Verbündete schwierig wurde, so war die Erkaltung der Beziehungen der deutschen Bevölkerung am Rheine zu der französischen Herrschaft leicht zu begreifen. Bei allen Opfern, welche sie gleich den Franzosen und selbst unter größeren Schwierigkeiten brachten, waren die Deutschen, wie sie dies deutlich empfanden, doch nur Unterthanen zweiter Klasse. Die „mangeurs de choucroute“ fingen auch einmal an, Vergleiche anzustellen zwischen dem, was man ihnen versprochen und dem, was man ihnen gehalten hatte; sie begriffen wohl den großen Fortschritt auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, wie er seit 1789 trotz aller Verirrungen sich geltend gemacht, sie vermißten aber die wohlwollende Rücksichtnahme auf ihre Verhältnisse und ihre Anliegen. Mit Ausnahme der wenigen, welche ihr Glück im Anschlusse an die neue Regierung gemacht hatten, standen die Deutschen gegen Ende der napoleonischen Herrschaft wirtschaftlich fast noch schlechter da, als zur Zeit, da das Direktorium die Regierung über die Rheinlande übernahm. Thatsächlich war die Stimmung des größten Teils der Bevölkerung am Rheine zu Ende des Kaiserreichs ebenso kühl der Regierung gegenüber geworden, wie sie es dem Direktorium gegenüber einst gewesen. So gewiß hierbei die traurige Lage der ausgesogenen Bevölkerung maßgebend war, so wurzelte die Mißstimmung doch viel tiefer. Wenn man einmal die deutsche Bevölkerung aus kleinlichen Verhältnissen herausgerissen, ihren Gesichtskreis um ein Bedeutendes erweitert hatte, dann durfte man auch nicht diese glücklich ver-

anlagte Bevölkerung so sehr das Übergewicht des ihnen fremden Volkes empfinden lassen, wie dies in Wirklichkeit der Fall war.

Nach Abschüttelung des zuletzt unwillig ertragenen Joches der Fremdherrschaft waren die Rheinländer ebenso gute Deutsche, wie es die anderen deutschen Stämme nach Auflösung des Rheinbundes waren, wenn auch hier und da es den ersteren schwer wurde, in die neuen Einrichtungen sich hineinzuleben, woran aber der Umstand viel Schuld trug, daß man bei dem Übergange in die neuen Verhältnisse nicht genug Nachsicht und Schonung an den Tag legte. Das hat denn dazu geführt, den Rheinländern eine Hinneigung zu den Franzosen anzudichten, ein Vorwurf, von welchem namentlich die Mainzer, das sog. „Klubbistenvolk", zu erzählen wissen. Prüfen wir diesen Vorwurf etwas näher.

Seit 1793 haben die Franzosen nicht aufgehört, die Stadt Mainz für sich in Anspruch zu nehmen. Nachdem sie durch die Friedensschlüsse von Basel, Campo Formio und Lüneville die Rheingrenze erlangt hatten, hielten sie es für selbstverständlich, daß die Bevölkerung französisch werde und bleibe. Nach dem Willen der letzteren fragten die Franzosen nicht, und ihre Eitelkeit ließ dem Zweifel keinen Raum, daß Stadt und Land am Rheine ihnen von Herzen ergeben sei, einerlei, ob sie ihre Schuldigkeit dem Volke gegenüber gethan oder nicht. Darum betrachteten die Franzosen nach dem Sturze Napoleons die Rheinlande nur als abgetrennte Glieder ihres Landes. Ein Beleg für diese ihre Auffassung sind die im Jahre 1814 erschienenen „Lettres confidentielles sur Mayence", welche den Mainzern verlogener Weise eine Hinneigung zu Frankreich andichteten, obwohl die Bevölkerung damals nur Verwünschungen für diejenigen hatte, die seit den Novembertagen 1813 namenloses Unglück über die Stadt gebracht hatten. Dem ungenannten Verfasser der damals unverdientes Aufsehen erregenden Schrift ist deutlich heimgeleuchtet worden, wenn auch den Franzosen gegenüber diese Arbeit eine vergebliche war. Seitdem mußte immer auf diesen Gegenstand aufmerksam gemacht werden; man erinnere sich der Schrift: „Mayence ville romaine, ville allemande, ville française" und des Werkes von Alfred Ramband: „Les Français sur le Rhin" und „L'Allemagne sous Napoléon I". Besonderes

Gewicht hat man von jeher in dieſer Beziehung gelegt auf die Feierlichkeiten, mit welchen die Deutſchen, die einſt unter Napoleons Fahnen geſtanden, die Erinnerung an die großen Ereigniſſe, deren Zeugen ſie geweſen, zu begehen pflegten. So gewiß es iſt, daß dieſe Feierlichkeiten mit dem inzwiſchen geſteigerten Nationalgefühle ſich nicht mehr recht vereinigen ließen, ebenſo gewiß iſt es, daß die Haltung der ſogenannten Veteranen der Vermutung einer undeutſchen Geſinnung nicht Vorſchub leiſten konnte. Es handelte ſich bei ihnen um die Erinnerung an ihre Jugendzeit, deren äußerer Glanz durch die Nüchternheit der ſpäteren Tage nicht verdunkelt worden. Man muß aber ſchon ein Franzoſe ſein, um in dem vielfach angegriffenen Liederbuche der Veteranen lediglich die Geſtalt Napoleons und ſeiner Marſchälle zu finden, dabei aber die den deutſchen Fürſten und dem deutſchen Vaterlande dargebrachten Huldigungen zu überſehen. Wären übrigens die Franzoſen in ihrer eigenen Litteratur etwas mehr zu Hauſe, ſo wüßten ſie aus ihrem Sainte-Beuve, wie die Zeitgenoſſen über die Beziehungen der Deutſchen zu den ſie beherrſchenden Franzoſen dachten. Wie er aus den franzöſiſchen Archiven berichtet, war es der Präfekt Jean-Bon St. André, der im Jahre 1813 ſeine Regierung vor allzu großen Zumutungen an die Bewohner ſeines Departements warnte, da dieſe zu keiner Zeit die alten Beziehungen zu den Bewohnern des rechten Rheinufers aufgegeben hätten, und da es aus dieſem Grunde nur eines beſonderen Anlaſſes bedürfe, um die nie erloſchenen Gefühle für Deutſchland wieder wachzurufen. Des Präfekten kaiſerlicher Herr dachte in gleichem Sinne, als er bei Errichtung einer Grenzwache die Rheinländer von dem Schutze der Rheingrenze ausſchloß.

Verzeiht man den Franzoſen leichtfertiges Urteil, ſo betrübt es, wenn man früher von Deutſchen tadelnde Bemerkungen in der angegebenen Richtung anhören mußte. Wahrlich, die Mainzer waren doch nicht ſchuld daran, daß man ſie im Jahre 1797 ebenſo preisgab, wie die anderen Rheinlande im Jahre 1794 aufgegeben wurden. Nach den in den Jahren 1792 und 1793 gemachten traurigen Erfahrungen konnte es für ſie kein ſchlimmeres Schickſal geben, als in die Hände der Franzoſen zu fallen. Nachdem aber

einmal die wichtigste Stadt und Festung am Rheine durch die Uneinigkeit der Deutschen in die Gewalt der Franzosen übergegangen war, mochte doch niemand erwarten, die eroberte Bevölkerung werde bis aufs äußerste den neuen Herrschern Widerstand leisten. Abgesehen von der Nutzlosigkeit und Gefährlichkeit eines solchen Unterfangens, war das, was die Mainzer seit den Tagen von Rastatt und seit Gründung des Rheinbundes von ihren deutschen Brüdern zu hören und zu sehen bekamen, nicht besonders erbauend. Was die Rheinländer gezwungenermaßen geworden, das wurden die Deutschen des Rheinbundes auf dem Wege der Verständigung. Hätten aber die Gründer dieses Bundes einst für Kaiser und Reich nur die Hälfte von dem zum Opfer gebracht, was sie dem fremden Imperator leisteten, dann wären Mainz und die Rheinlande deutsch geblieben und der Rheinbund niemals zu stande gekommen. Die Helden, die der Fremdherrschaft in Deutschland ein Ende machten, urteilten über die Rheinländer, für deren Unglück sie das rechte Herz hatten, keineswegs so oberflächlich wie so viele unwissende Menschen späterer Tage. Mit Stolz sieht Mainz auf das Zeugnis eines Gneisenau, der die Bewohner der Stadt für gute Deutsche hielt.

Es giebt, um hiermit zu schließen, in der Geschichte aller Völker Zeitabschnitte, an welche man nur der Belehrung und Warnung willen erinnern soll. Dazu zählt für Deutschland die Zeit der Unterordnung unter Frankreich. Es wäre eine traurige Huldigung für die einstigen Machthaber deutschen Landes, wenn man den Glauben aufkommen ließe, es gedächten Deutsche an jene Zeit mit anderer Empfindung als jener der Betrübnis. So hoch muß die Liebe zum Vaterlande gehalten werden, daß ein Verstoß gegen sie als etwas Unerhörtes, als ein Frevel gegen ein geheiligtes Gesetz erscheint. In demselben Maße, in welchem man den Vorwurf eines solchen Verstoßes leicht hinwirft oder hinnimmt, vermindert man namentlich dem Auslande gegenüber die Vorstellung von der Wertschätzung des höchsten Gutes, das ein Volk besitzt.

6. Soziale Wanderungen der Gegenwart.*)

Von Herrn Dr. J. Singer aus Wien.

(24. März 1889).

Die volkswirtschaftliche Natur unseres Gegenstandes läßt mich von der folgenden nationalökonomischen Erwägung ausgehen.

Die alltägliche Erfahrung und ebenso „nur mit ein bischen anderen Worten" die auf ihr fußende Theorie lehrten die längste Zeit, daß bei jeder Ware „billig und schlecht" auf einander wechselwirkend zusammentreffen, bei jeder Ware, mag sie in Form eines stofflichen Gutes, oder in Gestalt der stoffliche Güter hervorbringenden menschlichen Arbeitskraft zu Markte kommen. Der Käufer spottbilliger Gegenstände gelangte zuverlässig binnen kurzem zu Schaden und da, wie das Gut seines Preises, auch die Arbeit ihres Lohnes wert sich zeigte, erging es nicht viel anders dem Unternehmer, welcher sich der ziffermäßig wohlfeileren Arbeitskraft bediente.

Die Unternehmer ließen sich zwar zumeist durch den Vorteil blenden, den niedrigere Löhne scheinbar vor den höheren zumal bei dem Umstande bieten, daß der geringer entlohnte Arbeiter in der Regel zu einer längeren Arbeitszeit sich versteht als der höher entlohnte. Der schließliche Erfolg jedoch, zum Beispiel die fortdauernd größere Marktgängigkeit der durch besser bezahlte und deshalb durch intensivere und sorgfältigere Arbeit hergestellten Produkte bewies, daß es auch auf dem Arbeitsmarkte mit dem „billig und schlecht" seine Richtigkeit habe, daß sonach, trotz der örtlichen oft so bedeutenden Lohnhöheverschiedenheiten, der wirkliche Preis der Arbeit überall annähernd derselbe sei. Der gleiche Preis der Arbeit erschien geradezu experimentell durch internationale Bauunternehmer erprobt, die bei ihren Bauten in Ländern mit hohen Löhnen, wie in England, besser fuhren als dort, wo bei niedrigem Lohne die Herstellung des gleichen Werkes eine entsprechend größere Arbeiteranzahl erheischte, wie beispielsweise in Polen oder im Kaukasus.

*) Eine ausführliche wirtschaftsgeschichtliche und statistische Behandlung der in diesem Vortrage besprochenen Fragen hat der Verfasser unter der Feder.

Die bedeutendsten Wandlungen hat nun aber der in unserer Zeit stetig rascher dahinbrausende Strom ökonomischer Ereignisse herbeigeführt, dessen Fluten heute ein Gebiet befruchten, welches sie noch gestern bedroht, und das sie morgen verwüsten werden; dessen Fluten oft die bestfundierten volkswirtschaftlichen Lehren wie Treibholz mit sich schwemmen und nun auch auf dem Boden der Preisbildung das Unterste zu oberst kehren!

Das andauernde Sinken der Warenpreise ohne verhältnismäßige Verschlechterung ihrer Qualität schränkte zuerst die Geltung des „billig und schlecht" immer weiter ein. Und alle gegen jenes Sinken der Preise sich stemmenden Versuche, mochten sie als Schutzzölle und in jüngster Zeit als Unternehmerverbände, als Kartelle, sich geltend machen, haben vorerst wenigstens die misera consumens plebs nur darüber belehrt, daß auch teuer und schlecht einträchtig bei einander zu wohnen im stande sind.

Die Preisbildung auf dem Arbeitsmarkte ist gleichfalls nicht unberührt geblieben. Gegen alle bisherige Erfahrung zeigte es sich nämlich in wachsendem Umfange, daß auch die billige Arbeit die gute, mitunter sogar die bessere sein könne. Als augenfälligste Ursachen dieses Vorgangs sind die gewaltigen Umwälzungen in der Industrie und im Verkehrswesen anzusehen.

Die technischen Umgestaltungen des Arbeitsprozesses begannen vielfach die wohlfeilen Arme ungeschulter Arbeiter oder die noch billigeren Hände der Frauen und der Kinder denen der geschulten männlichen Arbeiter gleichwertig zu machen, woraus scharfe Lohnunterbietung und die allmähliche Verdrängung der qualifizierten Arbeit durch nicht qualifizierte, männlicher durch weibliche oder jugendliche hervorgingen. Dagegen haben die Fortschritte im Verkehrswesen die vormals auf die Heimat beschränkte Lohnunterbietung mobilisiert: geringe Lohnhöhe verursacht heute nicht mehr wie früher bloß örtlich begrenzten Notstand, sondern eine nur zu rasch sich verbreitende internationale Depressionsgefahr. Diese äußert sich in der massenhaften Zuwanderung emsiger, tüchtiger und dabei ungemein bedürfnisloser Arbeiter aus der Fremde, in einer Zuwanderung, die in nahezu sämtlichen industriell oder kommerziell belebteren Gebieten abendländischer Gesittung die

nationalen Arbeitsmärkte mit der Ware Arbeit überführt, auf den Lohn empfindlich drückt und dadurch die ihre höheren Lebens- und Kulturansprüche ohnehin nur mehr mühsam behauptenden Arbeiter oft bis zur Aushungerung gefährdet. Die Darstellung und Beurteilung dieser jüngsten, den Erdkreis umspannenden, in der Einwanderung Unbemittelter sich äußernden Gefahr, sowie der Reaktionsversuche gegen sie sollen den Hauptgegenstand meiner Erörterungen bilden.

Haben wir es denn hinsichtlich der zeitgenössischen Wanderung, der sozialen Wanderung, wie ich sie nennen möchte, mit einem Komplex völlig neuartiger Thatsachen zu thun, denen aus älterer oder näherliegender Vergangenheit nichts an die Seite gestellt werden könnte? Ein kurzer geschichtlicher Rückblick wird den Wesensunterschied zwischen unseren und den früheren Migrationen klarstellen. Die Europas historische Zeit eröffnenden, sowie die das Altertum beschließenden Wanderungen waren zwar insgesamt wirtschaftlich motiviert, vom Hunger veranlaßt, doch trugen sie durchwegs das Gepräge blutiger Eroberungsversuche, die durch den Ansturm *ganzer Völker* bewerkstelligt werden sollten und entweder mit der Vernichtung der bewaffneten Eindringlinge, oder mit der Unterjochung der erbgesessenen Bevölkerung geendet haben. Die ersten Besucher Amerikas, die Konquistadores, traten als ebenso gold- wie blutdürstige Räuber und Erpresser auf, und es dauerte geraume Zeit, bis Besiedlungsabsichten die über den Ozean ziehenden Auswanderer leiteten. Diese waren ihren bereits ansässig gewordenen Vorläufern nicht minder willkommen, als die dem Drucke finsterer religiöser Unduldsamkeit weichenden Juden und Mauren Spaniens seinerzeit in Holland und in der Levante, oder die französischen und süddeutschen Protestanten in Norddeutschland.

Denn *noch* galten Erhöhung der Volkszahl, Heranziehung betriebsamer Ausländer, kurz: Vermehrung der Werte schaffenden Arbeitskräfte als Inbegriff der Staatsklugheit.

Die Konsolidierung der überseeischen neuen Staaten steigerte die Auswanderung in erheblichem Maße. An die nordamerikanische Union allein gab Europa im Laufe der letzten 60 Jahre mehr als 12 Millionen Menschen und zwar bis zur jüngsten Zeit auf

Nimmerwiederkehr ab. Wenn wir Irland ausnehmen, durch dessen unglückliche Agrarverfassung innerhalb des genannten Zeitraumes mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung übers Meer getrieben wurde, finden wir, daß im übrigen Europa die Elemente des so erheblichen Wegzuges aus Angehörigen der Mittelklasse bestanden, aus Individuen, die daheim ökonomischen, moralischen oder politischen Schiffbruch erlitten hatten: vergantete Kaufleute und Bauern, Abenteuerer und zeitweilig auch politische Flüchtlinge suchten Amerika auf, jeder mit einem Notpfennig in der Tasche und mit der Illusion im Kopfe, jenseits des Ozeans Schätze zu gewinnen. Und gingen auch die überspannten Träume naturgemäß nur vereinzelt in Erfüllung, so verwirklichte sich desto zuverlässiger die nüchterne Hoffnung, als Farmer, Kaufmann, Handwerker, oder in einer sonstigen bürgerlichen Stellung reichliches Auskommen zu finden.

Welch anderes Bild gewährt hiergegen die heutige Auswanderung! Als Symptom wachsenden allgemeinen Wohlstands bezeichnete zwar noch vor wenigen Jahren der deutsche Reichskanzler ihre Zunahme: statt dessen aber tritt ihr proletarischer Charakter immer deutlicher zu Tage, und es steigt die Beteiligung derer, die außer ihrer Muskelkraft nichts ihr Eigen nennen und denen die Aussicht selbst auf geringe Lohnerhöhung, jedoch bei sicherer Arbeitsgelegenheit vollauf genügt, um aus der Heimat sich entführen zu lassen. Es gesellte sich nämlich zu den bereits erwähnten einheimischen Ursachen der Überfüllung einzelner nationaler Arbeitsmärkte die rasch sich vervielfältigende Zahl der periodisch gewordenen Geschäftsstockungen hinzu, um dem vierten Stande in unserem Arbeit ersparenden Zeitalter die Unsicherheit seiner Lage immer peinlicher fühlbar zu machen. Die oft wiederkehrende Arbeitslosigkeit — die Zahl der Arbeitslosen in England allein wurde im Jahre 1887 mit mehr als 800,000 beziffert — lockerte das an die Geburtsstätte fesselnde Band, und das „ubi bene ibi patria“, nur so lange verächtlich klingend, als es bloß einer stets hin- und herziehenden gesellschaftlichen Bohème zum Wahlspruch dient, wird zur Parole, zum Lebensgebot für die breitesten Schichten der Bevölkerung.

Im räumlich kleinsten Maßstabe gewahren wir die Massenwanderung sozialpathologischen Ursprungs im starken Zuströmen der durch den landwirtschaftlichen Maschinenbetrieb und andere Ursachen auf dem flachen Lande überzählig Gewordenen nach den industriellen Mittelpunkten. Die vom Lande heranwogende Bevölkerungswelle pflanzt sich dort, wo die Aufnahmsfähigkeit der Städte noch nicht groß oder bereits erschöpft ist, zunächst innerhalb desselben Staatswesens von Provinz zu Provinz fort, um entweder vorübergehend einem akuten Händemangel abzuhelfen, wie dies z. B. seitens der im Frühjahre westwärts, namentlich nach der Provinz Sachsen ziehenden, daheim elend bezahlten Landarbeiter Westpreußens und Schlesiens, der sogenannten Sachsengänger, geschieht; oder um eine dauernde Verschiebung der Bevölkerungsverhältnisse herbeizuführen: hierfür erinnere ich nur an die ausschließlich durch soziale Wanderungen hervorgerufene Verrückung des nationalen Besitzstandes im deutschen Teile Böhmens.

Doch auch der von den Reichsgrenzen gebildete Damm wird bald überflutet. Auf die Menschenabgabe an die benachbarten Staaten folgt die an die benachbarten Weltteile, schließlich die an alle Gebiete unseres Erdballs, wo immer sich ein Arbeitsmarkt eröffnet, dessen Lohnhöhe die des heimatlichen überragt, um mehr überragt, als die möglichst rasche Deckung der Transportkosten erfordert. Und um die letzteren thunlichst zu verringern, wetteifern Transportinstitute und Auswanderungsgesellschaften mit einander, werden Projekte, wie das den postalischen Einrichtungen entlehnte Personenporto ernstlich in Erwägung gezogen. Als zutreffendstes Beispiel für den hohen Entwicklungsgrad der heutigen Menschen-Hin- und Herströmungen dürfte die amtlich festgestellte Thatsache dienen, daß von den im Jahre 1887 überseeisch ausgewanderten 140,000 Italienern ein ansehnlicher Bruchteil — mehr als 30,000 — in demselben Jahre zurückgekehrt ist. Aus der Mitte der Letzteren suchten wieder viele nur für ein halbes Jahr Argentinien zur Verrichtung der dortigen in unsere Winterszeit fallenden Erntearbeiten auf und fuhren zur Bestellung der Reisfelder nach Hause, um dann gegen den Herbst zu wieder nach Südamerika zu eilen, wohin fast täglich — um mich des bezeichnenden Ausdruckes eines Konsular-

berichtes zu bedienen — ein mit Menschenfracht reich beladener Dampfer aus dem Hafen von Genua seinen Lauf nimmt.

Der vormals fest an der Scholle haftende Mensch ist sonach heute gleich der transportabelsten Ware mobilisiert, und wie die Wechsel- und Effekten-Arbitrage die kleinsten örtlichen Kursdifferenzen nivelliert, sucht die moderne Auswanderung, die soziale Wanderung, die örtlichen Lohndifferenzen auszugleichen. Während jedoch die Arbitrage die Solidarität des internationalen Geldmarktes bereits erzielt hat, lehnen sich gegenwärtig die vorgeschritteneren Völker gegen die Herstellung einer derartigen Solidarität auf dem Weltarbeitsmarkte auf, indem sie diese als den Schrecken aller Schrecken bezeichnen. Aus welchem Grunde, soll sich bald zeigen.

Strenge genommen tritt inbezug auf die Wanderungen kein einziges Land als nur gebend oder nur empfangend auf, sondern es kann bei jedem von einem gleichzeitigen Ab- und Zuzug die Rede sein. Dennoch bieten sich Unterschiede zwischen jenen Ländern dar, die vorwiegend Einwanderung ausweisen, wie die Staatswesen des amerikanischen und des australischen Weltteiles, und zwischen solchen, die überwiegend Arbeitskräfte ausführen, wie Ostasien, in erster Linie China, sowie schließlich zwischen solchen, die zugleich als entsendend und aufnehmend sich darstellen, wie die west- und mitteleuropäischen Staaten. Diese sind insgesamt mehr oder weniger an der großen transatlantischen Auswanderung beteiligt und beschicken überdies zu steigendem gegenseitigen Mißbehagen noch einander.

So besetzen in England die Deutschen, abgesehen von ihrer sehr ansehnlichen, aber keinen proletarischen Charakter tragenden Vertretung im Handelsstande sehr stark das Transportgewerbe zur See und einzelne Zweige der Nahrungsmittelindustrie. Mehr als die Hälfte der jetzt in London vorhandenen Bäckermeister sind Deutsche, und es wird gegen sie der Vorwurf erhoben, daß sie nur Deutsche in ihre Dienste nehmen und so der konnationalen Vermehrung im Bäckergewerbe bedrohlichen Vorschub leisten.

In der britischen Handelsmarine werden sogar angeblich 71 % der gesamten Schiffsbemannung von Deutschen und Skandinaviern

gebildet, die nach einer kürzlich von englischen Matrosen erhobenen Klage mit einer kargen, den Briten zur Verzweiflung treibenden Nahrung und Löhnung sich begnügen. Die abschreckendsten Erscheinungen bieten jedoch alle jene Industriezweige, und in vorderster Reihe das Konfektionsgewerbe, dar, innerhalb welcher in den letzten Jahren zur Ausbeutung der aus dem östlichen Deutschland und aus Rußland verdrängten, ebenso mittel- wie bedürfnislosen Juden eine eigenartige, bereits im Absterben begriffene Arbeitsorganisation, das Sweating-System, das Schwitz- oder Ausbeute-System, neu zurechtgestutzt wurde. Seine schädigenden Wirkungen nach außen hin zeigen sich daran, daß z. B. in dem Londoner Schneider- und Schuhmacherhandwerke mit zeitgemäßen Betriebsformen während der letzten 6 Jahre die Löhne um mehr als die Hälfte zurückgegangen sind. Und welche Verheerungen dieses Sweating-System unter seinen beklagenswerten unmittelbaren Opfern, den Sweatees, den Ausgepreßten, anrichtet, davon zeugt jedes Blatt der vom englischen Oberhause jüngst herausgegebenen Enquête-Berichte, zweier mehr als 2000 Seiten umfassenden Foliobände.

Das bezeichnendste Merkmal jenes in so mancher Beziehung dem gewerblichen Atavismus, dem Rückfall in die Manufakturperiode gleichkommenden Verfahrens ist darin zu erblicken, daß statt der heute technisch gebotenen Zentralisierung in einer möglichst umfangreichen, den Maschinenbetrieb, sowie hygienische Vorkehrungen zulassenden Arbeitsstätte, die dezentralisierende Zurückdrängung in die verpesteten Höhlen der tiefsten Armut, in die dem Fabrikinspektor kaum zugänglichen Jammerstätten der Entbehrung stattfindet.

Den Bestand verbürgen jenem Sweating-System nur die extreme, z. B. eigene Knopflochausnäher erfordernde Arbeitsteilung, die extensive, oft bis auf 18 Stunden ausgedehnte Arbeitszeit, schließlich der intensive Lohndruck, der von den Kontraktors oder Sweaters, von der langen Kette der Zwischenhände um die Wette ausgeübt wird.

Der Tagelohn eines Sweatees beträgt, wohl gemerkt im Ostende Londons, mitunter nicht mehr als einen Shilling. Die englische Gesetzgebung schickt sich soeben kluger- und billigerweise an, die geschilderte Mißbildung auszurotten, und es unterliegt

keinem Zweifel, daß ihr dies allmählich gelingen werde, und zwar — dank der dortigen so nachahmenswerten Übung: für soziale Mißstände die Institutionen und nicht die Personen verantwortlich zu machen — sicherlich ohne Ausweisungsordre und ähnliche Auskunftsmittel kontinentaler Staatsweisheit.

Weit weniger bedenklich als die soeben berührten Vorgänge in England erweisen sich die einschlägigen Verhältnisse im benachbarten Frankreich. Innerhalb seiner Grenzen weilt zwar eine 3 % der einheimischen Bevölkerung, dies ist eine Million, übersteigende Anzahl von erwerbsthätigen Fremden, doch ist deren Auftreten und ebenso deren Herkunft durchaus nicht darnach angethan, ernstere Befürchtungen gerechtfertigt erscheinen zu lassen. Die derzeitige bête noire des französischen Volksgeistes: das deutsche Element, ist unter den fremden Elementen daselbst weitaus am schwächsten vertreten. Und die zusammen $^3/_4$ des ganzen Fremdenbestandes bildenden Belgier im Norden und Italiener im Süden stehen national, sowie inbezug auf ihre Lebensansprüche den Franzosen der betreffenden Gebietsteile zu nah, um eine bedrohliche Sprachmischung oder eine allzu empfindliche Lohnunterbietung herbeizuführen.

Überdies erscheint aus rein bevölkerungsstatistischen Erwägungen das inbezug auf Volksvermehrung hinter allen übrigen Staaten stark zurückbleibende Frankreich sehr wohl als aufnahmefähig für eine Zuwanderung im bisherigen Ausmaße. Es wird dies auch von französischen Politikern und Gelehrten anerkannt. Dennoch verlangte Frankreichs Bevölkerung mitunter selbst in stürmischer Weise nach Schutzmaßregeln gegenüber den fremden Arbeitern und es ist sehr wahrscheinlich, daß trotz der dargelegten sozialpolitischen Unbedenklichkeit der in Frankreich heute weilenden Fremden die durch das vor etwa einem halben Jahre veröffentlichte Dekret des Präsidenten Carnot gebotene Fremden-Registrierung nur als Vorstufe zur Fremdenbesteuerung dienen wird. Denn der Personenschutzzoll ist logischerweise die letzte Konsequenz der Schutzzolldoktrin, die, was Konsequenzmacherei anbelangt, hinter dem freihändlerischen Manchestertume fürwahr nicht zurückbleibt.

Daß aber in unserem dem Protektionismus huldigenden Zeitalter noch weit geringere Anlässe hinreichen, um den Fremden mit scheelem Blicke zu betrachten, zeigt sich am deutlichsten in Italien, wo, namentlich in der Lombardei, die Anwesenheit französischer Arbeiter, die eine besondere Qualifikation für die Seidenweberei bekunden, heftig angefochten wird. Und dies geschieht, obgleich Italien gegenwärtig den größten Menschenexport in Europa aufweist, somit auf Gastlichkeit in der Fremde am meisten angewiesen ist, und obgleich die Thatsache, daß der anspruchsvollere Franzose in der dichtbevölkerten Lombardei Beschäftigung findet, für seine spezifische Verwendbarkeit spricht, ja für seine gegenwärtige Unentbehrlichkeit einen unwiderleglichen Beweis liefert.

Noch mittelst zahlreicher nahezu jedem europäischen Staate zu entnehmender Beispiele ließe sich die innereuropäische soziale Wanderung, ließe sich die ihr entgegentretende Reaktion in Form der Fremdenhetze oder -sperre beleuchten. Doch darf ich mit weiteren Belegen um so eher sparen, als mit Ausnahme der durch die erbarmungswürdigen Sweatees hervorgerufenen Konkurrenz die Lohnunterbietung seitens Fremder auf keinem der europäischen Arbeitsmärkte, bisher wenigstens, geradezu verderbliche Dimensionen angenommen hat, was hauptsächlich dem gegen Westen noch immer weit genug sich öffnenden Auswanderungsventile zu danken ist.

Ungleich ernster jedoch ist die Situation in der Neuen Welt, in Amerika, und zum Teil auch in der Neuesten, in Australien. Dort finden wir den durch die geographische Lage geschaffenen Boden, auf welchem nicht nur kulturelle Graduntersch iede zwischen dem ansässigen und dem herbeikommenden Abendländer, sondern die Artuntersch iede zwischen dem Kaukasier und dem Mongolen aneinander geraten.

Noch sind nicht volle drei Jahrzehnte verflossen, seitdem englische und französische Geschütze in die chinesische Mauer endgiltig Bresche gelegt haben, und schon trachten die nächstbeteiligten Staaten sich mit einer geradezu unübersteiglichen antichinesischen Mauer zu umgeben. Die Ursachen hierfür sind in der dem Reich der Mitte entströmenden Auswanderung zu erblicken.

Chinas unermeßlich weites Territorium als Ganzes betrachtet ist zwar durchaus nicht bis an die Grenzen der Aufnahmsfähigkeit bevölkert, ja wir finden sogar in ihm so manche infolge blutiger Aufstände stark entvölkerte Gebietsteile, sogenannte negative Dichtigkeitsinseln. Trotzdem herrscht in vielen Gegenden Chinas eine teils durch die exklusive Zunftverfassung, teils durch die Zurückgebliebenheit der Verkehrsmittel im Innern des Reiches empfindlich gesteigerte lokale Übervölkerung mit dem Effekte beispiellosen Lohndruckes, häufiger Deklassierung und oftmaligen absoluten Brod- beziehungsweise Reismangels.

Bei der ersten näheren Berührung der Europäer mit den Chinesen begann zunächst der schändliche Handel mit gelbem Fleische, der Kulihandel, sich der überschüssigen Anzahl jener unermüdlichen und gelehrigen Menschenmaschinen um so eifriger zu bemächtigen, als das Resultat des nordamerikanischen Bürgerkrieges den Handel mit schwarzem Fleische unrentabel gestaltete. Doch fast gleichzeitig mit dem seit 15 Jahren endlich ausgemerzten Kulihandel trat in China die freiwillige selbständige Auswanderung auf. Alsbald wurde sie von Gesellschaften in die Hand genommen, die, mit echt chinesischem Geschick in großartigem Stile organisiert, rasch anwachsende Menschenmassen übers Meer entsendeten. Nur dort, wo gänzlicher Mangel an Arbeitskräften herrschte, wurde die Ankunft der Bezopften gerne gesehen, der Bezopften, die sich gar bald als unüberwindliche Konkurrenten erwiesen. Anfänglich nahm man sie auch in Californien und Australien nicht ungern auf. Wo immer sich aber dort neben den rührigen Söhnen Ostasiens eine genügende Zahl von Weißen gefunden hatte, die in irgend einer Berufsart der gestellten Aufgabe allein sich gewachsen glaubte, ertönte der Ruf nach Ausschließung der Chinesen aus dem betreffenden Geschäftszweige.

Der erste Zusammenstoß erfolgte auf den Goldfeldern Californiens und Australiens. Es ist leicht erklärlich, weshalb die kurz angebundene Sippschaft der habgierigen und neidischen Goldgräber (Digger), mochten sie im Lohn oder in eigener Regie arbeiten, die Chinesen neben sich nicht dulden wollten. Denn während sie, den Boden nur mit Hast umwühlend, gar bald die Grenze der Gold-

ergiebigkeit erreicht hatten und zugleich die höchsten Lebens- resp. Lohnansprüche stellten, vermochte der Chinese um ein verhältnismäßig geringes Entgelt durch Sorgfalt und Ausdauer sich gleichsam in den Besitz der Wünschelrute zu setzen, vermittelst deren er selbst aus bereits durchwühltem Boden Gold in reichlichen Mengen hervorzauberte.

Das staatliche Verbot der Chinesenarbeit in den Edelmetallminen bildete denn auch die erste Etappe für die Agitation unter den Weißen. Chinesen hatten zwar die früheste Spur des australischen Goldreichtums entdeckt, doch ist es ihnen in Australien heute nicht einmal mehr gestattet, den seitens der Weißen mit dem Tiefbau völlig vertauschten Tagbau zu betreiben und jeder in den Minenbezirken auftauchende Chinese setzt trotz behördlichen Schutzes Gesundheit und Leben aufs Spiel.

Minder gewaltthätig doch ebenso beharrlich äußerte sich allmählich der Widerstand gegen das Eindringen der Chinesen in die übrigen Gewerbe. Denn auf allen Gebieten verstand es „John Chinaman" den Vogel abzuschießen. Er wurde bald der gesuchteste Koch, Diener, Wäscher, Barbier, Zigarrendreher, Kleider- und Schuhmacher. Und wandte er sich der Bodenarbeit zu, um Landwirtschaft oder Gartenbau zu betreiben, blieb er erst recht unübertroffen. Zu alledem hielt er, um die Heimkehr in das ihm geheiligte Vaterland zu beschleunigen, nicht nur an seiner Nüchternheit, an seiner „verdammten Bedürfnislosigkeit", wie Lassalle gesagt hätte, fest, wodurch er sich alle bei Agitationen so einflußreichen Gastwirte und Krämer zu geschworenen Feinden machte, sondern arbeitete auch unermüdlich ohne wöchentlichen Ruhetag mit einer nur kurzen dem Schlafe gewidmeten Unterbrechung, und all dies that er um die Hälfte oder zwei Drittel des Preises, den Weiße für ihre viel kürzer währende Arbeit sich bedangen.

Selbst unter den ungünstigsten Arbeitsbedingungen stand sich der Chinese noch ungleich besser als daheim, wo er, woferne seine Arbeit überhaupt Anwert findet, mit einem Tagelohn von 70 Tsiën oder Sapeken = 30 Pfennigen und der magersten Kost, bei ausschließlichem Geldlohne jedoch in den bestgelohnten Arbeitszweigen mit etwa einer Mark, in deutschem Geld ausgedrückt, sich begnügt.

Man bedenke nun, welche Wirkungen das Herbeiſtrömen derartiger Wettbewerber auf den Arbeitsmarkt in Amerika und mehr noch in Auſtralien ausüben mußte, wo die weißen Arbeiter beſtrebt ſind, alle guten Dinge vier ſein zu laſſen, das heißt 8 Stunden Arbeit, 8 Stunden Muße, 8 Stunden Schlaf und 8 Shilling Lohn per Tag zu fordern. Was Wunder, daß bei ſo ungleichen Konkurrenzchancen in den Vereinigten Staaten, ja ſelbſt in den bisher bloß den Küſtenſaum einnehmenden auſtraliſchen Kolonien Merkmale relativer Übervölkerung ſich zeigten, daß dort unter den infolge ihrer Körperverfaſſung und Lebensgewöhnung anſpruchsvolleren Weißen Arbeitsloſe in Menge anzutreffen ſind.

Die begreifliche Gährung unter den Weißen gelangte zum Ausdruck im ungeſtüm erhobenen Verlangen nach Einſchränkung nicht bloß der Chineſen — ſondern der Paupers — der Armeneinwanderung überhaupt, jener Einwanderung, welche die auf höherem ökonomiſchen Niveau ſtehenden Inländer in den Abgrund des Elends herabzuzerren droht.

Unzweifelhaft dürfte es jedermann gelten laſſen, daß jenem Anſpruche eine höhere ſittliche und volkswirtſchaftliche Berechtigung innewohnt, als etwa den modernen Klagen über den Unſegen reichlicher Ernten und ähnlichen ſelbſtſüchtigen Stoßſeufzern. Doch weit mehr noch als jene innere Berechtigung hat es der politiſche Einfluß der arbeitenden Klaſſen in den betreffenden demokratiſchen Staaten zu Wege gebracht, daß insbeſondere gegen die Chineſeneinwanderung legislative Maßnahmen getroffen wurden. Aber den Chineſen beizukommen, ſollte, wie in gewerblicher, ſo auch in dieſer Beziehung nicht ſo leicht werden.

War ihnen die Landung in beſtimmten Häfen verwehrt, durch Quarantaine erſchwert oder durch eine ſelbſt mäßige Kopftaxe verleidet, ſo kamen ſie zu Land, auf Umwegen, die oft wochenlange Märſche durch öde Strecken erforderten. Wurden von den aus China ins Uniongebiet Zurückkehrenden Rückkehrzertifikate mit Identitätsnachweiſen gefordert, ſo wußte flugs eine ganze Gilde von Perſonenſchmugglern Neuankömmlinge in den Beſitz ſolcher Dokumente zu ſetzen. Und bei dem Identifizierungsverfahren verſtanden es die zum erſten Mal das Land Betretenden durch Annahme eines

falschen Namens aus ihrer leichten Verwechselbarkeit die praktischen Konsequenzen zu ziehen. Überhaupt gebührt den Chinesen bezüglich ihrer Virtuosität auf dem Gebiete der Falschmeldung und der Geheimbündelei das Interesse jedes Kriminalisten.

Die häufige Vereitlung der bisherigen Maßregeln durch chinesische List und Beharrlichkeit hat gerade in jüngster Zeit an manchen Orten den gelben Schrecken bis zur Sinnlosigkeit gesteigert.

In Melbourne und hierauf in Sidney wurde im vorigen Frühjahre eine auf einem Dampfer namens Afghan von Hongkong herbeikommende kleine Schar von Chinesen an der Landung behördlich verhindert, obgleich auf jenem Schiffe die gegen die Zunahme der Chineseneinwanderung sich kehrende Norm beobachtet wurde, wonach auf je 100 Registertonnen immer nur ein zur Zahlung einer Kopftaxe von 10 £ verpflichteter Chinese an Bord sich befinden durfte. Und als die englische Regierung, von dem bei ihr beglaubigten Vertreter Chinas um genugthuende Aufklärung angegangen, die Kolonialgouvernements nicht etwa zu Rede stellte, sondern in vorsichtig zurückhaltender Weise zur Angabe der Thatsachen und gesetzlichen Bestimmungen aufforderte, welche den eben geschilderten Vorgang rechtfertigen konnten, erhob sich heftiger Unmut, ja es gewann sogar in der ersten Zeit den Anschein, als sollte der Dampfer Afghan den Engländern in Australien so verhängnisvoll werden, wie jenes berühmte, gleichfalls Fracht aus China führende Theeschiff im Hafen von Boston vor mehr als einem Jahrhunderte in Nordamerika es geworden. Hörte man ja schon aus dem Munde des Premierministers von Neu-Süd-Wales die unverblümte Drohung, man werde sich nicht einmal durch englische Kriegsschiffe im souveränen Rechte beschränken lassen, mit den Chinesen, unbekümmert um Verträge, nach Willkür zu verfahren.

Von jenem Rechte auf Vertragsbruch machten im abgelaufenen Jahre auch die Vereinigten Staaten von Amerika den ausgiebigsten Gebrauch. Die bevorstehende Präsidentenwahl ließ neuerliche antichinesische Maßregeln in politischer Beziehung als zweckdienlich erscheinen und die Unionsregierung trat mit dem chinesischen Gesandten in Washington über einen die Chineseneinwanderung bis auf einige nichtssagende Ausnahmen völlig sperrenden Vertrag in

Unterhandlung. Der chinesische Diplomat fand in jenem Pakte nichts Anstößiges, offenbar weil die Pekinger Regierung, mit der spezifischen Selbstüberschätzung des patriarchalischen Regimes, jeden Auswanderungsakt als unberechtigtes Mißbehagensvotum, als eine ihr zugefügte Beleidigung auffassend, bisher eine die Emigration durchaus nicht begünstigende Haltung beobachtet hatte. Als nun aber das Tsungli-Jamen — das auswärtige Amt — in Peking, durch die erwähnten Ereignisse in Australien stutzig gemacht und durch die heftig sich sträubende öffentliche Meinung in seinem Zaudern bestärkt, mit der Vertragsratifizierung zögerte, sagte sich die Union von ihren alten Vertragspflichten einseitig los, annullierte die ausgegebenen Rückkehrzertifikate und hält trotz aller Proteste ihre Grenzen den Chinesen gegenüber hermetisch verschlossen. Doch selbst diese peremptorische Behandlung genügt den Eiferern für Fremdenausschließung noch immer nicht. Trotzdem die Chinesen in Nordamerika heute thatsächlich auf den Aussterbeetat gesetzt sind — Frauen findet man nämlich unter den chinesischen Einwanderern nur in verschwindend kleiner Zahl —, so ertönt nunmehr in Californien der gebieterische Ruf: „The Chinese must go!“ Fort mit den ansässig gewordenen Chinesen!

Ähnliche Motive haben auch anderwärts unter ähnlichen Formen eine Chinesenausschlußbewegung hervorgerufen. Wir finden eine solche in den Staaten Süd- und Zentralamerikas, in Indonesien und in jüngster Zeit sogar in den russischen Amurprovinzen sowie in anderen Teilen Sibiriens.

Es bedarf nicht erst der Erwähnung, daß es öfters auch zu Thaten blutigen Widerstands gekommen ist; denn ohne persönliche Reibungen geht es nun einmal bei so tiefgreifenden Interessenkonflikten nicht ab. Doch als ob die im Verhältnisse zweier Völker entstandenen Interessengegensätze nicht schon genügenden Anlaß zu wechselseitigem Mißtrauen, zur Fehde bis aufs Messer böten, wird noch zur Verschärfung und Perennierung der Gehässigkeiten aus mittelalterlicher Rumpelkammer das Argument der unüberbrückbaren Rassengegensätze hervorgezerrt, wird die Fahne des Rassenkampfes entfaltet.

Nach Art falscher Erklärer, die statt auszulegen hineinlegen, geben sich die Bannerträger in diesem Kampfe nicht mit dem

zufrieden, was wirklich hinter den Erscheinungen liegt, sondern suchen nach Geschmack und Bedarf etwas Besonderes, etwas Prickelndes dahinterzulegen. Es offenbart sich dies unverkennbar am Kulihasse: während die ehrlichen Gegner der Chinesen eingestehen, daß sie um seiner gewerblichen Überlegenheit willen ihn fürchten, und nur vor seinem sieghaften Wettbewerbe Schutz suchen, motivieren jene Rassenkampfhähne ihren Haß in der Regel blos mit den zahllosen Lastern, die ihr sittenstrenges Auge am Chinesen, natürlich nur am Chinesen wahrnimmt, mit seiner Gottlosigkeit, mit seiner Unsittlichkeit, mit dem mongolischen Schmutz, der seine Wohnstätte verunreinige u. dergl. m. Nun wird aber der japanische Arbeiter, obgleich ein Muster von Reinlichkeit, überall dort, wo er gleichfalls als überlegener Konkurrent aufzutreten beginnt, wie beispielsweise auf den Sandwichinseln, nicht minder gefürchtet, gehaßt, mit Kopftaxe belegt und boykotiert. Bei dem Japaner könnte aber noch immerhin das Rassenmoment ins Treffen geführt werden. Wie steht es aber um dieses beim indischen Kuli, dem Arier κατ' ἐξοχήν, an dessen Fersen sich nun gleichfalls Haß und Verachtung heften, seitdem er sich angeschickt hat, seinen längst schon wegen ihrer Billigkeit gefürchteten Bodenprodukten und Baumwollindustrieartikeln in die Ferne zu folgen.

Oder nach welchem Leitfaden der Rassentheorie durfte der neue Unionspräsident Harrison anläßlich seiner Kandidatur von den Slaven, den Italienern, und nach weitester Auslegung sogar von den Deutschen als von jenen anderen Rassen sprechen, denen man nunmehr — ein ähnliche Ziele ins Auge fassender Gesetzentwurf liegt bekanntlich dem Repräsentantenhause bereits vor — die Thore des Landes schließen müsse?

Es waren und sind eben im allgemeinen nicht ethnologische, sondern rein ökonomische Beweggründe für die Fremdenabwehr ausschlaggebend: wes Landes, Stammes, Idioms oder Glaubens der Zuwanderer auch sein mag: nur wenn er die Befolgung des guten Rates, Geld in seinen Beutel zu thun, völlig verabsäumt hat, nur wenn er mittellos ist, schallt ihm heute der Ruf des Barbarenkönigs Thoas aus Goethes Iphigenie entgegen, der Ruf: „kein Fremder nahet glücklich unserer Küste!“

Welch neuartige Variation der uralten Fremdenabneigung! Schmerzlich gellt sie dem unmittelbar Betroffenen ins Ohr. Nur dem Betroffenen? Vernimmt sie nicht auch der unbeteiligte Dritte als häßliche Kundgebung einer plutokratischen Zeit? Der ersten Empfindung nach sicherlich ja; doch schon gegenüber der Frage cui prodest? wem nützt's, den Besitzenden oder den Besitzlosen in dem gegen die Pauper-Einwanderung sich absperrenden Staate? wird man an jenem ersten Eindruck irre. Und je tiefer man von der rauhen Außenseite in die innerlichen Beweggründe der heutigen Fremdenbehandlung eindringt, desto mehr Anhaltspunkte gewinnt man sowohl für eine mildere Beurteilung ihres Ursprungs, als auch für eine tröstlichere Veranschlagung ihrer letzten Konsequenzen. Hierüber zum Schluß eine kurze Andeutung.

Was thut denn im Grunde genommen ein Staat, der an seiner Grenze den Eintritt jenen Arbeitern verwehrt, die sich mit minimalen Löhnen begnügen, somit den Preis der Arbeit im Inlande bedeutend herabsetzen würden? Er stellt einen Versuch an, der einheimischen Arbeiterbevölkerung wenn nicht das Recht auf Arbeit, so doch die Priorität, ein gewisses Vorzugsrecht auf Arbeit zu gewährleisten; er sucht ihr, wenn nicht das Recht auf auskömmlichen Erwerb, so doch die erhöhte Möglichkeit eines solchen zu sichern, mit einem Worte: er sucht — und mittelst des immer umfassender auszugestaltenden Arbeiterschutzes dürfte es ihm auch allmählich gelingen — die menschliche Arbeitskraft von ihrem bisherigen ausschließlichen Warencharakter zu emanzipieren.

Und wenn dem so ist, dann birgt auch unser heutiges soziales Knownothingtum, das moderne Hemmen der sozialen Wanderung durch Fremdenabwehr, in sich die Keime zu einer höher entwickelten Lebensform der menschlichen Gesellschaft.

Digitized by Google

II. Berichte aus den akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurden in der Zeit vom 1. Juni bis 1. Oktober 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:

Herr Dr. phil. C. Müller, Gymnasiallehrer, hier,
„ E. Sittig, Reallehrer, hier;

2) ohne Stimmrecht:

Herr Max Hein, Kaiserl. Bankassistent, hier.

In der Sitzung vom 20. Juni machte Herr Dr. Rausenberger im Anschluß an den letzten Vortrag des Herrn Olshausen vom 20. März einige Bemerkungen über „die atmosphärische Ebbe und Flut".

Ebenso wie die Theorie der Ebbe und Flut des Meeres einerseits als statisches, andererseits als dynamisches Problem behandelt werden kann, ist auch die Untersuchung der atmosphärischen Gezeiten beiden Behandlungsweisen zugänglich. Die statische Theorie fällt, wie die einfachsten aerostatischen Betrachtungen zeigen, geradezu mit derjenigen für das Meer zusammen. Die Niveaudifferenzen für Luftschichten gleichen Druckes an Orten tiefster Ebbe und höchster Flut betragen infolge der Einwirkung

des Mondes: 0,55 m,
der Sonne: 0,24 m.

Die entsprechenden barometrischen Differenzen berechnen sich auf 0,052 mm und 0,023 mm; sie sind von solcher Kleinheit, daß ihre direkte Beobachtung mit den gegenwärtig zur Verfügung stehenden Hilfsmitteln nicht wohl möglich ist.

Ganz andere Resultate liefert die von Laplace entwickelte dynamische Theorie; Laplace berechnet unter günstigen Verhältnissen eine mögliche barometrische Differenz von 0,6305 mm, die der Beobachtung recht wohl zugänglich wäre. Wenn nun gleich die dynamische Theorie der Wirklichkeit mehr entspricht als die statische, so läßt sich doch nicht verkennen, daß auch sie vielleicht noch beträchtlichen Korrekturen wegen Reibung u. s. w. unterworfen werden muß. Immerhin ist es denkbar, daß eine konsequent durchgeführte, umfassende Versuchsweise, bei welcher die viel stärkeren Einflüsse anderer Art in geeigneter Weise eliminiert werden, einen direkten Nachweis der atmosphärischen Ebbe und Flut liefert. Von Beobachtungen an einzelnen Tagen, die sonst einen ruhigen Verlauf der atmosphärischen Verhältnisse aufweisen, ist kein Erfolg zu erwarten.

Darauf hielt Herr Dr. Rosenberger einen Vortrag „Über Irrlichter".

Hamlet sagte: Es wäre vieles zwischen Himmel und Erde, wovon nichts in den Kompendien der Physik stünde. Aber umgekehrt — sagte Lichtenberg — steht in diesen auch wieder vieles, wovon nichts zwischen Himmel und Erde ist. Dieses Scherzwort fiel mir ein, als ich bei einer Durchsicht von Poggendorffs Annalen der Physik auf zahlreiche Beobachtungen von Irrlichtern stieß; leider blieb mir nur unklar, welcher der Aussprüche auf die Irrlichter eigentlich anzuwenden sei. Bis jetzt hatte ich selbst die Irrlichter mehr für poetische Lizenzen als für naturwissenschaftliche Realitäten gehalten; diese Ansicht wurde durch jene Beobachtungen allerdings erschüttert, aber mehr als Unsicherheit und den Eindruck des Interessant-Rätselhaften haben sie mir freilich auch nicht gebracht.

Der nebulöse Charakter der Irrlichter zeigt sich schon darin, daß es bis jetzt nicht gelungen ist, eine genaue Definition von ihnen festzustellen. Bald erscheinen sie ruhig stehend, bald hüpfen sie, bald bewegen sie sich stundenlang vor dem Wanderer her; einmal leuchten sie nur ganz schwach, das anderemal erhellen sie das Terrain in einem ziemlich weiten Umkreise; einmal ent-

wickeln sie eine solche Hitze, daß man leichtbrennbare Gegenstände an ihnen entzünden kann, ein anderesmal ist gar keine Wärmeentwickelung an ihnen zu bemerken; einige Beobachter finden sie absolut geruchlos, andere bemerken an ihnen ganz bestimmte, starke Gerüche; an einigen Orten erscheinen sie nur selten, ganz ausnahmsweise, an anderen zeigen sie sich in fast regelmäßigen Perioden; zu einer Zeit halten sie stundenlang dem Beobachter still, zu anderer Zeit leuchten sie in kurzen Zwischenräumen auf und verschwinden schon nach Momenten. Dieses Schwankende in der Erscheinung ist es vor allem, was die Entscheidung sowohl über die Existenz als über die Ursache der Irrlichter so schwierig macht. Im allgemeinen kann man aber doch sagen, daß mit der Annäherung an unsere Zeit die Irrlichter an Fabelhaftigkeit des Charakters immer mehr verlieren.

Der Aberglaube des Mittelalters machte die Irrlichter zu *bösen Geistern* oder zu Seelen verstorbener Menschen, und selbst Gelehrte, wie z. B. der halb geniale, halb verrückte Arzt *Cardanus*, scheinen dieser Meinung angehangen zu haben. *Descartes* gab für sie eine natürliche, aber trotzdem recht wunderliche Erklärung. Er rechnete die Irrlichter mit den *Sternschnuppen* und *Blitzen* in eine Klasse und erklärte diese Erscheinungen durch das Aufeinanderstürzen von Wolken, die dadurch, wie die Kieselsteine, leuchtend würden. Besser charakterisierte *Deschales* bald darauf die Irrlichter entweder als *phosphoreszierende* oder als *brennende* oder als *weiße* Körper, die das Licht stark reflektieren. Das erstere hielt er für das wahrscheinlichste, und dieser Meinung schloß man sich um das Ende des siebzehnten Jahrhunderts auch allgemein an. Als man aber danach mehr und mehr mit brennbaren Luftarten bekannt wurde, wandte man sich auch der zweiten der von Deschales angegebenen Ursachen zu und erklärte die Irrlichter für *brennendes Sumpfgas*, womit alle ihre Bewegungserscheinungen besser zu stimmen schienen. Die gewaltige Entwickelung der Kenntnisse von der *Elektrizität* um die Mitte des vorigen Jahrhunderts ließ dann in dieser Kraft, auf die man damals alle Naturerscheinungen zurückzuführen geneigt war, auch die Entzündungsursache der fraglichen Gasblasen erkennen. Für

dieſe Anſicht erklärten ſich Musſchenbroeck, einer der Erfinder der Leydener Flaſche, und auch Volta, der Entdecker der Kontaktelektrizität. Doch vermochte mit der allmählichen Abdämpfung des Enthuſiasmus, den die Erfindung der Elektriſiermaſchine hervorgerufen hatte, auch dieſe Erklärung ſich nicht zu halten, und als mit dem Jahre 1780 das ſelbſtentzündliche Phosphorwaſſerſtoffgas bekannt wurde, machte man dieſes allein für die Entzündung des Sumpfgaſes und damit für das Anzünden der Irrlichter verantwortlich. Leider konnte man wohl dieſe ſelbſtentzündliche Luftart leicht im Laboratorium darſtellen, vermochte aber in der Natur ſelbſt keine Quelle ſolcher zu entdecken. So kann es nicht Wunder nehmen, daß man unter dem entmutigenden Eindrucke ſo vieler vergeblicher Erklärungsverſuche nicht blos die Möglichkeit der Erklärung, ſondern der Irrlichter ſelbſt verneinte und alle Beobachtungen ſolcher als unſicher und unwiſſenſchaftlich anzweifelte. Ob dies ganz richtig, darüber möchte ich dem Urteile der Leſer die folgenden Berichte unterbreiten, die ich mit Abſicht auf die letzten fünfzig Jahre begrenze.

Im Jahre 1829 beſprach Profeſſor Muncke in der zweiten Auflage von Gehlers phyſikaliſchem Wörterbuch die Irrlichter, ohne beſtimmte Beobachtungen ſolcher aus der neueren Zeit anzugeben. Dadurch vielleicht veranlaßt teilte der berühmte Aſtronom Beſſel in einem Briefe an Poggendorff, datiert vom 25. Mai 1838, Folgendes über Irrlichter mit (Poggendorffs Annalen XLIV, S. 366): „Dieſe Erſcheinung habe ich am 2. Dezember 1807, früh morgens, in einer völlig trüben und windſtillen Nacht, in welcher von Zeit zu Zeit ein ſchwacher Regen fiel, wahrgenommen. Sie beſtand aus zahlreichen Flämmchen, welche über einem an vielen Stellen mit ſtehendem Waſſer bedeckten Grunde entſtanden und, nachdem ſie einige Zeit geleuchtet hatten, wieder verſchwanden. Die Farbe dieſer Flämmchen war etwas bläulich, ähnlich der Farbe des brennenden . . . Waſſerſtoffs. Ihre Lichtſtärke muß unbeträchtlich geweſen ſein, da ich nicht bemerken konnte, daß der Grund, über welchem ein einzelnes Flämmchen brannte, merklich erleuchtet worden wäre, oder daß ihre oft große Zahl eine merkliche Helligkeit verbreitet hätte. . . . Einige, die ſich durch größere Lichtſtärke

vor andern auszeichneten, wurden sehr nahe, vielleicht 15 bis 20 Schritt entfernt gehalten. . . . Über die Zahl der gleichzeitig sichtbaren Flämmchen und über die Dauer ihres Brennens kann ich . . . nichts einigermaßen Bestimmtes angeben; die unbestimmten Angaben hunderte für die Zahl und eine Viertelminute für ihre Dauer können beide vielleicht einigermaßen anschaulich machen. Oft blieben die Flämmchen in unveränderter Stellung, oft nahmen sie eine Bewegung in horizontaler Richtung an, welche gewöhnlich zahlreiche Gruppen derselben gleichzeitig erfuhren. Ich erinnere mich, daß einer der Gegenwärtigen die bewegten Flämmchengruppen mit schaarenweise ziehenden Wasservögeln verglich. . . . Sie (die Erscheinung) ereignete sich in einer Gegend der großen Moore des Herzogtums Bremen, welche 1¹/₄—2 Meilen nördlich von dem Amte und der ehemaligen Sternwarte Lilienthal liegt. Durch diese Gegend fließt das Flüßchen Wörpe, auf welchem ich mich in einem Kahne befand. . . . Die Irrlichter scheinen nie das hohe Moor zu ersteigen, sondern sich nur in dem (von den Moorkolonisten) abgegrabenen zu zeigen und zu bewegen. . . . Die Ruderer des Kahns, auf welchem ich mich befand, befahren den Fluß gewöhnlich bei Nacht. . . . Sie betrachteten die Erscheinung als etwas Gewöhnliches und waren weit davon entfernt, überrascht zu sein." Bessel wünscht, daß eine wissenschaftliche Expedition von dem nahen Bremen sich zur weiteren Erforschung der Erscheinung nach dem Moore begebe; ich habe jedoch nichts über das Stattfinden einer solchen in Erfahrung gebracht.

Im Jahre 1840 erschien in den Comptes rendus der Pariser Akademie die folgende Nachricht (Compt. rend. X, S. 201): „Am Sonntage den 22. Dezember 1839, zwischen 5 und 6 Uhr abends bei gelindem und regnigem Wetter sah man zu Fontainebleau in mehreren Straßen der Stadt phosphorische Flämmchen aus schlammigen Pfützen aufsteigen. Beim Austreten aus dem Wasser, aus welchem sie sich zu erheben schienen, bewirkten diese Flammen ein Knistern. Überall, wo man diese Erscheinung beobachtete, war die Luft mit einem starken Phosphorgeruche erfüllt, selbst bis zu einem ziemlichen Abstande von den Pfützen. . . . Je mehr man das Wasser umrührte, desto häufiger zeigte sich der phos-

phorische Schimmer." Diesem Bericht des Sous-intendant militaire De la Selve wird in den Comptes rendus die Bemerkung hinzugefügt, daß noch mehrere Bewohner von Fontainebleau diese Erscheinung gesehen, ihr aber keine weitere Beachtung geschenkt hätten.

1841 berichtete ein Dr. Quirico Barilli Filopanti in der angesehenen italienischen Zeitschrift Annali di fisica (III. Bd. S. 36, abgedruckt in Pogg. Ann. LVI, S. 350), daß es ihm gelungen sei in der Nähe von Bologna, wo sich immer viele Irrlichter zeigen, Werg an einem solchen zu entzünden. „Es hatte," so beschreibt er das Irrlicht, „die Gestalt einer Flamme und auch die Farbe, oben mit einem leichten Rauch, war fast einen Dezimeter dick und schritt langsam von Süden nach Norden vorwärts. Als ich mich näherte, änderte es seine Richtung und entfernte sich von mir, wobei es sich erhob." Filopanti hat im ganzen drei Irrlichter gesehen, wovon das eine sogar einen Fluß überschritt.

Fast nicht weniger wunderbar sind die Erscheinungen, welche die Pfarrer Heller und Boeck von Beerbach, zwischen Erlangen und Nürnberg, im Jahre 1857 bezeugen (Pogg. Ann. CI, S. 158): „Gegen Süden von dem Pfarrhause zu Beerbach befindet sich auf einem eine Viertelstunde entfernten Berge das Dorf Tauschersreuth. Von diesem Berge herab zieht sich . . . ein sumpfiger Platz mit einem Bächlein und zwar teilweise durch ein Wäldchen. . . . Da, wo auf dem Berge der Sumpf und das Bächlein beginnt, ist im Spätherbste jeden Jahres ein sogenanntes Irrlicht zu sehen, das die Richtung des Sumpfes und des Baches verfolgt und sich am längsten in der Gegend des Wäldchens aufhält. Dieses Irrlicht, das in hiesiger Gegend unter dem Namen „das feurige Männlein" bekannt ist, unterscheidet sich, aus der Ferne beobachtet, sehr wesentlich von dem Lichte einer Laterne oder Fackel, indem es bald höher, bald niediger steht, besonders hohe Sprünge macht es nicht. . . . Das Licht ist übrigens eine Art Wetterprophet, denn wenn es auch bei noch ziemlich trockener Witterung erscheint, so erfolgt doch gleich darauf nasses Wetter. . . . Besondere Beobachtungen habe ich über dieses Phänomen in der Nähe noch nicht angestellt, denn die Nachtzeit und die sumpfige Gegend machen dergleichen nähere Beobachtungen mißlich."

Nüchterner und weniger märchenhaft klingen die folgenden Erzählungen, die auch sämtlich wieder von naturwissenschaftlich gebildeten und teilweise als Autoritäten bekannten Männern stammen.

J. G. Galle (der erste Beobachter des Neptun, Direktor der Sternwarte in Breslau) schreibt in Poggendorffs Annalen (LXXXII, S. 593, 1851): „Da noch in einzelnen meteorologischen Schriften an der Erscheinung der Irrlichter gezweifelt wird oder wenigstens vervielfältigte Beobachtungen gewünscht werden, so dürften die nachfolgenden Wahrnehmungen darüber eine Erwähnung verdienen. Herr stud. Vogel aus Leipzig, der sich gegenwärtig hier mit Astronomie beschäftigt, erzählte mir gelegentlich, daß er zweimal Irrlichter gesehen habe. ... „Zuerst sah ich Irrlichter," so sagt er, „in der sächsischen Lausitz, als ich an einem dunklen, regnigten, mondlosen Abende des September 1839 mit zwei Freunden von Kamenz nach Königsbrück fuhr. Es waren hundert Schritt von dem Wege Teiche mit sumpfigen Ufern, an denen sich eine Menge von Flämmchen zeigten. Alle Einwohner von Kamenz, die ich darum frug, erklärten die Erscheinung für sehr gewöhnlich. . . . Im November desselben Jahres wurde ich darauf aufmerksam gemacht, daß sich vor dem Tauchaer Thore in Leipzig Irrlichter in Menge sehen ließen. Es war ein ziemlich kalter, heller Abend, an dem ich hinausging. Die Wiese, auf der die Irrlichter sich zeigen sollten, war klein, feucht und erst in neuerer Zeit mit Gräben durchzogen. . . . Nach einigem Verweilen bemerkte ich in dem Eisenbahngraben (der die Wiese auf der einen Seite einschließt) ein schwaches Leuchten und sah ein kleines Flämmchen, eben so hell wie der Dampf, den ein schwach geriebenes Phosphorhölzchen ausstößt, und diesem sehr ähnlich aufflammen, sogleich wieder verschwinden und nach zwei bis drei Sekunden an derselben Stelle wieder kommen und ebenso rasch verlöschen. . . . Das Flämmchen leuchtete etwa drei Zoll hoch über dem schlammigen Boden und war etwa einen Zoll hoch. . . . Ein Forthüpfen habe ich nie bemerkt, indes hatte es, wenn ein Flämmchen erlosch und ein anderes an derselben Stelle erschien, das Ansehen, als ob sie sich bewegten. Der in der Nähe stationierte Eisenbahnwärter erzählte mir von der Menge Johanniswürmchen, welche so spät noch die Wiese bedeckten.""

Vogel bemerkt darnach noch, daß die Flämmchen denen von Phosphorwasserstoff oder auch von Sumpfgas nicht ähnlich gewesen, daß er auf seinen Reisen noch mehrfach Irrlichter gesehen, und daß er auch gebildete Leute von Beobachtungen solcher habe häufiger erzählen hören.

E. Knorr, Professor der Physik in Kiew, berichtet im Jahre 1853 (Pogg. Ann. LXXXIX, S. 620), daß er dreimal Irrlichter gesehen habe, das erste- und zweitemal als Knabe, wo ihn sein Vater darauf aufmerksam gemacht, das drittemal als zwanzigjähriger Student der Mathematik und Physik. Über die letztere Beobachtung schreibt er: „Es war in den letzten Tagen des Monats August 1825. ... Wegen der Universitätsferien, die damals schon begonnen hatten, hielt ich mich in Herzberg (in der Provinz Sachsen) auf und war von dort am Morgen nach der kleinen Stadt Schlieben gegangen, wo ich unerwartet lange aufgehalten wurde und erst am späten Abend zurückging. . . . Eben wollte ich nun (auf dem Rückwege in der Nähe des Dorfes Polsen), aus der tiefen Dunkelheit, mit welcher der Wald die Straße bedeckt, herausgetreten, an jenem Abend die mittlere Brücke (über den Kremmnitzbach) überschreiten, als ich links am Waldsaume auf der Hütung einige Lichter bemerkte. . . . Die Dämmerung war noch hell genug, daß ich auf der freien Fläche sich bewegende Menschen hätte erkennen können, besonders wenn sie Laternen trugen; es war aber weder von Menschen noch von Vieh etwas zu sehen oder zu hören. . . . Schnell war ich bereit in den Sumpf zu waten und eines der Lichter näher zu betrachten, allein dies war doch weiter von mir entfernt, als es anfänglich schien, und der Sumpf zu tief und trügerisch, als daß ich allein und in so später Stunde mich weit darin vorwärts wagen konnte. . . . Etwas mißmutig setzte ich meinen Weg fort und hatte eben die letzte Brücke überschritten, als sich mir ein ganz unerwartetes Schauspiel bot. Links von der Straße in einer Verlängerung des Sumpfloches, über welches die Brücke geschlagen war, kaum einige Schritte von meinem Wege entfernt, leuchtete das schönste Irrlicht. Dicht von dem Straßendamme an . . . war der Sumpf mit hohem Grase bewachsen, dann folgten einige hohe Schilfstauden, zwischen deren Blättern das falbe Licht

durchschimmerte, den Hintergrund bildete ein Erlenbusch. . . . Busch, Schilf und Gras waren so schön von dem Lichtchen beleuchtet, daß ich längere Zeit das liebliche Bildchen mit warmem Entzücken betrachtete; bald aber machte dieses dem Wunsche Platz, die Erscheinung näher zu untersuchen. In den Sumpf hinein steigen konnte ich nicht, . . . ich legte mich daher auf die Erde; . . . mit Hilfe meines Stockes gelang es mir das Schilf soweit herunter zu schlagen, daß der obere Teil des Flämmchens mir sichtbar wurde; den unteren Teil des Flämmchens frei zu machen . . . gelang durchaus nicht. Ich schätzte die Länge des Lichtchens, soweit ich es frei betrachten konnte, über eine gute Hand breit . . . die Breite aber beiläufig auf $1^1/_2$ Finger breit, . . . die Form hielt ich für zylindrisch. Das Licht war in der Mitte matt ohne Glanz mit einem schwachen, gelben Schein, gegen den Rand wurde es erst licht violett, dann dunkel violett. (Es verlor sich nach den Seiten wie nach oben ohne eigentliche Begrenzung und bildete auch keine Spitze.) Die Luft war an jenem Abende ganz ruhig und das Lichtchen zeigte, wenn es nicht gestört wurde, durchaus keine Bewegung; nur wenn ich mit dem Stocke in das Schilf oder durch das Licht selbst schlug, zuckte es leicht und leuchtete dann wieder ruhig fort ohne irgend eine bemerkbare Änderung. Ein leichtes Wehen mit dem Schnupftuche brachte das Licht nicht in Bewegung; versuchte ich aber mit dem Tuche einen starken Luftzug hervorzubringen, so begann das Licht zwar etwas, aber doch nur unbedeutend zu schwanken. . . . Da es mir nicht gelang, soweit vorwärts zu kommen, um mit den Fingern das Lichtchen erreichen zu können, so hielt ich die Spitze meines Stockes, die mit einer dünnen Hülse von Messingblech beschlagen war, in das Flämmchen, allein ob ich diese Spitze wohl über eine Viertelstunde darin ließ, so konnte ich doch nicht die geringste Spur einer Erwärmung daran fühlen. Endlich versuchte ich soviel als möglich den Sumpf zwischen dem Grase und dem Schilfe mit dem Stocke aufzurühren, dieses hatte jedoch nicht den geringsten Einfluß auf das Licht."

Wäre es hier möglich, die Lichtentwickelung direkt auf die Phosphoreszenz von Pflanzenstoffen zurückzuführen, worauf die Unbeweglichkeit des Lichtchens sogar hindeutet, so ist das bei der folgenden

Beobachtung, einer der merkwürdigsten, die überhaupt existieren, vollkommen unthunlich. In einem Briefe vom 24. Oktober 1859, den Schulrat Loof aus Gotha an den Meteorologen Dove richtete, heißt es (Pogg. Ann. CVIII, S. 656): „Einer meiner talentvollsten Schüler, Theodor List aus Lauterbach in Oberhessen, welcher Ostern d. J. mit dem Zeugnis der Reife I mit Auszeichnung das Realgymnasium verlassen, ein junger Mann von neunzehn Jahren, welcher mit ganzer Liebe dem Studium der Naturwissenschaften sich hingegeben, besuchte mich in den ersten Tagen des Oktober und reiste am 7. abends 6 Uhr nach seiner Heimat zurück. Er fuhr bis Bebra mit der Eisenbahn und ging dann zu Fuß über Hersfeld und Schlitz nach Lauterbach. . . . „Unterwegs, zwischen Oberwegfurth und Steinbach (so erzählt List selbst über seinen Rückweg) . . . sah ich etwas, was mir von hohem Interesse war. . . . Es waren dies nämlich Irrlichter — nicht eins, sondern nach einander wenigstens hundert. Das Fuldathal war mit schweren weißen Nebeln bedeckt und stark riechende, feuchte, modrige Dünste erfüllten die Luft. Plötzlich sah ich ein Flämmchen kaum zwei Schritte von mir am Rande der Chaussee. Ich hielt es für Täuschung. Doch der Mond schien hell, und vollständig munter war ich. Um mich zu überzeugen, schritt ich auf das Irrlicht zu, aber kaum einen Fuß entfernt, verschwand es. Doch es dauerte keine Sekunde, so sah ich ein zweites, drei, vier andere. Alle Flämmchen blieben ruhig an ihren Plätzen stehen, machten keine Bocksprünge und tanzten auch nicht. Indessen mußte ich mich den Lichterchen sehr behutsam nähern, wenn sie nicht verlöschen sollten, und mußte jeden Luftzug vermeiden. War ich recht vorsichtig, so gelang es mir oft, mich über die Flämmchen zu beugen und in der Distanz von $1^1/_2$ Fuß ihre Form und Farbe zu beobachten. Es waren Flämmchen von der Größe eines Hühnereies. . . . Die meisten hatten grünlichweißes Licht mit ziemlich hellem Glanze. Ich war bei einigen so glücklich, bis in die Flamme mit der Hand zu greifen, Hitze war nicht zu spüren. Bewegte ich aber nur einen Finger, so war die Lichterscheinung verschwunden. Manche entstanden mit einer Art Knall. . . . Länger als 1—$1^1/_2$ Minute hielt selten ein Flämmchen stand. . . . Getäuscht habe ich mich nicht, denn ich habe die Sache

zu genau und sorgfältig beobachtet, meine Augen waren auch vollständig klar, denn sah ich nach anderen Orten hin, so war keine Lichterscheinung zu sehen. Die Lichtchen würden auch in diesem Falle vor mir herum getanzt haben.""

Mit dem Jahre 1859 erlöschen die Beobachtungen über Irrlichter, nur Professor Pfaundler beschreibt noch in der achten Auflage von Müller-Pouillets Lehrbuch der Physik (II. Bd., 2. Abt., S. 651) eine eigene Beobachtung, die aber auch bis 1859 zurückreicht: „Ich selbst hatte 1859," so sagt er, „Gelegenheit, ein Irrlicht im Loppiosee in Südtyrol vom Ufer aus in vier bis sechs Meter Entfernung zu beobachten. Es zeigten sich zwischen Schilfgruppen an einer Stelle, wo der See etwa zwei Meter Tiefe hatte, hart an der Oberfläche des Wassers Flämmchen von der Größe und Gestalt einer Schmetterlingsflamme, welche aber nie länger als 30 Sekunden, meistens viel kürzer, andauerten und während dieser Zeit intermittierend brannten, wie eine flackernde Gasflamme. Der Umstand, daß oft ein Flämmchen an einer Stelle erlosch, während gleich darauf ein anderes daneben entstand, erklärt vollständig die Täuschung, als ob die Flammen Sprünge ausführten. Das Licht war sehr schwach und von grünlich-weißer oder etwas gelblicher Farbe. Weder Geräusch noch Geruch war wahrzunehmen. Die Erscheinung machte vollständig den Eindruck als ob aufsteigende Gasblasen sich entzündeten."

Man mag gegen manche der angeführten Beobachtungen noch Einwendungen zu machen haben, man mag gegen einige anführen, daß sie in der Jugend gemacht, im Alter erst beschrieben wurden, gegen andere, daß sie erst nach längerem Marsche, der vielleicht nicht ohne feuchte Stärkung angetreten, ausgeführt worden sind; trotzdem scheint mir immer so viel übrig zu bleiben, daß ich die völlige Grundlosigkeit aller dieser Beobachtungen für ein mindestens eben so großes Rätsel halten würde, als die Erscheinungen selbst sein mögen. Einige der beschriebenen Erscheinungen sind wohl durch Phosphoreszenz verwesender organischer Massen oder auch lebender Pflanzen und Tiere zu erklären; auch hierfür sind jedenfalls weitere bestimmtere Beobachtungen wünschenswert. Andere Beschreibungen aber weisen direkt auf brennende oder wenigstens

ſtark phosphoreszierende Gasmaſſen hin, deren natürliche Exiſtenz in der beſchriebenen Weiſe allerdings unſicher oder auch unwahrſcheinlich, aber doch nicht unmöglich iſt. Alles in allem betrachtet, halte ich es nicht an der Zeit, wie man vielfach gewillt ſcheint, das Kapitel über Irrlichter mit einer gänzlichen Negation zu ſchließen, ſondern ſehe die Exiſtenz ſolcher als eine offene Frage an, die zu weiteren Bemühungen um eine ſichere, feſte Beſtimmung der Art der Erſcheinung, inwiefern es ſich dabei nur um die bekanntere Phosphoreszenz verweſender oder lebender organiſcher Körper oder auch um eine Selbſtentzündung brennbarer Gaſe handelt, gerade auffordert. Jedenfalls kann man aus der Thatſache, daß in neueſter Zeit keine neuen Beobachtungen von Irrlichtern bekannt geworden ſind, nicht mit Sicherheit auf deren Nichtexiſtenz ſchließen, denn ſie erklärt ſich ſowohl aus dem faſt erloſchenen Intereſſe an ihnen, als auch aus dem Seltenerwerden ſumpfiger und mooriger Stellen in der Nähe beſuchter Orte, als endlich auch aus dem mit der Verbeſſerung der Verkehrsmittel immer Seltenerwerden der nächtlichen Fußwanderungen der Gelehrten.

In der Sitzung am Freitag den 7. September ſprach Herr Dr. L. Heuſer über „Die nutzbaren Mineralien als Faktoren der Verbreitung und der Kulturentwickelung der Menſchen.“

Unter den Faktoren, die bei einer eingehenden Erörterung der Verbreitung und der Kulturentwickelung der Menſchen zu berückſichtigen ſind, treten uns — weit mehr als man anfänglich wohl glauben möchte — die nutzbaren Mineralien als ein höchſt gewichtiges Moment entgegen. Von jeher und bei allen Völkern haben die nutzbaren Mineralien, unter welcher Bezeichnung wir wohl in erſter Linie der verſchiedenen Erze gedenken, eine hochwichtige Rolle geſpielt. Teilten doch ſchon die Alten die Entwickelungszeit der menſchlichen Geſellſchaft in verſchiedene Perioden ein, welche ſie nach Maßgabe ihrer Wertſchätzung der Metalle als das goldene, ſilberne, eherne und eiſerne Zeitalter bezeichneten.

Auf eine mehr oder weniger entwickelte Induſtrie des Altertums näher einzugehen, verbietet uns die Begrenzung unſerer Auf-

gabe; es genügt uns zunächst zu bemerken, daß die alten Kulturvölker die Metalle und Metallverbindungen kannten und schätzten und sie zu Zwecken des öffentlichen wie des häuslichen Lebens sich nutzbar machen lernten, obwohl ihnen ein tieferes Verständnis von ihrer eigentlichen Natur entschieden fehlte. Es erregt unser Staunen, wenn wir sehen, wie die Alten aus den roh gewonnenen Erzen trotz sehr unvollkommener Hilfsmittel kunstgerecht ihre Bronzen herzustellen verstanden. Neben Vasen keramischen Ursprungs verfertigten sie, wie die wichtigen und interessanten Funde Schliemanns u. a. beweisen, solche aus verschiedenen Bronzen und sogar aus Gold, welches sie vor allem schätzten und mit dem sie daher auch häufig die Tempel ihrer Götter ausschmückten. Dabei läßt sich sehr deutlich aus der Form der Vasen und der auf die Anfertigung verwendeten Arbeit ein stetiger Fortschritt von roheren zu edleren und geschmackvolleren Formen erkennen, so daß aus ihnen schon auf die jeweilige Kulturstufe der Verfertiger geschlossen werden kann.

Leider ist es nur in geringem Maße möglich den Einfluß festzustellen, welchen diese nutzbaren Mineralien im engeren Sinne auf die Lebensverhältnisse der alten Kulturvölker und auch unserer Vorfahren ausgeübt haben, da uns die Nachrichten aus jener Zeit zu spärlich überkommen sind. Bei der Beantwortung der uns vorliegenden Frage und besonders ihres ersten Teiles werden wir daher wohl hauptsächlich diejenigen Länder und Erdteile zu berücksichtigen haben, deren Besiedelung und kulturelle Entwickelung in uns näher gelegener Zeit erfolgte, bezw. noch vor unsern Augen vor sich geht, nämlich Amerika, Südafrika und Australien.

Die ersten Nachrichten eines beginnenden Bergbaues finden wir bei dem größten Handelsvolke des Altertums, den Phöniziern. Schon die ältesten phönizischen Sagen erzählen, daß Kadmus auf seinen Irrfahrten nach der geraubten Europa den Goldreichtum des an der thrazischen Küste gelegenen Berges Pangaeus entdeckt, daselbst als Erster Bergbau begonnen und so den Grund zu seinem nachherigen großen Reichtume gelegt habe. Später erst wurden durch die Handelsreisen seines Volkes die Goldbergwerke der Insel Thasos entdeckt und ausgebeutet. Da aber die kühnen phönizischen

Seefahrer sich nicht daran genügen ließen, nur mit den ihnen benachbarten Völkern in Handelsverbindung zu treten, so fuhren sie weiter westwärts und gelangten schließlich auf die iberische Halbinsel, von wo aus sie Kunde von dem Mineralreichtume Turditaniens in ihre Heimat zurückbrachten. Ja sie besuchten sogar die von ihnen mit dem Namen der kassiteridischen Inseln belegten Scillyinseln und holten von hier die vermutlich auf dem Wege des Tausches erworbenen Zinnerze; — die genannten Inseln führen nämlich selbst kein Zinn, weshalb man jetzt annimmt, daß sie nur als Tauschstation der von Britannia herübergebrachten Zinnvorräte dienten. Nicht minder als das Zinn verlockte die Alten der an der Nord- und der Ostseeküste gefundene Bernstein zu großen Reisen: er war hauptsächlich der Grund, daß diese Gebiete schon sehr früh, früher als die Länder am Rheine und an der Donau, den Völkern des Mittelmeeres bekannt wurden. Besonders aber zog der Metallreichtum des Landes der Turditaner oder Tarteſſier, welches übrigens auch heute noch am Odiel und Rio Tinto der spanischen Provinz Huelva mächtige Kupfererzlager dem Betriebe darbietet, die phönizischen Seefahrer — später auch die Griechen — in so hohem Maße an, daß sie in dieser Gegend, jenseits der Säulen des Herkules, die rasch emporblühende Kolonie Gades gründeten, um hier einen Stützpunkt für ihren lebhaften Handel zu haben. Da bei ihnen mit der Gründung einer Kolonie stets eine ziemlich bedeutende Auswanderung seitens ganzer Familien, die durch das Loos bestimmt wurden, verbunden war, so sehen wir hier schon im grauen Altertume ein Beispiel von dem Einflusse der Metalle auf die Bevölkerungsverhältnisse eines Landes.

Die alten Griechen betrieben einen nicht unbedeutenden Bergbau auf Gold in Thrazien und am Berge Athos, sowie auf Silbererze im Gebirge Laurium; daß besonders letzterer ein ziemlich lebhafter gewesen sein muß, beweist uns die Thatsache des Vorhandenseins ausgedehnter Schutt- und Schlackenhalden, welche noch in unserer Zeit ein lohnendes Objekt hüttenmännischer Thätigkeit abgegeben haben. Von der Ausgiebigkeit des griechischen Bergbaues zeugen überhaupt die sehr wertvollen Schätze, die im Laufe der Zeit im Tempel des delphischen Orakels aufgespeichert wurden.

Die Römer fanden in Italien selbst wenig Erze und suchten deshalb ihre Bedürfnisse und Wünsche nach dem Besitze von wertvollen und brauchbaren Metallen dadurch zu befriedigen, daß sie das von den Karthagern allmählich zum größten Teile eroberte Spanien, in welchem im Laufe der Zeit noch viele Lager von Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Quecksilber u. s. w. entdeckt worden waren, um jeden Preis in ihren Besitz zu bringen versuchten. Auch bei den sogenannten barbarischen Völkern des Altertums war die Kenntnis der Bearbeitung von Metallen vorhanden, wie die zahlreichen Gräberfunde und die Berichte der römischen Geschichtsschreiber beweisen.

Wenn wir so schon sehen, daß die Alten lange den großen Wert der Metalle erkannt hatten und sie außer zu Kriegszwecken auch im häuslichen Leben zu mannigfachen Gegenständen verwendeten, müssen wir doch zugleich gestehen, daß das Vorkommen bezw. die Auffindung irgendwelcher Lagerstätten von Metallen selten eine auffälligere Bewegung im Leben der Völker veranlaßt hat.

Wahrhaft großartig ist dagegen der Einfluß, welchen seit der Entdeckung der neuen Welt die nutzbaren Mineralien, vornehmlich aber die edlen Metalle auf Europäer wie Asiaten ausgeübt haben. Seit Columbus die Nachricht von dem Dasein Amerikas und dem Vorhandensein des edlen Goldes. nach Spanien brachte, hat eine wahrhafte Völkerwanderung in die Gefilde dieses Erdteils stattgefunden, welche durch die von Zeit zu Zeit erfolgte Auffindung neuer Mineralschätze stets wieder belebt wurde.

Gedenken wir zuerst nur der Thatsache, daß die besonders bei den Spaniern lebendige Sucht nach dem roten Golde in den ersten Jahrzehnten nach der Entdeckung Amerikas der stets treibende Sporn für die Auswanderung und dann für die großartigen Eroberungszüge war, welche von Cortez und Pizarro und deren Nachfolgern mit erstaunlich geringer Mannschaft gegen die mächtigen Reiche Montezumas und der Inkas unternommen wurden. Werden nun auch besser die Einzelheiten dieser Züge der Vergessenheit anheimgegeben, so sind diese doch mittelbar dadurch bedeutungsvoll, daß sie in verhältnismäßig kurzer Zeit Europa eine leidlich genügende Kenntnis besonders des mittleren Amerika verschafften.

Gerade die hier in betracht kommenden Länder bieten uns auch hauptsächlich Beispiele dafür, daß die vorkommenden nutzbaren Mineralien eine wichtige Rolle bezüglich der Besiedelung des Landes gespielt haben.

Doch bevor wir uns näher auf einzelne Beispiele einlassen, wollen wir der allgemeinen Thatsache Erwähnung thun, daß einigermaßen ausgiebige Minerallagerstätten überall eine Ansiedelung von Menschen, oder eine Verdichtung der Bevölkerung zur Folge gehabt haben, gleichviel ob die daselbst gewonnenen Erze sofort am Ort aufbereitet und verarbeitet, oder ob sie in rohem Zustande weiter befördert werden. Ein Blick auf die Bevölkerungskarte Europas zeigt uns vor allen Dingen Bevölkerungszentra an der Nordküste von Spanien, im südlichen und mittleren England, in Belgien, im Rheinland, am Harz, am sächsischen Erzgebirge, in Schlesien u. s. w. Mineralprodukte der mannigfachsten Art sind es, die den genannten Landstrichen ihre Bedeutung verliehen haben. Da Europa verhältnismäßig arm an edlen Metallen ist, so erhalten hier die überaus reichen und zahlreichen Lager von Eisen-, Kupfer-, Zink-, Zinn- und Bleierzen eine erhöhte Bedeutung, besonders da, wo sie noch mit produktiven Steinkohlenflötzen zusammen vorkommen und so eine sofortige Verhüttung am Orte ohne größeren Aufwand von Transportkosten möglich machen. Dabei brauchen wir, um die Wichtigkeit eines solchen Vorkommens gehörig schätzen zu lernen, nur der Verhältnisse in den englischen Industriebezirken und in Belgien zu gedenken, woselbst häufig aus ganz benachbarten Schachten Eisen und Steinkohlen gefördert werden. In den baskischen Provinzen Spaniens hat die industrielle Thätigkeit noch keinen so hohen Aufschwung erfahren, wie an den eben erwähnten Orten, dessenungeachtet ist hier die bergmännische Thätigkeit sehr rege, da Krupp in Essen seinen ungeheuren Bedarf an Eisenerzen fast ausschließlich von dort bezieht. Doch hier haben wir es mit der schon vollendeten Thatsache zu thun: diese Orte *sind* bevölkert und bieten der Bevölkerung hinreichende Sicherheit für ihren Lebensunterhalt, da die Verkehrsverhältnisse äußerst günstige sind. Allein wir können — und dies ist wohl viel interessanter — auch eine große Anzahl von Landstrichen auf-

zählen, in denen sich die Bevölkerungsverdichtung erst in der letzten Zeit vollzogen hat und sich gar noch vor unseren Augen vollzieht.

Die Hauptbergwerksbezirke in Mexiko sind Zacatecas, Guanaxuato und Catorze, wichtige und bevölkerte Städte, ziemlich hoch im Gebirge gelegen, die jedoch erst seit der Zeit der spanischen Eroberung bestehen. Es wird an diesen Orten vorzüglich Bergbau auf Gold und Silber getrieben; dem Vorkommen von Kupfer, welches sich daselbst in beträchtlichen Mengen, auch gediegen, findet, hat man bisher in anbetracht der ergiebigen Silberminen nur wenig Aufmerksamkeit geschenkt. Wie sehr die Entdeckung neuer Gold- und Silberminen plötzlich reges Leben in früher fast unbewohnte Einöden zu bringen vermag, beweist folgender Fall, der sich gerade in Mexiko abspielte. Vor mehreren Jahren wurden in der Sierra de Mojada reiche Gold- und Silberminen entdeckt, infolgedessen sich die mexikanische Regierung veranlaßt sah, die Stadt Villa de Sierra de Mojada in früher nur von Comanchenindianern bewohnter Wildnis zu gründen. Dank den Metallschätzen wuchs die Stadt, in deren Umgegend bald 150 Minen im Gang waren, sehr rasch auf 1500—2000 Einwohner an.

Überhaupt vermag uns Nordamerika manches Beispiel für eine plötzliche Bevölkerung infolge der Entdeckung neuer Mineralschätze zu geben. Niemandem wird die fieberhafte Auswanderung unbekannt sein, die zu Ende der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre nach Kalifornien hin stattfand, als die Nachricht von dem Goldreichtume des Landes bekannt wurde. Eine ähnliche Erscheinung war bekanntlich auch nach der Entdeckung der reichen Goldlager in Australien und Südafrika zu beobachten. In der Cordillere der Staaten von Utah, Nevada und Colorado besteht ebenfalls eine Reihe blühender Ansiedelungen, die ihre Entstehung lediglich dem Vorkommen reicher Silbererze verdanken.

In anderer Weise wirken Eisen und die sogenannten unedlen Metalle. Sie veranlassen wie der Ackerbau hauptsächlich die Gründung von dauernden Ansiedelungen, was seinerseits leicht erklärlich ist aus der ungleich größeren Mächtigkeit der Erzlager, die nicht so schnell erschöpft sind als die des Goldes.

Auch Südamerika bietet uns für die Thatsache, daß der Mensch selbst die größten Entbehrungen nicht scheut, um in den Besitz der reichen Gewinn abwerfenden edlen Metalle zu gelangen, einige sehr interessante Beispiele. Reiche Silberbergwerke finden sich z. B. in Bolivia am Cerro de Potosi; sie werden mit großer Beharrlichkeit ausgebeutet, trotzdem die Arbeiter außerordentlich an Atmungsbeschwerden zu leiden haben. Man nennt dort diese Erscheinung Soróche, und es sind ihren Wirkungen Menschen wie Tiere unterworfen. Ob allein die verdünnte Luft die Ursache dieser eigentümlichen Erscheinung ist, läßt sich schwer entscheiden; die Bolivianer geben sie auch vielfach den vermeintlichen Ausdünstungen der sehr verbreiteten, antimonführenden Bleiglanzgänge schuld. Gleichviel: Thatsache ist jedenfalls, daß die Atmungsbeschwerden stellenweise so gefährlich sind, daß sie, wenn man nicht ganz vorsichtig ist, den sofortigen Tod eines Menschen zur Folge haben können. Ein nicht unbedeutender Bergwerksort, Aullagas, liegt wenig unter der Schneelinie, die Minen selbst dagegen in der Schneeregion. Auch hier tritt die angeführte Erscheinung so gefährlich auf, daß es Haustieren nicht möglich ist, dort zu leben — Katzen z. B. sterben nach einem Aufenthalt von wenigen Tagen. Und trotz der kolossalen Mühe und eines ziemlich bedeutenden Verlustes an Menschenleben wird der allerdings sehr ergiebige Bergbau doch nicht eingestellt.

In der Provinz Chichas (Bolivia) befinden sich am Cerro de Chorolque die Minen in einer Höhe von über 4600 Meter (16000 Fuß). Feuer zu unterhalten ist wegen der öden, jeden Pflanzenlebens baren Gegend nicht möglich, und der etwa versuchte Transport von Feuerungsmaterial verbietet sich von selbst (wenigstens in größerem Maße) infolge der äußerst schwierigen Verkehrsverhältnisse. Wegen der eisigen Kälte sind hier die Bergleute gezwungen stets wollene Bekleidung zu tragen; wollen sie sich besonders erwärmen, so gehen sie in die Sonne, die ihnen aber auch nur wenig Wärme spendet. In Lipez, der wasserärmsten und unfruchtbarsten Provinz des Landes befanden sich ehemals Gruben, die sich in ihrem Ertrage mit den reichsten vom Cerro de Potosi messen konnten: sie sind indes jetzt infolge der allzu ungünstigen Verhältnisse verlassen.

In Peru findet sich Gold in den tieferen, sehr heißen Regionen, Silber und Kupfer dagegen auf den eisigen Punas, die nichtsdestoweniger infolge des Bergbaues ziemlich bevölkert sind.

Auch Chile ist reich an wertvollen Metallschätzen. Von ihm wollen wir indes nur den enormen Reichtum an Natronsalpeter erwähnen, dessen Lager sich in der regenlosen Wüste Atacama befinden und Gegenstand eines lebhaften Handels geworden sind.

In gewissem Gegensatze zu Amerika, das, wie wir wissen, einen großen Teil seiner Bevölkerung seinem Mineralreichtume verdankt, steht Afrika. Dieses scheint verhältnismäßig arm an edlen Mineralien zu sein — es sind wenigstens bis vor kurzem noch keine reicheren Lager entdeckt worden — und hat deshalb von jeher wenig Anziehung auf die europäischen Auswanderer ausgeübt. Das Klima des Landes kommt bei der Besiedelung wenig in betracht, sofern die Hauptfaktoren, reiche Mineralfundorte, vorhanden sind; dies haben wir schon an anderen Beispielen hinreichend kennen gelernt. Da nun zum Ueberfluß die Ungunst des afrikanischen Klimas auch die Anlage von Ackerbaukolonien im Innern verbietet, so birgt dieser Erdteil in sich selbst den Grund, daß er von Europäern verhältnismäßig so schwach besiedelt und daher auch noch auf weite Strecken völlig unbekannt geblieben ist. Erst in den letzten Jahren scheint etwas mehr Leben in die Besiedelung Afrikas gekommen zu sein. Lüderitzland ist z. B. nicht etwa seiner Fruchtbarkeit wegen von uns besetzt worden, sondern vielmehr weil man reiche Erzlager in ihm und seinem Hinterlande vermutete. Auch an verschiedenen anderen Punkten Afrikas ist im letzten Jahrzehnt der Bergbau lebhafter betrieben worden, so daß, wenn die gehegten Hoffnungen sich erfüllen, auch der schwarze Erdteil vielleicht noch einmal dazu berufen ist, den großen Auswandererstrom zu sich hin zu lenken. Schließlich sei noch erwähnt, daß auch in Europa das höchste bewohnte Haus seine Bewohner dem Bergbau verdankt. Es ist dies nämlich die Knappenhütte am Goldbergbau am Fleißgletscher in Kärnten, in einer Höhe von 2795 Meter.

Es ist wohl nicht zu weit gegangen, wenn wir behaupten, daß bei allen Völkern mit der regelrechten Bearbeitung der nutzbaren Mineralien, zunächst der Metalle, eine Entwickelung der

Kultur ſtattgefunden hat, daß alſo dieſe beiden Erſcheinungen enge mit einander verbunden ſind. Betrachten wir, um dies zu erkennen, den Kulturzuſtand der Völker Amerikas, wie er zur Zeit der Entdeckung dieſes Erdteils von den Spaniern gefunden wurde. Deutlich läßt ſich hier nachweiſen, daß die zu häuslichen Geräten und Waffen benutzten Materialien der Kulturſtufe der betreffenden Völker genau entſprechen. Unter den Eingeborenen Amerikas jener Zeit können wir leicht zwei Kategorien unterſcheiden, einmal die Jäger- und Fiſchervölker, die den Norden bewohnten, dann diejenigen, welche wir die Kulturvölker Amerikas zu nennen pflegen, und die im ſüdlichen Nordamerika und nördlichen Südamerika ihre Wohnſitze hatten. Die Grenze der beiden ſo bezeichneten Gebiete dürfte ziemlich genau der 30. Parallelkreis nördlicher Breite bilden. Die Jäger- und Fiſchervölker fertigten ihre Waffen aus Stein, Knochen oder bisweilen aus Kupfer, wenn dieſes ſich ihnen in gediegenem Zuſtande darbot, ſo daß ſie es durch Hämmern leicht in die gewünſchte Form bringen konnten. Von einer Kultur, die damals bei ihnen gefunden worden wäre, iſt keine Rede. Anders verhält es ſich dagegen mit den im ſüdlichen Gebiet wohnenden Stämmen. Ohne das Eiſen, welches uns zu allen unſeren Beſchäftigungen völlig unentbehrlich erſcheint, nur zu kennen, hatten ſich die mexikaniſchen und peruaniſchen Völker zu einer hohen Kulturſtufe emporgeſchwungen. Dadurch, daß ſie das Kupfer zu härten und Bronze zu bereiten verſtanden, fanden ſie hinlänglich Erſatz für jenes und ſchufen ſo jene Kunſtwerke, welche die ſpaniſchen Eroberer in die höchſte Verwunderung zu ſetzen vermochten. Bei Ankunft der Europäer betrieben die Mexikaner ausgiebigen Ackerbau und hatten ſehr ſorgfältig hergeſtellte und unterhaltene Bewäſſerungsanlagen; Künſte und Gewerbe, wie Weberei, Färberei, Malerei, blühten bei ihnen, auch in der Architektur leiſteten ſie Staunenswertes. Ähnlich waren die Zuſtände im Inkareiche Südamerikas. Noch heute iſt einer der wichtigſten Verkehrswege die alte Inkaſtraße von Quito nach Cuzco, welche, auf der Höhe der Anden hinlaufend, den Norden des Reiches mit dem Süden verband, und auf welcher damals ein ziemlich ausgebildeter Botendienſt eingerichtet war. Lediglich die Bekanntſchaft mit den Metallen und die Fertigkeit,

dieſe zu bearbeiten, dürfte bei den genannten Völkern der Grund ihrer hohen Kulturentwickelung geweſen ſein.

Dasſelbe gilt ohne Beſchränkung auch von uns. Ein großer Teil unſerer heutigen Wiſſenſchaft und damit verbunden viele Einrichtungen des öffentlichen Lebens gründen ſich auf unſere Kenntnis der Metalle und die Fertigkeit, dieſe in den verſchiedenſten Formen zur Anwendung zu bringen. Überall hat ein reiches Erzvorkommen den Grund zu einem mächtigen Aufblühen von Induſtrie und Handel gegeben. Wir brauchen nur einmal eine Eiſenbahnkarte Deutſchlands oder Europas in die Hand zu nehmen, um ſofort imſtande zu ſein die Hauptinduſtrieorte, die ſich ja ſtets an den Fundorten reicher Mineralprodukte befinden, zu nennen. An dieſen Stellen iſt ſtets das Eiſenbahnnetz ein viel dichteres, und von hier aus führen die Bahnen die Erzeugniſſe weiter ins Land. So iſt es im Ruhrgebiete, ſo iſt es in Belgien, Schleſien, England und überall, und die Induſtrie erreicht, wie wir auch früher ſchon erwähnten, da ihre höchſte Blüte, wo die Erze zugleich mit den zu ihrer Verhüttung unentbehrlichen Steinkohlen gefördert werden, wo alſo eine Verarbeitung derſelben ohne größere Transportkoſten möglich iſt. Werden indes an irgend einem Orte nur Kohlen oder nur Erze gefördert, ſo bildet dieſes die Grundlage eines aufblühenden Handels. Die in Nordſpanien gewonnenen Eiſenerze werden faſt ausnahmlos zu Schiffe nach Deutſchland übergeführt; ebenſo dürfte Südſpanien nur den geringſten Teil der in Huelva gewonnenen Kupfererze ſelbſt verarbeiten. Sogar die in Auſtralien gewonnen Kupfer- und Wismuterze werden faſt ſämtlich nach Europa geſchafft, da es am Orte ſelbſt an den nötigen Einrichtungen zur Gewinnung des gediegenen Metalles fehlt. Grenzen wir den Begriff der nutzbaren Mineralien nicht ſo enge ab, ſo darf die ganz beträchtliche Ausfuhr von reinem Schwefel aus Sizilien nicht unerwähnt bleiben, und ebenſowenig der äußerſt lebhafte Handel mit Natron- oder Chiliſalpeter, welcher in Deutſchland vielfach mit Hilfe der Staßfurter Abraumſalze weiter verarbeitet oder auch roh als Düngemittel verwandt wird.

Abgeſehen vom überſeeiſchen Handel dürfte ein reiches Mineralvorkommen im Lande ſelbſt ſehr häufig der Grund ausgedehnter und

schwieriger Eisenbahnbauten zur Ermöglichung des Transportes gewesen sein.. Deutlich fällt uns dies in die Augen, da wir früher schon in den hervorragenden Industriebezirken ein äußerst dichtmaschiges Eisenbahnnetz zu beobachten Gelegenheit hatten. Und im Anschluß hieran wollen wir nun der beiden höchsten Bahnen der Erde, der Oroya- und der Arequipa-Punobahn in Südamerika gedenken, die wohl hauptsächlich, um die reichen Bergwerksdistrikte am Cerro de Pasco und am Titicacasee dem Verkehr zu erschließen, gebaut worden sind. Der höchste Punkt der letzteren ist 4580 Meter, der ersteren sogar 4795 Meter, während die Brennerbahn, die höchste in Europa, nur eine Höhe von 1307 Meter erreicht.

Und nun erst die Eisenbahnen selbst! Wäre jemals die Anlage des so weit verzweigten Schienennetzes möglich gewesen, wenn nicht Eisen und Steinkohlen in so ungeheueren Mengen vorkämen? Würden wir jemals einen so sicheren und raschen Verkehr mit allen Erdteilen erhalten haben, wenn nicht die reichen Steinkohlenlager der Erde eine ausgiebige Benutzung des Dampfes ermöglicht hätten? So sehen wir also, daß wir die großartige Entwickelung unserer Verkehrsverhältnisse lediglich den nutzbaren Mineralien zu danken haben.

Mit den Steinkohlen hängen sehr enge ihre Destillationsprodukte zusammen. Die Entdeckung des Petroleums hat bei uns einen vollständigen Umschwung in der Beleuchtung hervorgebracht: sie hat dem geringen Manne überhaupt erst — Dank unseren ausgedehnten Verkehrswegen — die Beschaffung einer guten und zugleich billigen Lichtquelle ermöglicht. Nächstdem ist das Leuchtgas in seinen unzähligen Verwendungen als Leucht- und Brennmaterial zu erwähnen. Sogar die Nebenprodukte bei dessen Fabrikation, wie der Theer, sind Gegenstand einer äußerst ausgedehnten Farbstoffindustrie geworden.

Sehr häufig hat auch der Bergbau direkt oder indirekt Anlaß zum Beginne des Ackerbaues gegeben. Anfänglich reichen Ertrag abwerfende Gruben lohnten in vielen Fällen später nicht mehr die Bearbeitung, und es sahen sich infolgedessen die betreffenden Ansiedler, wenn sie nicht vorzogen weiterzuwandern, veranlaßt, die Fruchtbarkeit des Bodens auf dem Wege des Ackerbaues auszu-

Digitized by Google

nutzen. Es ist dies in erster Linie eine regelmäßige Erscheinung bei den Goldlagern. Da Gold sich fast nur im angeschwemmten Flußsande findet und daraus ausgewaschen werden muß, so läßt stets nach einer gewissen Zeit die Ergiebigkeit der Gruben nach und hört schließlich ganz auf, wenn die goldführenden Schichten durchgewaschen sind. Dieser Thatsache verdankt Brasilien einen großen Teil seiner Ansiedelungen. Es giebt auch Beispiele, daß das Vorkommen nutzbarer Mineralien direkt Veranlassung zur Anlage von Ackerbaukolonien gegeben haben. In Süd-Wales in Australien kamen reiche Steinkohlenlager bei dem Hafen Stephens vor, in unbebauter Gegend, so daß eine hinreichende Beschaffung von Lebensmitteln für die Grubenarbeiter schwierig gewesen wäre. Daher entschloß sich eine englische Aktiengesellschaft ein ansehnliches Gebiet in der Nähe anzukaufen, auf welchem sie nun neben dem Bergbau noch Landwirtschaft und Viehzucht in großem Maßstabe betreiben läßt.

Der Ertrag des Bergbaues im sächsischen Erzgebirge hat mit der Zeit auch nachgelassen, und, da Ackerbau dort nicht sehr einträglich ist, so hat die Bevölkerung vielfach zu anderer Handbeschäftigung, wie Spitzenklöppelei oder Fabrikation von Spielwaren, gegriffen.

Selbstverständlich kann der Bergbau nur da zum Segen und Aufblühen des Landes gereichen, wo geordnete Zustände bestehen und jede Industrie friedlich getrieben werden kann. So reich die Bergwerke in Mexiko sind, die gewiß dem Staate unter ruhigen Verhältnissen eine ansehnliche Summe durch direkte oder indirekte Besteuerung einbringen würden, so liegt doch daselbst, infolge der rasch aufeinander folgenden Revolutionen, die eigentliche Industrie völlig darnieder. Gerade die Revolution, die das Land von der verhaßten spanischen Herrschaft befreite, hat ihm auch außerordentlich geschadet. Kurz vor ihrem Ausbruch hatte die spanische Regierung die erste fahrbare Kunststraße von der Hauptstadt Mexiko nach dem Hafen Vera Cruz angelegt: die nachfolgende Regierung hat ihre Not gehabt, sie ordnungsmäßig zu unterhalten. Der einzige Fortschritt des Landes dürfte vielleicht nur in der neuerdings erfolgten Anlage einer Eisenbahnverbindung zwischen

Vera Cruz und Mexiko bestehen; sonst ist alles zurückgegangen. Zu Anfang unseres Jahrhunderts konnte Alexander von Humboldt zur Charakterisierung der vorzüglichen Leistungen der mexikanischen Universität noch in die Worte ausbrechen: „Keine von allen Städten des neuen Kontinents, selbst die der Vereinigten Staaten nicht ausgenommen, ist im Besitze so großer und festgegründeter wissenschaftlicher Anstalten als die Hauptstadt von Mexiko.“ Heutzutage ist von der Universität kaum noch die Rede. Sowohl die in Mexiko wohnenden Fremden als auch die gebildeteren und wohlhabenderen Mexikaner schicken ihre Kinder zur Ausbildung nach Europa.

In Chile dagegen, welches ebenfalls durch eine Revolution die Herrschaft der Spanier niederwarf, treten uns ganz andere Verhältnisse entgegen. Hier war eine viel ruhigere Entwickelung des Staates möglich, weshalb sich hier Industrie und Handel, ja sogar die Wissenschaft zur Blüte hat entfalten können.

Auch die vereinigten Staaten von Nordamerika, welche nach Humboldts Bericht damals Mexiko nachstanden, befinden sich jetzt auf ganz anderer kultureller Stufe. Der reiche Ertrag der Produkte des Mineralreichs hat vielen unabhängigen Bürgern zu Reichtum verholfen, welchen dieselben häufig in nützlicher Weise zur Gründung von Kunstinstituten und Theatern, Ausrüstung wissenschaftlicher Expeditionen (wir erinnern hier nur an die Polarfahrten) u. s. w. verwenden. Auch die Anlage der gewaltigen Pacific-Bahn würde wohl nicht verhältnismäßig so rasch möglich gewesen sein, wenn nicht die mineralischen Schätze des Landes direkt oder indirekt ihren Einfluß geltend gemacht hätten.

Schließlich wollen wir noch kurz den gewaltigen Einfluß erwähnen, den die nutzbaren Mineralien auf die Entwickelung der Wissenschaft, insonderheit auch der Erdkunde ausgeübt haben. Einmal angespornt durch reiches Mineralvorkommen sind die Europäer regelmäßig tiefer in das Innere des betreffenden Landes eingedrungen, um weitere Lagerstätten auszukundschaften: bei ihrer Rückkehr konnten sie Nachrichten über Land und Leute geben, die, wenn auch nicht immer frei von Dichtung, doch häufig nicht unwillkommene Anhaltspunkte für die Länderkunde

gewesen sind. Nächstdem kommen die Metalle als gewichtiges Moment insofern in betracht, als sie das Material zum Kompaß und den wissenschaftlichen Apparaten liefern, die zu einer geographischen Ortsbestimmung unumgänglich notwendig sind. Überhaupt können wir uns wohl kaum einen in der Wissenschaft gebrauchten Apparat denken, bei dessen Herstellung nicht die Metalle eine wesentliche Rolle spielten.

Kurz überall, wohin wir uns wenden, treten uns die Metalle in der verschiedensten Gestalt entgegen, so daß es fast unmöglich erscheint, ihre Bedeutung in der verdienten Weise zu würdigen.

Wir haben bisher bei der Besprechung des Einflusses der Mineralien auf die Verbreitung und Kulturentwickelung der Menschen im wesentlichen die Metalle im Auge gehabt. Keineswegs soll indessen hiermit der Ansicht Ausdruck verliehen werden, als seien diese die einzigen Faktoren in der Entwickelung der menschlichen Gesellschaft. Auch das Steinsalz, das uns bei der Bereitung unserer Speisen geradezu unentbehrlich ist, hat sicherlich nach jeder der beiden Richtungen hin seinen Einfluß ausgeübt, nur fällt er weit weniger deutlich in die Augen. In gleicher Weise hätten wir überhaupt noch vieler Mineralien zu gedenken, wie z. B. der verschiedenen Feldspathe auf dem Gebiete der Glasfabrikation, des kohlensauren Kalkes in seinen verschiedenen Modifikationen als Marmor u. s. w., der Thonerde — es dürfte uns jedoch die Berücksichtigung auch dieser und ähnlicher Mineralien zu weit führen. Jedenfalls ist schon durch die alleinige Betrachtung des Einflusses der Metalle in hinreichendster Weise dargethan, wie enge die nutzbaren Mineralien mit der Verbreitung, insonderheit aber mit der Kulturentwickelung der Menschen verbunden sind.

*

2. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Dieser Abteilung wurden in der Zeit vom 1. Juni bis 30. September folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:

Herr Dr. phil. R. Merbot, hier,
„ M. Plant, Lehrer, hier;

2) ohne Stimmrecht:

Herr E. Schuster, Kais. Bank-Assistent, hier,
„ A. Dahlem, Referendar, hier,
„ Fr. Nierhoff, Kais. Bank-Assistent, hier.

In der Sitzung vom 12. September hielt Herr Dr. A. Sulzbach folgenden Vortrag: „Ein Versuch zur Lösung der Widersprüche in der Rolle des Goetheschen Mephistopheles."

In der Einleitung zu seinem Vortrage weist der Referent auf die Widersprüche in der Rolle des Mephistopheles hin. Dieser beklagt das jammervolle Dasein des Menschen, nichtsdestoweniger soll er das Werkzeug der Verführung sein und dann wiederum auch das Wesen, das dem Menschen zugesellt werden soll, daß er in seiner Thätigkeit nicht erschlasse, während doch die Verführung zur Sinnenlust zu allererst den Menschen in seiner Thätigkeit erschlaffen läßt. Wie Mephistopheles so als Teufel schaffen könne, wie er, so aufgefaßt, ein Teil jener Kraft zu sein vermöge, welche „stets das Böse will und stets das Gute schafft", ist nicht ersichtlich. Ueberdies weist der erste Teil des Gedichtes nichts von einem Schaffen auf, erst gegen Ende des zweiten Teiles treten mit Mephistopheles' Hilfe Schöpfungen zu Tage. Es ist unverkennbar, daß Goethe mit seinem Mephistopheles ein neues Wesen geschaffen hat, einen Teufel, der mit dem, wie er zur Zeit des Magisters Faust in der Volksvorstellung lebte, und wie er sich später noch in ihr erhalten, nichts oder nur äußerst wenig gemein hat.

Ehe es versucht wird, diese Widersprüche zu lösen, werde das Bruchstück des Lessingschen Faust, und zwar die Szene der Teufelsversammlung, zur Vergleichung herangezogen.

In den Räumen einer zerstörten gotischen Kirche ist eine Anzahl Teufel versammelt, um ihrem Herrn und Meister, Satan, der auf dem Altare seinen Sitz eingenommen hat, von ihrer Thätigkeit und ihren Erfahrungen auf der Erde Bericht abzustatten. Der eine hatte einem Armen die Hütte über dem Kopf angezündet, der andere durch einen Sturm eine Flotte mit Wucherern ins Meer versenkt. Mit beiden ist Satan unzufrieden: der Arme wird in seinem Elende nur desto fester an Gott sich klammern, die Wucherer gehörten ohnehin dem Teufel schon an, lebend hätten sie mit ihrem Gelde neue Reize zu Sünden in andere Weltteile getragen und Satan neue Opfer zugeführt. Der Dritte hat ein junges Mädchen mit seinem Kuß berührt und den Reiz zur Sünde in ihr erregt. Dieser hat schon mehr im Sinne seines Gebieters gehandelt. Sein ganzes Lob hat sich aber der Vierte verdient, nicht durch eine That, aber durch einen Gedanken: einen denkenden Jüngling, ganz der Weisheit ergeben, jeder Leidenschaft absagend, nur Wahrheit suchend, Gott zu rauben. Dieser Gedanke ist zu köstlich, als daß nicht Satan selbst die Ausführung auf sich nehmen sollte.

Vergleicht man nun das Lessingfragment mit dem Prologe Goethes, so ergiebt sich eine Reihe wesentlicher Verschiedenheiten: bei Goethe ist die Beratung in den Himmel verlegt, bei Lessing auf die Erde. Bei Goethe erscheint Mephistopheles als zum Himmelsstaate gehörig und stattet dem „Herrn" Bericht von seinen Wanderungen auf der Erde ab, bei Lessing ist es eine Schaar von Teufeln, die ihrem Oberherrn, Satan, von ihren Handlungen Rechenschaft ablegen. Bei Goethe macht der „Herr" auf Faust aufmerksam, bei Lessing ist es ein Teufel, der ihn entdeckt hat und auf ihn als würdiges Objekt für die Verführung hinweist. Bei Goethe ist Mephistopheles an die Weisungen des „Herrn" gebunden, er muß erst dessen Erlaubnis erlangen, ihn seine Straße zu führen, bei Lessing ist der Satan an keine Vorschrift und an kein höheres Machtgebot gebunden: ohne einen Höheren um Erlaubnis zu fragen, darf er sich die ihm genehm scheinende Beute nach freiem Ermessen auswählen.

Daraus ergiebt sich: bei Goethe ist der Böse ein Diener, der Gott untersteht, hier ist kein Gegensatz zwischen Himmel und

Hölle, zwiſchen dem Reiche Gottes und dem des Satans; er hat wie jeder andere Engel ſeinen Platz im Himmel. Bei Leſſing iſt der Satan ein ſelbſtändiger Herr, der unabhängig von Gott dieſem feindlich gegenüberſteht, er iſt der Widerſacher mit ſeinem eigenen Hofſtaate, ſeinen eigenen Dienern, die nur ihm zu gehorchen haben. Darum hat er keinen Platz im Himmel, die verwüſteten, gottverlaſſenen Räume der Erde ſind ſein Reich.

Dieſe bei Goethe und Leſſing verſchiedene Auffaſſung rührt aber daher: erſterer hat den altbibliſchen Satan für ſeine Dichtung verwertet; die erſten Kapitel Hiobs dienten ihm zum Vorbilde. Leſſing hat den Teufel der chriſtlichen Legende, wie er ſich im Dogma und in der Volksanſchauung herausgebildet hat, und wie er in den Fauſtſagen, ganz beſonders in der von Engel herausgegebenen, erſcheint, getreu beibehalten. Nur eine Änderung hat er ſich mit meiſterhaftem Takt in der Örtlichkeit erlaubt, die Ruinen einer gotiſchen Kirche, einer gottverlaſſenen Örtlichkeit, ſtatt der Felsſchluchten in Griechenland, um ſo recht deutlich den Gegenſatz zwiſchen dem Reiche des Himmels und dem der Hölle hervorzuheben.

Der altbibliſche Satan iſt kein Widerpart Gottes, welcher mit dieſem um eine menſchliche Seele ringt. „Auch er," ſo äußert ſich Herder in ſeinem „Geiſt der ebräiſchen Poeſie", „iſt unter den Engeln, d. i. unter dem Hausgeſinde des oberſten Fürſten. Ausgeſandt, die Welt zu durchforſchen und Nachricht zu bringen, handelt er ſeinem Amte gemäß, und Gott lenkt ihn auf Hiob. Er geht nicht weiter als Gottes Wink gebeut, und auch dies thut er nur als Probe. Gott behält Recht, freilich lange auf Hiobs Koſten, und am Ende des Buches iſt von keinem Satan mehr die Rede. . . . Er iſt nichts als Gerichtsengel Gottes, ein Bote zur Ausforſchung, zur Züchtigung, zur Strafe."

In dieſer Erklärung trifft Herder mit allen alten jüdiſchen Kommentatoren der Bibel zuſammen, die aber den Begriff noch dahin erweitern, daß der Satan ſich auch in den zu bekämpfenden Übeln, welche ſich dem Fortſchritt derſelben oder dem eines einzelnen hindernd in den Weg ſtellen, offenbare. Darum auch der Name Satan, der nichts anderes als „Hinderer" bedeutet. Wie ſehr

unterschieden ist daher der in Hiob auftretende Satan von dem des neuen Testamentes; jener wird zur Prüfung ausgesandt, er versucht es, durch Schmerzen und Leiden den Menschen zum Widerstande aufzureizen, dieser tritt selbständig auf und versucht es, durch Verlockung zu ungemessenen Lebensfreuden den Sinn des Menschen zu bestricken und von Gott abzuwenden, jener kann nicht durch ein Bannwort oder durch entschiedenen Widerstand entfernt werden, diesen scheucht der entschiedene Wille von dannen, ein „Hebe dich hinweg!", mit aller sittlichen Kraft ihm entgegengeschleudert, läßt ihn verschwinden. Ganz folgerichtig kann daher bei Lessing Mephistopheles nicht mit jenem Boten zufrieden sein, der dem Armen sein Haus über dem Kopfe angezündet; der nachbiblische Satan, wie ihn Lessing für sein Stück verwenden will, kann seine Sendung durch Schmerzens- und Unglücksprüfungen nicht erfüllen.

Der Teufel hat eben auch seine Geschichte. Der ursprünglich personifizierte Begriff ist Person geworden und hat immer mehr die Attribute angenommen, welche der babylonisch-chaldäische Mythenkreis seinen gottfeindlichen Elementen zuerteilt. Damit scheidet sich dann aber auch immermehr die Erde von dem Himmel, welche zuletzt der Sitz des alleinherrschenden Teufels wird, der in offenbaren feindlichen Gegensatz zu Gott tritt.

Im Judentum ist, dem altbiblischen Standpunkte getreu, der Satan dogmatisch nie zu einer Person geworden, wenn auch die spätere nachtalmudische Legende unter dem fortschreitenden chaldäisch-babylonischen Einflusse zuweilen den Anlauf nimmt, ihn zu einer Persönlichkeit zu verdichten. Auch in der Auffassung seines Wirkungskreises entfernte man sich von dem altbiblischen Standpunkte insofern, als man ihm auch die Rolle des durch Sinnenreiz Verlockenden zuwies, wie es auch nicht an einem Anlaufe fehlt, ihm eine Gegnerschaft gegen Gott und eine gewisse Selbständigkeit zuzuerkennen. Abgesehen von einigen Legenden ist er im Talmud jedoch noch immer die Personifizierung eines Begriffes, nicht ein wirkliches Wesen, wie es unzweifelhaft aus dem Satze hervorgeht: „Leidenschaft, Tod und Satan ist eins und dasselbe." Oder: „Begegnet dir jener Häßliche, so lenke ihn in das Haus des Studiums, ist er Stein, so zerfließt er, ist er Eisen, so zerspringt er." Die

Allegorie liegt hier auf der Hand, und der Satan fand, da die maßgebenden religiösen Bücher ihn als existierende Persönlichkeit nicht kennen, in das Dogma keinen Eingang.

Für das Christentum, das zu einer Zeit entstand, als der dogmatische Inhalt des Judentums bereits fest umgrenzt war, lag die Sache anders. Konnte der Satan der Evangelien noch immer vielleicht als allegorische Person angesehen werden, so unterschied er sich doch, abgesehen von seiner Thätigkeit als Verführer, in einem wesentlichen Punkte von dem altbiblischen. Bei Hiob empfängt der Satan seine Befehle von Gott, er wirkt dann ohne sich dem Menschen zu zeigen, Hiob wird von Krankheiten heimgesucht und weiß nicht anders, als daß Gott ihm die Leiden zuschickt; im Evangelium tritt der Satan direkt an den Menschen heran, hier ist ein näherer Anlaß gegeben, an seine Persönlichkeit zu glauben. Dazu kommt aber noch folgendes wichtiges Moment hinzu.

Das junge, aufstrebende Christentum hatte sich einerseits einer feindlichen heidnischen Welt zu erwehren, andererseits aber auch diese angriffsweise zu bekämpfen, wollte es seine Mission erfüllen. Dem Christentum, jener ersten Tochter Judas, stand aber nichts hemmender in seiner Entfaltung gegenüber, als der sinnlich heitere Götzendienst der übrigen Welt. Wie sehr man sich bemühte, zu gunsten des Christentums manchen alten heidnischen Brauch diesem anzupassen, ist bekannt; aber jene Gewalten, welchen die Heiden anhingen, ihre leben- und freudenspendenden Götter konnte man nicht für die Christenlehre annehmen, man konnte sie aber auch nicht unbeachtet lassen, schon Bekehrte konnten ihnen leicht wieder zufallen, und so wurden sie den Neubekehrten als verführende Wesen einer von Gott abgewendeten und Gott feindlichen Welt dargestellt, sie wurden zu Teufelswesen, die im Auftrage ihres höchsten Gebieters den Menschen durch Verführung zur Sünde Gott streitig zu machen bestrebt seien. So wird aus dem Satan der diabolus, der Ankläger und Verleumder, denn bis zum sechsten Jahrhundert ist er noch nicht ganz losgelöst von Gott; in den Legenden des vierten bis zum sechsten Jahrhundert erscheint er, nachdem die Versuchung ihm gelungen, vor Gott als der Ankläger seines Opfers. Auch wurde ihm damals noch nicht unumschränkte

Gewalt über die Menschen zugesprochen; noch im achten Jahrhundert wird dem Gedanken Ausdruck gegeben, daß er ohne Zulassung Gottes nichts Böses thun könne, erst nach und nach wird er zum vollständigen „Affen Gottes", der in seiner Art, Gott nachahmend, einen Gott spielt. Wer hingegen sich freiwillig dem Teufel ergiebt — und daran kann Gott den Menschen nicht hindern —, ist ihm verfallen. Theophil in Kilikien (538) ist der erste, der sich mittelst Verschreibung dem Teufel ergiebt.

Die Gestalt des Teufels ist auch verschieden zu verschiedenen Zeiten. Schon früh stellt man sich ihn in menschlicher, aber nicht abschreckender Gestalt vor. Sein Leib, nach seinem Falle aus Verdichtung entstanden, ist größer als der Engelsleib, feiner als der Menschenleib. Er kann die verschiedensten Gestalten annehmen: so erscheint er dem heiligen Martinus als Christus im pomphaften Gewande. Erst im vierten Jahrhundert ist von einem schwarzen Teufel die Rede, und von da ab wird seine Gestalt immer widerlicher und abschreckender, so daß er im neunten Jahrhundert als rabenschwarz, nackt, mit runzliger Haut und von der Elephantiasis bedeckt, geschildert wird. Mit der Zeit kommen auch Hörner, Klauen und Pferdefuß dazu; in dieser Gestalt lebte er in der Anschauung des Volkes im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert, und diese Anschauung wollte Lessing in seinem „Faust" zur Geltung bringen. Der Teufel erscheint bei ihm mit Hörnern und Klauen und als der selbständige Gegner Gottes, so daß ihm der Mensch, der sich ihm einmal verschrieben hat, nicht anders als durch eine List entzogen werden kann.

Anders bei Goethe. Sein Mephisto erinnert schon in seiner äußeren Erscheinung nicht mehr an den Teufel, wie er zu Zeiten Faustens in der Vorstellung des großen Haufens lebte, der Dichter giebt ihm ein modisches Gewand und bringt ihn daher in anschaulicher Weise der Vorstellung seiner aufgeklärten Zeitgenossen näher; er macht ihn, kurz gesagt, zu einer allegorischen Person, um, die so beliebte Faustsage benutzend, im Gewande einer die Herzen bewegenden und Herz und Auge fesselnden Handlung seiner Zeit und den kommenden Geschlechtern seine Ansicht über die ernstesten Fragen des Lebens und der Welt zu eröffnen.

Wollte er vergangene Geschichten erzählen, wollte er nur unterhalten, dann hätte er den Teufel mit Klauen und Hörnern können auftreten lassen, wollte er aber zu seinen Zeitgenossen von der Gegenwart reden, so mußte er seine Gedanken in Wesen verkörpern, an welche die Gegenwart glauben konnte; er konnte dazu keine Fratze gebrauchen, über welche die Gebildeten sich längst zu lächeln gewöhnt hatten.

Entscheidend dafür sind die Worte, die Goethe seinen Mephistopheles in der Szene der Hexenküche sagen läßt:

„Auch die Kultur, die alle Welt beleckt,
Hat auf den Teufel sich erstreckt;
Das nordische Phantom ist nun nicht mehr zu schauen,
Wo siehst du Hörner, Schweif und Klauen?“

Und wie die Hexe ihn als den Junker Satan begrüßt, verbittet er sich diese Benennung, denn dieser Name

„ . . . ist schon lang ins Fabelbuch geschrieben;
Allein die Menschen sind nicht besser dran:
Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“

In diesen Worten liegt der Schlüssel zu dem Verständnis des Goetheschen Mephistopheles.

Die Faustsage, welche dem Knaben Goethe der Besuch eines Trödelladens vermittelte, hat nicht aufgehört ihn mit ihren bunten Erzählungen zu beschäftigen; hier war reicher Stoff für ein tief angelegtes Dichtergemüt. Und als der Jüngling diesem Stoffe neues Leben einzuhauchen sich anschickte, da hat er gewiß nicht geahnt, daß er ihn bis zu seiner völligen Ausgestaltung sechzig Jahre mit sich herumtragen würde. Aber der Anfang zeigt doch, daß er mehr daraus schaffen wollte als eine Liebesgeschichte oder eine Erzählung der Fahrt eines Abenteurers. Und das erkennen wir gerade an der Rolle, die er dem Mephisto im ersten Akte zuerteilt. Die Erscheinung des Mephisto im Studierzimmer Faustens gehört dem ältesten Teile des Stückes an, und wir erkennen gleich, daß er für seine Zwecke nicht den Teufel, wie er in der Anschauung des Volkes im sechzehnten Jahrhundert lebte und in den Faustbüchern dargestellt wird, verwerten will, daß er mit der Tradition gebrochen hat. Wir erkennen dies nicht nur in dem äußeren Gewande,

in dem er sich Faust zeigt, denn auch bei Lessing sollte er unter Menschen menschlich auftreten, aber wir merken es in dem Selbstbekenntnis Mephistos, daß er das Böse wolle und stets das Gute schaffe.

Damit hebt er die Selbständigkeit des Teufels gegen Gott auf, sein Wille hat keine Macht dem göttlichen gegenüber, er erreicht sein Ziel nicht, er schafft, wenn auch wider Willen, das Gute; er steht somit im Dienste des Guten, im Dienste der sittlichen Weltordnung. Das ist nun nicht mehr der persönliche, dogmatische Teufel, das ist nicht mehr die Schreckgestalt, die schon äußerlich ihren Gegensatz gegen das Gute, das nur unter der Erscheinung des Schönen gedacht werden kann, bekundet: das ist das in der Welt waltende Übel, welches sich allen denen, die nach dem Guten streben, hindernd in den Weg stellt, aber gerade durch den Kampf, der um die Erreichung des Zieles herausgefordert wird, den Menschen vor Erschlaffung hütet, seine Kräfte stählt und den Wert des Guten, um welches gerungen wird, erhöht. So muß dasjenige, was das Böse will, stets das Gute schaffen; denn schon das Streben nach dem Guten, der Kampf um es, ist ein Gutes an sich. Diesen Widerstand gegen das Gute und Erhabene findet aber der Mensch überall, er tritt ihm in seiner nächsten Umgebung entgegen, ja in seiner eigenen Brust wohnen oft seine gefährlichsten Feinde, als da sind böse Neigungen und schlimme Leidenschaften, mit denen es ebenfalls gilt, den Kampf und vielleicht den schwierigsten Kampf aufzunehmen. Wenn nun ein naives Zeitalter in all diesen Widerwärtigkeiten die Wirkung einer übernatürlichen gottfeindlichen Macht sah, die mit Gott um den Besitz der menschlichen Seele rang: so weiß ein aufgeklärtes Zeitalter, daß der Feind menschlichen Fortschrittes und menschlicher Vollkommenheit nicht ein außerweltliches Höllenwesen ist, daß der Mensch vielmehr seine Feinde in sich und um sich zu suchen hat; sie sind ihm nahe auf der Promenade und in der Gesellschaft, sie verkehren mit ihm in Frack und Gehrock. Was Goethe seinen Mephisto in der ungefähr elf Jahre später als die Studierzimmerszene gedichteten Hexenküchenszene sagen läßt: „Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben", ist nichts weiter als eine Ausspinnung des Gedankens von dem verneinenden Geiste, der das Böse will und stets das Gute schafft.

Dieſen Gedanken finden wir nun in dem 1797 gedichteten Prolog unzweideutig ausgeſprochen. Gott geſellt den Schalk dem Menſchen bei, daß dieſer nicht erſchlaffe, daß er ſich nicht der unbedingten Ruhe hingebe. Von all den Menſchen aber war es nur einer, der noch ſtrebte, die andern begnügten ſich mit ihrem Zikadendaſein, an denen aber die Arbeit des Teufels ſelbſt vergebens iſt; ſo wird denn dem Mephiſtopheles die Aufgabe, ſich an Fauſt zu machen, er ſoll es verſuchen, ob er dieſen von ſeinem Urquell abzulenken vermag, es wird ihm aber ſchließlich nicht gelingen. Er wird ihn wohl in die Irre führen: hört er jedoch dabei nicht auf zu ſtreben, ſo ſchadet das Irren nicht; Mephiſtopheles wird ſein Herr ſein, ſo lange dieſer auf Erden lebt, wird ihn aber nicht für die Ewigkeit beſitzen, d. h. es wird das Wirken dieſes ſelbſt irrenden aber ſtrebenden Fauſt der Welt nicht verloren gehen, es wird, wie Fauſt, auf ſein Leben zurückblickend, von ſich ſagt:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Äonen untergehn“;

denn bei allen Verführungskünſten und bei allem Verführtwerden iſt doch „ein Menſch in ſeinem dunkeln Drange des rechten Wegs ſich wohl bewußt“, d. h. er geht den Weg, welcher ſeinem Thun einen dauernden, über das Erdenleben hinausreichenden Wert verleiht. So wird der Teufel Fauſt nicht zu ſeinem Verderben zugeſellt, ſondern um ihn vor der Erſchlaffung zu hüten, zum Sporne ſeiner Thatenluſt, daß er nicht gleich den übrigen Zikadenweſen in ſelbſtbefriedigter Genügſamkeit mit ſeinem endlichen Abgange aus der Welt in Vergeſſenheit und ohne die zurückgelaſſenen Spuren einer ſegensreichen Thätigkeit verſinke.

Damit iſt der dogmatiſche Teufel abgeſchafft, ohne daß es aber Goethe verſäumt hätte, auch dieſem für ſein Drama Züge abzugewinnen, die poetiſch und ſachlich für es zu verwerten waren.

Dem alten Teſtamente entnimmt er für ſeinen Mephiſto den Gedanken der Abhängigkeit von Gott, den Begriff des Böſen oder, ſagen wir, Ungöttlichen als Sporn zum Kampfe im Dienſte des Guten: dieſer Grundgedanke verliert ſich im ganzen Stücke nicht, denn auch als Verführer (Sinnenreiz, Leidenſchaft) trägt Mephiſtopheles zur

Lösung der der Menschheit gestellten sittlichen Aufgabe bei. Dem kirchlich dogmatischen Teufel entlehnt er für seinen Mephisto den Zug der Verschreibung, und auch der dumme Teufel, wie er sich eine zeitlang in der Volksanschauung gebildet hatte, findet seine Verwendung in der letzten Szene, in welcher die Engel mit Mephisto nicht um das Unsterbliche kämpfen, sondern den von ihrer Schönheit sinnberückten Teufel durch Gesänge und Lieder um seinen Teil prellen.

So hat Goethe gleichsam einen Universalteufel geschaffen oder den Teufel der verschiedenen Zeiten zu einem Wesen umgeschmolzen, das, als Begriff gefaßt, auch die Neuzeit verstehen kann; es liegt hierin eine Schwierigkeit, die Schiller richtig erkannt hat.

Unterm 26. Mai 1797 schreibt er: „Eine Schwierigkeit finde ich auch darin, daß der Teufel durch seinen Charakter, der realistisch ist, seine Existenz, die idealistisch ist, aufhebt. Die Vernunft nur kann ihn glauben, und der Verstand nur kann ihn so, wie er da ist, gelten lassen und begreifen."

Hätte Goethe die Volksfabel, wie sie ihm vorlag, übernommen und dramatisiert, hätte er den Teufel eben Teufel des sechzehnten Jahrhunderts sein lassen, so wäre er einfach als alter Gottseibeiuns der Menschenverführer gewesen, und gewiß hätte es eine Klasse Zuschauer gegeben, welche dem Stücke applaudiert hätten, wie irgend einer Burleske Beifall gezollt wird. Mit dem Teufel wäre der verabschiedete Harlekin wieder auf der Bühne erschienen. Das aber wollte Goethe nicht: der Mephisto war ihm eine hochernste Figur (die Schauspieler, welche die komische Seite bei seiner Darstellung hervorkehren, verkennen ganz und gar die Aufgabe ihrer Rolle), und weil er, wie Schiller richtig sagt, von Goethe so gezeichnet ist, wie ihn die Vernunft glauben und der Verstand gelten lassen kann, so mußte er die reale Existenz, welche er im Volksglauben des sechzehnten Jahrhunderts hatte, ablegen, und bei realer Charakterzeichnung ein idealistisches Dasein fristen.

Einen zweiten nicht minder schwierigen Punkt berührt Schiller ebenfalls im erwähnten Briefe: „Ich bin überhaupt sehr erwartend, wie die Volksfabel sich dem philosophischen Teile des Ganzen anschmiegen wird."

Zu dieſer Zeit war der Prolog ſchon geſchrieben, die Stellung, die Goethe dem Mephiſto einräumte, war klar, aber paßte dieſer metaphyſiſche Teufel zur Volksfabel? Aus der Antwort Goethes müſſen wir ſchließen, daß er ſelbſt bei ſich über dieſe Fragen noch nicht im klaren war: „Ihre Bemerkungen zu Fauſt waren mir ſehr erfreulich. . . . Ich werde ſorgen, daß die Teile anmutig und unterhaltend ſind und etwas denken laſſen; bei dem Ganzen, das immer ein Fragment bleiben wird.“ . . . Der zweite Teil war noch nicht geſchaffen, dieſer löſt alle Fragen; was im Anfange nur in unbeſtimmten Umriſſen der Phantaſie des Dichters vorſchwebte, das reifte nach und nach in ihm zu einem vollendeten Ganzen. Wenn der erſte Teil für ſich allein betrachtet, den Glauben erwecken könnte, als würden uns die Abenteuer eines einzelnen Menſchen erzählt, der vom Teufel ſich von Genuß zu Genuß führen läßt, ſo zeigt uns der zweite Teil, daß wir in Fauſt nicht den Menſchen ſondern die Menſchheit und in Mephiſto nicht den Böſen ſondern das Böſe erkennen ſollen, und damit iſt denn auch die Schwierigkeit gehoben, welche Schiller in dem erwähnten Briefe äußert: „es gehörte ſich meines Bedenkens, daß der Fauſt in das handelnde Leben eingeführt würde“; in das handelnde Leben tritt Fauſt im zweiten Teile ein und dadurch gewinnen wir gerade den Maßſtab, wie weit das Böſe in der Welt zur Erreichung des Guten dient. Den Menſchen führt es ab von ſeinem Ziele, ſobald dieſer Menſch nur ſich im Auge hat, es fördert das Gute, ſobald er ſich in den Dienſt der Menſchheit ſtellt. Und nun nehmen wir den Unterſchied wahr: im erſten Teile iſt Fauſt der Handelnde, aber er ſteht nicht im „handelnden Leben“, im zweiten giebt er an, und Mephiſto mit ſeinen Helfershelfern führen die Befehle Fauſtens aus. Die Schlacht, die Abdämmung des Meeres, die Herbeiſchaffung der Waren, es ſind die Thaten Mephiſtos, geſchehen auf Fauſts Geheiß. Was will das anderes ſagen, als daß die Leidenſchaften und böſen Neigungen: Neid, Haß, Raubſucht u. ſ. w., in den Dienſt der Menſchheit geſtellt, alles das Gute hervorbringen, an deſſen Früchten ſich die Menſchheit labt? Gewiß iſt das alles nicht zu erreichen, ohne daß das Glück eines Einzelnen unter dem Fortſchritte der Zeit zertreten werde, aber das Einzelne kommt

nicht in betracht der Gesamtheit gegenüber. Nur einmal ist Faust im zweiten Teile selbst der Handelnde: den Dreifuß von den „Müttern" zu holen, welcher ihm die Helena herbeiführen soll, das ist seine von ihm selbst auszuführende Aufgabe.

Was ist unter dem Ausdruck der „Mütter", der Faust mit Schauer ergreift, zu verstehen?

Faust verlangt, daß Mephisto ihm die Erlangung der Helena möglich mache. Es giebt nur ein Mittel, meint Mephistopheles.

Faust: Sprich, und ohne Säumnis!
Mephistopheles: Ungern entdeck' ich höheres Geheimnis. —
Göttinnen thronen hehr in Einsamkeit,
Um sie kein Ort, noch weniger eine Zeit;
Von ihnen sprechen ist Verlegenheit.
Die Mütter sind es!

Und über deren Örtlichkeit sagt er: Auf dem unendlichen Ozean sähe man doch etwas: die Wellen, die Wolken, Mond und Sterne, doch dort:

„Nichts wirst du seh'n in ewig leerer Ferne,
Den Schritt nicht hören, den du thust,
Nichts Festes finden, wo du ruhst."

Mephistopheles übergiebt ihm dann den Schlüssel der „die rechte Stelle wittern" wird und belehrt ihn dann:

„Ein glüh'nder Dreifuß thut dir endlich kund,
Du seist im tiefsten, allertiefsten Grund.
Bei seinem Schein wirst du die Mütter sehn;
Die einen sitzen; andre stehn und gehn,
Wie's eben kommt; Gestaltung, Umgestaltung,
Des ewigen Sinnes ewige Unterhaltung,
Umschwebt von Bildern aller Kreatur.
Sie sehn dich nicht, denn Schemen sehn sie nur.
Da fass' ein Herz — denn die Gefahr ist groß —
Und g'rad' auf jenen Dreifuß los,
Berühr' ihn mit dem Schlüssel!"

Es ist wohl nicht zu gewagt anzunehmen, daß unter den Müttern, welchen Zeit und Ort fremd ist, die Ideen der Künste und Wissenschaften des klassischen Altertums zu verstehen sei. Nachdem Winckelmann das Interesse für das klassische Altertum von neuem geweckt, sah der Beginn des neunzehnten Jahrhunderts die fieberhafte Thätigkeit in der Ausgrabung der Schätze, welche der

griechiſche Boden bedeckte, ſich entfalten. Ausgegraben aber werden nur Werke der darſtellenden Kunſt, die, weil ſie in Raum und Zeit exiſtieren, oft entſtellt zu uns gelangen, und in denen wir erſt indem wir tiefer forſchen den Geiſt oder die Idee entdecken, die einſt dieſe Kunſtwerke geſchaffen haben. Das Ewige, Unvergängliche, die geiſtige, ſchöpferiſche Kraft, die nicht an Ort und Zeit gebunden iſt — das ſind die Mütter; eine jede Kunſt hat eine Mutter. Dieſe Mütter bewachen den Dreifuß, den pythiſchen Dreifuß. Aufgabe des Menſchen, der die Vollkommenheit ſucht, iſt es, dieſen Dreifuß den Müttern mit dem Schlüſſel der Wiſſenſchaft abzuzwingen; der Menſch ſoll die Stelle der Pythia einnehmen und ſich von Apollo, dem Gotte des Geſanges, begeiſtern laſſen. Mit anderen Worten: die Wiſſenſchaft der Altertumskunde ſoll uns den poetiſchen Gedanken, der allen Kunſtgebilden zu grunde liegt, erkennen laſſen, die Poeſie, von welcher das ganze Leben des klaſſiſchen Altertums durchhaucht iſt. Die einzelnen Künſte ſind die Hüter der Poeſie, ſie iſt die Urmutter aller Kunſt, die darſtellende Kunſt konnte nur durch den poetiſchen Geiſt geſchaffen werden, und mit dieſem poetiſchen Geiſte ſich zu läutern, iſt die Aufgabe des Menſchen. Durch das Thor der Schönheit, die ihren höchſten Ausdruck in der Poeſie findet, zieht die Geſittung in die Welt ein. Dieſe Poeſie iſt nun in Helena dargeſtellt.

Wie Goethe die Altertumswiſſenſchaft nur in den Dienſt der poetiſchen Erkenntnis, die uns dann wiederum befähigen ſoll, das Altertum poetiſch anzuſchauen, ſtellen wollte, iſt recht treffend in der Unterredung Chirons mit Fauſt dargeſtellt, der ihm den Unterſchied zwiſchen dem philologiſchen Forſcher und dem Dichter klar macht.

Fauſt wundert ſich, daß Helena ſchon mit ſieben Jahren den alten Chiron durch ihre Schönheit und Lieblichkeit entzücken konnte: darauf dieſer:

„Ich ſeh', die Philologen,
Sie haben dich, ſo wie ſich ſelbſt betrogen.
Ganz eigen iſts mit mythologiſcher Frau:
Der Dichter bringt ſie, wie ers braucht zur Schau;
Nie wird ſie mündig, wird nicht alt,
Stets appetitlicher Geſtalt;
Wird jung entführt, im Alter noch umfreit;
G'nug, den Poeten bindet keine Zeit."

Fauſt begreift jetzt ſeine Aufgabe:

„So ſei auch ſie durch keine Zeit gebunden!
Hat doch Achill auf Pherä ſie gefunden,
Selbſt außer aller Zeit — — — — —
— — — — — — — — — — — —
Und ſollt' ich nicht, ſehnſüchtigſter Gewalt,
Ins Leben zieh'n die einzigſte Geſtalt" u. ſ. w.

Helena iſt die Poeſie des griechiſchen Altertums; aber ſie darf nur dazu dienen die Gegenwart durch ihren Geiſt zu beleben, nicht aber das Altertum wieder zu erwecken und dies an die Stelle der Neuzeit ſetzen zu wollen. Die es nicht verſtehen das Altertum für die Gegenwart zu gewinnen, die nur in jenem leben und dieſe vergeſſen, verſteigen ſich in ſchwindelnde Höhen wie Euphorion und ſtürzen wie dieſer auch in die Tiefe hinab. Griechiſches Weſen und griechiſches Leben iſt abgethan, auch Helena verſchwindet wieder, nur Gewand und Schleier bleiben auf der Bühne der Gegenwart zurück.

Es möge hier noch die Vermutung ausgeſprochen werden, daß der Ruf Euphorions aus der Tiefe: „Laß mich im düſtern Reich, Mutter, mich nicht allein!" nicht bedeutungslos für die vorhin gegebene Theorie der „Mütter" iſt. Das dunkle Reich iſt das Reich der Mütter, und Helena ſelbſt gehört ja zu ihnen.

„Die Kunſt, o Menſch! haſt du allein!" und vor allem die Kunſt des Geſanges; hier hört die Thätigkeit des Mephiſtopheles auf, der Menſch ſelbſt muß ſie ſich gewinnen. Freilich giebt es auch ſolche, welche, nicht als Dichter von Gottes Gnaden, ins Handwerk pfuſchen, dieſe haben das Ihrige von Mephiſto erhalten, ſo ruft Phorkyas-Mephiſtopheles aus, indem er Euphorions Kleid, Mantel und Lyra aufhebt:

„Noch immer glücklich aufgefunden!
Die Flamme freilich iſt verſchwunden,
Doch iſt mir um die Welt nicht leid.
Hier bleibt genug, Poeten einzuweihen,
Zu ſtiften Gild- und Handwerksneid;
Und kann ich die Talente nicht verleihen,
Verborg' ich wenigſtens das Kleid."

Dieſe koſtbare Ironie erkennen wir erſt recht deutlich, wenn wir bedenken, daß es nur die dem Euphorion angehörenden Gegenſtände ſind, die Mephiſtopheles an die talentloſen Dichter zu verteilen

hat, die es nicht verstehen, mit ihren Dichtungen eine gesunde Reali zu verbinden, jene Schwärmer, die vor lauter Himmel den Bo unter ihren Füßen verlieren. Kleid und Schleier der Helena nach eigener Vorschrift Goethes Mephistopheles nicht zu vergeb

Fassen wir nun das Gesagte zusammen, so ergiebt sich: Mephistopheles im Faust setzt sich aus altjüdischen und christlich Elementen zusammen. Für die Aufgabe, die sich Goethe gese konnte er den Teufel des christlichen Dogmas nicht gebrauchen, hätte dann einen Asketen dem Teufel entgegenstellen müssen, d durch seine Entsagung ihn besiege. Er wollte aber in ein Menschen die lebendige Menschheit zeichnen, die bei allem Irr den rechten Weg und das rechte Ziel dennoch erreicht. Ebensowe konnte er den altbiblischen Satan allein, der durch Peinigung den Menschen zur Auflehnung gegen Gott zu bringen versuc gebrauchen. Darum entnahm er die Hauptzüge dem altbiblisch Satan: der Geist, der stets verneint und doch das Gute schaf ein Wesen, das nicht im Gegensatze zu Gott, sondern gleich d übrigen Engeln in dessen Diensten steht und ihm untergeordnet i Diesen ließ er dann den Verführer sein, wie er zum ersten M im neuen Testamente erscheint, und zeigt nun, wie in der Arbe der Menschheit die bösen Triebe gerade so notwendig zur Lösun der menschlichen Aufgabe und zum Fortschritte des Menschen un der Welt sind, wie die Tugenden, selbst wenn sie in erster Lin vom Menschen nicht in den Dienst des Sittlichen gestellt werde Selbst in dem Irren wird der rechte Weg gefunden. Ist Mephi stopheles so für den materiellen und auch den geistigen Fortschritt de Welt nicht entbehrlich, so ist er es doch für den ästhetisch-sittlichen

Daß aber gerade für Mephisto Goethe die Hauptzüge dem alte Testamente entnommen hat, dazu hat ihn sicherlich Herders „Geis der ebräischen Poesie", ein Werk, das 1782 erschien, angeregt. Herde hob die dramatische Anlage des Buches Hiob hervor und rühmt es mit begeistertem Wort als ein großartiges Dichtwerk. Grund genug für Goethe, welcher es selbst liebte, sich in Bibelforschungen zu versuchen, die Einleitung zu Hiob einer eingehenden Aufmerksamkeit zu würdigen, um sie dann poetisch für seine Zwecke zu verwerten.

3. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Juni bis 30. September 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:
   Herr Dr. phil. Chr. Langsdorf, Gymnasialoberlehrer, hier;
2) ohne Stimmrecht:
   Herr J. Heidsieck, Lehrer, hier,
   „ Prof. Dr. phil. Hartwig, Gymnasialdirektor, hier.

In der Sitzung vom 8. August sprach Herr Gymnasialdirektor Dr. K. Reinhardt über „Kriegsgeschichtliches zu den Perserkriegen."

Herodot giebt VII, 60 die Stärke des persischen Landheeres, welches gegen Griechenland zog, auf 1700000 Streiter an. Die Stärke des gesamten Heeres, einschließlich des Trosses und der Marine, wird VII, 186 auf 5283220 Mann berechnet. Daß diese Zahlen ungeheuer übertrieben sind, ist für jeden klar, der von militärischen Verhältnissen einige Anschauung hat. Schon im Altertum werden von den meisten Schriftstellern bedeutend geringere Zahlen überliefert. So giebt Isokrates im Archidamos § 100 die Stärke des Landheeres auf 700000 Mann an, und diese Zahl wird auch von den neueren Geschichtschreibern meist festgehalten. Aber zu einem sehr viel niedrigeren Ergebnisse kommt Hans Delbrück in der anregenden Schrift „Die Perserkriege und die Burgunderkriege". Nach seiner Berechnung würde Xerxes nur mit 65000 bis 75000 Kriegern (S. 145), ja vielleicht nur mit 45000 bis 55000 Mann (S. 164), über den Hellespont gegangen sein, wozu dann noch ein Troß von „100000 oder auch 200000 Köpfen" kam.

Wir glauben, daß diese Zahlen sich ebensoweit von der Wahrheit entfernen, wie die Herodots. Man unterschätzt die Menschenfülle des damaligen Asiens, wenn man dem Perserkönige zumutet, daß er ein Heer von 50—60000 Mann als zureichend für einen so großen Er-

oberungszug halten sollte, den er durch die Anwesenheit seiner eigenen Person verherrlichte. Ferner entspricht diese geringe Zahl von Streitern nicht den gewaltigen Veranstaltungen, welche für die Verpflegung des Heeres schon im voraus getroffen wurden. Sofort nach der Schlacht bei Marathon begannen die Vorbereitungen, die sich, wie Herodot VII, 1 bezeugt, ebensosehr auf die Verpflegung der Truppen und den Transport der Lebensmittel bezogen, wie auf die Sammlung von Kriegsschiffen, Mannschaften und Pferden. Ja, wie Herodot VII, 25 berichtet, mußten Phöniker und Ägypter schon lange vor Beginn des Feldzuges bis weit nach Europa hinein, in Thrakien, am Strymon und in Makedonien Proviantmagazine errichten, damit die Verpflegung von Mannschaften und Tieren beim Durchzuge nach Griechenland erleichtert werde.

Daneben begleitete eine große Transportflotte das Heer. Und daß Flotte und Landheer sich immer so dicht bei einander hielten, dafür dürfen wir den Grund wohl nur in dem Umstande suchen, daß das Landheer von der Seeseite fortwährend Zufuhr an Lebensmitteln erhielt. Die Sorge, diesen Zusammenhang festzuhalten, ging so weit, daß Xerxes sogar den Versuch machte, die Landzunge, welche in das Athosgebirge ausläuft, zu durchstechen. Diese Arbeit begann drei Jahre vor Beginn des Feldzuges. Große Massen von asiatischen Werkleuten, die mit solchen Erdarbeiten vertraut waren, wurden zu diesem Zweck in jenen Gegenden angesiedelt (Herodot VII, 22—24). Diese Vorbereitungen ständen in gar keinem Verhältnis zur Sache, wenn die von Delbrück angenommenen Zahlen richtig wären.

Aber auch die Hauptschlacht des ganzen Krieges, die Schlacht bei Salamis, wird in ihrer Bedeutung nur dann erklärlich, wenn wir annehmen, daß Xerxes eine sehr erhebliche Truppenzahl mit sich führte und daß deren Verpflegung von der Seeseite aus erfolgte. So allein ist es verständlich, daß durch einen Seesieg die Entscheidung des Krieges herbeigeführt wurde, während das Landheer unversehrt blieb. Themistokles hatte seine Landsleute zum Bau einer Flotte vermocht, weil er glaubte, der Angriff käme, wie bei dem vorhergehenden Zuge, von der Seeseite. Seine Genialität besteht darin, daß er bei gänzlich veränderter Sachlage jenen Zu-

sammenhang zwischen dem persischen Landheere und der Flotte durchschaute und alles daransetzte, die Griechen zu einem Angriffe auf die letztere zu bewegen.

Das persische Heer war verloren, nachdem die Flotte besiegt war und die regelmäßige Zufuhr zur See aufhörte. In dem kleinen unfruchtbaren Griechenland mußten die vorhandenen Lebensmittel bald aufgezehrt sein. Die Jahreszeit war vorgerückt, es war Ende September. So konnte nichts helfen als schleuniger Rückzug, wenn nicht alle verhungern sollten. Dies ist der Grund für jene Flucht, die man lediglich der Feigheit und dem mehr als kindischen Kleinmut des Xerxes hat zuschreiben wollen.

Der hier dargelegten Auffassung entspricht denn auch durchaus die Schilderung, welche die beiden einzigen geschichtlichen Zeugen jener Zeit, Herodot (VIII, 115) und Äschylus (in den „Persern" 480—512) von dem Rückzuge des Perserheeres entwerfen: Der Hunger läßt diesen in wilde Flucht ausarten und vernichtet den größten Teil des Heeres. Neuere Geschichtschreiber wollen insbesondere die Darstellung des Äschylus, die in vielen Zügen an die Schilderungen von dem Rückzuge der französischen großen Armee aus Rußland erinnert, nicht gelten lassen und sprechen ihr allen geschichtlichen Wert ab. Sie mag wohl übertrieben sein, wie das ja mit solchen Dingen zu geschehen pflegt: aus der Luft gegriffen ist sie gewiß nicht. Da die Tragödie bereits acht Jahre nach der Schlacht bei Salamis in Athen zur Aufführung kam, so dürfen wir voraussetzen, daß die Darstellung des Äschylus in den Hauptpunkten und den großen Zügen der Wirklichkeit entspricht.

Dieser Dichter, dessen politischer Einsicht Aristophanes ein glänzendes Zeugnis ausstellt, zeigt sich in den „Persern" als ein für seine Zeit merkwürdig scharfblickender Beurteiler des Zusammenhanges der geschichtlichen Ereignisse. V. 786 ff. fragt der Chor den aus dem Grabe emporgestiegenen Geist des Darius, wie das persische Volk künftighin handeln solle, damit es ihm wohl gehe. Der König antwortet: Wenn ihr nie mehr gegen das Land der Hellenen zu Felde ziehet, auch wenn euer Heer noch viel größer ist; denn das Land selbst ist ihr Bundesgenosse. Und da der Chor dieses rätselhafte Wort nicht begreift, fügt er erklärend hinzu: Es

tötet durch Hunger die allzu übermäßig vielen. So legt denn die älteste und einzige gleichzeitige Darstellung, welche wir über die Perserkriege besitzen, bereits Zeugnis ab von jenem Zusammenhange, den wir oben darzulegen versuchten. Sie beweist zugleich, daß in der That ein überaus zahlreiches Heer dem asiatischen Sultan bei seinem Eroberungszuge nach Europa folgte, und daß eine Schätzung, wie die Delbrücks, nicht möglich ist. Es zeigt sich hier wie in manchen anderen Fällen, daß die modernen Beurteiler durch Unterschätzung der Leistungsfähigkeit früherer Zeiten auf Abwege geraten.

Das Urteil Delbrücks ist um so weniger begreiflich, als er selbst S. 162 und 163 sehr richtig ausführt, daß die damaligen griechischen Staaten sehr wohl imstande gewesen seien, ein Heer von 35—40 000 Hopliten, ohne Leichtbewaffnete und Troß, aufzubringen, und er nimmt an, daß in der That eine Truppenzahl von etwa 80 000 Mann, einschließlich der Knechte, bei Platää dem Perserheere gegenüber stand. Die Griechen, die in allen technischen Dingen damals weit hinter den Asiaten zurückstanden, brachten es fertig, diese Menschenmasse, wenn auch nicht ohne Schwierigkeit, wochenlang im Binnenlande zu verpflegen. Wenn das kleine und arme Griechenland zu solchen Leistungen fähig war, so dürfen wir dem gewaltigen Perserreiche, dessen materielle Kultur hochentwickelt war, getrost Kraftaufwendungen zutrauen, welche selbst an den modernen Verhältnissen gemessen erheblich erscheinen müssen.

Es bleibt noch übrig darzulegen, wie wir die oben gegebene Ausführung über die Bedeutung der Schlacht bei Salamis und die Flucht des Perserheeres mit dem Umstande vereinigen wollen, daß ein auserlesener Teil des Perserheeres unter Mardonius in Europa zurückblieb und im nächsten Jahre den Krieg wieder aufnahm. Man kann hier mit Recht sagen: wenn dieser kleine Teil des Heeres für fähig gehalten wurde, Griechenland zu unterwerfen, so war es unnötig, daß der Perserkönig mit einer Heeresmacht ausrückte, die ihm nur hinderlich sein konnte. Diesen Gedanken wirft Delbrück in der That auf (S. 139), und er zieht den Schluß, daß man eine solche Thorheit den Persern nicht zutrauen dürfe. Deshalb sei anzunehmen, daß das Heer, welches Xerxes über den Helles-

pont führte, nicht größer gewesen sei, als dasjenige, welches unter Mardonius zurückblieb; daß also Xerxes allein nach Asien zurückkehrte, kein Teil des Heeres mit ihm floh, und alle jene Nachrichten über die Flucht des Perserheeres erfunden seien. Man müßte dieser Beweisführung zustimmen, wenn immer das geschähe, was später für richtig und vernünftig gehalten wird.

Aber Delbrück beruft sich auch auf einen sachlichen Grund, auf die Nachricht Herodots (VIII, 126), daß ein besonderes Korps von 60000 Mann den König bis zum Hellespont begleitete, welches dann wieder zu Mardonius zurückkehrte. „Welchen Sinn," sagt er, „hätte dieser Marsch gehabt, wenn der König ein achtfach größeres Heer außerdem bei sich gehabt hätte."

Man kann weiter unserer obigen Darstellung und zugleich der Herodots und Äschylus' den Einwurf machen: wenn bei jenem Rückzuge ein solcher Mangel an Lebensmitteln herrschte, daß ein großer Teil des Perserheeres durch Hunger zu Grunde ging, wie war es dann möglich, daß eine festgeschlossene Heeresabteilung von 60000 Mann den König begleitete? Wie war es möglich, daß Mardonius mit einer bedeutenden Heeresmacht, welche von Herodot auf 300000 Mann, allerdings übertrieben, berechnet wird, in Europa zurückblieb?

Zur Beantwortung dieser Fragen bitten wir folgendes zu bedenken. Es scheint nicht nur erklärlich, sondern sogar natürlich, daß man den größeren Teil des Heeres sich selbst überließ, um die Kerntruppen, die zum Schutze der geheiligten Person des Königs dienten, mit den vorhandenen Lebensmitteln zu versorgen. Diesen öffnete man die Proviantmagazine, die, wie ja Herodot berichtet, schon im voraus an der Etappenstraße angelegt waren. Daneben konnten die übrigen sich auflösenden Heeresmassen, die auf die Lebensmittel der Landschaft angewiesen waren, verhungern. Je größer ihr Mangel und ihre Not wurde, um so mehr mochte der König eines schützenden Geleites bedürfen.

Die Überwinterung des Mardonius aber erfordert in jedem Falle noch eine Aufklärung. Sie fand in Thessalien und, wie Herodot (VIII, 25) ausdrücklich angiebt, in Makedonien statt, wo sich jene Magazine befanden, von denen Herodot (VII, 25) berichtet. Ganz

beſonders aber muß hier hervorgehoben werden, daß der nördliche Teil des ägäiſchen Meeres in der nächſten Zeit nach der Schlacht bei Salamis von griechiſchen Schiffen nicht beunruhigt wurde (Herodot VIII, 124). Hier beherrſchten die Perſer noch die See (Herodot VIII, 117, 130), und Mardonius hat in Makedonien höchſt wahrſcheinlich auf dem Seewege die Zufuhr erhalten, die ihm die Überwinterung in dem ausgeſogenen Lande ermöglichte und ihn befähigte, im nächſten Jahre wohlausgerüſtet mit Lebensmitteln nach Mittelgriechenland wieder vorzudringen. Daß er bei ſeinen Operationen im Jahre 479 ſein Heer nicht allein durch die Mittel der Landſchaft Böotien unterhielt, ſondern auch durch den Proviant, welchen er ſelbſt von Norden mitgeführt hatte, ſcheinen die Worte des Artabazus zu beweiſen (Herodot IX, 41), daß in Theben reichliche Verpflegungsmittel für Menſchen und Tiere von den Perſern angehäuft ſeien: Ἔνθα σῖτόν τέ σφι ἐσενηνεῖχθαι πολλὸν καὶ χόρτον τοῖς ὑποζυγίοις.

Dieſe Vermutung, daß Mardonius von Makedonien und Theſſalien aus im Winter 480/79 zur See die Verbindung mit Aſien unterhielt und ſich ſo für den Feldzug von 479 verproviantierte, wird durch einige Nachrichten unterſtützt. Zunächſt berichtet Herodot (VIII, 126—129), daß Artabazus, der Unterfeldherr des Mardonius, ſich lange bemühte, die Seeſtädte Olynth und Potidäa, die abgefallen waren, einzunehmen. Die Eroberung Olynths gelang, die von Potidäa mißglückte.

Ferner iſt wichtig die Nachricht bei Herodot VIII, 108, daß bei der Beratung der Heerführer nach der Schlacht bei Salamis Themiſtokles darauf gedrungen habe, die perſiſche Flotte zu verfolgen und dann ſofort zum Hellespont aufzubrechen. Der geniale Mann erkannte wohl, daß der Feind erſt dann endgiltig aus Europa vertrieben werden konnte, wenn ihm die Verbindung zur See abgeſchnitten war. Die Heerführer folgten ihm nicht, auch die Athener wollten zunächſt ihre Stadt wieder aufbauen. Die Schiffe der Griechen zerſtreuten ſich (Herodot VIII, 124). So brachte das nächſte Jahr wieder eine große Gefahr über Griechenland, die vermieden worden wäre, wenn man dem Rate des Themiſtokles hätte folgen wollen.

Der Zweck dieser Auseinandersetzung ist gewesen, zu zeigen, welchen Einfluß die Frage der Verpflegung auf die Kriegführung gehabt hat. Die antiken Geschichtschreiber heben diese Dinge nicht so heraus, wie es nötig wäre; sie entgehen ihrer Aufmerksamkeit, die sich vornehmlich auf die künstlerische Verarbeitung des Stoffes richtet und auf diejenigen Punkte, welche das Interesse ihres Publikums anzuziehen geeignet schienen. Aber doch giebt Herodot nicht wenige Anhaltspunkte auch nach dieser Seite. Und der große Äschylus spricht das Wort aus, das in diesem wie in so vielen Kriegen über Sieg und Niederlage entschieden hat:

αὐτὴ γὰρ ἡ γῆ ξύμμαχος κείνοις πέλει
κτείνουσα λιμῷ τοὺς ὑπερπόλλους ἄγαν.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Juni bis 30. September 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Stimmrecht:

Herr Fr. Krämer, Lehrer, hier,
„ Dr. L. Grawe, Realschullehrer, hier,
„ Dr phil. R. Merbot, hier.

In der Sitzung vom 1. Juni fand ein Vortrag des Herrn Gymnasiallehrers Hauschild über „die Reform des sprachlichen Unterrichtes mit besonderer Bezugnahme auf die neueren Sprachen" statt.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die sogenannte Reform mindestens ebenso sehr eine Reformation am Haupt wie an den Gliedern sein müsse, besprach der Vortragende zunächst zwei dahin zielende Schriften aus Universitätskreisen, nämlich I. die Schrift Breymanns: „Wünsche und Hoffnungen, betreffend das Studium der neueren Sprachen". Im Verlaufe dieser Besprechung bestritt der Vortragende unter anderen Behauptungen Breymanns 1) die, daß nur systematisch-philologisch geschulte Lehrer nennenswerte Erfolge im neusprachlichen Unterrichte erreichen könnten, weil es

bei der praktiſchen Handhabung der neueren Sprachen auf etwas ganz anderes ankommt; 2) die, daß ſchon auf der Schule eine ausreichende praktiſche Fertigkeit im mündlichen und ſchriftlichen Gebrauche der neueren Sprachen erzielt werden könne und müſſe, weil die Schule dazu weder die Zeit noch die Pflicht, weder die Mittel noch das Recht hat; 3) die, daß auf der Univerſität das theoretiſch-wiſſenſchaftliche Studium, und zwar der früheren Sprachperioden, die Hauptſache ſei, weil damit das Weſen der Univerſitätsbildung als Vorbereitung auf den künftigen Lebensberuf verkannt wird. Von einer auch von Breymann verlangten vollkommenen Beherrſchung der Sprache im mündlichen und ſchriftlichen Ausdrucke, ſoweit ſie auch nach Breymann — widerſprechender Weiſe — erſt auf der Univerſität erlangt werden ſolle, könnte dann wohl kaum mehr die Rede ſein. Indem der Vortragende des weiteren zwar die vorgeſchlagene Scheidung der neuphilologiſchen Seminare in eine litterarhiſtoriſch-ſprachliche und in eine pädagogiſch-didaktiſche Abteilung billigte, widerſprach er der Trennung der Lehrſtühle in ſolche für Alt- und für Neufranzöſiſch bezw. für Alt- und für Neuengliſch, weil ja auch nach Breymann letzteres immer nur nach dem erſteren beurteilt werden ſoll. Am allerwenigſten aber vermochte ſich der Vortragende zu begeiſtern für die Scheidung der ſo entſtehenden Lehrſtühle für Neufranzöſiſch bezw. Neuengliſch in eine Profeſſur für das hiſtoriſch-kritiſche und eine für das pädagogiſch-didaktiſche Studium, und zwar namentlich deshalb nicht, weil Breymann dieſen Aſſiſtenten eine Zwitterſtellung zwiſchen Schule und Univerſität, zwiſchen dem Schulleiter und dem ordentlichen Profeſſor zuweiſt, welche auf die Dauer von den beteiligten Perſonen ſelbſt als unangenehm und unhaltbar empfunden werden dürfte. Der Vortragende mußte ſich endlich auch gegen die Forderung Breymanns ausſprechen, daß das Studium der neueren Philologie bezw. das dafür abzulegende Examen immer nur auf eine Sprache beſchränkt werde; denn er zeigte, daß nicht blos aus ſachlichen Gründen, ſondern auch aus Rückſicht auf gegebene Verhältniſſe, wonach z. B. nicht jede Anſtalt die Anſtellung eines Spezialiſten ertragen könne, dieſe Forderung abgewieſen werden müßte. Als Reſultat dieſer Beſprechung ſtellte ſich ſchließlich heraus, daß auch

Breymann den Widerstreit zwischen den Ansprüchen der „Wissenschaft“ bezw. des Universitätsprofessors und den thatsächlichen Bedürfnissen der „Praxis“ bezw. des Schulmeisters nicht auszugleichen gewußt habe.

Es folgte nun die Besprechung von H. Schröers Schrift: „Wissenschaft und Schule in ihrem Verhältnisse zur praktischen Spracherlernung.“ Zunächst wurde auf die gegensätzliche Stellung Schröers zu Breymann in den die akademische Hierarchie berührenden Spezialfragen hingewiesen und ihm besonders darin Recht gegeben, daß sich dort augenblicklich der Kern der ganzen Frage immer mehr zu einer reinen Personenfrage zuspitzt bezw. schon zugespitzt hat. Dagegen wurde ebenso als richtig anerkannt, daß alle einschlägigen Einzelfragen mehr den Gegenstand als das Individuum im Auge hätten, woher es denn komme, daß auf der Schule die psychologische Verschiedenheit der einzelnen Altersklassen zu wenig beachtet werde, während man auf der Akademie dem Studenten noch Übungen zumute, die sich weder mit dem Wesen wissenschaftlicher Schulung noch mit den Prinzipien praktischer Spracherlernung vertrügen. Denn insofern letztere auf dem unbewußten Besitze eines auf unbewußter Gewöhnung basierten Sprachgefühls beruhe, müßte, wenn ein Erwachsener eine Sprache erst noch erlernen sollte, dessen Reflexion gewaltsam unterbunden werden: weshalb denn auch Schröer den angehenden Studenten am liebsten ebenfalls schon im Besitze dieses modernfranzösischen oder modernenglischen Sprachgefühls sehen möchte. Den Schröerschen Untersuchungen, wie dem thatsächlich noch bestehenden Mangel eines solchen erst auf der Universität abzuhelfen sei, konnte der Vortragende nur bedingt beipflichten. Denn so sehr auch Schröer für eine gewisse praktische Ausbildung durch einen Lektor eintritt, insofern diesem wenigstens die Übermittelung einer korrekten Aussprache zugewiesen wird, so spielt doch auch ihm der Kastengeist einen großen Streich, wenn er z. B. an den Lektoren das bedenklich findet, daß sie als Nationale immer nur die eine Sprache vertreten können, oder wenn er den von Breymann vorgeschlagenen Professoren für Neufranzösisch u. s. w. die Fähigkeit, das Moderne wissenschaftlich zu lehren, darum abspricht, weil sie nicht immer in dem Altfranzösischen u. s. w.

„arbeiten"; oder wenn er nur Ausſpracheübungen auf der Univerſität für zuläſſig erklärt und alle andern modernſprachlichen Übungen von ihr ausſchließt, weil ſie in Verfolgung ihrer ideellen Ziele die Disziplinen nur „wiſſenſchaftlich" zu betreiben und die Studenten rein „wiſſenſchaftlich" zu ſchulen habe! Für ſolche Übungen verweiſt Schröer den Studenten im fünften und ſechsten Semeſter einfach ins Ausland, wo er als Lehrer an einer öffentlichen Schule „die Sprache der Wiſſenſchaft" ſich aneignen kann und ſoll: eine bedauerliche Stellung, die da Lehrer und Schüler zugewieſen bekommen, erſtere ſchon deshalb, weil Schröer ihnen empfiehlt, ſich auch mit einem geringeren Honorar zu begnügen um etwas zu lernen! Da man alle dieſe beſonderen Veranſtaltungen nicht brauchte, wenn die Studenten ſchon völlig „ſprachfertig" auf die Univerſität kämen, wendet ſich Schröer nun gegen die verkehrten Methoden an der Schule, auf der alſo auch hier ſchließlich alles ſitzen bleibt. Zu billigen war, was Schröer da über die hierbei beliebte Unfreiheit der Lehrer, über deren Überbürdung mit ſchriftlichen Arbeiten und über den Unwert der letzteren für die Beurteilung von Schülerleiſtungen ſagte. Ebenſo war anzuerkennen, daß die neueren Sprachen weniger aus Gründen formaler oder ethiſch-äſthetiſcher Bildung als vielmehr aus praktiſchen Gründen erlernt werden ſollten: wenn Schröer nun trotzdem die Überbürdung der Studenten mit Angelſächſiſch, Provenzaliſch u. ſ. w. verlangt, ſo iſt das ein Widerſpruch oder ein Zopf oder ein Zunftzwang, der nicht zu begreifen iſt. Wenn Schröer will, daß in dem intenſiver zu betreibenden Unterrichte kein Wort deutſch fallen und jede Definition in der fremden Sprache und in ganzen Sätzen gegeben werden ſoll, weil nur ſo die fremde Sprache wie die Mutterſprache erlernt und angewendet werden könne, ſo mußte das als ein grober Irrtum bezeichnet werden; denn das Kind, welches ſchon eine fremde Sprache erlernt, hat keinen namenloſen Vorſtellungsinhalt mehr wie das, welches ſich noch ſeine Mutterſprache aneignet: man wird ihm alſo weder wehren können, das fremde mit dem bekannten zu vergleichen, noch es ängſtlich vor Überſetzungen zu hüten brauchen; denn es wird ſolche doch machen, da es ja ſelbſt bei der Erlernung ſeiner Mutterſprache ſchon überſetzend verfuhr, inſofern es die

Begriffe einer bereits fertigen Gedankenwelt auf seinen bisher namenlosen Vorstellungsinhalt übertrug. Nach diesem Gange, für dessen Anfangsstufe Schröer den großen Zeitraum vom neunten bis zum vierzehnten Jahre in Anspruch nimmt, und welchen er am liebsten gleich mit beiden Sprachen beginnen möchte, brauchte man wenigstens keine theoretische Behandlung der Aussprache, also auch keine phonetische Transskription: was immerhin als ein Vorzug dieses Ganges zu bezeichnen war. Wenn nun aber Schröer für einen solchen Lehrgang zwar Parleurs verlangt, aber Maîtres verwirft, weil diese mit der praktischen Sprachbeherrschung keine „wissenschaftliche" Sprachkenntnis verbinden, so stehen wir hier vor demselben Dilemma wie bei Breymann; denn was bei diesem das Seminar nicht thut, kann bei Schröer der einjährige Aufenthalt im Auslande auch nicht leisten. Der wunde Punkt liegt allem Anschein nach in der Meinung vieler neusprachlicher Professoren, daß sie der Würde des wissenschaftlichen oder vielmehr des akademischen Studiums etwas vergeben, wenn sie die lebende Sprache pflegen und es ihren klassischen Kollegen inbezug auf Altertümelei nicht gleichthun.

Der Vortragende wandte sich nun III. zu einer Schrift rein praktischen Gepräges, nämlich Jespersens „Der neue Sprachunterricht". Er mußte sich hier hauptsächlich gegen die behauptete Notwendigkeit und Wichtigkeit der phonetischen Transskription aussprechen, hatte den sofortigen Anfang mit zusammenhängenden Lesestücken zu bekämpfen und fand überhaupt an dem Ideale eines Jespersen'schen Lesebuchs bezw. Vokabulars manches auszusetzen. Der Vortragende führte für seine gegensätzlichen Behauptungen praktische, sachliche und psychologische Bedenken genug vor, um, wie auch die nachfolgende Diskussion zeigte, annehmen zu dürfen, daß er seine Zuhörer überzeugt habe. Da es sich hierbei aber um eine Menge methodisch-didaktischer Einzelfragen handelt, so wolle man das Nähere aus der eingehenden Begründung ersehen, welche die gegen die drei Schriften vorgebrachten Einwände von ihm im Pädagogischen Jahresberichte von Dittes (Leipzig, Brandstetter) auf S. 341—355 erfahren haben, wo der ganze Vortrag in extenso abgedruckt ist.

In der Sitzung vom 27. Juni setzte Herr Gymnasiallehrer Hauschild seinen Vortrag fort, indem er an der Besprechung mehrerer praktischer Versuche (Kühn, Aimeric, de Beaux, Mangold und Coste, Lehmann, Löwe, Plattner u. a.) zeigte, was von ihnen aus Gründen der Psychologie und der Praxis vernünftigerweise anzunehmen, und was als Produkt der Übereilung und Unüberlegtheit vorsichtigerweise davon zu verwerfen sei. Die darüber eingeleitete Diskussion bewegte sich lediglich auf praktischem Gebiete. Die bezüglichen Ansichten des Vortragenden sind ausführlich gelegentlich der Einzelbesprechungen der wichtigsten Reformversuche niedergelegt im Pädagogischen Jahresberichte, und zwar für die Erscheinungen der Jahre 1887/88 im 40. Jahrg. S. 493—554.

In der Sitzung am 29. August hielt Herr Dr. Wasserzieher ein Referat über „Eigentümlichkeiten der Deutsch-amerikanischen Sprache".

Wo zwei Sprachen nebeneinander gesprochen werden, ist es natürlich, daß sie sich vermischen, daß nicht blos einzelne Wörter und Ausdrücke, sondern auch Eigentümlichkeiten des Satzbaues, der Wortstellung von der einen in die andere übergehen, und zwar mehr von der stärkeren in die schwächere, von der siegenden in die untergehende. Man kann das beobachten in Ungarn, in Tirol, in der Südschweiz, in Südwestdeutschland, Schleswig, Posen, in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Allein während in Europa der Prozeß auf kleinem Bezirke sich abspielt, meist auf schmalen Streifen Landes, auf Grenzdistrikten, ist es in Amerika ein ungleich ausgedehnteres Gebiet, auf welchem, eine ungleich größere Anzahl von Individuen, zwischen welchen der Prozeß vor sich geht: ein Land, so groß wie Europa: eine Bevölkerung von etwa acht Millionen Deutschen und fünfzig Millionen Nichtdeutschen. Das Englische und das Deutsche wird in den Vereinigten Staaten nebeneinander gesprochen, nicht nur in demselben Orte, sondern auch von demselben Individuum. Das Englische wird von einer größeren Anzahl gesprochen und von denjenigen, die es nicht sprechen, wenigstens verstanden: es ist schon rein zahlenmäßig die stärkere Sprache; das Deutsche ist, wenn auch mancher anderen Sprache überlegen,

im Vergleiche zum Engliſchen die ſchwächere, die unterliegende. Die *inneren* Gründe für dieſe Thatſache zu ſuchen, wäre ebenſo intereſſant als ſchwierig, indes iſt hier nicht der Ort dazu; möglich, daß die Theorie der „ausgefahrenen Geleiſe“ auch hier ihre Anwendung findet: jedenfalls iſt die Anſicht derjenigen, welche dem Deutſchen die dereinſtige Herrſchaft in der neuen Welt prophezeihen, vor der Hand ihrer Verwirklichung noch ſehr fern. Als *äußerer Grund* für die Überlegenheit des Engliſchen über das Deutſche muß neben dem zahlenmäßigen Übergewicht des engliſchen Elements hinzugenommen werden, daß das Deutſche in Amerika im allgemeinen von weniger gebildeten Individuen geſprochen wird als das Engliſche, und noch dazu häufig in untergeordneten Mundarten. Daher ſind denn auch weit mehr Wörter, Ausdrücke und Wendungen aus dem Engliſchen ins Deutſche übergegangen als umgekehrt, wenn auch ſpezifiſch deutſche Wörter, wie *Lagerbier* (oder -*beer*, auch: a glass of lager), Schützenfeſt, Geſangverein, Turnverein und einige andere, zugleich mit der Sache ins Engliſche aufgenommen, von dem Einfluſſe deutſchen Weſens Zeugnis ablegen. „You are as Dutch as sour-kraut!“ (Du biſt ſo deutſch wie Sauerkraut — welches als ſpezifiſch deutſches Nahrungsmittel gilt) kann man ſagen hören. Auch das Wort „Dutch“ (für das engliſche German) hat ſich durch Anpaſſung an das Wort „Deutſch“, und meiſt mit einem verächtlichen Nebenbegriff, herausgebildet, obſchon der gebildete Amerikaner weiß, daß es „Holländer“ heißt; der ungebildete nennt dieſen „Hollander“. Doch nicht um *Germanismen in der anglo-amerikaniſchen Sprache* handelt es ſich hier, ſondern um *Amerikanismen in der deutſch-amerikaniſchen*, von denen folgende Proben zuſammengeſtellt ſein mögen, wie ich ſie beſonders in Kalifornien und Illinois, in welch letzterem Staate das Deutſchtum ſehr ſtark iſt, gehört habe: beide Staaten zeigen trotz ihrer weiten Entfernung von einander keine merklichen Verſchiedenheiten der Sprache, wenn man von einigen lokalen Wörtern abſieht („Bay“ in San Francisco und „River“ in Illinois).

Zuerſt der Wortſchatz, wobei zwiſchen *eingebürgerten* und *nicht eingebürgerten* Wörtern zu unterſcheiden iſt; ich beſchränke mich auf jene, da bei dieſen eine Grenze überhaupt nicht

zu ziehen ist und ihr Gebrauch individueller Gewohnheit unterliegt. Das Material teilt sich von selbst in drei Gruppen, wovon die eine das Essen und Trinken, das häusliche und das Landleben, die andere das Verkehrswesen umfaßt. Ein dritte Gruppe bilden die Zeitwörter.

1. Essen und Trinken, häusliches und Landleben.

Dinner, Supper, Breakfast, Napkin (Serviette), Grocer (Materialwarenhändler), Dry Goods (Schnittwaren), Boarding-*) house, Picnic, Saloon (Restauration), Store, Shop (Laden), Storekeeper (Ladenbesitzer oder -halter), Barkeeper (wofür ein passendes deutsches Wort kaum vorhanden), wholesole (en gros, im ganzen), Baby, Butscher (Metzger), Gate (Thor), Fence oder Feuz (Einzäunung jeder Art, von Holz, Draht, Stein, Buschwerk u. s. w., wofür wir besondere Ausdrücke haben: Planke, Gitter, Mauer, Hecke u. s. w.), Matches (Streichhölzer), Parlour (Salon, gute Stube), well, all right, sure, plenty Geld (viel, genug Geld), anyhow (so wie so); händig (bequem, passend; handy), ein prominenter Mann (bedeutend), Bell, Belle (Glocke); die Glocke ringt, hat gerungen (schlägt, läutet; to ring), auch: die Belle ringt.

Es mag auffällig erscheinen, daß eine Anzahl der allergewöhnlichsten Ausdrücke nicht durch englische ersetzt sind, z. B. Table = Tisch, Bread = Brot, Dollar = Thaler; der Grund wird sein, daß ein so einfaches und oft gebrauchtes Wort wie „Tisch" dem Gedächtnis zu unauslöschlich eingeprägt war, als daß es leicht verdrängt werden könnte; für „Brot" und „Thaler" werde ich am Schlusse den Grund berühren.

2. Verkehr.

Ticket (Billet), Ticketoffice (Billetschalter), Depot (Bahnhof, vom Deutsch- und Angloamerikaner so genannt, in England station), Waitingroom (Wartesaal), Ferry (Dampffähre), Car (Eisenbahn- bezw. Pferdebahnwagen), Bay (von San Francisco), River (Mississippi, dessen Name von den Anwohnern selten gebraucht wird; vergl. unsere Elbe, schwedisch Elf; Rhein, Rhone, Ache in Tirol), Steamer (international für Dampfer, auch z. B. in Havre gebräuchlich).

*) In Zusammensetzung: Sommerboarder (= Sommerfrischler).

3. Zeitwörter.

painten (malen), renten (mieten), printen (drucken), butſchern (ſchlachten), troublen (beunruhigen), moven (ziehen, umziehen), treaten (eine Art zu traktieren, ſpezifiſch amerikaniſche Sitte), fixen, welches vielerlei heißen kann: ein Buch fixen (einbinden), ein Klavier fixen (ſtimmen), einen Wagen fixen (ausbeſſern) u. ſ. w., bieten (to beat; ſchlagen, übertreffen), das bietet einiges = das übertrifft alles, boarden, ſhaven (raſieren), gleichen (lieben, mögen; to like), das gleiche ich = das mag ich gern. In die Country gehen = aufs Land gehen.

Während die Subſtantive auf engliſche Weiſe dekliniert werden (Cars, Tickets, Babies, Fences, auch Fenzen), werden die Verben nach deutſcher Art konjugiert: ich move, du movſt, er movt, troublet dich das? u. ſ. w. — Aus anderen Gebieten als dieſen ſind Fremdwörter kaum zu nennen; am wenigſten aus der Wiſſenſchaft, wenn auch Wörter wie Geologiſt, Agrikulturiſt, Pſychologiſt (Geolog, Pſycholog) in der Endung beeinflußt ſind. Der Neueingewanderte, auch der Gebildete, nimmt die unter 1, 2 und 3 genannten Ausdrücke ſchnell an, wie ich auch bei mir beobachtet habe; mir iſt während meines Aufenthaltes in Amerika nie das Wort „Pfirſich" für die in Illinois ſo häufig auf den Tiſch kommende „Peach" eingefallen.

Von ſyntaktiſchen Eigentümlichkeiten ſeien als Beiſpiele angeführt: ſeine Erſcheinung machen (to make one's appearance = erſcheinen); bei Hand gemacht (hand-made, mit der Hand gefertigt). Geld machen (Geld verdienen, to make money); ſein Leben machen. Der Doktor macht gut aus (macht gute Geſchäfte). Er iſt 20000 Thaler wert (er hat 20000 Thaler, Thaler = Dollar); dieſen Weg (hierhin, this way); auf dieſe Weiſe (ſo); einige Zeit (jederzeit any time); mit einigem zufrieden (mit allem zufrieden); das kann irgend jemand (jeder); eine Probenummer wird an irgend eine Adreſſe geſendet (to any address). Ich fühle wohl, ſchlecht (= mich), engl. to feel well, ill; ich weiß das gut genug (well enough, ſehr gut); es nimmt lange, viel Zeit (koſtet, währt, dauert), engl. to take. Iſt es? haſt du? iſt das ſo? (is it = ſo? nicht wahr?); du beſſer bleibſt hier, (you better stay here); ich

mag, gleiche das beſſer (I like that better); ein Dollar oder Thaler und ein halb = anderthalb Dollar; ich wünſchte ich wüßte (ich möchte wiſſen, I should like to know). Todesanzeige: Starb am 2. November unſere liebe Tochter (engl. Died—); das wirds thun, das thuts (that will do, das genügt); ich bin kalt (mich friert); ich denke ſo (I think so, ich bin der Anſicht); ich bin erlaubt es zu thun (perſönliche Konſtruktion).

Dieſe Wörter und Wendungen ſind zur Zeit allgemein gebräuchlich; wollte man alle diejenigen anführen, die man bei einzelnen Perſonen noch hört, ſo würde man das engliſche Wörterbuch ausſchreiben können, denn bei manchen iſt das Engliſche ſchon ſo in die Mutterſprache eingedrungen, daß außer dem Artikel und einigen Verben nur wenig davon übrig iſt, und es iſt kein Wunder, wenn ein ſolches amerikaniſiertes Deutſch ganz aufgegeben und das Engliſche dafür angenommen wird. Je ungebildeter von Hauſe aus, um ſo begieriger nehmen die Deutſchen Fremdwörter und ſyntaktiſche Eigentümlichkeiten an.

Auch in den deutſchen Zeitungen, deren etwa 600 erſcheinen, hat dieſe Miſchſprache Eingang gefunden, wenn auch nicht in dem Maße. Im übrigen muß man den deutſch-amerikaniſchen Zeitungen, im Gegenſatze zu vielen in Deutſchland erſcheinenden, nachrühmen, daß ſie ſich lateiniſcher, griechiſcher und franzöſiſcher Fremdwörter thunlichſt enthalten, indem ſie den Geſichtskreis ihrer Leſer berückſichtigen.

Faſſen wir das Ergebnis unſerer Beobachtungen in Schlußſätze zuſammen:

1. Es unterliegen der Amerikaniſierung faſt ausſchließlich die Ausdrücke des täglichen Lebens.

2. Die Erſetzung der deutſchen durch engliſche Ausdrücke beſchränkt ſich im allgemeinen auf Subſtantive und Verben (Adverbien); Adjektive und Pronomina bleiben faſt unberührt.

3. Diejenigen Wörter, welche in beiden Sprachen faſt die gleiche Form haben, werden nicht amerikaniſiert (Haus = house, Brod = bread, Thaler = dollar); diejenigen, welche ſchon im Deutſchen Fremdwörter ſind, werden am leichteſten aufgegeben (Billet, Serviette, raſieren).

4. Vornamen werden schnell amerikanisiert, Familiennamen gewöhnlich überhaupt nicht, oder sehr spät, oder doch nur der Aussprache nach; einzelne Fälle, wie Hine, Steinway, Laubershimer beweisen nichts dagegen.

5. Die Substantive nehmen gewöhnlich das Geschlecht an, welches die entsprechenden deutschen Wörter haben: das Ticket, der River, die Office; die Orthographie wird selten germanisiert.

6. Die Wortstellung bleibt im allgemeinen deutsch, ausgenommen ab und zu die Stellung des Adverbs. Namentlich wird die Hauptregel beobachtet, daß das Zeitwort an zweiter Stelle steht.

7. Der Prozeß geht in allen Teilen der Vereinigten Staaten ziemlich gleichmäßig vor sich. Mehr als eine bestimmte Zahl von Wörtern, Ausdrücken und syntaktischen Wendungen nimmt das Deutsche nicht auf. Ist eine gewisse Grenze erreicht, ist eine „Sättigung" eingetreten, so wird das Deutsche aufgegeben und das Englische ganz dafür angenommen.

---

4. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Juni bis 30. September 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:
   Herr Klein-Hoff, Privatier, hier;
2) ohne Stimmrecht:
   Herr M. Hein, Kaiserl. Bank-Assistent, hier.
   „ A. Dahlem, Referendar hier.

In der Sitzung vom 23. Juni hielt Herr Donner-von Richter einen Vortrag über die jüngst entdeckten „griechisch-ägyptischen Porträte", bei welchem eine Reihe von Originalen zur Vorlage kamen und der Darlegung zur Erläuterung dienten.

Ein Ereignis, welches für die Geschichte der Malerei im Altertume von der allerhöchsten Bedeutung ist, und damit auch für die Kunstgeschichte im allgemeinen, ist erst vor wenigen Wochen

*

durch Herrn Professor Georg Ebers in der Beilage zur Münchner Allgemeinen Zeitung (15., 16. und 17. Mai d. J.) den weiteren Kreisen der Archäologie und der Kunstwissenschaft zur Kenntnis gebracht worden: die Auffindung einer großen Anzahl antiker, auf Holztafeln gemalter Porträte, etwa hundert an der Zahl, welche, Männer, Frauen und Kinder, in den verschiedensten Lebensaltern darstellend, der griechisch-ägyptischen und auch wohl noch der römisch-ägyptischen Periode angehören. Sie gestatten uns den überraschendsten Einblick in einen Teil der Kunstthätigkeit der Alten, welcher uns bis jetzt fast ganz verschlossen geblieben war, und verdienen daher auch an dieser Stelle eine eingehende Besprechung.

Sie wurden im Herbst 1887 Herrn Theodor Graf in Wien, welcher in Kairo eine Filiale für seine Geschäfte in orientalischen Artikeln unterhält, von Beduinen angeboten, von ihm gekauft und nach Wien gebracht. Die freundschaftlichen Beziehungen, welche zwischen Herrn Graf und Professor Ebers schon seit ihrer Knabenzeit bestehen, veranlaßten ersteren diese Funde vor allen anderen dem berühmten Ägyptologen zum Studium zu übergeben, eine Arbeit, deren Resultate Herr Professor Ebers in den oben erwähnten Artikeln veröffentlichte. Herr Graf, welcher auf meine Arbeiten über die Technik der Alten durch seinen Freund, Herrn Ingenieur Richter in Wien, aufmerksam gemacht worden war, schickte mir aus eigenem Antriebe eine Anzahl von Fragmenten aus jenem Bilderfunde, damit ich an ihnen eingehendere Studien über die verschiedenen Technikgattungen, welche sich an ihnen zeigen, machen könnte, und zur Vervollständigung dieser Studien noch vier der Originalporträte: diese, wie die Fragmente, bin ich so glücklich heute hier vorlegen zu können und damit sowohl den Philologen und den Archäologen, wie den Künstlern und den Kunstfreunden einen Genuß seltener Art zu bereiten. Wenn ich bis heute damit wartete, so geschah dies, weil mir der Wunsch ausgesprochen worden war, erst nach Erscheinen der Ebersschen Artikel meinerseits mit diesem Gegenstande an die Öffentlichkeit zu treten.

Bevor ich jedoch näher auf meine Untersuchungen über die Technik jener Malereien eingehe, möchte ich zuvor die Resultate der Forschungen mitteilen, zu welchen Professor Ebers als

Hiſtoriker und als Ägyptologe durch dieſe merkwürdigen Funde gelangt iſt, und gelegentlich hinzuziehen, was mir durch brieflichen Verkehr mit den Herren Graf und Richter über manche Umſtände bekannt geworden iſt.

Die unter dem Namen el Fajjûm bekannte Oaſe, unweit der nördlichen Grenze von Mittelägypten gelegen, verdankt ihre große Fruchtbarkeit den aus einem Nilarme geſpeiſten alten Bewäſſerungsarbeiten, welche die ganze Oaſe durchziehen. Ihre heutige Hauptſtadt iſt Medinet-el-Fajjûm, in deſſen Nähe das alte Krokodilopolis lag, welches von den Ptolemäern in Arſinoë umgetauft wurde. Ungefähr 22 km von letzterem Orte entfernt, an einem Höhenzuge, welcher den memphitiſchen Gau von dem Fajjûms trennt, fanden Beduinen in Felſenhöhlen jene Bildniſſe: die genannte Entfernung läßt es daher als nicht annehmbar erſcheinen, daß Bewohner von Arſinoë hier wären beſtattet worden. Doch geht aus dieſen Grabfunden hervor, daß die Griechen nach ihrer Einbürgerung in Ägypten auch die Beſtattungsweiſe der alten Ägypter angenommen haben und wie dieſe ihre Toten einbalſamierten, jedoch von der ägyptiſchen Sitte inſoferne abwichen, als ſie die Hüllen ihrer Mumien nicht wie die Ägypter an der Stelle des Geſichtes mit einer bemalten oder vergoldeten Maske ſtereotyper Form verſahen, ſondern ſtatt ihrer das auf eine Holztafel gemalte Bild des Verſtorbenen an der Stelle des Geſichtes ſo in die Mumienhülle einfügten, daß es in ovaler Form von den die Hülle bildenden drei- bis vierfachen Leinwandſtreifen und -ſtücken in dickem Wulſt umſchloſſen wurde, während Hände und Füße auf dieſe den übrigen Körper platt umgebenden Stoffe nur aufgemalt wurden, gleichfalls entgegen dem altägyptiſchen Brauche, nach welchem dieſe Teile, wie das Geſicht, in flachem farbigem Relief gebildet wurden; auch war bei den Ägyptern die Mumienhülle häufig aus Holz, noch häufiger aus einer ungemein feſten, papiermachéartigen Maſſe glatt geformt. Bei den griechiſch-ägyptiſchen Mumien ſind indeſſen dieſe Leinwandhüllen auch geſteift, in verſchiedenartige Felder geteilt, bemalt und vergoldet, auch häufig mit jenen heidniſch-ägyptiſchen Figuren in verderbter Form verziert, mit welchen die alten Ägypter ihre Mumienhüllen bemalten.

**

Von solchen Mumienhüllen mit aufgeklebten, gemalten Holztafelporträten befindet sich schon seit längerer Zeit ein Exemplar in dem Münzkabinet der Pariser Bibliothek, auf welchem jedoch nur die eine Hälfte der Tafel erhalten ist: die andere Hälfte bewahrt seltsamer Weise das British Museum in London. Dagegen befindet sich in dem Museum des Louvre der oberste Teil einer Mumienhülle aus Leinwand, an welcher das Porträt des Verstorbenen direkt auf diese Leinwand aufgemalt ist. Von dieser gleichen Gattung bewahrt das ägyptische Museum in Dresden einige vollständige Exemplare und an einem von ihnen befinden sich außer dem Gesichte auch die Hände aufgemalt, von welchen die rechte einen Libationskrug, die linke eine jener Wollbinden hält, wie sie auch auf einigen der Porträttafeln vorkommen, bei welchen ausnahmsweise auch die Hände noch auf die Holztafel gemalt sind. Von den Hüllen der Graffschen Porträtmumien sind nur einige erhalten, da die Höhlen von Rubajjat schon einmal zu unbestimmbarer Zeit ausgeraubt worden waren: nur die Holztafeln, die für die Finder keinen Wert hatten, wurden von ihnen in den Höhlen liegen gelassen, wo sie sich in dem Wüstensand, der die Höhlen wieder ganz verwehte, so überraschend gut erhalten haben.

Zugleich mit den Porträttafeln wurden drei Holztäfelchen, sogenannte Mumienetiketten, gefunden, deren griechische Inschriften bezeugen, daß die Begräbnisstätte von Rubajjat zu dem Hafen oder Landungsplatze einer Stadt namens Kerke (κερκή) gehörte; auf zweien wird bemerkt, daß Kerke innerhalb der Grenzen des memphitischen nomos oder Gaues gelegen war. Die Bezeichnung dieser Stadt als Hafenort führt darauf hin, daß sich hier in alter Zeit ein breiter Kanal befunden haben muß: in der That ist ein nun wasserloses Kanalbett in der Nähe nachzuweisen, welches die Araber Bahr-el-Wardanne nennen. Eine dieser Etiketten besagt, daß ein N. N. — der Name ist verloren gegangen —, nachdem er in dem Flecken (κώμη) Philadelphos gelebt, als Leiche nach dem Hafenorte oder Hafen von Kerke geschafft worden sei. Es ist somit anzunehmen, daß diese Begräbnisstätte eine besonders beliebte war, wie denn überhaupt Mumienversendungen nach beliebten Grabstätten mehrfach bezeugt sind. So befindet sich in Paris ein Papyrus

mit dem Briefe der Senpamonthes an ihren Bruder Pamonthes, dem sie mitteilt, daß sie für die ihm übersandte Leiche der Mutter das volle Fährgeld bezahlt habe. Leider fehlen uns, da die Hüllen fehlen, auch weitere inschriftliche Aufschlüsse über die Verstorbenen, wie solche meist auf den Hüllen angebracht waren. So finden wir auf der erwähnten Hülle des Pariser Münzkabinets die Worte: „die Tochter des Dioskoros, frischen Mut!“ (Διωσκόρου εὐψύχι). Das gleiche Wort εὐψύχι-εὐψύχει findet sich auch auf einer der Dresdener Mumienhüllen.

Zur Beantwortung der interessanten und wichtigen Frage, welcher Zeit jene Malereien wohl angehören mögen, stellt Ebers zwei Anhaltspunkte auf. Als die Grenze der Zeit, in welcher die letzten der Porträte entstanden sein können, bezeichnet er, gewiß mit vollem Rechte, die Edikte des Kaisers Theodosius († 395), welche gegen alle heidnischen Gebräuche in Ägypten gewaltsam einzuschreiten geboten, denn nur als heidnische Verstorbene sind die in den Porträten dargestellten zu betrachten. Letzteres erhellt unwiderleglich aus den bekannten Wollbinden, welche einzelne als Hauptschmuck oder auch in den Händen tragen, während andere, ohne Zweifel die Vornehmeren, namentlich unter den Männern, mit goldenen Kränzen in den Haaren dargestellt sind, alles Gebräuche, welche das Christentum auf das strengste verpönte. Außerdem glaubt Ebers in einem bei verschiedenen Männerporträten schräg von der rechten nach der linken Seite hin laufenden roten mit goldenen Buckeln beschlagenen Bande jene Binden zu erkennen, welchen man magische Kräfte zuschrieb und mit welchen die heidnischen Hellenen auch im Mutterlande ihre Toten zu schützen liebten. Um den Beginn des fraglichen Zeitabschnittes zu bestimmen, führt uns Ebers in eine interessante Kombination ein. Zwei der Porträte jugendlicher Männer zeigen uns nämlich unter dem rechten Ohre, eine bis auf den Nacken herabfallende runde, dicke Locke, von welcher zwei dünne, unten geknotete Haarsträhne herabhängen. Diese Locke, mit welcher der junge Gott Horus, dann aber auch die Prinzen des königlichen Hauses abgebildet wurden, nennen die Ägyptologen „die Prinzenlocke“. Wir müssen also in den beiden Dargestellten Prinzen des königlichen Hauses erkennen. Im Jahre 49 v. Chr.

kam Kleopatra zur Regierung und ſtarb 30 v. Chr. als letzte des Hauſes der Lagiden; da die Locke abgeſchnitten wurde, ſobald ein Prinz die Regierung antrat, ſo müſſen die beiden nicht zur Regierung gekommen, alſo vor Kleopatra geſtorben ſein, und wir dürfen daher die Entſtehung dieſer Porträte nur in den Anfang des erſten Jahrhunderts vor Chriſtus, vielleicht auch früher ſetzen.

Ich kann nunmehr Ebers als Führer verlaſſen; er greift noch eine Anzahl Porträte heraus, um ſie nicht nur auf ihre Stammesangehörigkeit hin — es laſſen ſich neben dem griechiſchen und dem italiſchen Elemente auch ſemitiſche und äthiopiſche Typen nachweiſen — zu prüfen, ſondern auch, um ſich über das Weſen, welches ſich in den Charakteren ausſpricht, und über die Güte der Ausführungsweiſe zu äußern, ein Feld, auf welches ich ihm nicht folgen kann, da mir kein anderes Material vorliegt, als einige Photographien, die vier Originalporträte und die neun Fragmente, welche ich heute hier vorzeigen kann. Unter letzteren iſt allerdings das ſchmale, Nr. 9, welches nur den mittleren Längsteil eines Porträte mit Naſe, Dreiviertel des linken Auges, Dreiviertel des Mundes und Zubehör von Haar, Stirn und Hals zeigt, von vorzüglicher künſtleriſcher Qualität, weit vorzüglicher als der braune Männerkopf mit Bart (Nr. 41), welcher wohlerhalten vorliegt, der aber immerhin auch von großer techniſcher Gewandtheit Zeugnis ablegt. Geringer iſt der Mädchenkopf (Nr. 35), während der Kopf der Frau mit der Blume in der rechten Hand eine Leiſtung des allergewöhnlichſten Pinſlers iſt. Trotzdem hat auch dieſes Bild ſein ganz beſonderes Intereſſe und zwar inbezug auf die angewandte Technik, einen für mich beſonders intereſſanten Punkt, welchem ich mich nunmehr zuwenden will.

In dieſer Beziehung war meine ganze Aufmerkſamkeit ſchon vor mehreren Jahren in Anſpruch genommen worden durch eine im Louvre in Paris befindliche Anzahl von ſechs Porträttafeln ganz gleicher Gattung, welche Mitglieder der Familie des Pollius Soter darſtellen, eines zur Zeit Kaiſer Hadrians in Theben lebenden Archonten. Sie kamen mit der Sammlung von Clot Bey in den Louvre. Desgleichen beſitzt das British Museum einen Männer- und einen Frauenkopf dieſer Gattung und außerdem noch die Hälfte

der im Pariſer Münzkabinet befindlichen Tochter des Dioskoros. Konnte ich damals bei allen dieſen Porträten, welche ich nur hinter Glas und Rahmen ſah, und von welchen fünf der im Louvre befindlichen mit einem dicken, braun gewordenen modernen Firnis bedeckt ſind, nur meine beſtimmten Vermutungen ausſprechen, ſo war ich bei den Graſſchen Funden in der glücklicheren Lage, an den mir überlaſſenen Fragmenten die Beſchaffenheit der Technik ganz genau unterſuchen zu können.

Wenn mich ſchon die äußere Erſcheinung einiger dieſer Fragmente darauf ſchließen ließ, daß mir hier Exemplare der verloren gegangenen enkauſtiſchen Malerei der Alten vorlägen, ſo beſtätigten mir bald ſehr einfache Verſuche dieſe Thatſache auf das unwiderleglichſte. Ein erhitztes Eiſen der Farbe angenähert bewirkte ſofort deren vollſtändiges Schmelzen genau ſo, wie es bei dem Wachſe ſtattfindet, und hiermit allein war der Beweis ſchon erbracht. Aber noch mehr. Ich hatte die Freude zu ſehen, daß die Behandlungsweiſe dieſer enkauſtiſchen Technik genau dem entſprach, was ich ſchon im Jahre 1868 in meiner erſten Arbeit über dieſen Gegenſtand in Wolfgang Helbigs „Wandgemälde der vom Veſuv verſchütteten Städte Kampaniens“ (Leipzig 1868, bei Breitkopf & Härtel. Dasſelbe im Sonderabdruck, Leipzig 1869) veröffentlicht hatte und was ich in meiner ſpäteren Behandlung dieſes Gegenſtandes „Über Techniſches in der Malerei der Alten, insbeſondere in deren Enkauſtik“ (zuerſt gedruckt in den „Chemiſch-techniſchen Mitteilungen von A. Keim in München und im Separatabdruck 1885, München, Verlag von A. Keim) noch näher ausgeführt und vervollſtändigt habe. Letzterer Veröffentlichung ging der Vortrag voraus, welchen ich über den gleichen Gegenſtand am 13. April 1885 in der Abteilungsſitzung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft im Freien Deutſchen Hochſtifte hielt. Er iſt in den Berichten des Freien Deutſchen Hochſtifts, neue Folge, erſter Band, S. 40—44 abgedruckt. Die für dieſe Unterſuchung inbetracht kommenden Hauptpunkte ſind folgende.

Im Gegenſatze zu den bis dahin herrſchenden Anſchauungen habe ich die Anſicht aufgeſtellt, daß die enkauſtiſche, mit dem Ceſtrum oder Verrikulum ausgeführte Malerei der Alten (vgl. Plinius

XXXV, 149.) weder mit in Essenzen aufgelöstem, noch mit durch Pottasche verseiftem Wachse, noch auch mit harten Wachs-Harz-Körpern, welche erst erwärmt und mit heißen Instrumenten behandelt werden müssen, ausgeführt gewesen sein konnte, sondern nur mit weichen, kalt zu verarbeitenden und später erhärtenden Wachspasten, welche aus punischem Wachse, — dessen von dem gewöhnlichen Wachse abweichende Eigenschaften ich näher hervorhob und erklärte — mit Zusatz eines balsamischen Harzes, zum Beispiel Chiosbalsam (von der Pistazie-Terebinthus) und einigen Tropfen Olivenöles bereitet werden mußten, so daß sie sich pflasterartig mit dem Cestrum oder Verrikulum aufstreichen lassen.

Die Worte cestrum und verriculum erklärte ich als gleichwertig, indem cestrum die lateinische Umgestaltung der griechischen Form Kestron, Kestros (κέστρον, κέστρος) ist, verriculum dagegen die echt lateinische Bezeichnung des gleichen Instrumentes, ebenfalls dessen Charakter bezeichnend, wie das Wort Kestros. Letzteres ist die griechische Betonicapflanze (vgl. Plinius XXV, (46) 84), welche von den Lateinern serratula genannt wurde, d. h. die Kleingezahnte, und ein lanzettförmig gebildetes Blatt mit langem Stiele hat, ähnlich der Form, wie wir sie an den antiken Pflastermessern kennen, nur mit dem Unterschiede der bei dem Cestrum hinzugefügten Zahnung, welche den Zweck hat bei dem Auftragen der farbigen Wachspasten eine Anhäufung des Wachses zu verhindern und die aufgetragenen Einzeltöne oder Pasten ineinander zu ziehen und zu scharren. Aus dieser Notwendigkeit der technischen Behandlung ergab sich mir auch die Ableitung des Wortes verriculum von verrere: kehren, furchen, scharren, als der Bezeichnung eines zu diesem Zwecke dienenden Instrumentes.

Hatte ich mich früher nur durch Einzelversuche von den notwendigen Bedingungen bei der Ausübung der enkaustischen Technik der Alten überzeugt, so gaben mir die vorliegenden Porträte nunmehr den Impuls, die Probe darauf durch Kopieren zu machen. Ich fertigte mir daher aus Buchsholz Cestren in verschiedener Größe und Form an, wie die wechselnden Bedingungen der Arbeit sie erfordern; und da ich früher schon die Ansicht aufgestellt und begründet hatte, daß die ganze enkaustische Technik nur von der

Gewohnheit der Alten auf Wachstafeln (pugillares, tabellae) mit dem Stilus zu schreiben, abstamme, so fertigte ich mir auch verschiedenförmige Stilen an, welche sich als äußerst nützlich bei der Arbeit erwiesen. (Diese Instrumente lagen zur Ansicht vor.) Die farbigen Wachspasten fertigte ich an, indem ich mir durch Kochen mit Salzwasser und Zusatz von etwas Soda nach Plinius Angaben (XXXI, (46) 1) punisches Wachs bereitete, dasselbe schmelzen ließ, Chiosbalsam und ein Minimum Olivenöl zusetzte und das Farbenpulver in die flüssige Masse hineinrührte; ich erhielt auf diese Weise beim Erkalten der Masse eine pflasterartige Paste, welche sich vortrefflich mit dem Cestrum verarbeiten ließ und nach zwei Tagen vollständig erhärtet war. Von der Operation des Einbrennens, von welcher diese Technik den Namen führt, hatte ich, gestützt auf die Worte des Plinius (XXXV, (39) 122): „ceris pingere ac picturam inurere", d. h. mit Wachs malen und das Gemälde einbrennen, schon früher dargethan, daß sie erst zum Schlusse stattfinden müsse, und zwar um der Oberfläche der Malerei eine gewisse Gleichmäßigkeit zu geben, „ut peraequetur" wie sich Vitruv (L. VII. C. IX) bei seiner Beschreibung der Kausis ausdrückt. Diese Anschauung hat sich mir bei der praktischen Ausführung gleichfalls als zutreffend erwiesen; denn bei dem Auftragen der Farbenpasten mit dem Cestrum, welches man, je nachdem es für den auszuführenden Teil bequem zur Hand steht, bald so, bald so führen muß, entstehen in den verschiedenartig laufenden Furchungen ungleiche Lichtwirkungen, auch werden die Ränder dieser Furchungen manchmal etwas hoch aufgeworfen und scharfkantig und werfen dadurch zu starke Schatten, welche die Wirkung beeinträchtigen, kurz die Arbeit, in Farbe und Schattierung fertig, entbehrt noch des Schmelzes. Nähert man nun der Malerei einen stark erhitzten eisernen Stab (rhabdion) oder ein Gefäß mit Kohlen (cauterium; Vitruv. L. VII. C. IX; Digesta de fundo instructo § 17; Marcianus I. XVII), oder hält man sie, wie ich es als das Einfachste fand, in die Nähe des heißen Glaszylinders einer Petroleumlampe, so erweicht sich ihre ganze Oberfläche, die Ränder der Furchen schmelzen etwas ab, letztere füllen sich dadurch etwas mehr aus, und das Ganze bekommt eine gleichartige, glänzende,

firnisartige Oberfläche, eine Wirkung, die für mich selbst überraschend war, indem sie der ganzen Arbeit eine ganz unerwartete Verfeinerung und Vervollkommnung gab. An der vorliegenden Kopie des langen, schmalen, trefflichen Fragmentes des grauhaarigen Männerkopfes zeigen sich die genauesten Wiederholungen der sichtbaren Eindrücke der angewandten Instrumente, wie sie sich an dem Originale finden. Wenn sie von der feinen Zahnung des Cestrums herrühren, gleichen sie so sehr den Spuren von Borstpinselhaaren, daß sie kaum von solchen zu unterscheiden sind. An dem Originale wie an der Kopie zeigen sich die Spuren der Lanzettspitze des Cestrums, mit welcher die Mitteltöne der linken Wange in den angrenzenden Schatten, den die Nase wirft, hineingeschoben und hineingedrückt sind, um den Übergang des einen in den andern zu bewirken; ferner, daß in die dunkle, mit einer einfachen dunklen Paste aufgestrichene Augenbraue mit der Spitze des Cestrumstieles oder des Stilus nach dem Laufe der Haare Linien eingedrückt sind, welche, indem sie in ihren Tiefen das Licht auffangen, genau die Wirkung eines Einzelhaares machen und hierdurch die malerische Wirkung vervollständigen. Den gleichen Kunstgriff wendete der Maler bei der Behandlung des rasierten Stoppelbartes über der Oberlippe an, indem er ebenfalls mit dem Stilus kurze Eindrücke in den Bartton machte, welche die gleiche Einzelhaarwirkung wie bei den Augenbrauen hervorbringen. Ebenso hat er das Spiel des Lichtes auf der Unterlippe durch das gleiche Mittel solcher Eindrückungen in die rote Wachspaste erreicht. Solcher technischer Kunstgriffe gar manche gestatten bei diesem Verfahren sowohl die Natur der Instrumente wie die der Farbenpasten; so braucht man nicht immer mit der zahnigen Kante des Cestrums zu arbeiten, sondern man kann sich mit Vorteil auch seiner etwas gewölbten Breitseite bedienen, z. B. zum Plattdrücken und Niederlegen der Furchenkanten oder einzelner zu pastos aufgetragener Teile, diese auch mit der Lanzettspitze verschieben und verdrängen, wie es an dem braunen Männerkopfe (Nr. 41) sich zeigt, bei welchem in letzterer Weise die Übergänge von dem Fleische der Wange in den Vollbart zu Stande gebracht sind. Überhaupt lassen sich durch kleine Abänderungen in den Formen des gezahnten Cestrums und des

glatten Stilus sowohl an den breiten Flächen wie an den Stilenden mancherlei technische Vorteile erzielen, auch läßt die Durchführung und Ausbildung der Arbeit sehr verschiedene Stufen zu. So ist der helle weibliche Kopf (Nr. 35) in sehr viel zarterer Weise behandelt als der braune männliche.

Die Holztafeln aller dieser Porträte sind meist aus Sykomorenholz geschnitten und zwar sehr dünn, manche nur in Furnierdicke; doch ist unter den Fragmenten auch eine etwas härtere Holzgattung vertreten, welche Akazienholz zu sein scheint. Alle die vorliegenden enkaustisch gemalten Köpfe und Fragmente sind unmittelbar auf das Holz ohne Grundierung gemalt; nur in einem Ausnahmsfalle ist eine harzige Unterlage für den Kopf auf das Holz gestrichen; aber gerade dieses Verfahren scheint für die Konservierung unvorteilhaft gewesen zu sein, denn fast alle Farbe ist abgesprungen. Diese durchgängige Verwendung der Holztafel bei allen aufgefundenen Porträten ist auch ein schlagender Beweis für die Richtigkeit meiner früheren Behauptung, daß Plinius bei der Erwähnung der beiden ersten Gattungen der Cestrummalerei (XXXV, 149) nur das Elfenbein als das Material für die eine Art anführt, weil er die Holztafel, als das allgemein verwendete, jedem bekannte Material, zu erwähnen für überflüssig hielt.

Besonders interessant ist der Umstand, daß bei allen diesen Porträten die wenigen Gewandteile, welche sich an den Hals anschließen, nicht mit dem Cestrum, sondern mit dem Pinsel gemacht sind, also nach der dritten Art der enkaustischen Malerei, welche Plinius als die bei dem Bemalen oder richtiger bei dem Anstreichen der Schiffe übliche bezeichnet, ein Verfahren, bei welchem das Wachs über dem Feuer geschmolzen und, in diesem Zustande mit dem Farbenpulver vermengt, vermittelst des Pinsels aufgestrichen wurde. Die Maler unserer Porträte griffen zu diesem Mittel nur für die Gewänder, welche sie nur dekorativ behandelten, da diese fast ganz durch die umgebenden Binden der Mumienhülle verdeckt wurden. Das rasche Erstarren dieses geschmolzenen Wachses im Pinsel macht es unmöglich, eine feiner ausgeführte Arbeit auf diese Weise herzustellen. Die Maler strichen

daher die Gewänder nur rasch mit einem Lokaltone an, setzten sodann ebenso rasch einzelne Lichter darauf und fügten in gleicher Weise einige Schattentöne hinzu. Ebenso fügten sie auch die farbigen Streifen, welche bei den meisten der Tuniken nach feststehender Mode von beiden Schultern hinabliefen, in raschem Pinselzuge hinzu.

Bei dem einen der vorliegenden Fragmente fand ich, daß einer dieser soeben erwähnten farbigen Streifen sich bei Befeuchtung und Reiben auflöste und daß die Farbe des Fleisches, welche der Befeuchtung Widerstand leistete, bei Annäherung eines heißen Eisens sich zwar auch erweichte, nicht aber zerschmolz wie bei den vorher besprochenen Exemplaren, mit welchen dieses Fragment doch die Cestrumbehandlung gemeinschaftlich hat, und daß, ungleich jenen, durch das heiße Eisen eine Bräunung der Fleischfarbe stattfand, welche auf einen dem Wachse gegebenen Zusatz, mutmaßlich Eigelb, schließen ließ. Ich machte daher den Versuch, das Gelbe und das Weiße eines Eies, gut zusammengepeitscht, mit punischem Wachse und einem Minimum von Olivenöl zusammenzureiben und zu kneten, wodurch ich eine weiche Paste erhielt, welcher ich durch Hinzureiben des Farbenpulvers die gewünschte Färbung gab; diese Paste ließ sich mit dem Cestrum behandeln wie die Wachsbalsampaste und ebenso zum Schlusse einbrennen. Das Bild behielt aber eine mattere Oberfläche, nicht jene glänzende der Wachsbalsampaste, wie es meine Kopie des Frauenkopfes (Nr. 35) aufweist; darin gleicht sie jedoch auch ganz und gar dem Originalfragment, welches sich durch diese Glanzlosigkeit wesentlich von dem vorerwähnten unterscheidet. Dagegen bietet sie den Vorteil, daß man vermittelst der gewöhnlichen dünnen Eitemperafarbe mit dem Pinsel noch einzelne vervollständigende Striche, zum Beispiel einzelne Haare oder sonst nötige Schraffierungen hinzufügen kann, die sich mit der Wachstemperamischung vertragen. Der oben erwähnte bunte Gewandstreifen war in gleicher Weise nachträglich aufgetragen worden und daher durch Wasser lösbar; auch ist der braune Hintergrund des Kopfes nur mit ganz dünner und löslicher Temperafarbe gemalt, die gleichfalls dem Wasser nicht widersteht, während die dicke Paste der Karnation dem Wasser Widerstand leistet.

Aber auch ein echtes Temperabild in der noch heute geltenden Bedeutung dieser Benennung liegt in dem künstlerisch sehr geringen Porträt der Frau mit einer Blume in der rechten Hand vor. Hier ist auch die Holztafel mit der für die Temperamalerei bis in das späte Mittelalter und in die Neuzeit hinein üblichen Grundierung von Kreide und Leim überzogen, ein höchst interessantes Beispiel dieser Gattung von Malerei, deren Tradition sich ununterbrochen fortgesetzt hat, weil sie die leichteste und am bequemsten auszuführende war, während die Enkaustik durch die Schwierigkeit ihrer Handhabung verloren ging, allmählich trat die erstehende Leinölanstreicherei und später -malerei an ihre Stelle. Bei dem vorliegenden Temperabilde ist noch der Umstand von Interesse, daß die Tiefen in der roten Stola der Frau mit einem glänzenden Stoffe überstrichen sind, um ihnen größere Kraft zu geben, ein auch heutzutage von Aquarellmalern angewendetes Verfahren, welche sich zu diesem Zwecke des Gummi-arabikums bedienen. Da dieses von der acacia nilotica und anderen Mimosen in Ägypten gewonnen wird, so ist es auch wohl in vorliegendem Falle angewendet worden. Die merkwürdig gute Erhaltung dieses Temperabildes, zeugt, da der Kreidegrund ungemein empfindlich gegen Feuchtigkeitseinflüsse ist, dafür, in welch absolut trockenem Boden sich jene Gemälde und also auch die Mumien selbst aufbewahrt befanden.

Von großem Interesse ist auch das vorliegende Tafelfragment (Nr. 2), welches von Farbe fast vollständig entblößt ist und die ganze Vorzeichnung des Frauenkopfes unmittelbar auf das Holz mit hellbrauner, dünner Temperafarbe in sicheren festen Strichen und leichter Schattenschraffierung bewahrt hat. Auch hier ist, wie sich aus den geringen erhaltenen, glänzenden Farbenresten des Gewandes erkennen läßt, das Bindemittel ein gummiartiges gewesen, welches allzu spröde gewesen zu sein scheint und daher abgeblättert ist; auch die Nässe greift es an.

So lernen wir aus diesen wenigen Exemplaren alle technischen Mittel, deren sich die Alten bedienten, mit alleiniger Ausnahme der Fresko- und der Leimfarbenmalerei kennen: die reine Cestrumenkaustik und die Pinselenkaustik; jenes gemischte Verfahren, welches ich Wachstemperaenkaustik nennen möchte; die reine

Eitemperamalerei und jene mit gummiartigen Bindemitteln. Es darf daher für die Geschichte der Malerei in technischer Beziehung die Auffindung dieser Porträtbilder als ein wahrhaft epochemachendes Ereignis bezeichnet werden.

---

5. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in der Zeit vom 1. Juni bis 30. September 1888 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Stimmrecht:

Herr A. Dahlem, Referendar, hier.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Juni bis 30. September 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:

Herr Dr. O. Jolles, Kais. Bankassistent, hier,
„ M. Hein, „ „ „
„ E. Schuster, „ „ „
„ Fr. Nierhoff, „ „ „
„ A. Dahlem, Referendar, hier;

2) ohne Stimmrecht:

Herr Dr. phil. R. Merbot, hier.

In der Sitzung am 1. Juni hielt Herr J. H. Epstein einen Vortrag über „Charles Fourier", mit besonderer Bezugnahme auf dessen von Aug. Bebel verfaßte, in der „Internationalen Bibliothek" erschienene Biographie. (Stuttgart 1888.)

Fouriers sozialistische Theorien sowohl, als das utopistische System, durch welches er glaubte der menschlichen Gesellschaft alle Segnungen des materiellen Wohlbehagens und hoher Geisteskultur

zuführen zu können, sind bis jetzt von allen Schriftstellern, welche sich mit ihm beschäftigten, mit Ausnahme einiger weniger Jünger und Anhänger, verurteilt, und verlacht worden. Wenn dies von Seiten Reybauds (les Réformateurs) und anderer Anhänger der französisch-bourgeoisistischen Schule nicht befremden kann, so verdient andererseits der sich am Schlusse einer langen Darstellung befindende Ausspruch Dührings*) Erwähnung, „daß die Angelegenheit mit ihrer weiteren Ansteckungskraft gleich einem Stückchen religionsartiger Sektenbildung den rationelleren Psychologen und vorkommenden Falls in praktischer Beziehung auch den Psychiatrikern zu empfehlen sei." Mit anderen Worten: Fourier war ein Narr! Es ist wohl bei keinem ernsthaft zu nehmenden Schriftsteller so leicht, aus seinen Schriften dutzendweise die augenscheinlichsten Belege für einen solchen Ausspruch anzuführen, als gerade bei Fourier. Wenn er bei den von ihm empfohlenen Einrichtungen der Menschheit ein Durchschnittsalter von 144 Jahren verspricht, wenn die unter ihnen gezüchteten Hennen einen Eierreichtum darbieten sollen, mittelst dessen binnen kurzer Zeit sich die englische Nationalschuld abzahlen ließe, wenn er von einer Nordlichtkrone (couronne boréale) faselt, die in seiner achten Entwickelungsperiode entstehen und durch deren Einwirkung auf das Klima das Meer sich umbilden und einen limonadeartigen Geschmack annehmen werde, da läßt sich kaum etwas anderes sagen, als „das eine kurze Wörtchen": Verrückt! Und dennoch zögern wir, es als unser endgiltiges Urteil auszusprechen. Nicht etwa aus dem allgemeinen Grunde, daß schon manche von ihren Zeitgenossen als Narren verschrieen wurden und späterhin zu hohen Ehren gelangten, denn wir sind ja seine Zeitgenossen nicht mehr, und in der überwältigenden Mehrzahl von Fällen hat die Mitwelt mit diesem ihrem Urteile Recht behalten; sondern weil wir eine von aufrichtigster Wahrheitsliebe und edler Humanität geleitete gewaltige Gedankenarbeit in seinen umfangreichen Schriften nicht verkennen können, und weil wir wissen, daß in dem Kampfe für eine klar erkannte Wahrheit deren Ent-

*) Kritische Geschichte der Nationalökonomie und des Sozialismus 1875. S. 291.

decker durch die ausschließliche Beschäftigung mit diesem einen Gegenstande und in der durch Widerspruch und Verkennung bewirkten Gereiztheit gar leicht dazu gelangen kann, über das Ziel zu schießen, ohne deshalb das Recht zu verlieren gehört zu werden, ohne daß deshalb seine Wahrheiten, wenn es wirklich solche sind, für uns verloren gehen dürften. Eine Ehrenrettung Fouriers in diesem Sinne hat Herr Bebel versucht. Er unterscheidet in zutreffender Weise bei seinem Helden dreierlei: seine Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse, die Grundideen, die ihn bei seinen Verbesserungsvorschlägen leiten, und die detaillierte Ausführung seiner Utopie. Die letztere muß bedingungslos preisgegeben werden, denn „auch der einfachste Arbeiter fühlt, daß sich künstlich nichts schaffen läßt, daß das, was werden soll, sich entwickeln muß, und zwar mit dem Ganzen durch das Ganze, nicht getrennt und isoliert von ihm". *)

Als Kritiker aber, so wird von uns verlangt, sollen wir Fourier „als Meister" anerkennen: „die vorhandenen Übel", heißt es, „erkannte er vortrefflich und schilderte sie großartig; niemand vor ihm hat wie er die bürgerliche Gesellschaft in ihrem heuchlerischen und zweideutigen Charakter erkannt, und Niemand nach ihm hat sie schärfer kritisiert. Hierin hat er Unübertroffenes geleistet." **) Diese Kritik nun, die das große Verdienst Fouriers bilden soll, möge in einigen Hauptpunkten berührt werden.

Wir übergehen dabei das, was sich auf die Religion und auf die Staatsformen bezieht, als den in unserem Kreise gepflegten Bestrebungen ferneliegend. Der ausführlich behandelte Gegensatz zwischen den Lehren Christi und den Einrichtungen der christlichen Welt bietet kaum eine neue Aufstellung, und die politischen Erörterungen beziehen sich nach französischer Manier fast ausschließlich auf die Geschichte und die Zeitströmungen jenes Landes, wobei natürlich auch vieles allgemein Giltige mit unterfließt. Auch können wir hier gewiß weder Fourier noch dem Verfasser auf das Gebiet des Kampfes zwischen Liberalismus und Sozialismus folgen, son-

*) S. 289.
**) S. 291.

dern wollen uns auf einige der rein wirtschaftlichen Erörterungen beschränken, um an ihnen Fouriers Beobachtungskraft und Wahrheit der Darstellung zu erproben.

Wir fragen demgemäß zuerst nach den Thatsachen, durch welche die grundlegende Idee des Fourierschen Systems bewiesen wird. Fourier unterscheidet zwischen körperlicher und sozialer Freiheit: beide genießt der Wilde. „Der Wilde beratschlagt über Krieg und Frieden, wie bei uns ein Minister .... er genießt eine Sorglosigkeit, die der Zivilisierte nicht kennt. Er muß zwar jagen und fischen um sich zu ernähren, aber das sind anziehende Beschäftigungen, die ihm die körperliche aktive Freiheit nicht nehmen." *) Glaubt man nicht zwölfjährige Jungen zu hören, die „Wilde" in einer Hagenbeckschen Ausstellung gesehen haben? „So gehts auch dem Kaufmann; wenn er Stoffe ausbreitet, flott Lügen verzapft und dabei seine Waren verkauft, so ist ihm das ein Vergnügen; er würde sehr mürrisch und grämlich sein, wenn kein Käufer käme und er weder lügen noch verkaufen könnte." Bleibt die Frage offen, ob es ihm gleiches Mißvergnügen bereiten würde, zu lügen ohne zu verkaufen, als zu verkaufen ohne zu lügen. Als nötig bezeichnet wird die anziehende, produktive Arbeit. „Diese vollständig freie Wahl der Arbeit, bestimmt durch die Triebe, ist die Bestimmung des Menschen." Und so wird die Aufgabe, die ganze Menschheit den Neigungen und Trieben eines jeden einzelnen gemäß zu beschäftigen, zum Kernpunkt des großen sozialen Problems ausgearbeitet. Nun dürfen wir aber doch an einen jeden, der als Kritiker menschlicher und gesellschaftlicher Zustände auftritt, als erste Anforderung die stellen, daß er auch von den die Gesellschaft bildenden Einzelwesen, den Menschen, ihren Kräften, Trieben und ihrer Art zu handeln wirklich Kenntnis besitze, daß er vor allem hier ein scharfer Beobachter sei und seine Forschergabe beweise. Was aber ist von der Menschenkenntnis eines Reformators zu halten, der es für möglich erachtet, alle Glieder der Gesellschaft zu freiwilliger und fröhlicher, ihren Anlagen und Neigungen entsprechender und dabei in vollständig

*) S. 78 u. f.

harmonischer Weise den Gesamtzwecken dienender Thätigkeit zu vereinigen? Es ist kaum nötig, hier an alle widerlichen, langweiligen und doch notwendigen Verrichtungen zu erinnern; es soll auch durchaus nicht behauptet werden, daß den meisten die Arbeit an sich zuwider und das Nichtsthun das angenehmere sei. Aber das, was die Arbeit auch im höheren Sinne anziehend macht, ist nicht ihre Produktivität, ist nicht das, was sie der Gesellschaft, sondern das, was sie dem Arbeiter leistet und was ihrer Produktivität in fast allen Fällen hinderlich ist, nämlich das Überwinden der Schwierigkeiten durch die eigene Kraft, das Selbstgefallen, das dabei befriedigt wird, die Bethätigung des Kunstsinnes, der Liebhaberei, der Spielerei, wobei das Nützliche in zweiter Linie steht. Daß ein gesellschaftlicher Zustand denkbar und ersehnenswert sei, in dem alle mit vereinter Kraft und unter Aufhebung des unmittelbaren Konkurrenzkampfes den gemeinsamen Zielen dienen, soll nicht geleugnet werden, aber immerhin wäre dies nur möglich durch Unterdrückung eines großen Teiles der persönlichen Triebe und Neigungen, durch eine geistige Disziplin und Selbstverleugnung, die als die höchste Spitze der Kultur erscheinen würde.

Fourier verurteilt sich in diesem Punkte selbst durch die von ihm erträumte Organisation. (Von einer Beschreibung seiner „Phalanxen" muß hier abgesehen werden.) „Das Bedürfnis nach periodischer Verschiedenheit, nach pikanten Zufällen, nach Neuigkeiten, welche die Illusion erregen, ist dem Menschen angeboren ... das Bedürfnis nach Abwechslung macht sich bei dem Menschen von Stunde zu Stunde, lebhaft von zwei zu zwei Stunden bemerkbar."*) Nach diesem Prinzipe stellt er beispielsweise folgendes Tagesprogramm für einen Reichen auf: „Früh 3½ Uhr erheben und ankleiden; 4 Uhr Zusammenkunft im Musiksaale, Unterhaltungen über die Nachterlebnisse; 4½ Uhr erste Erholung, gefolgt von der industriellen Parade; 5½ Uhr Jagd; 7 Uhr Fischfang; 8 Uhr Frühstück, Zeitungen; 9 Uhr Gartenkultur; 10½ Uhr Fasanerie; 11½ Uhr Bibliothek; 1 Uhr Mittagessen; 2½ Uhr Gewächshäuser; 4 Uhr Pflege exotischer Pflanzen; 5 Uhr Pflege

*) S. 103 u. w.

der Fischteiche; 6 Uhr Vesperbrot auf dem Felde; 6½ Uhr Schafzucht; 8 Uhr Börse; 8½ Uhr Abendessen; 9½ Uhr Schaustellungen; 10½ Schlafengehen." — Erleichtert athmen wir auf, daß der Tag zu Ende ist; ein solches Leben soll ein Vergnügen sein und den menschlichen Trieben entsprechen! Fourier kennt die Menschen — und vielleicht dürfen wir auch sagen: die Arbeit — so wenig, daß er nicht weiß, daß das Beharren bei der letzteren, das Versenken in sie uns erst ihre packende Kraft erkennen und ihre Schönheit empfinden läßt; in einem Sammelsurium von Liebhabereien erblickt er die höchste Entfaltung gesellschaftlichen Zusammenwirkens. Wir begreifen kaum, wie Herr Bebel Fourier als „einen genialen Geist, der Menschen und Dinge gründlich kannte"*), „der Goethe an realer Menschenkenntnis übertrifft"**), bezeichnen kann.

Eine sehr scharfe und ausführliche Kritik Fouriers ist gegen das Familienband gerichtet; er ist einer der ersten und eifrigsten prinzipiellen Befürworter der freien Liebe. Um deren Einführung zu begründen, giebt er eine Schilderung der bestehenden bürgerlichen Verhältnisse, die einfach lächerlich ist, selbst wenn wir sie nur als auf die französischen Zustände jener Zeit anwendbar betrachten. Alle Männer sind untreu, alle Frauen unkeusch, alle Söhne liederlich, alle Töchter käuflich. Wir haben das ja auch in unseren Tagen ähnlich öfters behaupten gehört, aber man beweise es doch und zwar anders als aus Gerichtsverhandlungen und Polizeiberichten, die doch eben nur, wenn auch gewiß nicht alle vorkommenden, abnorme Fälle konstatieren. Wer so schildert, der ist weder ein Beobachter, noch ein Kritiker; und selbst wenn die Schilderung richtig wäre, so wäre dadurch noch lange nicht bewiesen, daß die freie Liebe ein Fortschritt gegen die Einehe wäre. Es handelt sich eben, wie auch oben bei der Arbeitsfrage, darum, ob die freie Ausübung der Triebe höher stehe als die Disziplin und die Beschränkung. Uns interessiert hier weniger die ethische als die wirtschaftliche Seite der Frage, und auch hier wird man gewiß irre gehen, wenn man die unveränderlichen Grundzüge der mensch-

*) S. 281.
*) S. 282.

lichen Natur außer Augen läßt. Einen dieser Grundzüge, dessen Bestehen unleugbar ist, bildet die Liebe und Sorge der Eltern für ihre Kinder: wie der Mensch höher steht als das Tier, so ist auch dieser Trieb bei ihm höher entwickelt und beständiger als bei letzterem. Bis jetzt haben Geschichte und Erfahrung die Entwickelung der Sittlichkeit, die der auf die Einehe gegründeten Familie und diejenige der wirtschaftlichen Wohlfahrt der Nationen als parallele Thatsachen gezeichnet. Daß nicht alle Ehen rein, daß die Menschen keine Tugendspiegel sind und daß fast sämtliche Bankerottierer verheiratet waren, das sind doch schwache Beweise zu Gunsten jener Forderungen, und nur ein sehr oberflächlicher Kritiker kann diesen Beweis zu führen versuchen. Und doch geschieht es im Namen des „wissenschaftlichen Sozialismus unserer Tage".

Es sei hier auch ein kurzes Zitat über die Art und Weise erlaubt, wie Fourier in seinen Phalanxen die Sache einzurichten gedenkt *) Es werden unter den Jugendlichen beiderlei Geschlechts zwei Korporationen gebildet, das Vestalat, bestehend aus zwei Dritteln Vestalinnen und einem Drittel Vestalen, und das Demoiselat, bestehend aus zwei Dritteln Demoiseaux und einem Drittel Demoiselles. Die Korporation des Vestalats widmet sich bis zum achtzehnten oder neunzehnten Jahre der Keuschheit, die Korporation des Demoiselats widmet sich der frühen Liebe. Die Wahl steht allen Teilen frei, jedes kann nach Belieben in die eine oder andere Korporation ein- und austreten, aber man muß, so lange man zu einer der Korporationen gehört, auch die Gewohnheiten und Regeln derselben beobachten: Keuschheit im Vestalat, Treue im Demoiselat. Also abwechselnd: erst Vestalin, dann Demoiselle, dann wieder Vestalin, in beliebig langen oder kurzen Intervallen. Und viel anders würde sich eine jemalige thatsächliche Ausführung jener Grundsätze wohl kaum gestalten. Wir glauben gerne, daß die Lebensführung und die wirklichen Neigungen wenigstens unserer deutschen Sozialisten und Sozialistinnen ihre Theorien Lügen strafen.

Noch ein Punkt der Fourierschen Kritik sei angeführt, über den er sich mit besonderem Eifer ergeht: seine Beurteilung des

*) S. 143.

Handels und der Händler. Wir erfahren aus seiner Lebensbeschreibung, daß er bei einem spitzbübischen Droguisten seine Lehrzeit bestand: seine rechtliche Natur opponierte gegen die dort geübten Kniffe, und nun waren ihm, dem „genialen" Beobachter, für alle Zukunft alle Kaufleute Hallunken. Es sind „Parvenüs, die in Holzschuhen angekommen und bald mit einem Vermögen von Millionen prunken"; sie sind „eine unproduktive, lügnerische und übelwollende Klasse".*) Dann beschreibt er das Verhalten wilder Spekulanten und Agioteure, betont aber, daß man die Handeltreibenden nicht mit den Manufakturisten verwechseln dürfe, worin er sich also doch mit dem „modernen wissenschaftlichen Sozialismus" in einem grellen Widerspruche befindet. Wie oberflächlich dies alles ist, wie wenig Fourier es verstand, trotz des Verständnisses vieler einzelner Erscheinungen, die richtigen Analysen zu machen und tiefer in das Wesen des wirtschaftlichen Interessenkampfes einzudringen, braucht wohl nicht näher erörtert zu werden. Es soll nicht gesagt sein, daß es gar so leicht sei, eine solche Reihe packender und vieles Wahre enthaltender Darstellungen aus dem sozialen Leben zu geben, es soll Fourier ein warmes Empfinden, eine edle Gesinnung gewiß nicht abgesprochen werden. Aber doch scheint es, als habe Herr Bebel eine undankbare Aufgabe übernommen, als er es versuchte, ihn in die Reihe solcher sozialer Schriftsteller wieder einzuführen, deren Wirksamkeit heute noch eine besondere Beachtung verdiente: die Ehrenrettung seines Helden wird wohl schwerlich als eine gelungene bezeichnet werden können.

In der Sitzung vom 11. Juni hielt Herr Dr. Flesch einen Vortrag über „die Wohnungsfrage".**)

Der Redner führt aus, daß er diesmal die Wohnungsnot nicht in ihrer örtlichen Erscheinung hier in Frankfurt a. M., son-

*) S. 248.

**) Von dem Vortrage wird hier nur eine kurze Skizze gegeben, da er sich im wesentlichen mit den Ausführungen des inzwischen im Drucke erschienenen Berichtes deckt, den der Redner dem Deutschen Vereine für Armenpflege und Wohlthätigkeit über „die Wohnungsfrage vom Standpunkt der Armenpflege" erstattet hat. (Schriften des Deutschen Vereins für Armenpflege, Heft VI. Leipzig, bei Dunker & Humblot.)

dern nach den allgemeineren Gesichtspunkten untersuchen wolle. Er sei dabei davon ausgegangen, daß die Wohnungsnot, das heißt der Mangel an einer für die Masse der Bevölkerung genügenden Zahl kleiner Wohnungen, eine Erscheinung sei, die, wie die Statistik beziehungsweise die Sammlung der bezüglichen Thatsachen ergebe, in fast allen Städten, großen wie kleinen, fast gleichmäßig auftrete. Nun sei aber die Wohnung ein wirtschaftliches Gut wie jedes andere, es werde produziert unter denselben Bedingungen, wie alle anderen wirtschaftlichen Güter. Zeige sich also, daß die Produktion mit dem vorhandenen Bedürfnis nicht Schritt halte, so ergebe sich als Aufgabe der Untersuchung die Feststellung der Gründe, welche die Produktion speziell dieses Gutes so sehr erschweren, da doch die anderen wirtschaftlichen Güter, zum Beispiel Nahrungsmittel, Kleidungsstücke und sonstige Industrieprodukte, in unserer auf Arbeitsteilung und Privatproduktion beruhenden Volkswirtschaft in durchaus genügender Anzahl hergestellt würden. Diese Untersuchung führe zu dem Resultate, daß allerdings die Wohnungsproduktion unter besonderen Schwierigkeiten leide. Wer andere Dinge produziere, wisse, daß er sie leicht verkaufen und mit dem „gelösten", wieder frei gewordenen, Kaufpreise die Produktion fortsetzen könne. Wer Wohnungen produziere, laufe Gefahr, sein Kapital in ihnen festzulegen, setze sich somit der Möglichkeit aus, aufhören zu müssen, Unternehmer, Produzent von Wohnungen zu sein. Es handle sich also zunächst darum, dieser Schwierigkeit zu begegnen, die Produktion von Wohnungen zu erleichtern. Dieses erfordere aber zugleich eine Regulierung der Nachfrage nach Wohnungen. Bisher hätte der Bauunternehmer stets in der Gefahr gestanden, daß Wohnungen, die er baute, trotz des vorhandenen Mangels an Wohnungen leer blieben, bezw. keine Mieter fänden, die zur Zahlung des Mietpreises dauernd befähigt wären, weil die Wohnungsbedürftigen sich aus Ersparungsrücksichten in engen, absolut ungenügenden Wohnungen zusammenzudrängen suchten und die neuen besseren, aber vielleicht etwas teureren Wohnungen vermieden. Ein Gesetz, das hier eingreife, indem es feststelle, welchen Minimalraum man der Wohnung gewinnen müsse, welchen Anforderungen in gesundheitlichen Beziehungen sie genügen müsse, welches verbiete, daß

Räume, die diesen Anforderungen nicht entsprechen, weiter als Wohnungen vermietet würden, beschränke zwar scheinbar die Zahl der Wohnungen, stelle aber die Grundlage her, auf der sich überhaupt die Wohnungsproduktion in angemessener Weise entwickeln könne. Die Produktion selbst aber müsse, da sich, wie gezeigt, der Nutzbarmachung des Privatkapitals hierfür besondere Schwierigkeiten entgegenstellten, mit größerer Heranziehung des öffentlichen Kapitals geführt werden. Die Stiftungen hätten hier eine große Aufgabe zu erfüllen, indem sie ihr Kapital, dessen Zinsen sie zu verwenden hätten, im Bau kleinerer Wohnungen anlegten, der Staat und die Gemeinde selbst könnte wenigstens in gewissen Grenzen, zum Beispiel durch den Bau von Wohnungen für geringer besoldete Beamte, eingreifen und so weiter. Es komme aber auch ferner darauf an, die Hindernisse zu beseitigen, die derzeit speziell der Produktion von Wohnungen entgegenständen. Ein solches bilde zum Beispiel das Unterstützungswohnsitzgesetz: indem es die Armenlast an den Aufenthalt in der Gemeinde anknüpfe, veranlasse es jede Gemeinde sich der Ansiedelung Unbemittelter und noch mehr dem Baue von Wohnungen für solche aufs entschiedenste zu widersetzen. Ein solches Hindernis stellten auch die ungenügenden Bestimmungen unserer Expropriierungsgesetze dar. Andererseits sei aber nicht zu verkennen, daß die Produktion von Wohnungen, das heißt von Häusern, in denen solche eingerichtet werden könnten, für sich allein die Wohnungsnot nicht beseitige. Die Wohnung erfordere eine gewisse, den Anforderungen der Gesundheit, der Reinlichkeit und der Sittlichkeit entsprechende Ausstattung, und daran gerade fehle es in Armenwohnungen fast immer. Von hieraus ergäbe sich zunächst allgemein, daß jede Maßregel, die geeignet sei, die Lage der Arbeiter zu bessern, auch speziell der Linderung der Wohnungsfrage diene, es sei aber insbesondere der bisher noch nicht genügend gewürdigte Zusammenhang zu erwähnen, in dem unser Recht der Zwangsvollstreckung mit der Wohnungsfrage stehe. Daß zunächst die Retention unpfändbarer Mobilien seitens des Vermieters abgeschafft werden müsse, sei ein Punkt, über den man allmählich zur Einstimmigkeit gelange. Die Zivilprozeßordnung erkläre aber für unpfändbar lediglich das unentbehrliche Haus-

gerät, ohne dieſen Begriff zu erläutern. Infolge deſſen entſchieden darüber, was unentbehrlich ſei, thatſächlich nicht die Richter, ſondern die Gerichtsvollzieher, die den Begriff natürlich ſo enge als möglich auffaßten. Jede ſcharf durchgeführte Exekution laſſe daher den Schuldner in einem Zuſtande der Entblößung von Möbeln, Betten und ſo weiter, daß ein geſundheitsgemäßes Wohnen für ihn faſt unmöglich ſei, und die ärmere Volksklaſſe, in deren Exiſtenz eine Exekution ja leider etwas gar nicht ſo Undenkbares ſei, verliere dadurch allerdings den Sinn und die Freude an dem Beſitze von Gegenſtänden, die bei jeder vorübergehenden Verdienſtloſigkeit ihr doch wieder von jedem Gläubiger entriſſen werden könnten. Im vollſtändigen Gegenſatze dazu beſtimmten die in den nordamerikaniſchen Staaten beſtehenden Exekutionsgeſetze, daß dem Schuldner unter allen Umſtänden ein gewiſſer, ziemlich hoch gewerteter Beſtand an Hausrat, Werkzeugen, Büchern, Möbeln, Kleidern u. ſ. w. gelaſſen werden müſſe.*) Es wäre im höchſten Grade wünſchenswert, wenn unſere Zivilprozeßordnung dieſen amerikaniſchen Beſtimmungen mehr angenähert würde. Viel geringeres Gewicht als den bisher angegebenen Mitteln gegen die Wohnungsnot legt der Vortragende dem anſcheinend ſo radikalen Vorſchlage der Verſtaatlichung des Grund und Bodens bei. Geſetzt den Fall, der Grund und Boden ſei verſtaatlicht, was ohne die umfaſſendſten politiſchen und ſozialen Veränderungen überhaupt nicht möglich wäre, ſo wäre damit an ſich noch gar nichts gebeſſert: denn es handele ſich ja gerade darum, Mittel anzugeben, um die Wohnungsproduktion, das heißt den Bau von Wohnungen im Einklange mit dem Bedürfnis zu halten, und die Wohnungsproduktion werde dadurch nicht erleichtert, daß der Grund und Boden dem Staate gehöre. Es ſei alſo auch nach der Verſtaatlichung eine umfaſſende Geſetzgebung über die Verwaltung des verſtaatlichten Grundes und Bodens notwendig, und dieſe Geſetzgebung könne eben kaum einen anderen Inhalt haben, als denjenigen, der oben für das Wohnungsgeſetz gefordert ſei. Ebenſo ſei die Reform unſerer Zwangsvollſtreckung auch nach der Verſtaatlichung des Grundes und

*) Vgl. die näheren Angaben in dem Berichte S. 158 ff. und Anlage 1, S. 168.

Bodens notwendig, wenn nicht etwa die Forderung der Verstaatlichung selbst nur ein anderer Ausdruck sein solle für den Wunsch einer vollständigen Umgestaltung unserer Eigentums- und Produktionsverhältnisse. Ein solcher Wunsch sei aber kein Mittel gegen die gegenwärtigen Mißstände, und nur die Angabe solcher Mittel, nicht die Formulierung des Programmes einer politischen Partei oder die Darlegung des etwaigen Zieles unserer gegenwärtigen wirtschaftlichen Entwickelnng sei der Zweck der vorliegenden Untersuchung.

6. Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Juni bis 30. September 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

1) mit Stimmrecht:

Herr Prof. Dr. Hartwig, Gymnasialdirektor, hier,
„ J. Heidsieck, Lehrer, hier;

2) ohne Stimmrecht:

Herr Dr. Langsdorf, Gymnasialoberlehrer, hier,
„ Dr. Jolles, Kaiserl. Bankassistent, hier,
„ A. Dahlem, Referendar, hier.

In der Sitzung am 18. September hielt Herr Dr. O. Heuer einen Vortrag über „Die Entzweiung König Sigmunds und des Markgrafen Friedrichs I. von Brandenburg".

Der Vortragende wies zuerst die Haltlosigkeit der bisher am meisten angenommenen, besonders durch Droysen vertretenen Anschauung nach, welche die Entfremdung auf den Breslauer Reichstag des Jahres 1420 zurückführt und ihren Grund in dem Umstande findet, daß Friedrich schon damals im Gegensatze zum Könige und den übrigen Reichsfürsten zum gütlichen Ausgleiche mit den Hussiten geraten habe. Ebensowenig läßt sich die von anderen Historikern geäußerte Vermutung urkundlich nachweisen, daß der

Markgraf durch die dem Herzoge Albrecht von Österreich vom Könige geschenkte Gunst verstimmt, oder über die Übertragung der sächsischen Kur auf das Meißnische Haus aufgebracht gewesen sei. Allen diesen Hypothesen gegenüber müssen wir uns an den Grund halten, der von Sigmund selbst in seinem an den Kurfürsten Friedrich gerichteten Briefe vom 28. Februar 1421 angegeben wird.

In diesem Schreiben bittet der König den alten Freund inständig, von der geplanten Verbindung seines Sohnes Friedrich mit Hedwig, der Tochter des Polenkönigs Wladislaw, der Erbin des polnischen Thrones, abzustehen. Er weist nachdrücklich auf sein Friedrich bekanntes gespanntes Verhältnis zu Polen hin, das leicht zu offenem Kampfe führen könne, und droht im Falle des Ungehorsams mit seiner vollen Ungnade. Friedrich ließ sich durch des Königs Einspruch nicht in der Verfolgung seiner Pläne hindern. Zu Ostern desselben Jahres wurde das Verlöbnis abgeschlossen und durch ein enges Bündnis mit Polen besiegelt. Diesen Schritt hat Sigmund seinem früheren Rate und Vertrauten nie verziehen, den er in der Hoffnung, ihn durch die Bande der Dankbarkeit noch enger an sein Interesse zu knüpfen, zum Markgrafen von Brandenburg, zum Kurfürsten des Reiches erhoben hatte. Der verhängnisvolle Irrtum des Königs lag darin, daß er nicht genügend erwog, wie mit der Übernahme der Marken Friedrich in einen neuen Interessenkreis eingetreten war, sich Aufgaben gegenüber sah, deren Erfüllung eine Rücksichtnahme auf die Wünsche seines königlichen Gönners nicht gestatteten. Der Kurfürst von Brandenburg konnte, mitten darinstehend in dem politischen Getriebe des Ostens, nicht dieselben Wege gehen wie der Träger der ungarischen Krone. In echt zollerschem Geiste schätzte Markgraf Friedrich die Pflichten gegen sein Land höher als seine persönlichen Gefühle. In jahrelangem unablässigem Ringen hatte er den Marken den Frieden gegeben. Sollte das Werk Bestand haben, so mußte der kleine Staat, der ringsum von feindlichen Gewalten bedrängt war, auch nach außen gesichert werden. Wie die Verhältnisse lagen, war der Anschluß an Polen das einzige Mittel um den eben erst von der Anarchie befreiten brandenburgischen Landen einen Halt zu verleihen. Ohne Bundesgenossen konnte die junge

Macht sich gegen die Pommern, die Mecklenburger und den Deutschorden nicht behaupten. Welche Aussichten eröffneten sich dagegen, wenn es dem Sohne des Markgrafen einst gelang als Hedwigs Gemahl den polnischen Thron zu besteigen?

In den deutschen Angelegenheiten hatten Sigmund und Friedrich bisher die gleichen Ziele verfolgt, und nicht aus ihnen entstand der Bruch, aber er wirkte auf sie zurück. Der ungarische König und der Herr der Grenzmark, die beide mit außerdeutschen Interessen rechnen mußten, hatten sich entzweit; das Oberhaupt und der Kurfürst des Reiches bekämpften sich deshalb jahrelang in erbittertem Zwist.

Aus dem Gönner Friedrichs wurde sein Gegner, aus dem Förderer der königlichen Reichspolitik das Haupt der kurfürstlichen Opposition. Mit allen Mitteln der diplomatischen Kunst suchten die beiden größten Politiker ihrer Zeit sich entgegenzuwirken, ein interessanter Zweikampf, der, weil meist mit verborgenen Waffen geführt, noch keine genügende Darstellung gefunden hat. Erst als dem Greise Wladislaw ein Thronerbe geboren, die dem jungen Friedrich verlobte Hedwig gestorben, und damit das Verhältnis Brandenburgs zu Polen ein anderes geworden war, legte sich die Erbitterung. Das alte Vertrauen, die alte Freundschaft zwischen Sigmund und dem Markgrafen waren zwar unwiederbringlich dahin, aber die Beziehungen beider gestalteten sich doch leidlich.

Die unbefangene Würdigung der Thatsachen ergiebt, daß es nicht kleinliche Eifersüchtelei, sondern die Verschiedenheit der wichtigsten Interessen war, welche die beiden großen Männer trennte. Denkwürdig ist dabei besonders der Umstand, daß bereits der erste Zoller in der Mark die Aufgabe des durch ihn begründeten brandenburgischen Staatswesens in den Verwickelungen des Ostens klaren Blickes erkannte und kein Bedenken trug eine selbständige brandenburgische Politik zielbewußt zu verfolgen.

Sodann berichtete Herr Dr. Schellhaß über den unlängst erschienenen zweiten Band der „Quellen zur Frankfurter Geschichte". Herausgeber dieses Bandes, der wie der erste, von Dr. Froning bearbeitete, in erster Linie sein Entstehen der

Administration des Boehmerschen Nachlasses verdankt, ist Herr Dr. Grotefend, Bearbeiter der neue Frankfurter Stadtarchivar Herr Dr. Jung.

An die im ersten Bande vorliegenden Chroniken des vierzehnten und des fünfzehnten Jahrhunderts schließen sich hier die Chroniken der Reformationszeit nebst einer vom Bearbeiter herrührenden Darstellung der Frankfurter Belagerung vom Jahre 1552 an. Nicht alles, was uns der Band bringt, wird darin zum ersten Male veröffentlicht: Wolfgang Königsteins Tagebuch,*) Johann Marstellers Aufruhrbuch**) und Dr. Fichards Annalen***) waren bereits gedruckt, wenn auch, abgesehen von letzteren, in nicht befriedigender Weise. Der Bearbeiter hatte somit bei Herstellung des Textes bei weitem nicht mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, wie der Bearbeiter des ersten Bandes. Verdienstlich ist es, daß wir in den „Quellen" alles vereinigt finden, was auf die für Frankfurt mit der Belagerung von 1552 abschließende Reformationszeit Bezug hat, so unter anderem auch Lieder†) und Epigramme über jene Belagerung, von denen erstere zwar des poetischen Schwunges entbehren, dafür aber immerhin Quellenwert beanspruchen können, letztere sich aber kaum über das Niveau von wertlosen nichtigen Spielereien erheben. Richten wir unser Augenmerk noch kurz auf die hervorragenderen Chroniken unseres Werkes, so nimmt in erster Linie des Kanonikers Königstein Tagebuch unser Interesse in Anspruch. Wir erhalten durch es einen Einblick in die inneren Verhältnisse des Liebfrauenstifts, der uns diese nicht in schönstem Lichte erscheinen läßt. Prozesse und Zank zwischen den einzelnen Mitgliedern, Einschreiten des Rats gegen die Sittenlosigkeit des Klerus, derartiges ist es, wovon uns Königstein zu erzählen weiß. Nichts charakterisiert besser jene

*) Von G. E. Steitz.

**) Von Steitz im Neujahrsblatt des Vereins für Geschichte und Altertumskunde 1875.

***) Im Frankfurtischen Archiv für ältere Deutsche Litteratur und Geschichte I, 3—74.

†) Nach dem Druck in R. v. Liliencrons Historischen Volksliedern der Deutschen IV Nr. 601—606.

moderne Geschichtschreibung, die uns die geistigen und sittlichen Zustände der Geistlichkeit im fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert als vortreffliche darzustellen sucht. Der Ton des Tagebuches ist im Anfang ein sehr trockener, mehr belebt wird er bei der Schilderung des Frankfurter Aufstandes im Jahre 1525. Über ihn ist Hauptquelle das sogenannte Aufruhrbuch des Ratschreibers Johann Marsteller. Dieses, dem offizieller Ursprung nicht abzusprechen sein wird, giebt in kurzer knapper Weise mit eingestreuten Aktenstücken den Verlauf des Aufstandes der Frankfurter Zünfte gegen den Rat an. Während wir in dem Verfasser der darauf folgenden Annalen, Dr. Johann Fichard, mehr den vornehmen Aristokraten vor uns haben, der zwar auf einen universalen Standpunkt sich stellt, aber doch für das Gähren in den unteren Volksschichten, vornehmlich für die Bedeutung des Frankfurter Aufstandes, kein Verständnis hat, tritt uns in der Verfasserin der nächsten Chronik, Katharina Weiß, genannt Scheffers Kreinchen, eine liebenswürdige alte Frau entgegen. Wir glauben sie, im Kreise ihrer Angehörigen sitzend, von den vergangenen Zeiten erzählen zu hören, so anheimelnd und lieblich naiv ist der Ton. Die nun sich anreihenden Aufzeichnungen zerfallen in zwei Gruppen, von denen die erste die Jahre 1546 und 1547, die zweite das Jahr 1552 behandelt. Sehen wir davon ab, auf die Chroniken eines Jakob Urban, eines Jakob Medenbach, eines Degenhart und des Dr. Hieronymus zum Lamb und anderer näher einzugehen. Hervorheben wollen wir nur noch, wie in den Aufzeichnungen des Prädikanten Melchior Ambach nur zu sehr, man möchte fast sagen in komischer Weise, die Erbitterung gegen die Anhänger der alten Lehre sich zeigt, von denen er zur Zeit des Interims viele Unannehmlichkeiten erlitten hatte. Viel maßvoller und vernünftiger ist demgegenüber von seinem Standpunkte aus der vorhin erwähnte Kanoniker Königstein. Er spricht zwar von den lutherischen „Knaben“ und von der lutherischen Sekte, die Gott ausrotten möge, aber im allgemeinen berichtet er doch ruhig über Luther und die neue Lehre. Den Band schließt, wie schon bemerkt, eine ausführliche Darstellung der Belagerung Frankfurts im Jahre 1552. Der Bearbeiter schildert hier in eingehender Weise, auf Grund der Urkunden und

Akten des Frankfurter Stadtarchivs, sowie der im Bande uns gebotenen Chroniken, den Verlauf jenes interessanten, kriegerischen Ereignisses. Zum ersten Male werden hier die Nachrichten kritisch gesichtet, im Gegensatz zu Kirchner und anderen wird von den Chroniken nicht die Neuhaussche, sondern die Lambsche, von der jene nur eine Überarbeitung ist, in erster Linie herangezogen. Vorstehendes mag genügen, um einen Eindruck von dem Inhalt unseres Werkes zu erwecken. Daß uns die Lersnersche Chronik zu den Jahren 1546 und 1547 auf eine uns heute verlorene Quelle hinweist, darauf, wie auf vieles andere, wird der Benutzer von selbst aufmerksam werden.

III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1887/1888.

Der Bericht über die Thätigkeit des Akademischen Gesamt-Ausschusses kann um so kürzer ausfallen, je deutlicher seine Wirksamkeit in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes“ vorliegt. Nachdem die Wege geebnet sind, auf welchen die Arbeit des Hochstiftes sich zunächst zu entfalten hat, ist es erfreulich zu sehen, wie sich diese in ruhiger und sicherer Weise entwickelt und allmählich durch den Ernst, mit welchem sie ihre Aufgabe ergriffen hat und durchführt, immer weitere Kreise zur Mitarbeit heranzieht. Im Einzelnen ist im Anschluß an Satz 4 unserer Satzungen und die dem Hochstifte dort gestellten Aufgaben folgendes zu bemerken.

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes, wie er in den Berichten (Jahrgang I, S. 69 ff.) abgedruckt vorliegt, ausgearbeitete besondere Lehrplan umfaßte folgende Fächer und Lehrkräfte:

1. Professor Dr. A. Riese aus Frankfurt a. M.: Die Rheinlande und ihre Kultur in der Römerzeit.
2. Professor Dr. M. Lenz aus Marburg: Die Epoche des „aufgeklärten Absolutismus“.
3. Hermann Junker, Maler, aus Frankfurt a. M.: Die Malarten, technisch und geschichtlich.
4. Professor Dr. A. Michaelis aus Straßburg i. E.: Über die Ergebnisse der neueren Ausgrabungen in den klassischen Ländern und deren Bedeutung für die griechische Kunstgeschichte.
5. Professor Dr. M. Koch aus Marburg i. H.: Richard Wagner als Dramatiker und Schriftsteller.
6. Professor Dr. B. ten Brink aus Straßburg i. E.: Über Shakspere.

7. Dr. F. Höfler aus Frankfurt a. M.: Die deutschen Kolonien in Afrika und der Südsee.
8. Professor Dr. Th. Ziegler aus Straßburg i. E.: Psychologie.
9. Professor Dr. E. Leser aus Heidelberg: Über die Lehre von den Steuern.
10. Professor Dr. F. E. v. Liszt aus Marburg i. H.: Geschichte und gegenwärtiger Stand des Gefängniswesens.

Auch in diesem Winter ist die ganze Reihe von 50 Vorträgen ohne jede Störung verlaufen. Wir sind den Herren Dozenten besonders dankbar dafür, daß sie ihre mit mancherlei Anstrengung verbundene Aufgabe mit solcher Liebe und Hingebung durchgeführt haben. Ihren wertvollen Leistungen ist es zu verdanken, daß die Zahl der Teilnehmer wiederum bedeutend zugenommen hat. Die Zahl der Besucher beträgt rund 4000 gegen 2500 im vorhergehenden Winter. Der Saal des Hôtel du Nord erwies sich vielfach als zu klein, so daß für den kommenden Winter wiederum an die Wahl eines größeren Raumes gedacht werden muß.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen hat sich in diesem Jahre vorzugsweise zwei Aufgaben zugewendet. Einerseits galt es, den von der Sektion für Volkswirtschaft gestellten und vom Akademischen Gesamt-Ausschuß angenommenen Antrag zur Ausführung zu bringen, welcher im Band III der „Berichte" S. 303 ff. nebst dem darüber erstatteten Gutachten des Herrn Dr. Schnapper-Arndt S. 305—310 abgedruckt ist. Es handelt sich um eine gründliche Erforschung der wirtschaftlichen Gestaltung der Verhältnisse der unteren Volksklassen. Der von der Sektion für Volkswirtschaft mit der Ausführung betraute Ausschuß ist eifrig mit der Erfüllung seiner Aufgabe beschäftigt. Andererseits wurden die seit mehreren Jahren mit bestem Erfolge unternommenen Ausstellungen von Werken eines hervorragenden Meisters fortgesetzt. Auf Antrag der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft wurde die Ausstellung des Jahres 1888 den Werken Alfred Rethels gewidmet, welche durch die rege Teilnahme der Freunde des Hochstiftes, der Verwaltungen von Kunstsammlungen und der Familie des

Künstlers sich sehr reich gestaltete. Der Ausstellungsausschuß, welcher die schwierigen und mühevollen Arbeiten übernommen und durchgeführt hat, war aus dem Vorstande der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft, den Herren Dr. V. Valentin, Otto Donner-von Richter, Dr. H. Pallmann, sowie den Herren Hermann Junker, Ferdinand Günther, Franz von Hoven und dem Verwaltungsschreiber Herrn Dr. Otto Heuer gebildet. Ein näherer Bericht folgt weiter unten (Nr. IV). Auch in diesem Jahre stellte die Polytechnische Gesellschaft ihren Saal dem Hochstifte zur Verfügung, wofür auch hier unser Dank ausgesprochen sei.

C. Die Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsmittel erstreckt sich vorzugsweise auf folgendes.

Wie in den Vorjahren wurden die durch den Haushaltungsplan bewilligten Mittel vor allem zur systematischen Vermehrung der Goethebibliothek verwendet. Sie soll der Goetheforschung und im weiteren Sinne der wissenschaftlichen Beschäftigung mit der klassischen Periode unserer Litteratur das erforderliche Material in möglichster Vollständigkeit bieten, wie es, außer in Weimar, nicht leicht anderswo zur Verfügung steht. Die rasche Erreichung dieses Zieles wäre selbstverständlich nur mit einem bedeutend größeren Kostenaufwande möglich, als ihn die Verhältnisse des Hochstiftes erlauben. Wir müssen uns daher darauf beschränken, im Laufe der Zeit das Erwünschte zu beschaffen. Doch hat die Bibliothek schon in den wenigen Jahren ihres Bestandes die Zahl von 3000 Bänden überschritten. Im abgelaufenen Verwaltungsjahre hat sie einen Zuwachs von 236 Nummern mit 377 Bänden zu verzeichnen. Die Ergänzungen der Gesamt- und Einzelausgaben Goethescher Werke wie die der Schriften seiner Zeitgenossen wurden durch antiquarische Ankäufe bewirkt. Die neuen Erzeugnisse der Goethelitteratur werden sogleich bei ihrem Erscheinen der Bibliothek eingereiht. An Geschenken verdanken wir Herrn Professor Zarncke und Professor Düntzer, sowie dem Verlage von Rütten & Loening wertvolle Werke; Herrn A. Meyer Cohn in Berlin seltene kleinere Schriften Goethes: diese sind unter den Einsendungen einzeln auf-

Digitized by Google

geführt. Der große noch ungebundene Teil des bisherigen Bestandes wurde mit Einbänden und Titelaufschriften versehen, so daß jetzt sämtliche Bände ausleihfähig sind. Zu den früheren sieben Abteilungen A—G (siehe Berichte 1886/87, S. 7*) trat als achte die Abteilung H hinzu. Sie enthält diejenigen Werke, welche ohne speziell Goethe oder einen seiner Zeitgenossen ins Auge zu fassen, die klassische Periode unserer Dichtkunst behandeln; in erster Reihe Geschichten der Litteratur und der einzelnen Dichtungsgattungen. Die Drucklegung des Kataloges ist für das nächste Jahr in Aussicht genommen. Eine systematische Vervollständigung der Reihe der Goethebildnisse soll mit einer Neuordnung der Kunstsammlung Hand in Hand gehen. Leider macht sich schon jetzt der Mangel an den nötigen Aufstellungsräumen sehr fühlbar. Gründliche Abhilfe ist nur durch eine Verlegung der Bibliothek aus dem Goethehause zu schaffen. Über die Vermehrung der zur stilgerechten Ausschmückung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände enthält der Bericht der Goethehauskommission das Nähere.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Lesezimmer liegen jetzt 90 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar aus dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte 11, der Philosophie und Pädagogik 7, der deutschen Litteraturgeschichte 4, der Kunstwissenschaft und Archäologie 9, der Sprachwissenschaft und Philologie 10, der Mathematik und Naturwissenschaft 11, der Geographie 4, der Heilkunde 6, der Jurisprudenz 7, der Volkswirtschaft 10, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 120 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung, im wesentlichen dieselben, welche das genaue Verzeichnis in den Berichten 1886/87 S. 40*—47* aufweist. Außerdem sind nach wie vor die wichtigsten Neuanschaffungen der Stadtbibliothek zur Kenntnisnahme aufgelegt.

E. Die Monatssitzungen mit Vorträgen haben acht mal stattgefunden. Zweimal durften wir als Redner unseren ver-

ehrten Oberbürgermeister Herrn Dr. Miquel begrüßen und in seiner Mitarbeit ein wertvolles Zeichen der Anerkennung der Bestrebungen des Hochstiftes erkennen. Die Vorträge selbst liegen in den „Berichten" gedruckt vor. Mit besonderer Freude dürfen wir auf die drei Erinnerungsfeiern zurücksehen, auf die beiden regelmäßigen Festtage zu Ehren Schillers und Goethes, sowie auf die Gedenkfeier des hundertjährigen Geburtstages Rückerts, welcher dem Hochstifte seine wärmste Teilnahme geschenkt hatte. Die Vorträge wurden teils in dem Sitzungssaale der Handelskammer gehalten, welcher wir für dessen freundliche Überlassung unseren besten Dank aussprechen, teils im Saalbau. Mit dem Goethetage begann infolge eines Übereinkommens mit der Administration des Dr. Hochschen Konservatoriums die Benutzung des großen Saales des schönen Neubaues dieser Anstalt, in welchem auch unsere Lehrgänge werden abgehalten werden. Die durch die dankenswerte Mitwirkung des Sängerchores des Lehrervereins verschönte und gehobene Feier des Goethetages hatte eine so reiche Zuhörerschaft angezogen, daß das Recht der Teilnahme an solchen Feiern in Zukunft auf die Mitglieder des Hochstiftes und ihre Angehörigen wird beschränkt werden müssen.

F. Die „Berichte" haben die ihnen gestellte Aufgabe, „über die geistige Wirksamkeit der Anstalt und die Thätigkeit der Mitglieder, sowie über Anschaffungen, Geschenke und Ähnliches" die Mitglieder in Kenntnis zu setzen, eifrigst zu erfüllen gesucht. Sie sind aber zugleich durch die wissenschaftliche Mitarbeit von Mitgliedern der Fachabteilungen allmählich zu einer Bedeutung herangewachsen, welche in der wissenschaftlichen Welt mehr und mehr Beachtung findet. Auch der letzte Band (Jahrgang IV, 1888) weist eine Bereicherung des Inhaltes auf, welcher sich äußerlich dadurch ausspricht, daß die „Berichte aus den Fachabteilungen" 479 Seiten aufweisen gegen 313 im vorigen Jahrgange. Eine besondere Bedeutung hat dieser Band durch die erstmalige Mitteilung eines Goetheporträtes, sowie einer Reihe bisher ungedruckter litterarischer Denkmäler erhalten: beides ist der Freundlichkeit des Herrn Kammerherrn Hugo von Donop zu verdanken, aus dessen reicher Samm-

lung noch weitere Mitteilungen in Aussicht stehen. Das sorgfältig gearbeitete ausführliche Regiſter ist dem Verwaltungsschreiber, Herrn Dr. Otto Heuer, zu verdanken.

G. Die Herbeiführung wechselseitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke anstrebenden Vereinen und Gesellschaften ist allmählich zu einer Pflege der vorhandenen Beziehungen geworden. Das mit dem Verein für Geschichte und Altertumskunde getroffene Abkommen einer gemeinschaftlichen Feier des Winckelmanntages hat seine Verwirklichung darin gefunden, daß im letzten Dezember das Hochstift zum erstenmale thätig mitgewirkt hat, indem es Herrn Professor Dr. Schmarsow aus Breslau um Übernahme des Vortrages ersuchte. Dieser behandelte im Anschluß an die fünfhundertjährige Erinnerungsfeier der Geburt Donatellos das Wirken dieses großen Meisters der Renaissance (oben S. 61—70). Bei der Eröffnung der Rethel-Ausstellung durften wir die Vertreter der Behörden und die Vorstände der der Pflege der Kunst gewidmeten Vereine begrüßen, sowie die mit dem Dr. Hochschen Konservatorium angeknüpften freundlichen Beziehungen ihren Ausdruck in der Teilnahme an der Eröffnungsfeier des Neubaues des Konservatoriums fanden. In Weimar überzeugte sich der Vertreter des Hochstiftes von der wachsenden Blüte der Goethe-Gesellschaft, deren Gedeihen wir freudig begrüßen. Je weniger es Aufgabe des Hochstiftes sein kann, sich einer ausschließlichen Beschäftigung mit Goethe hinzugeben, so sehr heißt sie es willkommen, daß dort das Studium des großen Mannes und seiner Werke eine besondere Pflege gefunden hat, der auch uns in so vieler Beziehung teuer ist und dessen Wirken und Schaffen auch fürderhin belebend und fördernd unser eigenes Arbeiten durchdringen möge.

IV. Alfred Rethel-Ausstellung.

Über diese Ausstellung hat der Vorsitzende der Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft, Herr Professor Dr. Valentin, folgenden Bericht im „Repertorium für Kunstwissenschaft“ (redigiert von Dr. H. Janitschek, Bd. XI, S. 416–417) veröffentlicht.

Für seine diesjährige Ausstellung, welche vom 3. bis zum 24. Juni dauerte, hat sich das Freie Deutsche Hochstift den großen Meister der Geschichtsmalerei, Alfred Rethel, gewählt. Auch diese Ausstellung war wie die früheren von den Freunden des Hochstiftes reich beschickt, so daß sie ein vollständiges Bild von dem Schaffen des Meisters, von seinen ersten Versuchen, mit denen er als Knabe überraschte, bis zu den letzten zitternden Zügen des früh Erkrankten, zu geben im Stande war. Besonders reich war die Abteilung der Ölbilder beschickt; bei der verhältnismäßig geringen Zahl dieser Werke, welche Rethel geschaffen hat, war das, was überhaupt erreichbar ist, thatsächlich vorhanden. Als besonders erfreulich erwähnen wir die großen Werke „Petrus und Johannes heilen den Lahmen“ aus dem Museum zu Leipzig, neben welchem zu interessantem Vergleich der Karton aufgehängt war, und die „Auferstehung Christi“ aus der Nikolaikirche zu Frankfurt, welches letztere Bild damit zugleich selbst eine Auferstehung erhalten: in der Kirche an dunkler Stelle aufgestellt, war es weder selbst zu sehen, noch auch der Staub, welcher sich seit vierzig Jahren ungestört auf ihm abgelagert hatte. Nun kehrt es, nachdem es einige Wochen thatsächlich betrachtet werden konnte, in verjüngter Schöne wieder in sein Dämmerleben zurück.

Die eigenhändigen Arbeiten des Meisters zeigen in der Gruppe I Kartone auf, sechs große Werke, welche noch der Witwe gehören: sie waren alle durch die Vergleichung mit den hier befindlichen Gemälden von hervorragendem Interesse. Gruppe II enthielt 18 Werke in Öl, außer den schon erwähnten noch besonders „Die Auffindung der Leiche Gustav Adolfs" in Stuttgart, „Kaiser Maximilian auf der Martinswand", die trefflichen Ölskizzen zu den vier Kaisern im Kaisersaal, darunter besonders meisterhaft Karl V., der auch in der großen Ausführung eines der besten Bilder Rethels und überhaupt des Kaisersaales ist; später kam noch eine sehr schöne Skizze zum „Daniel in der Löwengrube" hinzu. Gruppe III, Aquarelle und Handzeichnungen umfassend, wies 130 Nummern auf, darunter die Originalentwürfe zu den Kaiserfresken in Aachen, den Hannibalszug und viele andere durch Vervielfältigung wohlbekannte Blätter, so die schöne Schlacht bei Sempach, die Bonifatiusbilder, der Tod Winkelrieds, aber auch Blätter, die in weiteren Kreisen als Originale oder überhaupt kaum bekannt sein möchten, wie die Bleistiftzeichnung im Besitze Dr. H. Weismanns: „Eva reicht dem Adam den Apfel" oder die erste Skizze zum Kaiser Maximilian I., eine Tuschzeichnung im Besitze des Herrn Donner-von Richter. Besonders wertvoll waren die vielen Studien, die es ermöglichten, einzelne Schöpfungen, wie Karl V., von der ersten Skizze und den Aktzeichnungen bis zum Ölbild durch alle Stadien zu verfolgen. Hierbei erschien besonders deutlich die Eigentümlichkeit Rethels, die Porträte seiner Freunde zu verwenden, aber doch wiederum so umzugestalten, daß sie ganz Ausdruck des gewünschten Charakters wurden und alles Modellmäßige verloren. Gruppe IV gab zwei Malerradierungen Rethels. Eine folgende Abteilung vereinigte die Nachbildungen nach Werken Rethels: Gruppe I Kupfer- und Stahlstiche, Gruppe II Holzschnitte, Gruppe III Lithographien, Gruppe IV Photographien. Unter den beiden ersten Gruppen befanden sich eine Reihe besonders schöner erster Drucke und manche selten gewordene Blätter. Rethels Bildnis war durch eine kleine Büste von Nordheims vertreten, durch eine sehr ideal gehaltene Tuschzeichnung Blanks in Düsseldorf, ein Aquarell Jakob Beckers und die Photographie einer

Kreidezeichnung, welche verkleinert der Ausgabe des Nachlasses durch die Berliner Photographische Gesellschaft beigegeben ist. Ein ausführlicher von Herrn Dr. H. Pallmann gearbeiteter und mit einer Einleitung versehener Katalog*) giebt genaue sachliche Auskunft über die einzelnen Werke. Am 16. Juni hielt Herr Professor Dr. Valentin in der Ausstellung selbst einen Vortrag über Rethel.**)

*) Der Katalog (Alfred Rethel-Ausstellung 1888) ist von der Kanzlei des Hochstiftes oder durch den Buchhandel zu Mk. 1.— zu beziehen.

**) Vgl. oben S. 1 ff.

V. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1887/88.

Die Kommission hielt im Laufe des verflossenen Verwaltungsjahres sechs Gesamtsitzungen ab, denen noch eine Reihe von Sitzungen und Besprechungen der einzelnen Subkommissionen sich anschlossen.

Nachdem im Vorjahre umfassende Herstellungsarbeiten am Goethehause stattgefunden hatten, konnte die Thätigkeit der Kommission in diesem Jahre sich darauf beschränken durch stilgerechte Ausstattung der Zimmer an der Erreichung des Zieles zu arbeiten, welches stets im Auge behalten wurde: dem Goethehause in jeder Beziehung den Charakter wiederzuverleihen, welchen es zu Goethes Jugendzeit trug. Die volle Durchführung dieser Idee ist freilich erst dann zu ermöglichen, wenn sämtliche Räume des Goethehauses, durch Entlastung desselben von der Inanspruchnahme der Zimmer zu Verwaltungszwecken, für die Herrichtung zur Verfügung stehen. Ein bedeutender Schritt auf diesem Wege wurde dadurch erreicht, daß die Fenster des ersten und zweiten Stockes mit Vorhängen im Geschmacke der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts versehen wurden. Die Aufgabe war keine leichte. Die äußere Form, der Faltenwurf wurde nach Zeichnungen Chodowieckys gewählt und mit Rücksichtnahme auf die größere und geringere Kostbarkeit des Stoffes, der einstigen Bestimmung der einzelnen Räume anzupassen gesucht. Das Schwierigste war die Beschaffung wirklich stilvoller Stoffe, deren Farbe und Muster zugleich mit den Tapeten in Einklang zu bringen war. Da man der Kosten halber davon absehen mußte, Stoffe für diesen Zweck besonders weben zu lassen, so ist die Kommission nach sorgfältigster Prüfung bestrebt gewesen, aus den im allgemeinen in Geschmack und Farbenstimmung von

denen des vorigen Jahrhunderts so sehr verschiedenen Mustern unserer Zeit, das passendste auszuwählen. Einzelteile, wie Einfassungen und Schnüre, wurden besonders angefertigt. Die Kommission hatte sich in den technischen Fragen der bereitwilligen Unterstützung des Herrn J. G. Clauer zu erfreuen. Was auf diese Weise geleistet worden ist vermögen die Mitglieder des Hochstiftes jetzt bei einem Besuche des Goethehauses zu beurteilen. Das eine läßt sich aber wohl ohne diesem Urteile vorzugreifen aussprechen, daß die mit Vorhängen ausgestatteten Räume sowohl an Charakter wie an Traulichkeit unendlich gewonnen haben. Es wurde dies auch von auswärtigen Besuchern vielfach anerkannt.

Die Ausmöblierung und Ausschmückung des Hauses war die Kommission auch in diesem Jahre, durch vorteilhafte Gelegenheitskäufe, zu fördern bemüht.

Von Neuerwerbungen mögen hier genannt werden: zwei kunstvoll gearbeitete, reich ausgestattete Wanduhren des vorigen Jahrhunderts nebst Konsolen; ein großer Rokkokospiegel in vergoldetem, schön geschnitztem Rahmen mit Konsole, sowie ein besonders wertvoller Porzellanofen, zu welchem ein passender eiserner Untersatz nach längeren Bemühungen ebenfalls beschafft wurde. Die Aufstellung des Ofens wird in nächster Zeit erfolgen.

Um eine längst gefühlte Pflicht der Pietät zu erfüllen, brachte die Kommission die Aufstellung einer Büste des verstorbenen Kanzleirates Dr. Müller in den Räumen des Goethehauses in Vorschlag, ein Denkmal der Erinnerung an den Mann, dessen hochherziger Liberalität das Hochstift die Mittel verdankt, nicht nur in umfassendem Maße seinen wissenschaftlichen Aufgaben gerecht zu werden, sondern auch das Geburtshaus unseres Dichterfürsten nach außen und innen in würdiger Weise wiedererstehen zu lassen. Da der Verwaltungs-Ausschuß freudig dem Vorschlage zustimmte, so konnte die Herstellung der Büste, welche dem Herrn Bildhauer Rumpf, dem langjährigen Bekannten des Verewigten übertragen wurde, sogleich in Angriff genommen werden. Das wohlgelungene, durch seine Porträtähnlichkeit überraschende Gypsmodell wird nach einem feierlichen Enthüllungsakte in dem Sitzungssaale des Hochstiftes, dem großen Zimmer des ersten Stockes, eine

angemeſſene Aufſtellung finden. Die Ausführung in Marmor, wird in den nächſten Jahren erfolgen.

Zu einem Unternehmen endlich, deſſen Durchführung erſt im Laufe der Zeit zu ermöglichen ſein wird, iſt von der Kommiſſion im abgelaufenen Jahre der Plan gefaßt worden. Es handelt ſich darum, das Zimmer des Herrn Rat durch Einrichtung einer Bibliothek im Stile des vorigen Jahrhunderts wieder zu dem zu machen, was es einſt war, zum Studierzimmer. Die Wiederherſtellung dieſes Raumes in der alten Geſtalt ſcheint um ſo mehr geboten als er einer der wenigen iſt, deren frühere Beſtimmung unzweifelhaft feſtſteht, und auch die Rückſicht auf den nicht unbedeutenden Koſtenaufwand, den die Durchführung erheiſchen wird, durfte die Kommiſſion nicht hindern, den Plan ernſtlich ins Auge zu faſſen. In Vorbereitung desſelben ſind bis jetzt Zeichnungen nach den Vorbildern von Frankfurter Bibliotheken des vorigen Jahrhunderts entworfen.

Zum Schluſſe ſagt die Kommiſſion allen denen, welche ſie bei ihren Arbeiten mit Rat und That unterſtützt haben, ihren herzlichſten Dank. Mit Freude und Stolz ſieht ſie den Erfolg ihres Wirkens in dem geſteigerten Intereſſe Hieſiger und Auswärtiger für die Geburtsſtätte unſeres größten Mitbürgers, welches ſich in dem ſtetig wachſenden Beſuche bekundet. Sie ſchöpft daraus die Überzeugung, daß ſie auf dem richtigen Wege ſich befindet.

VI. Einsendungen.

Vom 1. Juni bis 30. September 1888 wurden nachfolgende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die zahlreich eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Prof. M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, bezw. Verein, Schule u. s. w.

Philosophie.

*Philosophical Classics for English readers edited by William Knight. Edinburgh and London.
Leibniz by John Th. Merz, 1884.
Fichte by Robert Adamson, 1881.
Kant by William Wallace, 1882.
Spinoza by John Caird, 1888.
Hegel by Edward Caird, 1883.
Berkeley by A. Campbell Fraser, 1881.
Vico by Robert Flint, 1884.
Hume by William Knight, 1886.
Hamilton by John Veitch, 1882.
Butler by W. Lucas Collins, 1881.
Hobbes by George Croom Robertson, 1886.
Descartes by J. P. Mahaffy, 1880.
Sämtlich Geschenke des Herrn Professor Dr. K. Damman in Birmingham.

Naturwissenschaften.

*Neusching, Just., Über die Molekulargröße einiger Elemente und anorganischer Verbindungen. Göttinger Dissertation 1887.

*Münchmeyer, F., Untersuchungen über das Verhalten verschiedenartig konstituirter Karbonylverbindungen gegen Hydroxylamin und Phenylhydrazin. Göttinger Dissertation 1887.

*Monatsberichte der deutschen Seewarte für Dezember 1887. Dasselbe für jeden Monat des Jahres 1887, nebst 2 Beiheften.

*Meteorologische Beobachtungen in Deutschland von 25 Stationen zweiter Ordnung, sowie stündliche Aufzeichnungen von drei Normalbeobachtungsstationen der Seewarte und Kaiserslautern; die Stürme nach den Signalstellen der Seewarte. 1886, Jahrg. 9. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1888.

*Bebber, J. van, Ergebnisse der ausübenden Witterungskunde während des Jahres 1887. Beiheft 1 zum Monatsberichte der deutschen Seewarte. Hamburg 1888.

*Bebber, J. van. Die Ergebnisse der Wetterprognosen im Jahre 1887, nach den tabellarischen Zusammenstellungen in den Monatsberichten der deutschen Seewarte für den Jahrgang 1887. Beiheft 2 zum Monatsberichte der deutschen Seewarte. Hamburg 1888.

*Herder, F. v., Biographische Notizen über einige in den Plantae Raddeanae genannte Sammler und Autoren. Separatabdruck aus Englers botanischen Jahrbüchern. 9. Bd. 4. Heft, 1888. Leipzig, W. Engelmann.

*Das Lucigen der Hannays-Patents-Company.

*Krekeler, K., Zur Kenntnis der aromatischen-, der Thiophen- und der Penthiogenreihe. Göttinger Dissertation 1887.

*Mansfeld, Wilh., Über die Bildung sogenannter geschlossener Moleküle und über einige Verbindungen des Diäthylendisulfids. Göttinger Dissertation 1887.

*Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la redaction du Professeur Dr. M. Menzbier. Année 1888. Nr. 2. Moscou 1888.

*Ruffi, Hans, Über Derivate des Normalpropylthiophens und einige Glyoxylsäuren der Thiophenreihe. Göttinger Dissertation 1887.

*Sohst, Otto, Über krystallisirte Zuckersäure (Zuckerlactonsäure), ihre Eigenschaften und ihre Zersetzungsprodukte mit Salzsäure. Göttinger Dissertation 1887.

*Schomburgk, R., Report on the progress and condition of the Botanic Garden during the year 1887. Adelaide 1888.

*Programm Sr. Königl. Hoheit dem Großherzog von Hessen und bei Rhein Ludwig IV. zum 25. August 1887 gewidmet von Rektor und Senat der Landesuniversität. Phaenologische Untersuchungen von Dr. Herm. Hoffmann. Gießen 1887.

*Pampel, Osk., Zur Kenntnis aromatischer Ketone. Göttinger Dissertation 1887.

*Schmidt, Georg, Über Harnstoffchloride und deren Einwirkung auf aromatische Kohlenwasserstoffe bei Gegenwart von Aluminiumchlorid. Göttinger Dissertation 1887.

*Wagner, Ed., Über das Vorkommen und die Vertheilung des Gerbstoffes bei den Crassulaceen. Göttinger Dissertation 1887.

*Kurz, A., Über Messungen der irdischen Schwerkraft. Separatabdruck aus dem Repert. der Physik, herausgegeben von Dr. F. Exner.

*Broemme, Wilh., Über die Cyanbenzoësäuren. Göttinger Dissertation 1887.

*Kurz, A., Die Schwerkraft der Erde. Separatabdruck aus den Blättern für das bayerische Realschulwesen vom Jahre 1888.

*Elektromagnetische Untersuchungen von H. Götz und A. Kurz in Augsburg.

*Möller, Ed., Petrographische Untersuchung einiger Gesteine der Rhön. Göttinger Dissertation 1887.

*Schumann, Friedr., Elektromagnetische Rotationserscheinungen flüssiger Leiter. Göttinger Dissertation 1887.

*Damsky, Alex., Über einige Abkömmlinge der Thiophensäure und der Campfersäure. Göttinger Dissertation 1887.

*Haedicke, Jul., Untersuchungen über die aus Caragheenmoos und Raffinose (Melitose) entstehenden reducirenden Zuckerarten. Göttinger Dissertation 1887.

*Demuth, Rob., Beiträge zur Kenntnis des Thiophens. Göttinger Dissertation 1887.

*Williams, John F, Über den Monte Amiata in Toskana und seine Gesteine. Göttinger Dissertation 1887.

*Gegen die Contacttheorie. Drei Mitteilungen von H. Götz und A. Kurz. Separatabdruck aus dem „Centralblatt für Electrotechnik", 1887 und 1888.

*Elektrometrische Versuche von H. Götz und A. Kurz. Separatabdruck aus dem „Repert. der Physik von Exner".

*Mueller, Ferd. v., Iconography of Australian species of acacia and cognate genera. 9—11 decade. Melbourne 1888.

*Levi, Louis, Beiträge zur Kenntnis des Thiophens. Göttinger Dissertation 1887.

*Knape, Emil, Untersuchung des dritten Ampèreschen Fundamentalversuches. Göttinger Dissertation 1887.

*Walder, Franz, Zur Kenntnis der Benzylderivate des Hydroxylamins. Göttinger Dissertation 1887.

*Vogel, J. H., Über die chemische Zusammensetzung des Vesuvians. Göttinger Dissertation 1887.

*Wrampelmeyer, Ed., Einige substituirte Harnstoffe der aromatischen Reihe. Para- und Meta-Phenylencyanat. Göttinger Dissertation 1887.

Geographie.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. VIII. Jahrgang, 1888. Hermannstadt 1888.

†Mittheilungen des Nordböhmiſchen Exeurſionsclubs, redigirt von von Profeſſor A. Pandler und Profeſſor J. Münzberger. 11. Jahrgang, Heft 2 und 3. 1888.

Kunſt.

*Zarncke, Friedr., Kurzgefaßtes Verzeichniß der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis. Des XI. Bandes der Abhandlungen der philolog.-hiſtor. Claſſe der Königl. Sächſiſchen Geſellſchaft der Wiſſenſchaften, Nr. 1. Leipzig, bei S. Hirzel, 1888.

*Amtlicher Bericht aus den Königl. Preußiſchen Kunſtſammlungen. Nr. 3.

*Baethgen, Ernſt, De significatione galli in religionibus et artibus Graecorum et Romanorum. Göttinger Diſſertation 1887.

Litteratur.

*Jolle, Georg, Der Spruchdichter Boppe, ſein Leben und ſeine Werke. Göttinger Diſſertation 1887.

*Philips, Carl, Lokalfärbung in Shakeſpeares Dramen. 1. Teil. Gießener Diſſertation 1888.

*Werner, Lor., Prolog zur Centenarfeier König Ludwigs I. von Bayern.

*Düntzer, Heinrich, Goethe und Karl Auguſt. Studien zu Goethes Leben. 2. neubearbeitete und vollendete Auflage. Leipzig 1888.

*Diplom der Societas Physica Jenensis, durch welches ſie Joannem Wolfgangum a Goethe einſtimmig zum Präſidenten ernennt. 1804, Sept. 25. Jenae, literis Goepferdtii typograph. aulic. Geſchenk des Herrn Alex. Meyer Cohn in Berlin.

*Goethe: Zur Logenfeyer des dritten Septembers 1825. Weimar 1825. Desgl.

*Goethe: Rede bey Eröffnung des neuen Bergbaues zu Ilmenau den 24. Februar 1784. Älteſter Druck klein 4°. Desgl.

Jurisprudenz.

*Sandſtein, J. P., Über die laesio enormis. Göttinger Diſſertation 1887.

*Bendixen, Friedr., Der Nießbrauch an einer Heerde nach Römiſchem Recht. Göttinger Diſſertation 1887.

Geſchichte.

†Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Deutſchen in Böhmen. 26. Jahrgang, Heft 1, 2, 3, 4. Prag 1887 und 1888.

†Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Stadt Meißen. Bd. 2, Heft 1 und 2.

Digitized by Google

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Im Auftrag der wissenschaftlichen Kommission herausgegeben von R. Pick, Archivar der Stadt Aachen. Bd. 9. Aachen 1887.

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins, Register zu Band 1—7, bearbeitet von Dr. Hermann Keussen. Aachen 1887.

*Schneider, J., Beiträge zur ältesten Geschichte des Stadt- und Landkreises Düsseldorf. Düsseldorf 1888.

Sprachwissenschaft.

*Schrader, Bernh., Studien zur Aelfricschen Syntax. Ein Beitrag zur Altenglischen Grammatik. Göttinger Dissertation 1887.

*Heuser, W., Die mittelenglischen Legenden von St. Editha und St. Etheldreda, eine Untersuchung über Sprache und Autorschaft. Göttinger Dissertation 1887.

*Bock, Karl, Die Syntax der Pronomina und Numeralia in König Alfreds Orosius. Göttinger Dissertation 1887.

*Grosse, Karl, Syntaktische Studien zu Jean Calvin. Gießener Dissertation 1888.

*Euling, Karl, Über 100 noch ungedruckte Priameln des 15. Jahrgangs. Göttinger Dissertation 1887.

Heilkunde.

*Programm zur Feier des Geburtsfestes des Großherzogs Friedrich durch die Albert-Ludwigs-Universität. Inhalt: Neuere Richtungen und nächste Ziele auf dem Gebiete der Behandlung innerer Krankheiten von Dr. Christian Bäumler. Freiburg 1888.

*Schomerus, Menko. Fünf Fälle von tumor cerebelli. Ein Beitrag zur Symptomatologie und Diagnose der Kleinhirngeschwülste. Göttinger Dissertation 1887.

*Cölle, Fried., Beiträge zur Lehre vom primären Oesophaguscarcinom. Göttinger Dissertation 1887.

*Bauke, Herm, Ein Fall von Trophoneurose der Haut. Göttinger Dissertation 1887.

*Lantzius-Beninga, Eberh., Ein Beitrag zur Kenntnis der Paralysis agitans. Göttinger Dissertation 1887.

*Hornkohl, Alwin, Über die Bestimmung der Herzresistenz beim weiblichen Geschlecht. Göttinger Dissertation 1887.

*Hueter, Karl, Ein großes Cystom der Leber bei einem Kinde, nebst Bemerkungen über cystische Erkrankungen der Leber. Göttinger Dissertation 1887.

*Schlüter, E., Beitrag zur Phosphortherapie der Rhachitis. Göttinger Dissertation 1887.

Technik und Volkswirtschaft.

*Denkschrift über die Ströme Memel, Weichsel, Oder, Elbe, Weser und Rhein. Bearbeitet im Auftrage des Herrn Ministers der öffentlichen Arbeiten. Berlin 1888.

*Erläuterung zu den auf den Nord-Ostsee-Kanal bezüglichen, beim III. Internationalen Binnenschifffahrts-Congreß zu Frankfurt a. M. ausgestellten Zeichnungen und Schriftstücken, herausgegeben vom Reichsamt des Innern.

*Boulé, Aug., Le but et l'utilité de la canalisation des fleuves. Paris 1888.

*Lindley, W. H., Beschreibung der Frankfurter Hafenanlagen. Den Mitgliedern des III. Internationalen Binnenschifffahrts-Congresses gewidmet vom Magistrate der Stadt Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1888.

*Maschinelle Einrichtungen für den Getreide-Verkehr, sowie Auslade- und Hebe-Vorrichtungen für sonstige Stück- und Massengüter. Den Mitgliedern des III. Internationalen Binnenschifffahrts-Congresses zu Frankfurt a. M. gewidmet von Gebrüder Weismüller, Maschinenfabrik Bockenheim-Frankfurt a. M.

*Sonderverzeichniß der seitens des Königl. Preuß. Ministeriums der öffentlichen Arbeiten ausgestellten Wandpläne, Druck- und Kartenwerke, Modelle u. s. w. zum III. Internat. Binnenschifffahrts-Congreß. Berlin 1888.

*Einladungsschrift zum III. Internat. Binnenschifffahrts-Congreß zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1888.

*Notice sur les établissements de la société Cockerill. Liége 1888.

*Notice sur les ascenseurs hydrauliques pour bateaux par Ch. Freson. 1888. Dasselbe übersetzt von P. Hetzler. Frankfurt a. M. 1888.

*Lindley, W. H., Beschreibung der Entwässerungs-Anlagen der Stadt Frankfurt a. M. Separatabdruck aus dem Werke: Frankfurt a. M. und seine Bauten 1886.

*Katalog der während des III. Internat. Binnenschifffahrts-Congresses stattfindenden Ausstellung im Saalbau. Frankfurt a. M. 1888.

*Honsell, M., Über die kulturgeographische Bedeutung der Flüsse und ihre Entwickelung als Verkehrswege. Vortrag, gehalten bei der festlichen Eröffnung des III. Internat. Binnenschifffahrts-Congresses zu Frankfurt a. M., 20. August 1888.

*Lindley, W. H., Beschreibung der Wasserbauten innerhalb des Stadtgebietes von Frankfurt a. M. Separatabdruck aus dem Werke: Frankfurt a. M. und seine Bauten 1886.

*Scamoni, G., Die Russische Abteilung in der Nordischen Kunst-, Landwirtschafts- und Industrie-Ausstellung in Kopenhagen 1888. Originalbericht St. Petersburg 1888.

*Heß, R., Über Waldschutz und Schutzwald. Akademische Festrede zur Feier des Stiftungsfestes der Großherzogl. Hessischen Ludwigs-Universität am 21. Juli 1888. Gießen 1888.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Crefeld für 1887. Crefeld 1888.

*Jahresbericht der Handelskammer zu Barmen für 1886.
Dasselbe für 1887.

*Dreiundzwanzigster Jahresbericht des Kaufmännischen Vereins zu Frankfurt a. M. Jahrg. 1887. Frankfurt a. M. 1888.
Programme u. s. w. von Akademien und Schulen.

Programme u. s. w. von Akademien und Schulen.

*Ordnung der Vorlesungen an der k. k. Deutschen Carl-Ferdinands-Universität zu Prag im Wintersemester 1888—89.

*Übersicht der akademischen Behörden, Professoren, Privatdozenten, Lehrer, Beamten an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Winter-Semester 1887/88.

*Verzeichniß der öffentlichen Vorlesungen an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Winter-Semester 1887/88.

*Verzeichniß der öffentlichen Vorlesungen an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Winter-Semester 1888/89.

*Übersicht der akademischen Behörden an der k. k. Franz-Josefs-Universität zu Czernowitz im Studienjahre 1888/89.

*Index scholarum Hibernarum publice et privatim in universitate litterarum Jenensi 1888/89 habendarum.

*Vorlesungen an der Großherz. und Herzogl. Sächsischen Gesammt-Universität Jena im Winter 1888/89.

*Personalbestand der Großh. Hessischen Ludwigs-Universität Gießen. Sommersemester 1888.

*Verzeichniß der Vorlesungen, welche auf der Großh. Hessischen Ludwigs-Universität zu Gießen gehalten wurden.

*Ankündigung der Vorlesungen, welche im Winter-Halbjahre 1888/89 an der Großh. Badischen Albert-Ludwigs-Universität zu Freiburg im Breisgau gehalten werden.

*Verzeichniß der im Winter-Halbjahre 1888/89 auf der Universität Leipzig zu haltenden Vorlesungen.

*Index scholarum publice et privatim in Academia Georgia Augusta per semeste hibernum 1888/89 habendarum. Insunt epistulae imperatorum romanorum ex collectione canonum Avellana a Wilhelmo Meyer spirensi editae.

*Programm der Großh. Hessischen Technischen Hochschule zu Darmstadt für das Studienjahr 1888/89.

*Programm der Herzogl. Technischen Hochschule Carolo-Wilhelmina zu Braunschweig für das Studienjahr 1888/89. Braunschweig 1888.

*Programm der Königlichen Technischen Hochschule zu Hannover für das Studienjahr 1888/89. Hannover 1888.

*Programm der k. k. Technischen Hochschule in Wien, für das Studienjahr 1888/89.

†Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution showing the operations expenditures and condition of the institution to Juli 1885. Part. 2. Washington 1886.

*Bericht der Jacobson-Schule in Seesen am Harz von Ostern 1887 bis Ostern 1888.

VII. Veränderungen im Mitgliederbestande
in der Zeit vom 1. Juni bis zum 30. September 1888.

A. Neu eingetreten.

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 6.—: Mehrbeiträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Friedrich Krämer, Lehrer, Bockenheim.
2. Prof. Dr. Theodor Hartwig, Gymnasialdirektor, hier.
3. Dr. Albert Krebs, Oberlehrer, hier.
4. Rudolph Fuchs, Privatier, Budapest. (10 fl.)
5. Otto Grimm, Stadtrat, hier.
6. Johann Heidsieck, Lehrer, hier.
7. Gustav Schmidt, Ingenieur, hier.
8. Dr. Oskar Jolles, Kais. Bank-Assistent, hier.
9. Erich Schuster, „ „ „
10. Max Hein, „ „ „
11. Fritz Nierhoff, „ „ „
12. Dr. J. Guttenplan, Arzt, hier.
13. C. Fr. Wollstätter, Kaufmann, hier.
14. Julius Hamel, Maler, hier.

Die Mitglieder, welche geneigt sind nachträglich ihren jährlichen Beitrag über den Pflichtbeitrag von Mk. 6.— zu erhöhen, werden gebeten, die Mitteilung davon an die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes gelangen zu lassen.

B. Gestorben.

1. Dr. med. Gustav Strauß, Rentier, Bessungen.
2. Joh. Adam Meyer, Kaufmann, hier.
3. Gustav Ed. Heimpel, Kaufmann, Bockenheim.
4. Georg Ebert, Privatier, hier.
5. Edmund Krieger, Geh. Kammerrat, Arnstadt.

4 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraum vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen:

mit Wahlrecht:.

Herr Professor Dr. med. Fleisch, hier.

Die Neuwahl des Vorstandes der Abteilung im Oktober ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Rosenberger, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Rausenberger und als Schriftführer Herrn Dr. Dobriner.

In der Sitzung vom 13. November 1888 sprach Herr Dr. Rausenberger über „Methoden zur Vergleichung der Besoldungsverhältnisse der Lehrer an verschiedenen Schulen".

Die Besoldungsverhältnisse der Lehrer an staatlichen oder kommunalen Lehranstalten werden an verschiedenen Orten nach verschiedenen Prinzipien geregelt, von denen die wichtigsten die folgenden sind:

a) An sämtlichen staatlichen und den meisten städtischen höheren Lehranstalten ist eine bestimmte Anzahl von Lehrerstellen vorhanden, von denen jeder ein unveränderlicher Gehaltsbezug zukommt. Ein Lehrer kann nur dadurch zu einem höheren Gehalte gelangen, daß er in eine frei werdende höhere Stelle versetzt wird. Dem einzelnen Lehrer gegenüber besteht keine Verpflichtung zu einem bestimmten Vorrückenlassen, vielmehr ist letzteres gänzlich den zuständigen Behörden in die Hand gegeben; nur müssen im allgemeinen die sämtlichen vorhandenen Stellen wirklich besetzt werden. An allen staatlichen und einem großen Teile der städtischen höheren

Schulen ist gegenwärtig der sogenannte Normaletat eingeführt. Nach diesem muß das Durchschnittsgehalt aller festangestellten akademisch gebildeten Lehrer (unter Ausschluß des Direktors) einer Vollanstalt (Gymnasium, Realgymnasium, Oberrealschule) 3150 Mk. betragen, wozu ein Wohnungsgeldzuschuß kommt, der nach den Teuerungsverhältnissen des betreffenden Ortes festgesetzt ist und an städtischen Anstalten nicht immer in der vollen Höhe wie an staatlichen ausgezahlt wird. Für Frankfurt beträgt der volle Wohnungsgeldzuschuß 900 Mk., so daß sich das durchschnittliche Gesamtgehalt auf 4050 Mk. stellen würde. Das Minimal- und Maximalgehalt pflegt ohne Zuschuß 1800 und 4500 Mk. zu betragen. Bei einer Anstalt mit 10 Lehrerstellen können die Gehälter nebst Zuschuß von 900 Mk. etwa die folgenden sein: 2700, 3000, 3300, 3600, 3900, 4200, 4500, 4800, 5100, 5400 Mk.

b) Sämtliche Lehrer einer Anstalt können mit demselben Anfangsgehalte angestellt werden und nach bestimmten Zeiträumen Alterszulagen erhalten. In dieser Lage befinden sich die meisten Elementarlehrer Frankfurts, welche in der achten Gehaltsklasse angestellt sind.

Diese beginnen mit einem Anfangsgehalte von 1800 Mk. und erhalten nach $5^1/_4$, $10^1/_4$, $15^1/_4$ und $20^1/_4$ Dienstjahren, bezw. 2200, 2600, 3000, 3400 Mk. Hier wird mit der Anstellung ein Rechtsanspruch auf das Vorrücken in die höheren Gehaltsstufen erworben. Dagegen findet ein Vorrücken außerhalb der angegebenen Bestimmungen im allgemeinen nicht statt. Der Durchschnitt der Gehälter, welche an einer Anstalt ausgezahlt werden, kann in verschiedenen Jahren ein sehr verschiedener sein.

c) Die beiden erörterten Besoldungssysteme können in der Art vereinigt werden, daß an jeder Lehranstalt etatmäßige Lehrerstellen in verschiedenen Gehaltsklassen geschaffen werden, innerhalb deren wieder ein Vorrücken in höhere Stufen nach gewissen Zwischenräumen stattfindet. Dieses System kommt bei den akademisch gebildeten Lehrern Frankfurts zur Anwendung. Diese werden der zweiten bis siebenten Gehaltsklasse zugewiesen, innerhalb deren nach $5^1/_4$ und $10^1/_4$ Jahren ein Vorrücken um je 400 Mk. eintritt. Die Gehälter in diesen Klassen sind die folgenden:

2. Klasse:	5400	— 5800 —	6200	Mk.,
3. „	4800	— 5200 —	5600	„
4. „	4200	— 4600 —	5000	„
5. „	3600	— 4000 —	4400	„
6. „	3000	— 3400 —	3800	„
7. „	2600	— 3000 —	3400	„

Der Etat jeder höheren Schule weist eine bestimmte Anzahl von Stellen in bestimmten Gehaltsklassen auf. Das Durchschnittsgehalt kann auch hier zu verschiedenen Zeiten eine sehr verschiedene Höhe erreichen; die Schwankung kann bis zum Betrage von 800 Mk. ansteigen. Einen rechtlichen Anspruch hat der Inhaber einer Stelle nur auf das zweimalige Vorrücken in höhere Stufen; das Aufrücken aus einer Gehaltsklasse in eine höhere hängt von einem Beschlusse der zuständigen Behörden ab. Doch müssen die vorhandenen Lehrerstellen im allgemeinen besetzt werden. Beim Vorrücken eines Lehrers in eine höhere Gehaltsklasse pflegt Vorsorge getroffen zu werden, daß er in keinem Zeitpunkte einen geringeren Gehalt empfängt, als ihm zur gleichen Zeit geboten würde, falls er in der früheren Gehaltsklasse geblieben wäre. Rückt z. B. ein Lehrer, der bereits 3 Jahre in der zweiten Stufe der fünften Gehaltsklasse (4000 Mk.) stand, in die vierte Klasse auf, so erhält er zunächst 4200 Mk. Gehalt, nach Verlauf von 2 Jahren jedoch 4600 Mk., da er um diese Zeit in die oberste Stufe der fünften Gehaltsklasse gelangt wäre, die mehr als 4200 Mk. bietet.

Die Aufgabe, mit der wir uns im folgenden beschäftigen wollen, ist nun die: es sollen Methoden aufgestellt werden, welche einen Vergleich der unter b) und c) erörterten Gehaltsverhältnisse mit einem unveränderlichen Etat, wie wir ihn unter a) kennen lernten, ermöglichen. Insbesondere soll uns die Anordnung c), welche die kompliziertesten Beziehungen darbietet, beschäftigen. Um die Schwierigkeit einer erschöpfenden Erledigung dieser Aufgabe einzusehen, muß man beachten, in welch komplizierter Weise das Vorrücken von Stufe zu Stufe und das von Gehaltsklasse zu Gehaltsklasse ineinander greifen. Man überzeugt sich denn auch bald, daß eine exakte, auf den Regeln der Wahrscheinlichkeitsrechnung beruhende und sämtliche Möglichkeiten inbetracht ziehende Berechnung des Durch-

ſchnittsgehaltes, welches im Laufe der Jahre den Lehrern an den hieſigen höheren Lehranſtalten gewährt wird, mathematiſch nicht wohl durchzuführen iſt. Ohne gewiſſe weiter zu erörternde vereinfachende Annahmen iſt die Berechnung als unmöglich zu erklären.

Um nun zu einem brauchbaren mathematiſchen Anſatz zu gelangen, wollen wir uns eine Art von idealem Zuſtand entwerfen, welcher ſehr wohl als der normale bezeichnet werden kann. Der Anſchaulichkeit halber wollen wir ſogleich der Betrachtung ein der Wirklichkeit entlehntes Beiſpiel zu grunde legen. An einer der hieſigen höheren Lehranſtalten ſind 17 Stellen mit akademiſch gebildeten Lehrern beſetzt, und zwar ſind vorhanden

1	Stelle	2.	Gehaltsklaſſe
1	„	3.	„
4	Stellen	4.	„
4	„	5.	„
4	„	6.	„
3	„	7.	„

An Stelle dieſer einzigen Lehranſtalt denken wir uns einen Komplex einer größeren Anzahl gleichartiger Anſtalten — ſagen wir 1000 — und dieſe zu einer einzigen, an der alſo 1000 Stellen 2. Gehaltsklaſſe u. ſ. w. vorhanden ſind, vereinigt derart, daß das Aufrücken durch die ganze Anſtalt hindurchgeht. Wir nehmen weiter an, daß das Aufrücken in durchaus regelmäßiger Weiſe ſtatthat, daß alſo, wenn eine Stelle durch Abgang eines Lehrers frei wird, jedesmal der Dienſtälteſte der niederen Gehaltsklaſſen in die nächſt höhere vorrückt. Auch wollen wir zur weiteren Vereinfachung vorausſetzen, daß alle Lehrer im gleichen Lebensalter von 28 Jahren — was gegenwärtig ziemlich dem Durchſchnitt entſprechen dürfte — feſt angeſtellt werden. Die Ungleichmäßigkeiten, welche in dieſer Beziehung thatſächlich beſtehen, können das Ergebnis nicht bemerklich verändern. Es iſt unmittelbar einleuchtend, daß ſich unter dieſen Verhältniſſen mit der Zeit ein feſter Zuſtand herausbilden muß, den wir als den *ſtationären* bezeichnen wollen. In der That müſſen ſich in einem ſolchen größeren Gemeinweſen die ſpezielleren Anfangsverhältniſſe, die bei einer kleineren Anſtalt lange nachwirken, bald völlig ausgleichen. In dem ſtationären Zuſtande

wird der jährliche Abgang und die Zahl der in die unterste Stelle neueintretenden Lehrer ein gleichmäßiger werden; ebenso wird das Vorrücken aus einer Gehaltsklasse in die andere in einem ganz bestimmten Lebens- und Dienstalter stattfinden. Infolge dessen werden auch die jährlich ausgezahlten Gehälter und somit auch deren Durchschnitt stets dieselben bleiben. Wir stellen uns nun die Aufgabe, die Aufrückungsverhältnisse und das Durchschnittsgehalt für den stationären Zustand zu berechnen. Daß die erhaltenen Zahlen die Durchschnittswerte für die bei kleineren Gemeinwesen vorkommenden wirklichen Werte liefern, läßt sich nicht von vornherein behaupten; doch werden sich bei durchgehendem Aufrücken durch mehrere Anstalten unzweifelhaft Verhältnisse herausbilden, welche sich von den berechneten nur sehr wenig entfernen. Der Vortragende glaubt, daß die so gewonnenen Ergebnisse besser als irgend welche andere zum Vergleich der Etatsverhältnisse bei verschiedenen Anstalten benutzt werden können.

Den sogleich auszuführenden Rechnungen müßten strenge genommen statistische Tabellen zugrunde gelegt werden, aus denen der Abgang der Lehrer in den verschiedenen Lebensjahren ersichtlich ist. Der Abgang kann durch Tod, durch Pensionierung wegen eintretender Dienstuntauglichkeit, durch Übergang in andere Lebensstellungen und durch andere Gründe herbeigeführt werden. Leider sind Tabellen dieser Art nicht vorhanden, und wir können infolge dessen nur die gewöhnlichen Sterblichkeitstabellen, welche lediglich den Abgang durch Tod berücksichtigen, benutzen. Indessen wollen wir annehmen, daß kein Lehrer über das 65. Lebensjahr hinaus im Dienste bleibt; wenn einzelne länger ihre Thätigkeit der Schule widmen, so gehen dafür gar manche früher durch Pensionierung u. s. w. ab. Übrigens werden wir die Unsicherheit, die so in unsere Rechnungen kommt, dadurch kontrollieren, daß wir in einem Falle auch die Rechnung für die Annahme einer Dienstthätigkeit bis zum 70., bezw. 60. Lebensjahre durchführen. Je später der Abgang ist, desto günstiger wird selbstverständlich das Aufrücken, während gleichzeitig eine Erniedrigung des Durchschnittgehaltes eintritt. Ein schnelleres Vorrücken in den Gehaltsklassen hat nämlich zur Folge, daß die höheren Gehaltsstufen weniger zur Aus-

zahlung gelangen. Die durchgeführte Rechnung wird dies bestätigen.

Der besseren Übersicht halber lassen wir einen (abgekürzten) Auszug aus der Brune-Fischerschen Sterblichkeitstabelle, welche den preußischen Verhältnissen entlehnt ist, folgen. Von 1000 Männern von 25 Jahren sind im Alter von a Jahren noch La vorhanden (wir gehen nur bis L_{69}).

a	La	a	La	a	La
25	1000	40	882	55	688
26	994	41	872	56	671
27	987	42	861	57	653
28	981	43	850	58	634
29	974	44	839	59	614
30	967	45	828	60	594
31	960	46	816	61	573
32	952	47	804	62	551
33	944	48	791	63	528
34	936	49	778	64	504
35	928	50	764	65	479
36	919	51	750	66	454
37	910	52	736	67	428
38	901	53	721	68	402
39	892	54	705	69	375

Wir können nun zunächst erforschen, in welchem Verhältnis die einzelnen Altersklassen beim stationären Zustande vertreten sind. Da wir die Gesamtzahl der Lehrer willkürlich annehmen dürfen, so wollen wir festsetzen, daß jedes Jahr $L_{28} = 981$ 28jährige Lehrer eintreten. Die jetzt 29jährigen Lehrer traten vor einem Jahre mit 28 Jahren ein; von den damals vorhandenen L_{28} sind nur $L_{29} = 974$ übrig geblieben u. s. w. So überzeugt man sich unmittelbar, daß La Lehrer von a Jahren vorhanden sind. Die entsprechende Gesamtzahl finden wir durch Addition der Zahlen

L_a von $a = 28$ bis $a = 64$ (der Jahrgang 64 beginnt mit 64 und endet mit 65 Jahren); es ergiebt sich

$$\Sigma L_a = 29271.$$

Hiernach ließe sich der Bruchteil von Lehrern, welcher auf jeden Jahrgang entfällt, leicht auf eine beliebige Gesamtzahl zurückführen, doch können wir bei der folgenden Rechnung die eben gefundene Zahl als Gesamtzahl zugrunde legen.

Von den angenommenen 29271 Lehrern sind nun $^1/_{17}$, d. h. 1722 in jede der 17 Stellen einzuweisen. Es kommen so in die

3	Stellen	7.	Klasse:	5166 Lehrer
4	„	6.	„	6888 „
4	„	5.	„	6888 „
4	„	4.	„	6888 „
1	Stelle	3.	„	1722 „
1	„	2.	„	1722 „
			Summe:	29274 Lehrer,

wobei sich die geringe Abweichung durch die Abrundung erklärt.

In die 7. Klasse sind nun die 5166 jüngsten Lehrer einzuweisen. Man ersieht aus der Tabelle, daß hierzu die Altersklassen 28—32 zu verwenden sind, in denen zusammen 4834 Lehrer stehen, sowie von der Altersklasse 33 noch $5166 - 4833 = 332$ Lehrer, während die übrigen $944 - 332 = 612$ Angehörigen derselben in die 6. Gehaltsklasse einzuweisen sind. In die 6. Gehaltsklasse kommen außer diesen die Altersklassen 34—39 und ein Teil der Altersklasse 40 u. s. w. Es ist leicht abzusehen, wie auf diese Weise die Zuweisung an die einzelnen Gehaltsklassen ausgeführt wird. Der Übergang aus der 7. in die 6. Gehaltsklasse findet nach obigem im Alter zwischen 33 und 34 Jahren statt. Da von 994 Lehrern dieser Altersklasse 332 sich in der 7. Gehaltsklasse befinden, so nehmen wir an, daß der Übergang im Alter von

$$33\,\frac{322}{994} = 33{,}35 \text{ Jahren}$$

vor sich geht. In derselben Weise bestimmen wir das Alter für die übrigen Augenblicke des Aufrückens. Wir berechnen so als Eintrittsalter in die verschiedenen Gehaltsklassen — das Dienstalter ist von dem Zeitpunkte der definitiven Anstellung ab gezählt —:

Gehaltsklasse	Lebensalter	Dienstalter
7	28	0
6	33,35	5,35
5	40,89	12,89
4	49,17	21,17
3	58,87	30,87
2	61,75	33,75

Hiernach können wir sofort das Lebensalter und das Dienstalter bestimmen, in welchem der Lehrer ein bestimmtes Gehalt erlangt. Wir finden:

Gehalt in Mark	Lebensalter	Dienstalter
2600	28	0
3000	33,25	5,25
3400	38,25	10,25
3600	40,89	12,89
4000	43,25	15,25
4400	48,25	20,25
4600	49,17	21,17
5000	54,17	26,17
5200	58,87	30,87
5400	61,75	33,75
5800	63,87	35,87

Hierbei wird z. B. das Gehalt von 3400 Mk. in der 6. Gehaltsklasse erreicht, wenn beim Verbleiben in der 7. Klasse dieser Gehaltssatz erlangt worden wäre, und ähnlich in anderen Fällen gemäß den oben angeführten Bestimmungen.

Nachdem so das Aufrücken der Lehrer festgestellt ist, kann unmittelbar das Durchschnittsgehalt berechnet werden. Wir brauchen nur nach der Sterblichkeitstabelle festzustellen, wieviele Lehrer jeden Gehaltssatz beziehen, diese Zahl mit dem Gehalte zu multiplizieren, dann alles zu summieren und durch die Gesamtzahl der Lehrer zu

dividieren. Um die Zahlen der Tabelle unmittelbar verwenden zu können, wollen wir für die Jahre, in denen ein Übergang aus einer Gehaltsſtufe in die andere ſtattfindet, ein Durchſchnittsgehalt berechnen. Da z. B. im Alter von 33—33,25 Jahren 3000, von 33,25—34 Jahren 3400 Mk. bezogen werden, ſo können wir für das Alter von 33—34 Jahren das Durchſchnittsgehalt 2900 Mk. annehmen. Hiernach berechnen wir folgende Tabelle, wobei wir jedoch die Zahlen der Sterblichkeitstabelle ſämtlich durch 10 dividieren und auf Ganze abrunden, was hier vollkommen genügt.

Altersklaſſe	Zahl der darin ſtehenden Lehrer	Gehalt in Mark	Gehalt × Anzahl
28—32	483	2600	1 255 800
33	94	2900	272 600
34—37	369	3000	1 107 000
38	90	3300	297 000
39	89	3400	302 600
40	88	3422	301 136
41—42	173	3600	622 800
43	85	3900	331 500
44—47	329	4000	1 316 000
48	79	4300	339 700
49	78	4566	356 148
50—53	297	4600	1 366 200
54	70	4932	345 240
55—57	201	5000	1 005 000
58	63	5026	316 638
59—60	121	5200	629 200
61	57	5250	299 250
62	55	5400	297 000
63	53	5452	288 956
64	50	5800	290 000
Summe:	2927	Summe:	11 339 768

Das Durchschnittsgehalt beträgt also

$$\frac{11\,339\,768}{2927} = 3874 \text{ Mark.}$$

Da die angewandte Tabelle den wirklichen Verhältnissen nur unvollkommen entspricht, so empfiehlt es sich, zur Kontrolle die Rechnung auch unter der Annahme anderer oberer Altersgrenzen durchzuführen. Nehmen wir 60, bezw. 70 Jahre als solche an, so erhalten wir als Durchschnittsgehalt 3828 Mk., bezw. 3934 Mk.; im ersteren Falle wird das Aufrücken etwas günstiger, im zweiten ungünstiger, wie dies den allgemeinen Erörterungen entspricht.

Sind die Gehaltsverhältnisse so geordnet, wie unter a) ausgeführt wurde, so kann es sich nur um das Eintrittsalter in die einzelnen Gehaltsstellen handeln. Die Berechnung geschieht in derselben Weise wie soeben bei den Gehaltsklassen. So findet man für eine Anstalt mit 10 Stellen von 2700—5400 Mk. unter der gleichen Voraussetzung wie bei der durchgeführten Berechnung:

Gehalt in Mark	Lebensalter	Dienstalter
2700	28	0
3000	31	3
3300	34,07	6,07
3600	37,23	9,23
3900	40,50	12,50
4200	43,89	15,89
4500	47,45	19,45
4800	51,21	23,21
5100	55,26	27,26
5400	59,74	31,74

Bei dem reinen Stufensystem b) brauchen die Zeiten des Aufrückens nicht erst berechnet zu werden; das Durchschnittsgehalt wird nach der obigen Methode bestimmt. Nehmen wir an, daß in Frankfurt die Elementarlehrer mit $22^3/_4$ Jahren angestellt werden und höchstens bis zu 65 Jahren im Dienste bleiben, so haben wir als Eintrittszeiten in neue Stufen:

Gehalt in Mark	Lebensalter	Dienstalter
1800	$22^3/_4$	0
2200	28	$5^1/_4$
2600	33	$10^1/_4$
3000	38	$15^1/_4$
3400	43	$20^1/_4$

während sich das Durchschnittsgehalt

2831 Mk.

ergiebt.

In der Sitzung vom 23. Oktober hielt Herr Dr. Israel-Holtzwart einen Vortrag über „Anwendungen der Methode der variierenden Konstanten in der Mechanik der Himmelskörper", der am 2. November fortgesetzt wurde.

Wir müssen uns hier auf eine gedrängte Übersicht des ausführlich behandelten Gegenstandes beschränken.

Der Vortragende wies zunächst darauf hin, daß bisher die schon von Leonhard Euler eingeführte Methode der Variation hauptsächlich nur bei Herstellung empirischer Funktionen — in der planetarischen Störungsrechnung — Verwendung gefunden habe, nicht aber zur Ausführung allgemeiner endlicher Integrationen. Auch sei von den beiden Formen der Methode, der mathematischen und der mechanischen, die erstere fast bis zum völligen Ausschluß der zweiten bevorzugt worden, obwohl, nach Ansicht des Vortragenden, gerade in dieser die Energie der Methode sich am vollständigsten entfalte. Er begann sodann mit der eingehenden Erörterung eines Falles, in welchem es sich um die Gewinnung endlicher Integrale handelt, nämlich der Integrale der elliptischen aus denen der oskulierenden geradlinigen Bewegung, indem er dabei sich ausschließlich der mechanischen Form des Variationsprinzipes bediente.

Nach einigen allgemeinen Betrachtungen, in welchen ausgeführt wurde, wie beim Übergange von einer einfachen zu einer zusammengesetzten Bewegung uns schon von der Natur die Methode

der Variation nahe gelegt werde, wurde der ſtrenge analytiſche Ausdruck des Prinzipes entwickelt. Es ergab ſich, daß, wenn für die urſprüngliche Bewegung zwiſchen der Konſtanten a, den Koordinaten x, y eines Himmelskörpers und den Geſchwindigkeiten $\frac{dx}{dt}$, $\frac{dy}{dt}$ die Gleichung

$$f\left(x,\ y,\ \frac{dx}{dt},\ \frac{dy}{dt},\ a\right) = 0$$

beſteht, man hieraus nur die Differentialgleichung

$$\left(df : d\,\frac{dx}{dt}\right)\frac{d^2x}{dt^2} + \left(df : d\,\frac{dy}{dt}\right)\frac{d^2y}{dt^2} + \left(\frac{df}{da}\right)\frac{da}{dt} = 0$$

abzuleiten habe, um die Variation $\frac{da}{dt}$ der Konſtanten a zu erhalten, für den Fall, daß neue äußere Kräfte $\frac{d^2x}{dt^2}$, $\frac{d^2y}{dt^2}$ in die Bewegung eingreifen, oder, wie man ſich auszudrücken pflegt, die anfängliche Bewegung ſtören.

Im Übergange zu den Anwendungen wurde hierauf zuerſt die Konſtanz der Flächengeſchwindigkeit

$$x\,\frac{dy}{dt} - y\,\frac{dx}{dt}$$

nachgewieſen im Falle der Störung einer geradlinigen Bewegung durch eine Kraft, welche nach dem Geſetze der allgemeinen Schwere oder überhaupt nach einem bloß von der Entfernung abhängigen Geſetze thätig iſt, und dann die Gleichung der Bahn ſelbſt entwickelt.

Stellt

$$r = \frac{q}{\sin\psi - m\cos\psi}$$

die Gleichung der (geradlinigen) tangentialen Bahn dar, ſo geſtaltet ſich jene Entwickelung am eleganteſten, wenn man

$$\frac{1}{q} \text{ und } \frac{m}{q}$$

als die variierenden Konſtanten betrachtet. Dieſelben ſind nämlich in ganz gleicher Weiſe von der Geſchwindigkeit der Koordinaten und der konſtanten Flächengeſchwindigkeit c durch die Gleichungen

$$\frac{1}{q} = -\frac{dx}{cdt}$$

$$\frac{m}{q} = -\frac{dy}{cdt}$$

abhängig. Wird nun die Variation nach dem oben dargelegten Prinzipe ausgeführt und werden nach dem Gravitationsgesetze die dann auftretenden Kräfte

$$\frac{d^2x}{dt^2} = -\frac{f(1+m)\,x}{r^3}$$
$$\frac{d^2y}{dt^2} = -\frac{f(1+m)\,y}{r^3}$$

gesetzt, wo f die Krafteinheit, m die Planetenmasse inbezug auf die zur Einheit gewählte Sonnenmasse und r den Vektor des Planeten bezeichnet, so folgt

Störung der Konstanten

$$-\frac{1}{q} = \frac{f(1+m)}{c}\int\frac{x\,dt}{r^3} = +\frac{f(1+m)}{c^2}\int\cos\psi\,d\psi$$
$$\frac{m}{q} = \frac{f(1+m)}{c}\int\frac{y\,dt}{r^3} = +\frac{f(1+m)}{c^2}\int\sin\psi\,d\psi$$

wenn zur Transformation der unter dem Integralzeichen stehenden Ausdrücke die leicht zu begründenden Relationen

$$c\,dt = r^2\,d\psi$$
$$x = r\cos\psi$$
$$y = r\sin\psi$$

benutzt werden.

Integriert man — zu welchem Zwecke die ersten Regeln der Analysis ausreichen — so ergiebt sich als Gleichung der gestörten Bahn:

$$r = \frac{1}{\left(\frac{1}{q}+K+\frac{f(1+m)}{c^2}\sin\psi\right)\sin\psi - \left(\frac{m}{q}+K^1-\frac{f(1+m)}{c^2}\right)\cos\psi},$$

indem durch K und K^1 die Integrationskonstanten angedeutet werden.

Durch Einführung zweier neuer Arbiträren C und λ vermöge der Gleichungen

$$\frac{1}{q}+K = -C\sin\lambda$$
$$\frac{m}{q}+K_1 = -C\cos\lambda$$

verwandelt sich schließlich die vorstehende Gleichung in:

$$r = \frac{\frac{c^2}{f\,(1+m)}}{1 + \frac{Cc^2}{f\,(1+m)} \cos\,(\psi + \lambda)},$$

also in die Gleichung eines Kegelschnittes, dessen

$$\text{Semiparameter} \quad p = \frac{c^2}{f\,(1+m)}$$
$$\text{Exzentrizität} \quad \varepsilon = C \cdot p$$
$$\text{wahre Anomalie} \quad \varphi = \psi + \lambda$$

Die Arbiträren K und K^1

und nächstdem C und λ

wurden nun aus der Bedingung erhalten, gemäß welcher die elliptische Bahn im Augenblicke der Oskulation mit der tangentialen Bahn zusammenfallen muß. Es fand sich:

$$K = -\frac{f\,(1+m)}{c^2} \sin\,\psi_0$$
$$= -\frac{f\,(1+m)}{c^2}\,\frac{y_0}{r_0}$$
$$K_1 = +\frac{f\,(1+m)}{c^2} \cos\,\psi_0$$
$$= +\frac{f\,(1+m)}{c^2}\,\frac{x_0}{r_0}$$

wo ψ_0, x_0, y_0, r_0 die oskulierenden Werte der Koordinaten ausdrücken.

Alle anderen Bahnelemente, das verbesserte dritte Gesetz Keplers, sowie sämtliche Fundamentalgleichungen der elliptischen Bewegung — deren Entwickelung nach dem gewöhnlichen Verfahren noch sehr umständliche besondere Untersuchungen veranlaßt — ergaben sich im Anschlusse an die obige Bestimmung der Integrationskonstanten überaus einfach.

Hierauf zeigte der Vortragende auf konstruktivem Wege, inwiefern von der Richtung der momentanen Planetenbewegung die Exzentrizität und die Lage des Perihels der Bahn beeinflußt werden, während die mittlere Entfernung, wie vorher auf analytischem Wege nachgewiesen war, von dieser Richtung unabhängig ist.

Um die gegebenen allgemeinen Entwickelungen an einem konkreten Falle zu erläutern, wählte der Vortragende

die Bahn der Ceres.

Mit den am 30. März 1810, abends 8 Uhr mittlerer Göttinger Zeit, stattfindenden Elementen wurden — als Ersatz geeigneter Beobachtungen — die oskulierenden Koordinaten und Geschwindigkeiten der Ceres

$$x_0 = +1{,}732505$$
$$y_0 = +2{,}064719$$
$$\frac{dx_0}{dt} = -0{,}0086133$$
$$\frac{dy_0}{dt} = +0{,}0062012$$

berechnet und der tangentialen Bahn zugrunde gelegt. Diese Werte lieferten sodann, unter Anwendung des mitgeteilten Verfahrens, folgende Resultate:

1. Charakter der Bahn: Ellipse, weil
$$\left[\left(\frac{dx_0}{dt}\right)^2+\left(\frac{dy_0}{dt}\right)^2\right]:k^2-\frac{2}{r_0} = -0{,}36137,$$
demnach negativ.
2. Flächengeschwindigkeit $= 0{,}02853$
3. Semiparameter $= 2{,}75023$
4. Integrationskonstante $K = -0{,}27854$
$$K_1 = +0{,}23372$$
$$\frac{1}{q} = +0{,}30193$$
$$\frac{m}{q} = -0{,}21738$$
$$\log C = 8{,}45534 - 10$$
$$\lambda = \begin{cases} 53^\circ\,3'\,45'' \\ 235^\circ\,3'\,45'' \end{cases}$$
5. Mittlere Entfernung: $\log a = 0{,}44205$
6. Exzentrizität $= 0{,}07847$
7. Wahre Anomalie $= 285^\circ\,3'\,45''$, wobei der Umstand, daß im vorliegenden Falle der Cosinus der wahren Anomalie einen positiven Wert annehmen muß, zu Gunsten des zweiten Werts von λ entschied.

Eine Ausdehnung der vorstehenden Untersuchung auf die gestörte Planetenbewegung behielt sich der Vortragende für eine

spätere Zeit vor, indem er nur noch bemerkte, daß auch auf diesem schwierigeren Felde die mechanische Form des Variationsprinzipes treffliche Dienste leiste und wesentliche Vereinfachungen gestatte, namentlich wenn die Störung der Flächengeschwindigkeit und ihre in die Koordinatenebenen fallenden Komponenten an die Spitze der Rechnung gestellt würden. Denn in diesen Fällen ließen sich die Elemente der Lage der gestörten Planetenbahn — also die Neigung und die Länge des aufsteigenden Knotens — feststellen, ohne daß man zu besonderen Integrationen greifen müßte.

---

2. Abteilung für Sprachwissenschaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen:

1) mit Wahlrecht:
   Herr Dr. ph. A. Schmidt, hier;
2) ohne Wahlrecht:
   Herr Dr. Chr. W. Berghoeffer, Bibliothekar, hier.

Die Neuwahl des Vorstandes der Sektion im Oktober ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Baier, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. Reinhardt und als Schriftführer Herrn Dr. Werner.

In der Sitzung vom 7. November sprach Herr Dr. C. Baier über die „Königsrede in Sophokles „König Ödipus"".

Der Vortragende führte nach einigen einleitenden Bemerkungen etwa folgendes aus: Um von vornherein den Standpunkt, den ich hinsichtlich der Überlieferung der griechischen Tragödien einnehme, darzulegen, so bin ich nicht der Überzeugung, daß wir sie in allem Wesentlichen so besitzen, wie sie von den Dichtern selbst abgefaßt worden sind. Ich glaube vielmehr, daß namentlich in der Zeit vom Tode des Sophokles und des Euripides bis etwa

in die zweite Hälfte des vierten Jahrhunderts infolge der fortgesetzten Aufführungen der Tragödien allerlei Wandlungen mit ihnen vorgegangen und namentlich auch kleinere und größere Zusätze, veranlaßt durch das Streben manche Stellen wirkungsvoller zu gestalten, in ihnen Aufnahme gefunden haben. Von einzelnen Versen wird dies in den Scholien ausdrücklich bezeugt, indem sie den ὑποκριταί zugeschrieben werden. Schon danach ist es wahrscheinlich, daß man auch vor umfassenderen Einschiebungen nicht zurückschreckte, wie denn von Überarbeitungen vielfach die Rede ist. Von besonderer Wichtigkeit ist die Nachricht, die wir dem unter Plutarchs Namen überlieferten Leben des Redners Lykurg verdanken; dieser habe das Gesetz beantragt: τὰς τραγῳδίας αὐτῶν (τῶν ποιητῶν Αἰσχύλου, Σοφοκλέους καὶ Εὐριπίδου) ἐν κοινῷ γραψαμένους φυλάττειν καὶ τὸν τῆς πόλεως γραμματέα παραναγιγνώσκειν τοῖς ὑποκρινομένοις· οὐ γὰρ ἐξεῖναι παρ' αὐτὰς ὑποκρίνεσθαι. Wie auch die letzten Worte zu lesen sind, der Sinn kann nicht zweifelhaft sein. Es wurden damals von Staatswegen die Dramen der drei großen Tragiker aufgeschrieben und zugleich bestimmt, daß nach dieser Niederschrift die Schauspieler sich richten sollten. Eine solche Maßregel hat sicherlich zur Voraussetzung, daß vorher die Schauspieler größere Willkür gegenüber den Werken der Dichter sich erlaubt hatten. Verkehrt aber wäre es, anzunehmen, daß zu der Zeit des Redners Lykurg noch die Möglichkeit vorhanden war, die ursprüngliche Gestalt der Tragödien festzustellen. Ergiebt sich aus dieser Betrachtung die Wahrscheinlichkeit, daß manches, was wir jetzt in ihnen lesen, nicht von den Dichtern selbst herrührt, so sind neuerdings manche von Stellen sowohl bei Sophokles als auch bei Euripides als spätere Zusätze erkannt und erwiesen worden, auf deren Anführung im einzelnen ich hier verzichten muß. Natürlich waren es gerade die am meisten aufgeführten Tragödien, die in dieser Weise Zusätze erfuhren, und als solche nennt z. B. Plutarch (de gloria Athen. 6) Βάκχας καὶ Φοινίσσας καὶ Οἰδίποδας καὶ Ἀντιγόνην καὶ τὰ Μηδείας κακὰ καὶ Ἠλέκτρας.

Ich habe diese Auseinandersetzung vorausgeschickt, weil ich der Ansicht bin, daß wir es auch in der Königsrede mit dergleichen

Erweiterungen zu thun haben. Für heute kann ich nur auf ihren zweiten Teil eingehen und muß die Schwierigkeiten, die sich in dem ersten finden, einstweilen beiseite lassen. Was den zweiten Teil betrifft, so hat Ribbeck im „Rheinischen Museum" XIII, 129, während man vorher, wie er sagt, sich gewöhnt hatte, denselben als ein fast unzurechnungsfähiges, ordnungs- und zusammenhangsloses Herauspoltern blinden Eifers anzusehen, den Versuch gemacht, durch eine Umstellung der Verse Ordnung zu schaffen. Er geht davon aus, daß zwischen den Worten ἐγὼ μὲν οὖν τοιόσδε τῷ τε δαίμονι κτλ. der Verse 244 f. und den in den Handschriften darauffolgenden κατεύχομαι δὲ τὸν δεδρακότ', εἴτε τις κτλ. (V. 246 ff.) ein Zusammenhang nicht stattfindet. Weiter fragt er, wer denn die οἵδε (τοῖσδ') des Verses 251 seien und wem Ödipus im Vorausgehenden geflucht habe; dieser Fluch und zugleich die Beziehung des οἵδε folge vielmehr erst am Ende der Rede (V. 269 ff.) καὶ ταῦτα τοῖς μὴ δρῶσιν εὔχομαι θεοὺς κτλ. V. 246—248 und V. 249—251 dürfen aber nicht von einander getrennt werden, weil sonst das Subjekt von ξυνέστιος-γένοιτο (V. 249 f.) nicht klar wäre. So vermutet denn Ribbeck, daß sich ursprünglich V. 252 bis 272 an V. 245 anschlossen und dann erst V. 246—251 folgten. Gegen Ribbeck, dem Nauck und Dindorf beistimmten, wendet sich Classen im „Rheinischen Museum". Nach einer längeren Wiedergabe des Gedankenganges der Rede kommt dieser auf die Gründe, die Ribbeck gegen die überlieferte Anordnung zu sprechen schienen, und meint, sie vereinigten sich alle in dem einen Punkte, daß jener die Bedrohungen (V. 236—243), insbesondere also die Worte τὸν ἄνδρα-τοῦτον auf den Mörder und nicht auf den Hehler beziehe. Ich glaube nicht, daß Classen mit dieser Annahme das Richtige getroffen hat, noch weniger kann man seiner Meinung beipflichten, daß mit τὸν ἄνδρα-τοῦτον der Hehler bezeichnet ist, sodaß die Worte ταῦτα πάντα (V. 252) auf die dreifache Verwünschung gegen die Hehler im allgemeinen (V. 236—243), gegen den nicht entdeckten Mörder (V. 246—248) und gegen Ödipus selbst (V. 249—251) zurückweisen. Soviel kann nach meinem Dafürhalten keinem Zweifel unterliegen, daß die in V. 236—243 enthaltene Ächtung, wie der Hinweis des Tiresias darauf (V. 350 ff.) zeigt, nur auf den Mörder zu

beziehen ist. Ich muß es mir versagen, auf die Ausführungen Classens im einzelnen einzugehen; nur einen Punkt kann ich nicht umhin zu besprechen, der für die Entscheidung der Frage von größter Wichtigkeit ist, nämlich seine Auffassung von dem Charakter des Ödipus.

„Ohne daß wir", sagt Classen, „in die abstruse Frage hineingezogen werden, wie weit das dem Ödipus vor seiner Geburt schon beschiedene Verhängnis ihn von der persönlichen Schuld an der grauenvollen Verstrickung seines Lebens freispricht, werden wir darüber nicht in Zweifel gelassen, daß die unbegrenzte Zuversicht dieses Herrschers auf den eigenen Willen und das eigene Vermögen die heilsamen Schranken der σωφροσύνη überschreitet, indem sie ihn gegen jeden vermeintlichen Widerstand gegen seine für unfehlbar angesehenen Absichten mit heftigem Zorn erfüllt." Eine derartige Zuversicht finde ich weder in der ersten Rede des Ödipus ausgedrückt (V. 1—13) noch in der folgenden (V. 58—77); auch in den Wechselreden mit Kreon tritt sie nirgendwo hervor. Verkehrt ist es demnach, was Classen weiter bemerkt: „Es ist die natürliche Folge dieser scharfgezeichneten Denkweise des Ödipus, daß bei der Verkündigung des Orakelspruchs gegen die Mörder des Laios und den ersten bedenklichen Andeutungen über die Umstände des Mordes (V. 114, 122) keine Regung einer Erinnerung an Selbsterlebtes in ihm auftaucht, sondern in dem Bewußtsein seiner durch nichts beschränkten Herrschergewalt nur der eine Vorsatz ihn beherrscht, das damals von anderen unter anderen Sorgen Versäumte (V. 128—131) nachzuholen." Dem ist zu entgegnen: der Dichter läßt (V. 114) Kreon ganz unbestimmt θεωρός, ὡς ἔφασκεν, ἐκδημῶν sagen, ohne auch nur den Ort zu nennen, wo Laios ermordet worden ist, Ödipus soll eben nicht an Selbsterlebtes erinnert werden, aber daran ist nicht er schuld. Denselben Zweck verfolgt V. 118 f. ὃς φόβῳ φυγών, ὧν εἶδε κτλ. und V. 122 f. Allein bedenklich könnte die Erwähnung der Zeit des Mordes (V. 130 f.) erscheinen, aber vorher ist bereits die Vermutung in Ödipus aufgestiegen und auch von Kreon gebilligt worden, der Mörder sei von Theben aus gedungen gewesen. Diese Vermutung ist für die weitere Entwickelung von Wichtigkeit, aber wieso man

ſie mit Claſſen als „die natürliche Folge der Selbſttäuſchung und Selbſtgerechtigkeit“ bezeichnen kann, iſt mir unerfindlich. Der einzige Vorſatz, welcher Ödipus beherrſcht, iſt, gemäß der Weiſung des Gottes, den Mörder des Laios ausfindig zu machen und ſo dem Lande Hilfe zu bringen; dieſen Vorſatz verfolgt er durchaus beſonnen in dem Wechſelgeſpräche mit Kreon und nachher mit dem Chore (V. 280—296), leidenſchaftlich wird Ödipus erſt durch die ablehnende Haltung des Tireſias. Dieſem tritt er zunächſt mit der größten Ehrerbietung entgegen (V. 300—315); als Tireſias, ohne Beſcheid zu geben, wieder nach Hauſe will, mahnt ihn Ödipus an ſeine Pflicht der Stadt gegenüber (V. 323 f.), dann folgt die dringende Bitte um Auskunft (V. 326 f.). Ödipus Erregung bricht erſt auf die beſtimmte Erklärung des Tireſias οὐ μή ποτε ἄνωγας εἶπω in den Worten hervor τί φῄς; ξυνειδὼς οὐ φράσεις κτλ. (V. 330 f.). Die hartnäckige Weigerung des Tireſias, etwas zu ſagen von dem, was er weiß, läßt Ödipus ganz naturgemäß auf den Verdacht kommen, der Seher ſei an dem Morde beteiligt, entſprechend der zuerſt V. 124 f. ausgeſprochenen und V. 137 ff. weiter verfolgten Vermutung, der Mord ſei von politiſchen Gegnern ausgegangen. Auf Kreon führt die Erwähnung Apollos von ſeiten des Tireſias (V. 377). Daß Ödipus den einmal gefaßten Argwohn nicht aufgiebt, iſt menſchlich, aber keineswegs eine Schuld in dem Sinne, wie Claſſen annimmt. Jetzt kann Ödipus ſelbſt bei der beſtimmten Anklage des Tireſias φονέα σὲ φημὶ τἀνδρὸς οὗ ζητεῖς κυρεῖν nicht mehr an ſeine eigene That erinnert werden; die Brücke bildet ſpäter die Erwähnung der τριπλαῖ ἁμαξιτοί von ſeiten der Jokaſte (V. 716), der erſten ganz beſtimmten Einzelheit des Mordes.

Iſt das Dargelegte zutreffend, ſo müſſen wir entſchieden erwarten, daß Ödipus in der Rede, mit der er ſich nach Kreons Rückkehr an die Thebaner wendet, beſonnen in der Wahl ſeiner Mittel verfährt und ſich nicht von Leidenſchaft blindlings fortreißen läßt. Von einer ähnlichen Erwägung ſcheint Wecklein geleitet worden zu ſein, als er in der Neubearbeitung der Wunderſchen Ausgabe unter Billigung der von Ribbeck gegen die Überlieferung vorgebrachten Gründe einen Schritt weiter ging als dieſer und

V. 246—251 für nicht ursprünglich erklärte. Seine Worte sind: „nos ut illas causas vel maxime comprobamus, ita versibus transpositis neque omnes offensiones tolli et quae opponuntur ταῦτα τοῖς μὴ δρῶσιν v. 269 ὑμῖν δὲ τοῖς ἄλλοισι Καδμείοις v. 273 maiore intervallo disiungi putamus. Itaque hos versus induximus bene illos quidem compositos, sed diris cumulatis molestos.“ Gegen diese Verwünschungen ergeben sich in der That Bedenken, falls wir uns Ödipus in ruhiger und überlegter Weise vorgehend denken. Wenn Ödipus dem Mörder V. 227 ff. die Versicherung gibt, daß ihn kein anderes Leid treffen solle als die Entfernung aus dem Lande — und auch V. 236 ff. verbietet er nur, ihn länger in Theben zu dulden — so hebt er die Wirkung der zuerst angeführten Verse doch sicherlich durch den V. 246 ff. ausgesprochenen Fluch wieder auf. Und was bedeutet dieser Fluch anders, als daß der Mörder der Strafe der Götter überantwortet wird, während Apollo gerade von den Menschen verlangt hat, daß sie den begangenen Frevel ihrerseits wieder gutmachen; wie Ödipus denn auch auf die Worte des Chores V. 298 f., Apollo hätte den Thäter angeben sollen, erwidert: ἀναγκάσαι θεοὺς ἂν μὴ θέλωσιν οὐδ' ἂν εἷς δύναιτ' ἀνήρ. Die Worte ferner εἴτε τις εἷς ὢν λέληθεν εἴτε πλειόνων μέτα, die an die früheren ὅστις ἔστι (V. 236) anklingen, sind offenbar minder am Platze als jene, mit denen Ödipus unbewußt auf sich selbst hindeutet. Die folgende Verwünschung ἐπεύχομαι δ', οἴκοισιν κτλ. scheint mir ebensowenig angemessen zu sein; denn daß der Mörder mit Wissen des Ödipus in dessen Hause weilt, ist ein Fall, dessen Annahme in dem eigenen Munde des Herrschers doch sehr gekünstelt aussieht. Allein gegen die Streichung der V. 246—248 lassen sich die V. 294—296 anführen, und wenn wir jene für nicht ursprünglich halten, so müssen wir auch über diese dasselbe Urteil fällen. Und ich glaube, mit vollem Rechte. Der Trost des Chores, der Mörder werde, wenn er nicht ganz frei von Furcht sei, den Verwünschungen des Königs nicht trotzen, ist an sich ziemlich schwach und wirkt überdies an jener Stelle störend, während an die Worte des Ödipus τὸν δὲ δρῶντ' οὐδεὶς ὁρᾷ sich die Entgegnung des Chores ἀλλ' οὐξελέγξων αὐτὸν ἔστιν, die Einführung des Tiresias, der alles sieht, vortrefflich anschließt.

**

Für die weitere Behandlung der vorliegenden Frage ist es von Wichtigkeit, die Stellen zu betrachten, an denen auf die Königsrede im Fortgange der Tragödie Bezug genommen wird. Es sind zunächst die Worte des Chores V. 276 ὥσπερ μ' ἀρᾶτον ἔλαβες. die sich unzweifelhaft auf V. 269 ff. beziehen, in denen die dem Gebote des Königs ungehorsamen Thebaner verwünscht werden. Weiter kommt inbetracht die Stelle V. 350 ff., wo Tiresias zu Ödipus sagt:

ἐννέπω σὲ τῷ κηρύγματι
ᾧπερ προεῖπας ἐμμένειν, κἀφ' ἡμέρας
τῆς νῦν προσαυδᾶν μήτε τούσδε μήτ' ἐμέ,
ὡς ὄντι γῆς τῆσδ' ἀνοσίῳ μιάστορι.

Sie gehen zurück auf die V. 236—243 über den Mörder ausgesprochene Ächtung, während einer Verwünschnng desselben keinerlei Erwähnung geschieht. Es folgen V. 449 ff., die sich gleichfalls auf das κήρυγμα beziehen; Tiresias sagt: τὸν ἄνδρα τοῦτον (ganz entsprechend V. 236), ὃν πάλαι ζητεῖς ἀπειλῶν κἀνακηρύσσων φόνον τὸν Λαΐειον, οὗτός ἐστιν ἐνθάδε κτλ. Wesentlich anders liegt die Sache bei dem Gespräche zwischen Ödipus und Jokaste, wo sich in V. 744 f. ἔοικ' ἐμαυτὸν εἰς ἀρὰς δεινὰς προβάλλων ἀρτίως οὐκ εἰδέναι ein klarer Hinweis auf Verwünschungen, die gegen den Mörder geschleudert sind, findet. Aber hier sind V. 744—746 zweifelsohne erst später eingefügt. Ich mache nur auf die Wiederholung des Gedankens (V. 744 ff. gegenüber 747 ff.) aufmerksam, die bei der außerordentlich feinen Anlage gerade dieser Stelle besonders auffällt; dazu kommen die Wiederholungen auch im Ausdruck, δεινάς V. 744 und δεινῶς V. 747, ὀκνῶ V. 746 und ὀκνῶ V. 749. Daß aber V. 744 ff. als nicht ursprünglich zu betrachten sind, ergiebt sich schon daraus, daß sie allzu handgreiflich den Gegenstand von Ödipus Befürchtungen verraten. Endlich führe ich noch V. 1381 ff. an, wo dieser selbst sein κήρυγμα mit den Worten beklagt: αὐτὸς ἐννέπων ὠθεῖν ἅπαντας τὸν ἀσεβῆ, τὸν ἐκ θεῶν φανέντ' ἄναγνον κτλ. Ich habe auf diese Stellen hinweisen zu müssen geglaubt, weil sie alle, abgesehen von den später eingeschobenen Versen, die Ächtung des Mörders, die in V. 236—243 ausgesprochen ist, als den eigentlichen Kern der Königsrede erscheinen lassen.

Worauf gehen nun die Verse καὶ ταῦτα τοῖς μὴ δρῶσιν εὔχομαι θεοὺς κτλ. und namentlich die Worte ταῦτα τοῖς μὴ δρῶσιν? Es kann sicherlich kein Zweifel obwalten, daß mit ihnen der Ungehorsam gegenüber den in V. 236 ff. enthaltenen Geboten des Königs gemeint ist. Dann aber scheint die Frage nicht unberechtigt, ob dieser Bezug an derjenigen Stelle, an welcher wir jetzt die Verse lesen, noch genügend hervortritt. Klarer wäre die Beziehung jedenfalls, wenn sich nicht die Verse 255 ff. οὐδ' εἰ γὰρ ἦν τὸ πρᾶγμα μὴ θείλατον bis 282 dazwischenschöben. Und wie ist über diese Verse selbst zu urteilen? Ob eine derartige längere Begründung des Vorgehens des Königs überhaupt notwendig oder angemessen ist, darüber kann man allerdings im Zweifel sein. Auffallend erscheint aber doch, daß gegenüber dem bestimmten Spruche Apollos, nur durch Sühnung von Laios Mord könne die Stadt von dem Verderben, das sie getroffen, befreit werden, hier von der Annahme ausgegangen wird, eine derartige Weisung des Gottes sei nicht erfolgt. Das Verlangen, von dem auf der Stadt lastenden Unglück befreit zu werden — und die Befreiung davon ist nur möglich durch die Erfüllung des göttlichen Gebotes —, muß jedenfalls weit stärker bei den Bürgern wirken als jeder andere Grund, der für die Bestrafung von Laios Mörder sich vorbringen läßt. Noch mehr Bedenken erregt der Fortgang dieser Auseinandersetzungen. Nach dem Bedingungssatze οὐδ' εἰ γὰρ ἦν τὸ πρᾶγμα μὴ θείλατον κτλ. erwartet man, daß mit νῦν δέ die wirkliche Sachlage ausgeführt wird, wie nämlich nach Apollos Bescheid nur durch die Sühnung des Mordes Rettung möglich ist. Statt dessen weist Ödipus darauf hin, daß er als der Nachfolger des Laios die Pflicht habe, dessen Mörder zu bestrafen. Unterbrochen wird dann der Gedankengang durch die Bemerkung, daß, falls Laios Kinder gehabt hätte, diese die Geschwister von Ödipus Kindern sein würden, wozu die Worte νῦν δ' ἐς τὸ κείνου κρᾶτ' ἐνήλαθ' ἡ τύχη keineswegs einen scharfen Gegensatz bilden. Überdies ist die Hindeutung auf das wirkliche Sachverhältnis, die in den Versen 260 ff. κοινῶν τε παίδων κοιν' ἄν, εἰ κείνῳ γένος κτλ. und weiterhin in den Worten ὥσπερεὶ τοὐμοῦ πατρός liegt, denn doch zu offen, als daß man nicht daran Anstoß nehmen

ſollte, zumal es ſich ja einſtweilen nur darum handelt, wer der Mörder des Laios iſt, während die ſonſtigen Beziehungen des Ödipus zu dieſem erſt ſpäter in den Vordergrund treten. Und endlich die Schlußverſe 207 f. τῷ Λαβδακείῳ παιδὶ Πολυδώρου τε καὶ τοῦ πρόσθε Κάδμου τοῦ πάλαι τ' Ἀγήνορος, die Dindorf damit verteidigt: „augeri dignitatem regis occisi enumerandis eius maioribus usque ad Agenorem.“ Eine ſolche Aufzählung der Ahnen, die bei Herodot ganz paſſend iſt, erſcheint mir bei einem Dichter, und noch dazu in unſerem Zuſammenhange, kaum erträglich. Und wie wohl unterrichtet zeigt ſich Ödipus hier über ſeinen Vorgänger, von dem ihn der Dichter doch vorher mit gutem Grunde ſo wenig hat wiſſen laſſen. Zu dieſen mehr inhaltlichen Einwendungen, die ich gegen die Urſprünglichkeit von V. 255—268 erheben muß, kommt allerlei ſprachlich Auffallendes, das ich hier nur kurz erwähnen kann, ὁμόσπορος in eigentümlicher Bedeutung (vgl. ὁμοσπόρος V. 460), ἐνήλατο mit εἰς, wie erſt bei Späteren, τὰ κρᾶτ' (Odyſſ. VIII, 92 κατὰ κρᾶτα), das ſeltene ὑπερμαχοῦμαι u. a. Selbſtverſtändlich würde ſich aus vereinzelten Auffälligkeiten dieſer Art kaum ein Schluß ziehen laſſen, die beträchtliche Anzahl jedoch auf verhältnismäßig kleinem Raume dürfte doch wohl mit ins Gewicht fallen.

Aus den vorgebrachten Gründen kann ich V. 255—268 ebenſowenig wie V. 246—251 als urſprünglich betrachten. Scheiden wir dieſe beiden Stellen aus, ſo iſt der beſonnene Gedankenfortgang, wie er dieſer Rede des Ödipus nach meinem Dafürhalten allein entſpricht, vollkommen wiederhergeſtellt. Der Mörder wird von Ödipus geächtet, kommt es doch ausſchließlich darauf an, daß er zum Verlaſſen des Landes genötigt wird, und denjenigen Bürgern, die ſich trotzdem ſeiner annehmen, wird die Strafe der Götter, den übrigen aber ihr Segen gewünſcht. Das andere — die weitläufige Darlegung der Gründe, wegen deren Ödipus den Mörder glaubt beſtrafen zu müſſen, und namentlich die Verwünſchung des Mörders und des Königs ſelbſt, falls er jenem wiſſentlich Vorſchub leiſtet, iſt erſt ſpäter hinzugefügt, hauptſächlich in dem Streben den Eindruck der Rede zu verſtärken.

In der Sitzung vom 5. Dezember sprach Herr Dr. Trieber über „den Verfasser der Lykurgfabel und der Lykurgorakel".

Der Gedankengang des Vortrags war folgender: Herodot erzählt, daß Lykurg als Vormund seines Bruderſohnes Leobotes, Königs von Sparta, die Gesetze aus Kreta geholt habe. So berichteten die Spartaner selbst (ὡς δ'αὐτοὶ Λακεδαιμόνιοι λέγουσι). Sobald Lykurg in das Gemach des Orakels zu Delphi eingetreten sei, habe ihn die Pythia mit den Worten begrüßt, sie wisse nicht, ob er ein Mensch oder Gott sei; doch hoffe sie eher, daß er ein Gott sei:

δίζω ἤ σε θεὸν μαντεύσομαι ἢ ἄνθρωπον.
ἀλλ' ἔτι καὶ μᾶλλον θεὸν ἔλπομαι, ὦ Λυκόοργε.

Einige (οἱ μὲν δή τινες), so fährt Herodot fort, fügten dem hinzu, es habe ihm Pythia die nun bestehende Staatsordnung der Spartaner verkündigt. Als deren wichtigste Bestimmungen nennt er die Heeresverfassung sowie die Einrichtung des Ephorats und der Gerusia.

So kurz der herodotische Bericht ist, so genau und scharf ist er doch in jeder Einzelheit. Darum nimmt es Wunder, wenn seit Ephoros und Aristoteles eine vollkommen abweichende Darstellung sich Geltung verschaffte, welche Herodots Angaben so vollständig verdrängt hat, daß in der ganzen folgenden Litteratur nirgends mehr die Rede von ihnen ist.

Die Hauptpunkte aber, in denen Ephoros und Aristoteles sich von Herodot unterscheiden, sind folgende. Vor allem ist nach ihnen Lykurg Vormund des Königs Charilaos, welcher nicht blos mehrere Geschlechter später als Leobotes, Enkel des Agis, lebt, sondern dem anderen Königshause, dem der Eurypontiden, angehört. Seine Zeit wird dadurch näher bestimmt, daß er gemeinsam mit dem Eleer Iphitos die olympischen Spiele erneuert.

Sodann macht Lykurg große Reisen; längere Zeit verweilt er hierbei in Kreta, wo Minos einst die Gesetze von Zeus erhalten hatte. Nach deren Vorbild gestaltete er später die Verfassung und setzt sich mit dem Orakel des Apollon in Verbindung. Beständig reisen verschiedene Personen zwischen Sparta und Delphi

hin und her; jede kehrt mit einem Orakel des Gottes zurück, da über jeden einzelnen Punkt die Meinung der Gottheit befragt wird. Deshalb werden die Gesetze geradezu als apollinisch bezeichnet.

Von den Ephoren ist in ihnen gar keine Rede; sie werden vielmehr als eine späte Institution des Königs Theopompos hingestellt, der wiederum ein Eurypontide ist.

Das Verhältnis von Ephoros zu Aristoteles läßt sich nun in folgender Weise bestimmen. Von beiden liegt über das Ganze kein vollständiger Bericht vor, doch stimmen ihre Bruchstücke in den einzelnen Nachrichten teils überein, teils ergänzen sie einander gegenseitig, und zwar in der Weise, daß der eine mit dem anderen nie in Widerspruch gerät. Gleichwohl ist nicht anzunehmen, daß beide aus ein und derselben Quelle schöpfen. Denn Aristoteles hat einiges übernommen, was lediglich Zuthat des Ephoros und dabei grundfalsch ist. Hierher gehört unter anderem die Behauptung des Ephoros, die ganze lykurgische Verfassung sei bis auf verschwindende Ausnahmen einfach von Kreta auf Sparta übertragen worden. Allein diese Auffassung schlägt seiner eigenen Darstellung ins Gesicht, weil er ja ausdrücklich die einzelnen Gesetze von Fall zu Fall vom Gotte Apollon geben läßt. Trotzdem wiederholt Aristoteles alles, was Ephoros sagt, und begründet es mit denselben Beweismitteln, die Ephoros schon gebraucht hat. Demnach ist der Philosoph von dem Geschichtsschreiber abhängig.*)

Es fragt sich zunächst, welchen Wert die Erzählung des Ephoros beanspruchen darf, welche bei den neueren Geschichtsschreibern ebenso großen Glauben gefunden hat wie bei den Alten.

Betrachtet man das kürzeste und berühmteste der Orakel:

ἁ φιλοχρηματία Σπάρταν ὀλεῖ, ἄλλο δὲ οὐδέν,

*) Dieselbe Abhängigkeit zeigt sich auch sonst, wie in der Geschichte der Parthenier und des Tyrannen Pheidon von Argos. Es ist natürlich, daß Aristoteles der geschichtlichen Darstellung des hochangesehenen Ephoros folgte, da dessen Geschichte unter allen gleichartigen griechischen Werken am größten angelegt war und durch Verwendung reichen urkundlichen Materials seine Wahrheitsliebe in vorteilhaftem Lichte zeigt. Dies schließt aber keineswegs aus, daß die Darstellung unrichtig ist, weil Ephoros den urkundlichen Stoff weder richtig zu prüfen noch zu sichten verstand.

ſo ergiebt ſich, daß ſich in ihm viele doriſche Formen finden. Doriſche Formen kommen aber auch in den übrigen Lykurgorakeln vor. Deshalb ſind ſie alle unecht. Denn die echten Orakel ſind im homeriſchen Dialekte geſchrieben.

Die Warnung des angeführten Orakels vor der Geldgier läßt jedoch die Zeit erkennen, in der es verfaßt wurde. Es iſt dies der Zeitraum von den letzten Jahren des peloponneſiſchen Krieges an bis zum Tode des Lyſander. Auf eben dieſe Zeit weiſt außer dem Sprachgebrauch einiger Worte*) aber auch der Umſtand hin, daß Lykurg nicht mehr wie in der älteren Tradition den Agiaden, ſondern dem Hauſe der Eurypontiden zugewieſen wird. Denn ſeit dem Anfange jenes Krieges haben die Eurypontiden Archidamos und Agis alle Gewalt in Händen, während das Haus der Agiaden nirgends hervortritt. Es liegt hier demnach die Abſicht vor, den thatſächlichen Trägern der Staatsgewalt auch in der Vergangenheit eine entſprechende Rolle zuzuweiſen.

Am ſchärfſten indeſſen tritt das Intereſſe hervor, die Ephoren als eine nichtlykurgiſche Einrichtung hinzuſtellen, welche nur der Gnade eines Eurypontiden ihr Daſein verdanke. Theopompos ſoll ſie angeblich deshalb geſchaffen haben, um ſeine Verantwortlichkeit zu verringern. Nun aber iſt dieſe Behörde beſonders durch die Folgen der Schlacht von Mantineia (418) allmächtig geworden. Erſt ſeitdem begleiten anfangs zehn Ratgeber (σύμβουλοι), ſpäterhin zwei Ephoren den König ins Feld. Ohne ſie darf der König nichts thun; zudem kann er in ihnen nur Leute erblicken, die alles, was er thut, auf Schritt und Tritt ausſpähen. Gegen dieſe richtet darum die junge Darſtellung ihre Spitze und ſucht durch eine hiſtoriſche Darlegung erdichteter alter Staatsverhältniſſe das Königtum auf Koſten der Ephoren zu verherrlichen. Wie groß der Gegenſatz zwiſchen beiden Staatsgewalten damals war, geht daraus hervor, daß ſich beim Tode Lyſanders die Fäden einer Verſchwörung vorfanden, die dieſer angezettelt hatte, um das Königtum überhaupt zu beſeitigen. Kurz und gut, dem Kampfe zwiſchen Agis und Lyſander verdanken

*) Worte wie ἐλευθερία, δουλεία, ὁμόνοια ſind alle jungen Urſprungs. So läßt ſich ὁμόνοια ſonſt vor Platon überhaupt nicht nachweiſen.

die Lykurgfabel und die dazu gehörigen Orakel, als eine wohlüberlegte Tendenzschrift, ihren Ursprung.

Wer aber hat diesen litterarischen Kampf im Interesse des Königtums geführt? Eduard Meyer erkannte in einer scharfsinnigen Abhandlung (Rhein. Mus. 41, 1886, 573 ff.), daß der delphische Ursprung der Verfassung „den Spartanern von außen oktroyiert" worden ist. Er irrt jedoch, wenn er aus einer lückenhaft überlieferten Stelle des Ephoros (bei Strabon VIII, S. 366) den Schluß zieht, daß der im Jahre 394 vertriebene König Pausanias in seiner Verbannung zu Tegea dies gethan habe.*) Allein es ist von vornherein unglaublich, daß Pausanias als Agiade den Ruhm seines eigenen Hauses geschmälert und den Agiaden Lykurg zum Eurypontiden gemacht haben sollte. Zudem besagen jene Worte des Ephoros nur das eine, daß Pausanias in seinem Werke jene unechten Orakel verwertet habe. Demnach fand er sie schon vor.

Nun ist es freilich eine schwere Aufgabe, denjenigen ausfindig zu machen, der vor Jahrtausenden die Urgeschichte eines Landes aus politischen Gründen gefälscht hat, und dies in so geschickter Weise, daß es ihm gelungen ist, seine Zeitgenossen sowohl als den gelesensten griechischen Geschichtsschreiber Ephoros zu täuschen; was leider die weitere Folge nach sich zog, daß diese Fälschung zur Grundlage der gesamten späteren Berichte über die spartanische Verfassung wurde. Doch gilt es einen Versuch.

Bei einer genaueren Prüfung der Erzählung des Ephoros fallen mehrere Umstände vor allem auf. Bei ihm ist davon die Rede, daß Lykurg gemeinschaftlich mit dem Eleer Iphitos die olympischen Spiele erneuert habe. Allein alle Schriftsteller, die vor Ephoros gelebt haben (zu ihnen gehört auch Pindaros), berichten zwar, daß Herakles, Sohn der Alkmene, die Spiele eingerichtet habe, von einer Erneuerung durch Iphitos weiß jedoch niemand etwas. Selbst der bloße Name des Iphitos ist ihnen ganz unbekannt.

---

*) Eduard Meyer a. a. O. S. 578: „Im Mittelpunkt der Bewegung, aus der die Sprüche hervorgegangen sind, steht Pausanias, der gewiß an ihrer Abfassung direkt oder indirekt beteiligt gewesen ist."

Ephoros giebt außerdem die Genealogie des Lykurg in einer so eigentümlichen, von allen seinen Vorgängern abweichenden Weise (er bezeichnet ihn als elften von Herakles, sechsten von Prokles), daß derjenige, bei dem sich dieselbe auffällige Bezeichnung der Abstammung und vielleicht gar dasselbe Zusammenwirken mit Iphitos nachweisen ließe, unbedingt der Gewährsmann des Ephoros sein müßte.

Endlich gibt es außer den allbekannten Orakeln noch eines, das alle Forscher bisher einfach übergangen haben, und zwar aus dem Grunde, weil es vollkommen unverständlich ist. Erhalten ist es durch den Kyniker Oenomaos von Gadara, der eine eigene Schrift (γοήτων φωρά) gegen die Betrügereien der alten Götter und ihrer Orakel geschrieben hat. Seine Worte lauten bei Eusebios praep. evang. V, 32, S. 226D:

διὰ τί δέ, ὦ σοφώτατε, Χαρίλαος καὶ Ἀρχέλαος, οἱ Λακεδαιμονίων βασιλεῖς,

Εἴ κεν ἐπικτήτου μοίρης λάχος Ἀπόλλωνι
ἥμισυ δάσωνται, πολὺ λώιον ἔσεται αὐτοῖς;

Vielleicht findet sich im Laufe der Untersuchung auch der Schlüssel zum Verständnis dieses Orakels.

Wo aber sollte man eine Aufklärung über einen oder mehrere dieser Punkte eher erwarten, als in einem der Berichte über die Geschichte der olympischen Spiele? Erhalten haben sich deren drei. Den Vorrang unter ihnen verdient derjenige des Africanus bei Eusebios chron. I, 191 ff. Sch. Denn durch August Böckh (Manetho und die Hundssternperiode, Berlin 1845) ist nach allen Seiten hin erwiesen, daß Africanus seine Vorlage mit peinlicher Genauigkeit abgeschrieben hat, obwohl oder vielmehr weil er beschränkt ist. Außerdem kommen noch Phlegon, der Hofastronom Kaiser Hadrians, und der Perieget Pausanias inbetracht.

Africanus beginnt damit, daß einer der idäischen Daktylen die olympischen Spiele geschaffen habe. Bei Pausanias ist sein Name hinzugefügt: er heißt Herakles. Darauf zählt Africanus sieben Helden auf, die nach dem Daktylen Herakles die Spiele gelegentlich gefeiert haben, und nennt als letzten Herakles, den Sohn der Alkmene. Sodann fährt er fort S. 192, 16:

εἶθ' Ἡρακλέα τὸν Ἀλκμήνης καὶ Διός, ἀφ' οὗ γενεὰς δέκα τυγχάνειν . . . ἐπὶ Ἶφιτον τὸν ἀνανεωσάμενον τὸν ἀγῶνα· τοῦτον γὰρ Ἠλεῖον ὄντα u. ſ. w. S. 194, 1: τούτου χάριν Ἶφιτος κατήγγειλε τὴν ἐκεχειρίαν . . . καὶ τὸν ἀγῶνα ἐπετέλεσε σὺν Λυκούργῳ τῷ Λακεδαιμονίῳ συγγενεῖ τυγχάνοντι. ἀμφότεροι γὰρ ἀφ' Ἡρακλέους.

Hier wird nicht blos geſagt, daß der Eleer Iphitos zuſammen mit Lykurg die olympiſchen Spiele erneuert habe, ſondern auch, daß Iphitos ein Heraklide geweſen ſei und zehn Geſchlechter nach Herakles gelebt habe. Folglich iſt ſein Verwandter Lykurg auch nach dieſer Erzählung der elfte von Herakles. Somit berichtet derjenige, den Africanus hier ausgeſchrieben hat, ganz genau ſo wie Ephoros. Er iſt alſo der Gewährsmann, der geſucht wird.

Allein die Übereinſtimmung zwiſchen Ephoros und der Quelle des Africanus iſt noch größer; denn auch nach dieſer findet wegen der olympiſchen Spiele ein beſtändiger Verkehr zwiſchen Delphi und dem geſamten Peloponnes ſtatt. Das eine Mal fragen die Peloponneſier, das andere Mal die Eleer und zuletzt Iphitos ſelbſt das Orakel um Rat. Wiederum aber antwortet die Pythia in Verſen, die mit doriſchen Formen durchſetzt ſind.

Unter dieſen Orakeln iſt das wichtigſte das an die Eleer, deſſen Veranlaſſung Phlegon allein überliefert:

καὶ Ἠλεῖοι δὲ μετὰ ταῦτα βουλόμενοι βοηθεῖν Λακεδαιμονίοις, ὅτε Ἕλος ἐπολιόρκουν, πέμψαντες εἰς Δελφοὺς ἐμαντεύοντο. καὶ χρᾷ ἡ Πυθία τάδε·

τὴν αὐτῶν ῥύεσθε πάτραν, πολέμου δ' ἀπέχεσθε,
κοινοδίκου φιλίας ἡγούμενοι Ἑλλήνεσσι,
ἔστ' ἂν πενταέτης (Afric. ἐνὶ ξυνόδοις) ἔλθῃ φιλόφρων ἐνιαυτός.

Die Worte des Phlegon werfen plötzlich ein Licht auf jenes unverſtändliche und unverſtandene Orakel, das den Königen Charilaos und Archelaos gegeben wurde. Denn es handelt ſich hier um die Stadt Helos; jenes Helos, von deſſen Eroberung Ephoros den Namen und das Inſtitut der Heloten ableitet. Dieſe waren im fünften Jahrhundert ebenſo die Achillesferſe für Sparta, wie es Irland für England iſt. Nicht blos erhoben ſie ſich von Zeit zu Zeit von ſelbſt, ſondern ſo oft Sparta in einen Krieg verwickelt war, wurden ſie von den auswärtigen Feinden zur Empörung aufgewiegelt. Gerade im peloponneſiſchen Kriege hatten die Spartaner die ſchlimmſten Erfahrungen mit ihnen gemacht. Somit lag es

nahe, daß, wer den spartanischen Gesetzgeber verherrlichte, diesen doch nicht gut zum Schöpfer einer Einrichtung machen konnte, die Sparta wiederholt an den Rand des Abgrundes gebracht hatte. Folglich durfte Helos weder vor Lykurg noch während dessen Vormundschaft, sondern erst später von den Königen Charilaos und Archelaos erobert sein. Erst nach Lykurgs Gesetzgebung mußten diese die verderbenbringende Helotie geschaffen haben. Auf den Eurypontiden Charilaos allein durfte die Schuld auch nicht fallen. Darum wird dessen Kollege Archelaos*) mitverantwortlich gemacht; und zwar hatten beide über Helos verfügt, ohne das Orakel befragt zu haben. Deshalb werden der Pythia die Worte in den Mund gelegt: Hättet ihr die Hälfte der erbeuteten Stadt dem Gotte zugewiesen, so stünde es besser um euch.

So überraschend auch hier urplötzlich die tendenziöse Absicht des Orakels zu Tage tritt, noch mehr überrascht es zu sehen, daß es überhaupt erst durch die gemeinsame Quelle des Africanus und Phlegon verständlich geworden ist. Demnach hat ebenderselbe, der die Lykurgorakel und die Lykurgfabel schuf, auch die Vorgeschichte der olympischen Spiele samt ihren Orakeln als Einleitung der Stadionikenliste erfunden.

Über den Verfasser dieser Liste ist man aber genau unterrichtet; denn nach Plutarch Numa 1 hat der Sophist Hippias von Elis zuerst eine Olympionikenliste veröffentlicht. Hierbei kann Plutarch die Bemerkung nicht unterdrücken, daß Hippias freilich nicht die nötigen Beweise gegeben habe, um das Gesagte glaubwürdig zu machen (ἀπ' οὐδενὸς ὁρμώμενον ἀναγκαίου πρὸς πίστιν). Dadurch erhält nun das Bild, welches Platon in dem nach ihm genannten Dialoge, sowie im Protagoras von Hippias entworfen hat, mit einem Male Fülle und Leben. Platon schildert ihn als hochangesehen in Sparta. Dort hielt er über die Geschichte der

---

*) Ephoros erlaubt sich hier eine starke Abweichung, da er Helos schon lange vor Lykurg erobern läßt, aber wohlgemerkt vom König Agis, dem Stammvater der Agiaden. Auch in anderen Punkten weicht Ephoros offenbar von seiner Vorlage ab, worauf hier hinzuweisen vor der Hand genügen möge.

griechiſchen Vorzeit Vorträge, weil die Spartaner, wie Platon Hipp. maj. S. 285D ihm in den Mund legt, derlei gerne hörten:

περὶ τῶν γενῶν τῶν τε ἡρώων καὶ τῶν ἀνθρώπων καὶ τῶν κατοικίσεων, ὡς τὸ ἀρχαῖον ἐκτίσθησαν αἱ πόλεις, καὶ συλλήβδην πάσης τῆς ἀρχαιολογίας ἥδιστα ἀκροῶνται.

Daß die Wißbegierde der Spartaner von Platon nur ironiſch gemeint ſein kann, dürfte niemandem entgehen. Denn es iſt hinlänglich bekannt, wie wenig Sinn gerade die Spartaner für hiſtoriſche, wie für alle andere wiſſenſchaftliche Dinge überhaupt gehabt haben.

Wenn derjenige Staat alſo, der ſonſt ſeinen Stolz dareinſetzte keine Sophiſten bei ſich zu dulden, bei Hippias eine Ausnahme machte, ſo wird er dazu ſeinen guten Grund gehabt haben, umſomehr, als Hippias dort hoch in Ehren gehalten wurde. Dieſe Ausnahmeſtellung dürfte erſt darin eine hinreichende Erklärung finden, daß Hippias mit ſeinen Schriften und Vorträgen die politiſchen Beſtrebungen hochſtehender Perſönlichkeiten und Kreiſe in ſeiner Weiſe unterſtützte. Als vielgewandter Mann traf er zwei Fliegen mit einem Schlage und ſuchte bei dieſer Gelegenheit der Freundſchaft, welche Sparta mit Elis im fünften Jahrhundert aufs innigſte verband,*) einen hiſtoriſchen Hintergrund zu geben. Indem Hippias nun Iphitos und Lykurg gemeinſam die olympiſchen Spiele in der Weiſe erneuern läßt, daß ſie ſeitdem für alle Zukunft weiter beſtehen, führt er den Urſprung der jetzigen Freundſchaft auf jene alte Zeit zurück, wo beide Herakliden die Wohlthäter des geſamten Peloponnes geweſen ſein ſollten. Bei der Gelegenheit macht er freilich noch außerdem ſeinen Landsmann Iphitos aus lokalem Patriotismus zu einem Herakliden.

Daß Hippias ſich mit dem Leben des Lykurg beſchäftigt hat, darüber liegt zudem bei Plutarch Lyk. 23 ein ausdrückliches Zeugnis vor. Nach dieſem war der Geſetzgeber ſehr kriegeriſch und in

*) Dieſem Freundesverhältniſſe wußte der lakoniſch geſinnte Kimon keinen beſſeren Ausdruck zu geben, als daß er ſeine beiden Zwillingsſöhne Λακεδαιμόνιος und Ἦλεῖος benannte. Steſimbrotos fr. 5. (Plut. Kim. 16; vgl. Perikl. 29).

ſtrategiſchen Künſten wohl erfahren (πολεμικώτατόν φησι γενέσθαι καὶ πολλῶν ἔμπειρον στρατηγιῶν).

Auffällig bleibt ſchließlich nur noch der Umſtand, daß Hippias Verſe gemacht haben ſoll. Allein im Hippias Min. S. 368c wird von ihm geſagt, daß er außer den übrigen Vorzügen, die ironiſch aufgezählt ſind, noch den habe, Verſe aller Art zu machen:

πρὸς δὲ τούτοις ποιήματα ἔχων ἐλθεῖν, καὶ ἔπη καὶ τραγῳδίας καὶ διθυράμβους.

Der Perieget Pauſanias V, 25, 4 erzählt geradezu, daß Hippias zu Ehren eines Knabenchores, der in der Straße von Meſſina umgekommen ſei, Elegieen gedichtet habe.

Wie wenig indeſſen die Erzählung des Hippias über die Geſchichte der olympiſchen Spiele nüchterne Männer ſchon im Altertum überzeugt hat, beweiſt die Äußerung des Strabon VIII, S. 354 f. Dieſer bezeichnet ſowohl die Gründung der olympiſchen Spiele durch den idäiſchen Daktylen Herakles als auch die durch den Sohn der Alkmene als altertümlich und nicht wert beſprochen zu werden (ἐᾶσαι γὰρ δεῖ τὰ παλαιά). Denn der olympiſche Agon ſei lediglich eine Erfindung der Eleer (εὕρημα).

Nicht beſſer verhält es ſich mit der Glaubwürdigkeit des Hippias in allem, was die Geſchichte Spartas betrifft. Um ſo glänzender bewährt ſich jedoch aufs neue die Wahrheitsliebe des Herodot.

---

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurden in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

1) mit Wahlrecht:
   Herr Profeſſor Jaſſemin, hier;
2) ohne Wahlrecht:
   Herr Dr. Berghoeffer, Bibliothekar, hier.

Die im Oktober ſtattgehabte Neuwahl des Vorſtandes der Sektion ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Oberlehrer Caumont, als zweiten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. Kortegarn und als Schriftführer Herrn H. Müller.

In der Sitzung vom 31. Oktober ſprach Herr Oberlehrer Caumont über „Comparaison du Cid de Corneille avec l'original espagnol de Guillem de Castro".

D'après une tradition qui remonte à un récit de Beauchamps, auteur des „Recherches sur les théâtres de France", ce serait un M. de Chalon, ancien secrétaire des commandements de la reine mère, retiré à Rouen, qui aurait conseillé à Corneille de chercher des sujets dramatiques dans le théâtre espagnol, et, en particulier, celui du Cid dans l'œuvre de Guillem de Castro. Quoi qu'il en soit de l'authenticité de ce rapport, il est sûr qu'en allant chercher dans la littérature espagnole des inspirations et des modèles, Corneille ne faisait que suivre l'exemple de ses contemporains.

Le grand essor pris par la poésie dramatique au XVIe siècle, en Espagne, avait fait connaître dans toute l'Europe les noms de Lope de Vega, de Cervantes et de Castro: en Italie, on jouait leurs pièces de préférence à celles des auteurs indigènes; en Angleterre, on les imitait; en France, le prédécesseur de Corneille, Hardy, leur avait emprunté presque tous ses sujets, et les contemporains de Corneille Rotrou, Montfleury, Mairet, Scarron, Boisrobert, Thomas Corneille faisaient de même.

La première pièce de Pierre Corneille qui montre des traces de cette influence étrangère est „l'Illusion comique". Le héros, Matamore, est un vrai capitan de comédie espagnole par ses allures et son langage.

Ce fut en 1635 que le poëte se mit à l'étude des Mocedades del Cid par Guillem de Castro, dans le but d'en tirer une tragédie française. Pour mieux connaître son sujet, il lut, à l'appui, dans l'histoire d'Espagne du père Mariana les pages qui traitent du règne de Ferdinand I, et, à en juger par

les citations qu'il en fait dans son „Avertissement", quelques parties du romancéro du Cid. Sa pièce toutefois n'est directement basée que sur les Mocedades del Cid.

Elle fut jouée pour la première fois, selon les uns en décembre 1635, selon les autres en janvier 1636. Le succès en fut très grand auprès du public. Mais l'envie des écrivains s'y attacha bientôt. Scudéry, Mairet, Chapelain, l'Académie non seulement critiquèrent le Cid, mais le dénoncèrent comme un vil plagiat. „Si la pièce était bonne, dit Scudéry dans ses „Observations sur le Cid", la gloire en appartiendrait à Guillem de Castro et non pas au traducteur français. Le Cid est une comédie espagnole, dont presque tout l'ordre, scène pour scène, et toutes les pensées de la française sont tirées; et cependant, ni Mondory (l'acteur qui jouait le Cid), ni les affiches, ni l'impression, n'ont appelé ce poëme ni traduction, ni paraphrase, ni seulement imitation, mais bien en ont-ils parlé comme d'une chose qui serait purement à celui qui n'en est que le traducteur." Et pour prouver son assertion, Scudéry ajoute à sa critique une longue liste de vers espagnols que Corneille a soit traduits soit imités dans sa pièce.

L'Académie qui est, en général, plus favorable à Corneille que Scudéry, croit cependant que les „larcins" relevés par lui dans le Cid sont ponctuellement exacts; mais elle n'admet pas avec lui, que ces emprunts fassent toute la beauté de la pièce. „Outre, dit-elle, que nous remarquons qu'en bien peu de choses imitées il (Corneille) est demeuré au-dessous de l'original, et qu'il en a rendu quelques-unes meilleures qu'elles n'étaient, nous trouvons encore qu'il y a ajouté beaucoup de pensées qui ne cèdent en rien à celles du premier auteur." Mais celui qui cria le plus fort au plagiat, fut Mairet, dans une pièce de vers qu'il met dans la bouche de Castro:

„Ingrat, rends-moi mon Cid jusques au dernier mot,
Après tu connaîtras, Corneille déplumée,
Que l'esprit le plus vain est souvent le plus sot,
Et qu'enfin tu me dois toute ta renommée!"

*

Ce dernier vers faisait allusion à une Epître „A Ariste“ que Corneille avait publiée pour sa défense, après les premières attaques contre son Cid, et où il disait:

Je ne dois qu'à moi seul toute ma renommée.

Il ne semble pas que Corneille ait été fort sensible à cette imputation de plagiat. Ses collègues en faisaient autant, et du reste il croyait sincèrement avoir perfectionné son modèle en le ramenant à une forme plus réglée et en l'ornant de beaux vers bien sonores. Il répondit à Scudéry en complétant la liste de ses soi-disant larcins. Dans les éditions du Cid de 1648, 52 et 55 tous les passages traduits ou imités de Guillem de Castro sont imprimés en caractères italiques, et le texte espagnol correspondant se trouve au bas des pages.

Parmi les critiques qui, à une époque plus récente, ont examiné les rapports du Cid français avec l'original étranger, il faut, en première ligne, nommer Voltaire, qui publia en 1762 ses „Commentaires sur Corneille“. C'est avec un malin plaisir qu'il reproduit tous les passages cités par Scudéry, où l'auteur n'a fait que traduire les Mocedades; mais il va plus loin encore, il prétend qu'outre ce modèle, Corneille en a eu un autre qu'il n'a pas avoué, la pièce de l'auteur espagnol Diamante, intitulée „El Honrador de su Padre“. Il compare le Cid à ces deux pièces, montrant que les vraies beautés du Cid ne sont que des emprunts. C'est qu'en rabaissant Corneille, il croyait élever son propre mérite. Mais la mauvaise foi de Voltaire a manqué son but; car on reconnut bientôt que la pièce de Diamante, au lieu d'être antérieure au Cid, lui était postérieure d'au moins vingt ans, et qu'elle était en grande partie une traduction de la pièce de Corneille. Les remarques de Voltaire sur la valeur respective des deux pièces n'ont pas davantage résisté au progrès de la pensée critique. Elles découlent toutes du préjugé classique français qui restreint la composition dramatique aux trois unités et impose aux sentiments une morale de convention.

Il était réservé à l'école romantique et à ceux qui la préparèrent d'établir un parallèle plus juste entre Corneille

et de Castro. Bouterwek déjà, dans son „Histoire de la littérature espagnole“, avait rendu quelque justice au genre dramatique des Espagnols; après lui, Lessing déclara qu'il préférait les beautés un peu excentriques des comédies espagnoles à la plate régularité des pièces françaises; Seb. Mercier mit Calderon au dessus de Racine, enfin Schlegel prôna le drame espagnol comme le modèle du théâtre romantique. C'est par ces degrés que la critique a atteint le point de vue actuel. Jugeant historiquement, la critique moderne cherche à comprendre tous les genres, à rendre justice à la tragédie française, aussi bien qu'à la comédie espagnole. Si elle compare deux ouvrages, ce n'est pas pour louer l'un au dépens de l'autre, mais pour expliquer les beautés des deux.

La comparaison du Cid de Corneille avec les Mocedades del Cid de Guillem de Castro a été faite depuis Voltaire par Batteux, La Harpe, Sismondi, Bouterwek, Signorelli, Ticknor, Martinez de la Rosa, Duran, Lista, Gil, Zarate, et, dans les derniers temps, entre autres, par le Comte de Schack dans son „Hist. de la littérat. dram. en Espagne“, par M. Hippolyte Lucas, dans ses „Documents relatifs à l'Histoire du Cid“, et par M. Viguier, dans un „Appendice“ faisant suite au Cid dans l'édition des Grands écrivains de la France.

Après avoir pris connaissance de quelques-uns de ces travaux, il me semble que le sujet n'est pas épuisé, et qu'en se plaçant à un point de vue impartial entre les deux pièces, il y aurait encore plus d'une observation nouvelle à faire sur leur valeur respective, et surtout sur les raisons des différences qu'elles présentent.

Je prendrai pour base de mon exposé la pièce espagnole, parce qu'elle est presque inconnue parmi nous, et j'y rattacherai à mesure, en les expliquant, les imitations et les déviations du Cid français.

Mais d'abord quelques mots sur l'auteur espagnol. Guillem de Castro naquit à Valence, en 1569, de parents alliés aux meilleures familles de cette ville. Il se fit soldat et

servit d'abord dans sa ville natale, puis en Italie. Par l'entremise du Comte de Benevent, il obtint le poste de gouverneur de Seyano. De retour en Espagne, il fréquenta la cour et obtint l'amitié de quelques grands seigneurs, en particulier celle du duc d'Ossuna et du Comte Olivarès. Il eut plusieurs emplois honorables et lucratifs; mais il les perdit, à cause de son manque de conduite et d'une fierté déplacée, „por sus travesuras y altaneria", dit son biographe espagnol. Il était toujours endetté et compromis. Il fut deux fois marié. Tombé dans la misère, il se mit à écrire pour le théâtre, empruntant la plupart de ses sujets à la légende nationale et aux nouvelles et romans de Cervantes. Il eut pour ami Lope de Vega qui lui dédia sa comédie „Almenas de Toro". Ses contemporains avaient une haute idée de son talent; mais on lui reprochait de traiter trop souvent le duel et les „injurias del matrimonio". Il écrivit aussi des poésies lyriques. L'académie de San Carlos à Valence conserve de lui un portrait à l'huile qu'on croit être ressemblant. Il mourut entre 1621 et 1626, on ne sait au juste l'année. Ses œuvres dramatiques parurent en deux parties, en 1621, à Valence. Il y a, en outre, dit-on, quelques pièces de lui qui n'existent qu'en manuscrit. La pièce „Las Mocedades del Cid" se trouve dans la première partie de l'édition de 1621. Dès lors elle a été souvent imprimée à part. Une de ces éditions séparées, qui se recommande par la correction du texte, est celle de 1796, publiée à Valence chez J. et T. de Orga. Le texte qui m'a servi, à moi, se trouve dans la „Biblioteca de autores españoles" publiée à Madrid.

„Las Mocedades del Cid", La Jeunesse du Cid, est une pièce à deux parties: „Primera parte" et „Segunda parte". Corneille n'ayant fondé sa pièce que sur la première, la seconde ne nous occupera qu'autant qu'elle servira à expliquer quelques scènes de l'original espagnol. La première partie a pour titre „Comedia famosa de Las Mocedades del Cid." Les Espagnols appellent toutes leurs pièces, comiques ou tragiques, des Comédies, indiquant par là qu'ils n'admettent

pas de différence absolue entre les deux genres. L'attribut famosa promet une pièce d'importance, dont les événements ne sont pas tirés de la vie bourgeoise, mais de l'histoire ou de la légende. Nous dirions une Histoire, dans le sens des Histoires de Shakespeare. Voulant se rapprocher de la qualification espagnole, et pour indiquer en même temps que l'action finit bien, Corneille a d'abord appelé son imitation une Tragi-Comédie; mais, plus tard, lorsqu'il comprit mieux la nature du tragique selon Aristote, il l'appela simplement Tragédie, et ce nom lui est resté.

La pièce espagnole a trois actes, ou Journées [Jornadas], comme les Espagnols disent aussi, et non cinq, comme la française. Les scènes se suivent, sans que le texte les compte ou les sépare par des en-tête. Les personnages entrent et sortent sans qu'il y ait toujours une raison bien apparente de leurs mouvements; sonvent même la scène reste vide pour un instant. Corneille, en imitant ce décousu des scènes, s'est attiré le blâme le plus sévère de tous ses critiques, et, sans doute, avec raison, puisqu'il écrivait pour un théâtre réglé.

Le théâtre de Valence, un des plus anciens de la péninsule, comme celui de Lope de Vega à Madrid, jouissait d'une grande liberté de mise en scène. Bien que les modèles de l'antiquité fussent connus, l'imagination vive du peuple espagnol et son amour de la tradition nationale ne permettaient pas aux poëtes d'adopter le genre plus correct, plus digne, mais aussi plns froid et plus compassé, de la tragédie classiqne. Les spectateurs des Mocedades del Cid n'étaient donc point choqués des libertés de composition de la pièce. Le sujet même y prêtait. En effet, tandis que Corneille présentait sa pièce à un pnblic ignorant l'histoire du Cid, et qui devait accepter ce héros tel qu'il le lui donnait, de Castro, au contraire, s'adressait à des spectateurs qui en connaissaient tous les détails. Les romances du Cid, chantées depnis le XIe siècle, avaient acquis une popularité très grande, et les traits du héros national étaient dans toutes les mémoires. Cela permettait à l'auteur espagnol des omis-

sions, des digressions et des amplifications qui chez l'auteur français, eussent rendu la pièce inintelligible. Aussi de Castro a-t-il abondamment profité de cette situation, en développant son sujet en dehors et bien au delà de l'intrigue principale.

La pièce espagnole s'ouvre par une scène à effet. Le roi, les princes et princesses, la cour sont réunis en grande pompe. Pour honorer Don Diègue, son plus ancien conseiller, le roi veut, de sa propre main, armer chevalier son fils Don Rodrigue. La cérémonie a lieu solennellement devant l'hôtel de Santiago. Cette scène a de la grandeur, et convient à un sujet historique et national tel que l'était la jeunesse du Cid pour les Espagnols. En réduisant cette scène à un simple dialogue entre Chimène et sa gouvernante, ou, selon les premières éditions, entre la gouvernante et le Comte de Gormas, Corneille ramenait dès l'abord son sujet aux proportions d'une intrigue romanesque; car, il ne faut pas s'y méprendre, le fond historique joue dans le Cid français un rôle très secondaire. De Castro, du reste, avait trouvé le modèle de cette scène dans une vieille romance; avec la différence que dans celle-ci le Cid n'est armé chevalier par le roi qu'après ses premières victoires, et en récompense de ses propres mérites.

La seconde scène est celle du Conseil. Le roi nomme Don Diègue précepteur du prince royal, et le Comte de Gormas s'en irrite au point de donner un soufflet à son rival devant le roi et les conseillers. Ici encore Corneille a réduit l'effet, en écartant de la scène les témoins; chez lui, le soufflet se donne dans le tête à tête. De Castro profite de la présence du roi pour lui faire jouer un rôle très caractéristique. En face de l'affront fait à Don Diègue en sa présence, Fernand est si perplexe, qu'il hésite un moment s'il ne révoquera pas le choix qu'il a fait. C'était renchérir sur la tradition qui le montrait faible, il est vrai, mais non stupide et lâche. Ce trait d'un roi indigne de son rang eût été trop hardi pour le théâtre parisien, à une époque

où Richelieu faisait tout son possible pour fortifier en France le prestige de la royauté.

De la salle de conseil nous passons, dans la pièce espagnole, sans transition aucune, à la maison de Don Diègue. Rodrigue monte en scène avec ses deux frères, Hernan et Bermudo. Pendant que ceux-ci lui aident à se débarrasser de ses armes, Rodrigue leur parle avec bonté du roi qui ne manquera pas un jour de les honorer autant que lui. C'est qu'il s'agissait pour le poëte espagnol de rappeler au spectateur, ami du Cid, que Rodrigue comptait parmi ses vertus l'amour de ses frères; c'était un beau trait de plus à ajouter au portrait du héros. Le Cid de Corneille, lui, est fils unique, parce que l'économie de la pièce française ne permettait pas ce développement, et que le spectateur ne l'attendait point.

Cet entretien des frères est interrompu par la venue du vieillard Don Diègue; il a l'air triste et tient son bâton rompu à la main. Ses fils le regardent avec étonnement. A leurs questions il ne répond qu'évasivement, et, comme il demande à être seul, ils le quittent. Alors son désespoir éclate en plaintes amères. Un moment il saisit l'épée du fameux Mudarra; mais le poids de cette arme le fait chanceler, et il est obligé de renoncer à se venger lui-même. Mes fils le feront à ma place, se dit-il, et il les rapelle l'un après l'autre. Pour les mettre à l'épreuve du courage, il leur serre à chacun la main de manière à leur faire mal. Les deux cadets crient et supplient, tandis que Rodrigue s'indigne et menace: „Si tu n'étais mon père, je te donnerais un soufflet!“ [„Si no fuérades mi padre, diéraos una bofetada.“] „Ce ne serait pas le premier, [ya no fuera la primera] répond Don Diègne, et aussitôt il raconte à son fils l'événement, le chargeant de le venger. Dans Corneille nous retrouvons le monologue de Don Diègue avec des modifications; mais nous n'y trouvons pas la scène du serrement de main. Elle avait quelque chose de trop primitif, de trop brutal, pour les mœurs raffinées de la société française d'alors. Nous la trouvons, par contre,

dans le vieux romancéro du Cid, que Castro a même çà et là traduit littéralement.

La joie de Don Diègue en voyant le zèle avec lequel Rodrigue embrasse sa cause, est aussi éloquente que l'était sa plainte de tantôt. Il y a une naïveté extraordinaire dans les transports de sa tendresse: „Fils de mon âme [hijo de mi alma], lui dit-il, viens dans mes bras [dame los brazos], si je ne t'ai pas fait venir le premier, c'est que je t'aimais, je t'adorais plus que tes frères [fué porque mas te queria, te adoraba], et que je craignais d'exposer ta vie.“ Cette tirade lyrique est aussitôt suivie d'une autre, la belle complainte de Rodrigue, que Corneille a si éloquemment rendue: „Percé jusques au fond du cœur“ . . . etc. Plusieurs passages sont les mêmes dans les deux pièces:

O Dieu, l'étrange peine!
En cet affront mon père est l'offensé,
Et l'offenseur le père de Chimène.

répond aux vers espagnols:

Mi padre el ofendido! estraña pena!
Y el ofensor el padre de Jimena!

Corneille ici a imité jusqu'au rhythme étranger. C'était l'usage des auteurs dramatiques espagnols de changer de mètre dans les parties lyriques. Suivant le ton qu'ils veulent prendre, ils emploient jusqu'à six mètres différents, et des formes aussi artificielles que le sonnet n'y sont pas rares. Loin de blâmer Corneille, comme l'a fait Voltaire, d'avoir inséré ce morceau lyrique dans sa pièce, il faut au contraire l'en louer.

La scène change de nouveau. Nous sommes devant la maison du Comte de Gormas. Pendant que Chimène et l'Infante s'entretiennent à la fenêtre, Peranzules, un conseiller du roi et parent du Comte, s'efforce de persuader à ce dernier de faire ses excuses à Don Diègue de l'injure qu'il lui a faite, en lui représentant que tel est le désir du roi. Mais le comte refuse fièrement: „Plutôt périsse la Castille, dit-il [y ha de perderse Castilla antes que yo]. Et lorsque son cousin lui

montre dans les fils de Don Diègue des vengeurs de sa querelle, il les appelle avec mépris trois gamins (tres rapaces). En général l'auteur espagnol aime les expressions violentes. Corneille est plus modéré dans la passion, mais s'exalte volontiers dans l'admiration; il est plus sublime qu'énergique.

L'éloge que fait le Comte du duel comme préférable à toute satisfaction était trop en contradiction avec les décrets promulgués par Richelieu contre cette pratique, pour que Corneille pût le reproduire dans sa pièce; il se contenta donc de déprécier les satisfactions sans recommander le duel: „Ces satisfactions n'apaisent point une âme etc."; et encore les acteurs durent-ils supprimer ce passage dans les représentations.

Après que le Comte et Peranzules se sont éloignés, Rodrigue arrive en scène. Il veut, avant de porter le coup fatal, revoir sa Chimène. Il la trouve en compagnie de l'Infante. Comme il ne peut cacher sa tristesse, Chimène lui en demande la cause, et lui de répondre avec beaucoup de galanterie et pour cacher la vérité, que son émotion lui vient de ses deux amies, Chimène l'ayant touché par sa beauté et son amour, l'Infante par sa dignité et sa beauté; à quoi l'Infante répond que c'est trop de la dignité, et Chimène qu'il eût mieux valu ne pas comparer leur beauté. Ce sont des concetti qui peuvent paraître déplacés, mais qui témoignent de l'esprit du temps. Il arrive quelquefois que de Castro sort ainsi un moment de son sujet héroïque, pour se conformer au goût de ses contemporains. Corneille, lui, est exempt de ce Marinisme, grâce à la trempe virile de son esprit.

Cependant cet enjouement de Rodrigue fait bien vite place à un profond désespoir se trahissant par des aparté et des hélas! qui jettent l'épouvante dans le cœur de Chimène. Fasciné par la beauté de son amante, Rodrigue lutte intérieurement; la passion et le devoir se disputent son cœur; il balance [en dos balanzas he puesto ser honrado y ser amante.]. Il est sur le point, qui sait? de succomber, lorsque survient son père portant sur sa joue la trace de l'affront qui lui a été fait. Cette vue lui rend sa force

morale: il va au devant du Comte de Gormas, qui est rentré. et lui demande un mot d'entretien. Corneille a rendu cette scène avec beaucoup de talent. En l'abrégeant, il lui a donné plus d'énergie et de vivacité. Mais ce qni manque encore ici à Corneille, ce sont les témoins. Dans la pièce espagnole la provocation a lieu sous les yeux de Chimène, de l'Infante, de Don Diègue, et de Peranzules. Cela forme un tableau plus saisissant et une action plus dramatique. Il manque aussi chez Corneille la lutte morale qui a précédé, la vue de cette „hermosura" [beauté] qui rendait la démarche si difficile, si pénible. Le public espagnol demandait à voir Chimène dans tout l'éclat de sa beauté et de son esprit. avant de la voir sous l'aspect austère et troublé qu'elle aura plus tard. Il fallait la rendre aimable à tous les yeux, avant de la rendre intéressante par ses malheurs.

Les deux adversaires sortent en se battant. Bientôt on entend dans la coulisse la voix du Comte criant: „je meurs!" Rodrigue revient en courant sur la scène, suivi des hommes du Comte qui veulent le tuer. L'Infante s'avance. et le prend sous sa protection royale. Telle est la fin du premier acte des „Mocedades del Cid".

Lorsque le rideau se lève pour le second acte, le roi Fernand s'inquiète d'une rumeur extraordinaire qu'il remarque dans le palais. Il s'informe et apprend de Peranzules que le comte de Gormas a été tué par Rodrigue. Au même instant arrivent Chimène et Don Diègue, celui-ci, une joue tachée de sang, elle, un mouchoir ensanglanté à la main. Chimène se jetant aux pieds du roi lui demande justice, tandis que Don Diègue plaide pour son fils et offre de porter lui-même la peine. Cette grande et belle scène est à peu près identique chez les deux poëtes, Corneille ayant, ici encore. tradnit quelquefois mot à mot. C'est qu'il n'était guère possible de mieux faire. La situation était déjà donnée dans la vieille romance, avec cette différence essentielle, que Rodrigue et Chimène n'y sont pas encore amants. Dans le Cid français cette scène termine l'acte, et la tombée du

rideau permet au spectateur de méditer sur l'événement et d'en remplir son âme. Chez de Castro, au contraire, la scène se prolonge: Peranznles, l'Infante, Don Arias, le Prince royal donnent chacun leur avis. Le rôle du prince surtout est remarquable. Comme élève de Don Diègue, il prend sa défense avec tant d'impétuosité, qu'il impose sa volonté au roi, son père, qui le met sous sa protection. Le rôle du Prince royal, appelé Don Sancho dans la pièce espagnole, est absent de la pièce de Corneille. Vu les bornes restreintes que ce poëte s'est prescrites, il aurait formé un hors-d'œuvre, plus encore que l'Infante. De Castro s'est plu à peindre le Prince avec des couleurs très vives, parce qu'il appartenait à la tradition et aussi, parce que, son rôle prenant plus d'importance dans la seconde partie des Mocedades, il fallait y préparer le spectateur. En général, il ne faut pas perdre de vue que bien des développements de la pièce espagnole sont rendus nécessaires par cette suite, et que, si l'auteur français les a négligés, c'est qu'il a limité son sujet à une action simple.

Vient la scène qui a tant fait crier les critiques précieux de Corneille, depuis Scudéry jusqu'à Voltaire: Rodrigue, bien qu'ayant tué le comte, se présente chez Chimène. „Cette épouvantable procédure, dit Scudéry, choque directement le sens commun; quand Rodrigue prit la résolution de tuer le comte, il devait prendre celle de ne revoir jamais sa fille.“ Le public, tant espagnol que français, en jugea autrement: il se laissa entraîner aux plus vifs applaudissements par cette scène: „Elle a fait battre des mains et crier miracle“, dit encore Scudéry. C'est que le sentiment populaire est plus voisin de la nature que celui des soi-disant connaisseurs. L'homme simple comprit que Rodrigue, dans sa détresse et pressé par l'amour, pouvait se laisser aller à une démarche qui n'était pas dans les convenances. Ce trait, dont l'invention est due à de Castro, car les romances ne connaissent pas cette situation, est d'un poëte de génie. Corneille, en reproduisant cette scène, a imité de près son modèle.

Rodrigue est reçu par Elvire, la gouvernante de Chimène, qui s'effraye de sa hardiesse et le presse de s'en aller. Mais déjà l'on entend Chimène venir accompagnée, et Rodrigue est obligé de se cacher derrière un rideau. Entrent Chimène avec Peranzules. Ce dernier s'étant aussitôt retiré, Chimène fait à sa suivante la confidence de ses souffrances, car, en persécutant Rodrigue, elle fait violence à son cœur. Rodrigue alors sort de sa cachette et, présentant son épée à son amante, offre de mourir à ses pieds, pour satisfaire sa juste colère. Elle le repousse épouvantée. Mais il veut absolument lui expliquer les raisons de sa conduite. Après les avoir entendues, elle lui répond: „ô Rodrigue! je sais qu'en vengeant l'affront fait à ton père, tu as agi en chevalier; je ne t'en blâme pas; mais je suis si malheureuse, qu'il me faudra chercher moi-même la mort que je n'ose te donner [„que habré de emplear en mi la muerte que no te doy"]." L'attendrissement les gagnant l'un et l'autre, ils s'abandonnent un instant aux doux regrets d'un bonheur évanoui. Délicieuse scène qui a enlevé tous les suffrages.

C'est ici que le rôle de Don Sanche, introduit par Corneille au lieu de Peranzules, fait pour la première fois sensiblement dévier l'action de la pièce française. Don Sanche est le rival en amour de Don Rodrigue. Il offre à Chimène ses services contre lui; et, bien qu'elle les refuse, l'on entrevoit que son intervention deviendra nécessaire dans la suite. Cette complication est un élément romanesque de plus dans la pièce de Corneille, en contradiction avec l'esprit héroïque de l'original, mais d'accord avec les goûts d'une société nourrie de romans de chevalerie.

La scène reste de nouveau vide un moment, puis Don Diègue arrive, cherchant son fils. Dans son impatience de le voir, il craint qu'il ne lui soit arrivé malheur. „Ni la brebis qui a perdu son pasteur, ni le lion abandonné de ses lionceaux ne s'inquiètent plus tendrement et ne se plaignent plus tristement que moi, ayant perdu mon Rodrigue" [no la ovejuela su pastor perdido, ni el leon que sus hijos le han

quitado, balò quejosa ni bramò ofendido, como yo por Rodrigo, ay hijo amado!]. Enfin le fils bien aimé paraît. „Hijo? — Padre? — Es posible que me hallo entre tus brazos?“ L'imitation française: „Rodrigue, enfin le ciel permet que je te voie! — Hélas!“ est moins naturelle. Mais surtout le Don Rodrigue français gâte son héroïsme en rappelant à son père que, s'il a vengé son honneur, il l'a fait au prix d'un douloureux sacrifice. Dans la pièce espagnole la pensée de Chimène n'intervient pas ainsi comme un reproche; Rodrigue ne s'y défend non plus du soupçon d'inconstance, comme dans Corneille, où, Don Diègue lui ayant dit pour le consoler que, s'il n'y a qu'un honneur, il y a beaucoup de maîtresses, il répond:

„A ma fidélité ne faites point d'injure;
Souffrez-moi généreux, sans me rendre parjure.“

La Chimène espagnole n'était pas une de ces maîtresses dont on puisse changer. On sent ici combien l'original est plus près de la saine et bonne nature que l'imitation. Dans les deux pièces la scène se termine par le conseil que Don Diègue donne à Rodrigue d'aller combattre les Maures, pour regagner la faveur du roi par des victoires.

Ici les „Mocedades del Cid“ font intervenir un incident qui n'a pas de parallèle chez Corneille. On y voit l'Infante assise à sa fenêtre — les fenêtres et les balcons jouent un grand rôle dans les pièces espagnoles — admirant la belle vue qui s'offre à ses yeux. Peu à peu ses pensées se portent vers la cour qu'elle a quittée et vers Rodrigue. Elle se demande s'il est en sûreté. Tout à coup elle voit s'élever sur la route un nuage de poussière; des cavaliers approchent; ils mettent pied à terre; leur chef s'avance, c'est Rodrigue, en route pour la guerre. Dans son plaisir de le revoir, sous le charme de sa noble prestance et de ses belles manières, l'Infante laisse échapper le secret de son amour: bien qu'indigne d'elle, parce qu'il est sujet, s'il revenait vainqueur, qui sait? . . . [„Dios te vuelva vencedor; que despues . . .“] Rodrigue, pour toute réponse, lui demande sa bénédiction, qui doit lui porter bonheur. Cette scène, chez Corneille, eût

été une amplification du rôle déjà presque superflu de l'Infante. Dans la pièce espagnole, il était nécessaire que ce rôle s'accentuât, puisque c'est cet amour malheureux de l'Infante pour Rodrigue qui, en empêchant qu'elle se marie, amène les complications politiques sur lesquelles repose la seconde partie des „Mocedades del Cid". En outre, Castro trouvait dans cette scène l'occasion de produire les grâces chevaleresques de son héros, dont le public était pour le moins aussi épris que les personnages de la pièce, et en particulier, l'Infante.

Puis vient l'épisode du combat. Des Maures et des Chrétiens arrivent sur la scène et s'y battent, tandis qu'un jeune berger, monté sur un rocher, applaudit à leurs prouesses, ou se moque des coups qu'ils reçoivent. Rodrigue lui-même arrive et fait prisonnier un roi maure qui vient de se vanter démesurément. Il est à peine nécessaire de dire que cette action est plus intéressante et plus dramatique que le long récit par lequel Corneille l'a remplacée. Mais il y a ici un élément nouveau, l'élément comique. Ce berger qui ricane du haut de son rocher n'est autre que le gracioso de la comédie espagnole, et le roi maure en est le capitan, deux types très aimés du public. Le système dramatique espagnol admettait ce mélange de scènes comiques et tragiques, que nous trouvons aussi dans Shakespeare, le contemporain de Castro; mais Corneille aurait cru déroger à la dignité de poëte tragique, s'il se l'était permis.

La scène qui dans les Mocedades del Cid suit celle du combat ne s'explique que par la seconde partie. Elle est tout entière vouée à peindre le Prince et ses rapports avec l'Infante. Don Sancho s'exerce au maniement de l'épée sous la direction du maître d'escrime et de Don Diègue. Tout à coup il jette son arme, et, prenant un air sérieux, confie à son gouverneur qu'il est poursuivi par une idée fixe qui l'attriste: il se croit né sous une mauvaise étoile, destiné à être assassiné par la main d'un proche parent; c'est pourquoi il craint et hait ses frères et sœurs. Don Diègue

cherche à le ramener à la raison; mais, lorsque survient l'Infante, une lance ensanglantée à la main, car elle revient de la chasse, la folie du prince s'exalte et il voudrait la tuer sur le champ [estoy per matarte ahora]; Don Diègue et le roi, qui vient d'entrer, l'en empêchent. Au roi qui lui reproche sa conduite, il répond effrontément qu'il n'attend que sa mort pour être son propre maître et en agir avec sa sœur comme il lui plaira. Ce caractère bizarre du Prince joignant à une ambition démesurée une superstition insensée, est un trait légendaire qui explique la fin tragique qui l'atteint plus tard.

Nous avons déjà vu que Corneille a omis le Prince dans sa pièce. Mais, supposé qu'il en eût eu besoin, il n'aurait jamais osé le présenter sous l'aspect barbare que lui a donné, ou laissé le poëte espagnol.

Après cette digression, l'action principale reprend son cours. Fernand de Castille reçoit en audience le roi maure, et, comme celui-ci a désigné son vainqueur du nom de Cid, il veut que Rodrigue garde ce titre d'honneur. Dans la scène correspondante Corneille s'est passé du roi maure et a mis l'éloge du Cid dans la bouche du Cid même. En le louant de ce changement, Voltaire fait la remarque suivante: „Que font ces trois (?) rois maures? rien autre chose que de former un vain spectacle; c'est le principal défaut de toutes les pièces espagnoles et anglaises de ce temps-là. L'appareil, la pompe du spectacle sont une beauté sans doute; mais il faut que cette beauté soit nécessaire. La tragédie ne consiste pas dans un vain amusement des yeux. Ici se montre la supériorité du poëte français.“ Cette argumentation de Voltaire est plus spécieuse que vraie, et une conception plus large du drame, l'appréciation surtout de l'élément épique qu'il peut contenir suffit pour la réfuter.

Dans les deux auteurs cette scène est immédiatement suivie de l'entrée de Chimène, qui vient pour la deuxième fois demander justice. Ici de Castro suit de si près le texte du romancéro, qu'il en cite littéralement presque tout le

discours de Chimène. Corneille s'éloigne de Castro en fondant en une deux de ses scènes; sans doute pour éviter la monotonie de ces nombreux retours de Chimène suppliante. Le romancéro et les „Mocedades“ l'amenaient quatre fois devant le roi, Corneille se contente de trois.

Pour satisfaire Chimène, le roi lui répond qu'il exile le Cid à la campagne, où il pourra continuer de battre les Maures. Mais en même temps il veut, avec la permission de Chimène, lui témoigner sa reconnaissance en l'embrassant. La contenance extérieure de Chimène reste ferme; mais sa douleur éclate tout bas: „Se peut-il que l'opinion puisse tant sur moi, que je persécute ce que j'adore! — ô ennemi adoré!“ Ici se termine le second acte de la pièce espagnole. Rodrigue est exilé, et l'abîme entre les deux amants est plus profond que jamais, bien que leur amour subsiste.

Corneille, à force d'invraisemblances, a ramené l'action de sa pièce à vingt-quatre heures; l'original espagnol fait intervenir une année au moins entre l'exil du Cid et les événements du dernier acte. Au lever du rideau l'on aperçoit l'Infante en conversation avec Don Arias; elle voit le roi vieillir et craint qu'il ne vienne bientôt à lui manquer. Que deviendra-t-elle alors? Que lui prépare la haine de son frère? Mais ce qui la tourmente plus encore que cette incertitude de l'avenir, c'est son amour pour Rodrigue; la jalousie lui ronge le cœur, car elle ne peut se dissimuler que plus Chimène persécute son amant, plus elle l'aime et plus elle est aimée de lui. „Mon sort est cruel, dit-elle, Chimène et lui se sont aimés, et depuis la mort du Comte ils s'adorent.“ [es cruel mi suerte; Jimena y el se han querido, y despues del Conde muerto, se adoran.] Le romancéro appuyait déjà fort sur cet amour malheureux de l'Infante. Le roi, qui survient, tâche de la tranquilliser sur son avenir en lui promettant de lui laisser une de ses villes, dont elle sera seule maîtresse. Puis, se tournant vers Don Diègue, il lui annonce que le roi d'Aragon fait mine de lui disputer Cala-

horra et que, pour lui résister, il prépare une armée, à la tête de laquelle il veut mettre le Cid.

Les scènes se lient ici l'une à l'autre, et l'on annonce la venue de Chimène, sa troisième venue, celle que Corneille a combinée avec la précédente. Le roi Fernand s'impatiente. „Elle a l'arrogance de son père, s'écrie-t-il, pourquoi vient-elle toujours se plaindre à moi? n'a-t-elle pas toujours les larmes aux yeux [lagrimas siempre en sus ojos] et la justice à la bouche [justicia siempre en su boca]? Comme on lui répond que ces instances de Chimène ne sont que simulées, vu qu'elle aime encore Rodrigue, il voudrait s'en assurer, et Don Arias promet d'user d'un stratagème pour le satisfaire. Chez Corneille c'est le roi lui-même qui s'avise de la ruse et la met à exécution. A peine Chimène est-elle entrée et a-t-elle fini son appel passionné à la justice du roi, qu'un messager entre, annonçant la mort du Cid, tombé dans une échauffourée avec des Maures, à son retour d'un pélerinage. Chimène troublée fait éclater sa douleur, et trahit ainsi aux yeux du roi la violence de son amour. Mais, dès qu'elle s'aperçoit que l'alarme est fausse et qu'elle comprend le rôle qu'on lui fait jouer, elle se rengorge et, levant vers le roi un regard plein de courroux, elle s'écrie: „Si tu crois que je ne suis qu'une faible femme, tu te trompes [„si miras que soy mujer, veras que lo aciertas mal."], et, pour le prouver, j'offre ma fortune et ma main au chevalier qui m'apportera la tête du Cid; et si tu m'en empêches, chacun dira qu'il n'y avait en toi ni prudence, ni raison, ni justice, ni pitié!" Le roi déclare alors qu'il en sera comme elle en a décidé.

Dans la pièce française, le champion de la cause de Chimène est bientôt trouvé; il attendait au fond du théâtre, et dès qu'il s'avance, il est agréé par Chimène et par le roi. C'est Don Sanche, que le poëte avait dès l'abord créé pour ce moment. Les deux rivaux, Rodrigue et Don Sanche, vont donc se battre pour leur belle; c'est le dénouement de tous les romans. Corneille, qui fréquentait l'hôtel de Rambouillet, conçut cette scène dans l'esprit de cette société. Le poëte

espagnol, au contraire, pour trouver le champion de Chimène, rentre dans la tradition historique et ouvre un nouvel épisode. Je ne comprends pas pourquoi M. Viguier, dans son analyse des „Mocedades“, qualifie le dénouement espagnol de „fable absurde“ et félicite Corneille de l'avoir éludée. Si Corneille était pressé d'en finir, à cause des limites de temps et de lieu qu'il imposait à son action dramatique, de Castro, dans son drame plus poétique et plus libre, avait encore place pour un nouveau développement épique.

Il trouvait même moyen de retarder le dénouement par une nouvelle digression inattendue. Le Cid n'était pas encore suffisamment décrit; il restait à présenter un côté essentiel de son caractère, sa piété, sa charité chrétienne. C'est à quoi l'auteur consacre la scène suivante du troisième acte. Rodrigue est en marche avec ses soldats. Comme ils sont fatigués, la troupe fait halte et se prépare à prendre un repas. Mais avant de manger, Rodrigue exige de ses hommes qu'ils fassent la prière, et, à ce propos, leur fait un petit sermon sur la nécessité de la piété pour le soldat. Peu après, sa charité est mise à l'épreuve par un pauvre lépreux. Tandis que ses compagnons reculent d'horreur, le Cid partage son repas avec lui et lui parle comme à un ami. Il l'engage même à dormir pendant qu'il veillera. Alors, par l'effet d'un miracle, le Cid lui-même s'endort, pour trouver à son réveil le lépreux transformé en St. Lazare. Celui-ci le bénit et lui promet la victoire en récompense de sa charité. Il n'est pas difficile de reconnaître ici l'esprit clérical qui, du temps de Philippe II, se soumettait, en Espagne, jusqu'aux arts et à la littérature. Cette scène est encore plus un hommage à l'influence des prêtres qu'un emprunt à la légende du Cid. Chez Corneille, il n'y a rien qui rappelle, même de loin, une pareille tendance. Ce ne fut qu'un peu plus tard, dans Polyeucte, qu'il aborda, mais avec une parfaite liberté d'esprit, un sujet religieux.

Cependant il s'agit de trouver le chevalier qui combattra pour Chimène. C'est la politique qui va l'amener. Le roi

d'Aragon, qui disputait à Fernand la possession de Calahorra, lui a fait dire que, pour éviter une guerre désastreuse, il proposait de décider l'affaire par un combat singulier. L'ambassadeur aragonais, Don Martin, un géant, se présente devant le roi et ses conseillers pour avoir la réponse. Don Arias, quoique âgé, est sur le point d'accepter le duel, lorsque le Cid se présente. A l'ouïe des provocations arrogantes de Don Martin, il demande à être choisi pour le combat, et le roi lui remet sa cause. Don Martin déclare que, s'il est vainqueur, il compte apporter la tête du Cid à Chimène et obtenir d'elle la récompense promise. N'est-ce pas un détour ingénieux pour arriver au dénouement? En tous cas, il n'est pas inférieur à l'invention de Corneille.

Dans la scène suivante les deux poëtes se rejoignent de nouveau; c'est celle où Chiméne, en attendant l'issue du combat, confie ses craintes à Elvire. Seulement il s'y mêle dans la piéce espagnole un élément de gaîté que ne connaît pas la pièce française. L'Elvire espagnole est une narquoise: tout en sympathisant avec Chiméne, elle se moque d'elle et de son géant, Don Martin, qu'elle appelle la terreur des hommes et le croque-mitaine des petits enfants [„espanto de los hombres y de los miños el coco"]. Et, comme pour fortifier encore ce comique au sein d'une situation triste et critique, de Castro fait arriver une lettre de Don Martin, dans laquelle ce capitan grotesque demande à sa future de mettre sa robe de noce, en prévision de sa victoire. Tout le rôle de Don Martin appartient à la comédie; et sa figure de géant devait ajouter beaucoup au ridicule de sa forfanterie. C'est en songeant à l'effet de ces incidents comiques dans la pièce espagnole, qu'on peut mesurer la distance qui la sépare de la tragédie française du Cid, où tout est au diapason de l'héroïsme et de la passion.

Mais voici encore, avant de finir, un épisode fort étranger à l'action principale. Le roi Fernand veut faire son testament et demande l'avis de ses trois conseillers Don Diégue, Arias et Peranzules. Il désire laisser à son fils aîné la

Castille qu'il a héritée et répartir les provinces qu'il a conquises entre ses deux autres fils et ses deux filles. Arias et Peranzules approuvent ce dessein; mais Don Diègue pense qu'un tel partage ne pourrait que nuire à l'Etat en l'affaiblissant. Le roi décide de prendre l'avis du Prince royal. Celui-ci arrive, et, après avoir appris de quoi il s'agit, „Ne vois-tu pas, répond-il au roi, son père, qu'en divisant le pays qui me revient en entier, tu me fais tort? Puisses-tu vivre mille ans; mais quand tu seras mort, mon épée regagnera ce que tu m'auras ôté et fera un tout puissant de tant de puissances séparées." [„pero si mueres, mi espada juntarà lo que me quitas, y harà una fuerza de tantas."] — „Fils désobéissant, s'écrie le roi, je punirai ton orgueil et ton arrogance par la prison. Ma malédiction sur toi, si tu désobéis à mes ordres!" [„mis maledíciones te caigan, si mis mandas no obedeces."] Cette scène si intéressante et si dramatique prépare l'action qui doit se dérouler dans la seconde partie des „Mocedades del Cid", où nous retrouvons le Prince après la mort de son père faisant la guerre à ses frères et sœurs, pour leur enlever leur héritage, mais succombant dans la lutte avec le remords d'avoir désobéi à la volonté paternelle.

Le roi s'est à peine remis de la colère dans laquelle l'a jeté la résistance de son fils, que la porte s'ouvre et que Chimène paraît. Cette fois elle est vêtue de blanc et richement parée. Chacun s'étonne de la voir si belle. S'adressant au roi, elle lui explique que l'espoir d'être enfin vengée lui a fait quitter sa robe de deuil, et elle montre la lettre qu'elle a reçue de Don Martin. Don Diègue tremble pour son fils. Alors un messager vient annoncer qu'un chevalier, arrivé d'Aragon, apporte la tête de Rodrigue et demande à la remettre à Chimène. Celle-ci se sentant défaillir, fait un effort pour parler: „Roi Fernand, chevaliers, dit-elle, écoutez mon infortune extrême, puisque je suis à bout de souffrance et de force; je demande à la dire tout haut, car il faut que le monde sache ce qu'il m'en a coûté d'être noble, et quel sa-

crifice l'honneur m'a imposé: j'ai toujours aimé Rodrigue de Bivar et, si j'ai causé sa mort, c'est au dépens de mon cœur, et je suis sûre d'en mourir" [„ahora la misma espada que ha cortado su cabeza cortò el hilo de mi vida."].

En ce moment l'on voit entrer Rodrigue. Il explique que le chevalier arrivé d'Aragon, c'est lui, et qu'il apporte sa propre tête, pour la mettre aux genoux de Chimène et recevoir la récompense promise au vainqueur. „Rodrigue a raison, dit le roi, il faut que Chimène l'accepte pour époux." „Malheureuse que je suis, balbutie-t-elle, la honte m'empêche de le faire!" „Fais-le!" crient tous les assistants. „Je ferai, dit-elle enfin, ce que le ciel ordonne" [„haré lo qne el cielo ordena."]. Le roi arrête que le soir même le couple sera marié par l'évêque de Plaisance (Plasencia).

Corneille n'a pas été heureux dans les changements qu'il a introduits dans les dernières scènes de sa pièce. Au lieu d'amener la méprise de Chimène par un innocent stratagème de Rodrigue, il fait faire à Chimène une bévue absurde et hors de toute vraisemblance. On se rappelle que lorsque Don Sanche, battu par Rodrigue, vient de sa part lui remettre son épée, elle suppose que Rodrigue est mort et s'emporte contre Don Sanche, sans vouloir éconter ses explications. Tous les critiques de Corneille ont blâmé cette faute. Elle est d'autant plus fatale, que la situation qui en résulte est de la plus grande importance, car c'est sous l'empire de cette illusion que Chimène fait l'aveu de son amour. Comme précédemment déjà, c'est le roi qui la détrompe: „Chimène, sors d'erreur, ton amant n'est pas mort." Cette répétition du même motif est une faute aussi. Dans la pièce espagnole, le roi est trompé comme les autres, et la venue de Rodrigue donnant lui même l'explication du message à double sens qu'il a envoyé est à la fois plus naturelle et d'un plus bel effet. Il y a aussi beaucoup trop de déclamation dans les derniers discours de Chimène, de Rodrigue et du roi. C'est comme si l'auteur avait voulu, par la bouche de ses personnages, excuser un dénouement qu'il n'approuvait pas lui-

même; et l'on sait, en effet, que Corneille n'était pas satisfait de la solution de son intrigue. „J'ai peine à voir, dit-il, que Chimène consente au mariage avec Rodrigue. Dans ce sujet il aurait fallu se contenter de tirer Rodrigue de péril, sans le pousser jusqu'au mariage.“ Il accuse le poëte espagnol et l'histoire de lui avoir imposé cette fin.

Telles sont les deux pièces que j'ai pris pour tâche de confronter. Elles sont absolument identiques pour ce qui est de l'action tragique proprement dite. Dans l'une et dans l'autre Rodrigue et Chimène souffrent dans leur amour par la faute de leurs pères; mais leur amour s'exalte par la souffrance, et lorsque vient le dénouement heureux, ils en sont d'autant plus aimants, d'autant plus dignes de s'appartenir. La catharsis exigée par Aristote se réalise ici; et le spectateur, par la sympathie qu'il éprouve pour les héros, participe, lui aussi, à cette purification.

La différence entre les deux pièces est dans la manière dont le thème tragique est développé. Guillem de Castro, en face d'un sujet consacré par l'histoire et la tradition nationale, le traite avec abandon, avec foi, et avec toutes les longueurs d'une action dont chaque détail a sa signification et son intérêt pour le spectateur prévenu; tandis que Corneille, ayant adopté un sujet étranger à l'histoire et aux mœurs de son pays, le traite avec réserve et avec la préoccupation constante de l'adapter de son mieux aux préjugés moraux et littéraires de ses contemporains français. Toutes des différences s'expliquent par ces deux points de vue. La grande valeur des „Mocedades del Cid“ vient de ce qu'elles sont une pièce originale, pleine de naïveté. Le Cid français a l'infériorité d'une imitation: elle est artificielle. On a tort de comparer les deux pièces, en détail, au point de vue purement littéraire, comme on l'a tant fait; les beautés et les défauts de style et de composition qu'on y remarque sont trop disparates et demandent un critère trop différent. Il suffit d'établir, ainsi que j'ai essayé de le faire, que les deux pièces méritent notre intérêt et notre admiration comme

exemples de deux genres dramatiques opposés, et comme expression de deux civilisations différentes.

In der Sitzung vom 28. November berichtete Herr Dr. Cohn „Über den Dresdener Neuphilologentag".

Am 29., 30. September und 1. Oktober 1888 hat zu Dresden der dritte „Allgemeine deutsche Neuphilologentag" stattgefunden. In der ersten Sitzung am 29. September hielt Herr Baron von Locella-Dresden einen Vortrag über „Dante in Deutschland". Er gab eine Übersicht darüber, in wie weit man sich überhaupt in Deutschland seit Ende des fünfzehnten Jahrhunderts mit dem großen Italiener, sowohl in der Litteratur als in der Bildkunst, beschäftigt hat. Es lassen sich drei Perioden unterscheiden: die erste von den frühesten nachweislichen Spuren einer Kenntnis Dantes in Deutschland an datierend; die zweite, welche 1767 mit dem Erscheinen der ersten vollständigen deutschen Übersetzung, der von Jagemann, anhebt, die eigentliche Übersetzungsperiode; endlich die dritte, die Interpretationsperiode, welche bis auf unsere Zeit sich erstreckt und mit dem Werke von Philalethes ihren Höhepunkt erreicht hat. In dieser haben Künstler wie Cornelius, Veit, Koch, Genelli, W. Kaulbach, Bendemann, Lessing, Schnorr, Schwind mächtige Anregung erfahren, sich Stoffen aus der „Göttlichen Komödie" zuzuwenden.

Nach diesem Vortrage berichtete Herr Professor Stengel-Marburg über das „Ergebnis der Thätigkeit der Petitionskommission". Eine solche war auf dem Frankfurter Neuphilologentage, Pfingsten 1887, gewählt worden, um die Unterrichtsverwaltungen der einzelnen deutschen Staaten um Bewilligung von Reisestipendien für Studierende der neueren Sprachen zu ersuchen. Von den meisten ist gar kein Bescheid eingegangen. Der preußische Kultusminister von Goßler hat wenigstens nicht gerade ablehnend geantwortet. Nur aus Baden und von dem der Versammlung beiwohnenden sächsischen Kultusminister ist ein günstiger Bescheid mit der Zusage einer entsprechenden Summe für den gewünschten Zweck zu verzeichnen.

Es folgte hierauf der Vortrag des Herrn Professor Dr. Körting-Münster über „Die gegenwärtigen Aufgaben und Ziele der

romaniſchen Philologie". (Es kann bezüglich dieſes Vortrages auf den Bericht der „Frankfurter Zeitung" in Nr. 276 verwieſen werden.)

Den Schluß der erſten Sitzung bildete ein Vortrag des Herrn Dr. Mahrenholtz-Dresden: „Friedrich Melchior Grimm, ein Vermittler deutſchen Geiſtes in Frankreich". Nicht Frau von Staël, ſondern Grimm war es, der zuerſt die Aufmerkſamkeit der Franzoſen auf die deutſche Litteratur lenkte. Ein Schüler Gottſcheds, dem er auch bis an ſein Ende eine unverminderte Bewunderung bewahrte, kam er 1748 nach Paris und machte es ſich zur Lebensaufgabe, die Franzoſen mit der deutſchen Sprache und Litteratur bekannt zu machen und für dieſe zu erwärmen. Dieſes ſuchte er beſonders durch zwei Aufſätze im „Mercure Français", durch Erteilen von Unterricht und durch Überſetzungen deutſcher Dichtungen, die er teils ſelbſt verfaßte, teils veranlaßte, beſonders aber durch die „Correspondance Littéraire" zu erreichen; für mehrere bemerkenswerte Artikel iſt ſeine Autorſchaft ſicher, ſo für eine ſehr anerkennende Beurteilung von Goethes Werther. In ſpäterer Zeit war ſein Standpunkt nicht mehr ſo einſeitig Gottſchediſch; er erkennt auch Leſſing an. Nur gegen Klopſtock bewahrt er ſeine alte Abneigung. Grimm iſt eine ähnliche Stellung zur deutſchen Litteratur zuzuweiſen wie Friedrich dem Großen: er vermochte die deutſche Litteratur im allgemeinen nicht zu würdigen, doch hat er ihren Aufſchwung vorausgeſagt und Deutſchland die Rolle des Führers in der Weltlitteratur zugeſprochen.

In der zweiten Sitzung am Nachmittage ſprach Herr Rektor Dörr-Solingen „Über die Reform des neuſprachlichen Unterrichts, Erfahrungen und Erwägungen". Auch dieſer Vortrag iſt in der „Frankfurter Zeitung" (in Nr. 278) in längerem Auszuge abgedruckt. Der Redner gehört zu den entſchiedenſten Anhängern der neuſprachlichen Reform und ließ es auch in ſeinem Vortrage nicht an beißendem Spott und ſcharf verurteilender Kritik der alten „grammatiſtiſchen" Methode fehlen. Seine Angriffe richteten ſich beſonders gegen die bisher üblichen Lehrbücher mit ihren die Einübung grammatiſcher Regeln bezweckenden, unzuſammenhängenden deutſchen Sätzen, die noch dazu häufig im ſchlechteſten Deutſch ab-

gefaßt sind. Er bezeichnet es geradezu als eine Anmaßung, in eine fremde Sprache übersetzen zu wollen, und nun gar ein solches Ansinnen an Schüler zu stellen. Infolge dessen scheinen ihm auch die Extemporalien als nachteilig oder mindestens als wertlos. Von der Forderung des neusprachlichen Unterrichtes auf phonetischer Grundlage ausgehend tadelt er scharf die Unwissenheit der nach der alten Methode unterrichtenden Lehrer in lautphysiologischen Dingen.

Während auf der Frankfurter Neuphilologenversammlung mehrere Vorträge die in dem Vordergrunde stehenden Fragen der Methode des neusprachlichen Unterrichtes behandelten, war in Dresden der Dörrsche Vortrag der einzige aus diesem Gebiete. Doch als ein Beweis dafür, daß inzwischen schon weitere Kreise für die Reform gewonnen worden oder wenigstens sich eingehender damit beschäftigt haben, darf angesehen werden, daß, während in Frankfurt noch die Gegner in gleicher Zahl und mit gleicher Entschiedenheit gegen die Reformpartei auftraten, in Dresden eigentliche Gegner sich nicht vernehmen ließen. Indessen als so enthusiastische Verteidiger der radikalsten Forderungen der Reformer wie der Redner selbst zeigten sich nur wenige von den Teilnehmern am dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentage. Auch diejenigen, welche sich als entschiedene Anhänger bekannten, erklärten sich nicht mit allen in dem Vortrage geäußerten Ansichten einverstanden und gaben doch auch zu, daß man auch auf einem anderen Wege zum Ziele gelangen kann. Besonders über zwei Punkte wurden Bedenken geäußert. Die neuere Methode will an Stelle der Übersetzungen aus dem Deutschen in die fremde Sprache die freie Wiedergabe eines gelesenen Stückes in der fremden Sprache mit verschiedenen Umformungen setzen. Dem gegenüber wurde nun festgestellt, daß zunächst die geforderten Umformungen des Gelesenen, so lange der Wortschatz des Schülers noch sehr beschränkt ist, auch nur in sehr beschränktem Maße möglich und deshalb nur wenig nutzbringend seien, weil sie sich nur wenig von dem Original entfernen; daß aber, sobald der Schüler dazu gelangt, sich freier zu bewegen und die Wiedergabe des Gelesenen unabhängiger von diesem zu gestalten, dieselben Fehler gegen die Grammatik und dieselben Germa-

nismen zu Tage treten wie bei den viel getadelten Übersetzungen aus dem Deutschen. Auf dieses könne daher nicht ganz verzichtet werden; nur solle sich der zum Übersetzen bestimmte deutsche Text an das in der fremden Sprache Gelesene anschließen und den hier vorliegenden sprachlichen Stoff verarbeiten. — Zweitens gingen auch über den Wert der phonetischen Umschrift die Meinungen sehr weit auseinander, selbst bei solchen, welche im übrigen der analytischen Methode durchaus zustimmen. Am weitesten geht die Forderung derer, welche dem Schüler nur Texte in phonetischer Schrift bieten, ihn die gewöhnliche Orthographie überhaupt nicht lehren wollen. Andere wollen freilich nur die phonetische Schreibweise neben die andere zur Veranschaulichung der Aussprache setzen. Aber auch diese beschränktere Verwendung wurde als schädlich, in einem Schulbuch wenigstens, im Interesse der sicheren Kenntnis der gewöhnlichen Orthographie verworfen. Von anderer Seite wurde eine solche Lautschrift wenigstens als entbehrlich bezeichnet.

Eine besondere Beachtung verdienten in der Reformfrage die Auslassungen der Vertreter Badens auf dem Neuphilologentage, des Herrn Oberschulrat v. Salwürk und des Herrn Professor Sarrazin aus Offenburg. Beide protestierten von vornherein dagegen, daß man die badische Reform mit der durch den Vortragenden vertretenen verwechsele. In Baden hat der neusprachliche Unterricht schon seit mehr als zehn Jahren eine gründliche Umgestaltung erfahren, ohne daß man so radikal mit dem Althergebrachten aufgeräumt hätte. Das badische Reglement läßt vor Allem der Freiheit des einzelnen Lehrers einen weiten Spielraum.

Die nach Schluß der Diskussion von Herrn Professor Stengel vorgeschlagene und von einer großen Mehrheit der Versammlung angenommene Resolution lautete denn auch im Sinne einer gemäßigten Reform: „Der dritte allgemeine deutsche Neuphilologentag erklärt es für wünschenswert, daß weitere möglichst zahlreiche Versuche mit der Lehrweise gemacht werden, die auf lautlicher Grundlage ruht und den zusammenhängenden Lesestoff zum Mittelpunkt des Unterrichtes macht."

Da am dritten Versammlungstage Herr Professor Stengel wegen der vorgerückten Zeit seinen angekündigten Vortrag: „Zur

Abfassung einer Geschichte der französischen Grammatik in Deutschland" nicht mehr halten konnte, so beschränkte er sich darauf, an die Anwesenden die Aufforderung ergehen zu lassen, der noch zu wählenden Redaktionskommission eines Sammelwerkes, das die Geschichte der französischen Grammatik zum Gegenstand hat, recht zahlreiche und vollständige bibliographische Notizen aus öffentlichen und Privatbibliotheken zu übermitteln.

Mit dem Neuphilologentage war eine Ausstellung verknüpft, welche sich auf Dante, ferner auf Shakespeare, Molière und andere französische und englische Schriftsteller erstreckte. Sie bot dem Litteratur- und dem Kunstfreunde viel Interessantes; insbesondere sollte sie zeigen, wie die bildliche Darstellung für die Veranschaulichung und Belebung des Sprach- und Litteraturunterrichtes sich verwerten läßt und bildete so einen charakteristischen Zug des dritten allgemeinen deutschen Neuphilologentages.

---

3. Abteilung für Schöne Wissenschaften (SchW).

Der Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. Chr. W. Berghoeffer, Bibliothekar, hier.

Die Neuwahl des Vorstandes der Abteilung im Oktober ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. W. Jordan, als zweiten Vorsitzenden Herrn Direktor Dr. Rehorn und als Schriftführer Herrn Dr. Böcker.

In der Sitzung am 21. November berichtete Herr Dr. Böcker über Schacks Buch „Ein halbes Jahrhundert".

Am 12. Dezember besprach Herr Professor Valentin eine Reihe von Stellen in „Goethes Faust". Die Veranlassung bot die Vorlegung der vortrefflichen neuen Ausgabe von Schröers „Faust" (Faust von Goethe. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung

herausgegeben von K. J. Schröer. Zweite durchaus revidierte Auflage. Heilbronn, Gebrüder Henninger. I. Teil XCIX und 305 S. 1886; II. Teil CXIV und 441 S. 1888. 8°). Im allgemeinen schloß er sich in der Beurteilung den Ausführungen an, welche Professor M. Koch in Nr. 4 des Deutschen Litteraturblattes (21. April 1888) in seinen Besprechungen der neueren Erscheinungen über „Goethes Faust" gegeben hat. Indessen hat die genauere Durchsicht der Erklärungen Schröers ihn an manchen Stellen Anstoß nehmen lassen. Indem er in folgendem für einige eine andere Erklärung aufstellt, will er damit dem Werte des Buches nicht entgegentreten, sondern nur auch seinerseits zu der Auslegung von Goethes großem Werke kleine Beiträge geben. Die Zitate geben die von Schröer durchgeführte Verszählung.

I, 49—52. Der „Bücherhauf, den Würme nagen, Staub bedeckt, den, bis an's hohe Gewölb' hinauf, ein angeraucht Papier umsteckt": nach Schröer „ein Bücherschrank, aus dessen Büchern überall angerauchtes Papier hervorsteht; beiliegende Zusätze, Lesezeichen und dergleichen, so daß der ganze Hauf umsteckt scheint mit solchem Papier". Es heißt aber nicht „mit Papier umsteckt", sondern „ein angeraucht Papier umsteckt" selbst den Bücherhauf. Im Urfaust heißt es „besteckt": die Umänderung „umsteckt" weist noch deutlicher auf das hin, was Goethe wollte. Näher kommen der Sache Düntzer und v. Loeper, welche Papiere zur Bezeichnung von Fachrubriken darunter verstehen. Thatsächlich ist es ein Ausdruck für die Sitte die über jede Bücherreihe hinlaufenden Böden der Regale mit einem Papierstreifen zu versehen, welcher an der ganzen Länge hinging und bestimmt war den Staub von den darunter stehenden Büchern abzuhalten. Damit ist der Bücherhauf wirklich umsteckt. Solche Streifen sind in Bibliotheken gerade von Frankfurter Gelehrten thatsächlich vorhanden gewesen, wie es uns Kupferstiche aus der Zeit nachweisen. Auch in der Bibliothek des Herrn Rat werden sie gewesen sein, so daß der Sohn sie wohl aus dem eigenen Hause kannte. So zeigt sie ein Kupferstich von J. Jakob Haid nach einem Bilde F. Lippolds: er stellt Dr. med. Johann Philipp Burggrave zu Frankfurt vor, welcher 1775 gestorben ist; ebenso ein unbezeichneter Kupferstich

aus derselben Zeit, welcher den kaiserlichen Rat Heinrich von Barkhaus darstellt.

I, 456. Das „Jägerhaus" soll nach Schröer „ein Ziel für Frankfurter Spaziergänger sein, das eine Stunde weit bei Rödelheim am Saume eines Tannenwaldes liegt." Das ist schon deshalb unmöglich, weil dieser Ort auf der rechten Mainseite liegt, die sonstige Örtlichkeit aber auf das linke Mainufer hinweist. Es ist das Forsthaus. In der zweiten Auflage erwähnt Schröer, daß Dr. Fulda, ein Frankfurter, das heutige Forsthaus im Stadtwalde für wahrscheinlicher hält: es ist vielmehr das einzig Mögliche. Die „Mühle" ist die Gerbermühle, welche mainaufwärts liegt, während das Forsthaus mainabwärts liegt: „Warum denn dort hinaus?" fragen die nach der „Mühle" wandernden Handwerksburschen, da sie erstaunt sind, daß die Kameraden die entgegengesetzte Richtung einschlagen. Diese erklären es mit ihrem Wunsche nach dem „Jägerhaus" zu gehen. Der „Wasserhof" liegt in der Nähe der Gerbermühle; der Weg zu der letzteren führt am Wasser her, zu dem ersteren durch das Feld: jener ist der schönere. Ein „Vierter" rät nach „Burgdorf" „herauf" zu gehen. Es kann damit nur Isenburg gemeint sein, von welchem der letzte Teil des Namens an Burgdorf anklingt: auch beim Jägerhaus und der Mühle hat der Dichter nur anklingende Namen gewählt. Isenburg liegt südlich zwischen den beiden anderen Zielen. Der Weg führt bergauf. So hat Goethe hier ganz klar die Örtlichkeit festgehalten: es ist der Weg zum Affenthor in Sachsenhausen hinaus, von wo drei Richtungen möglich sind: mainaufwärts links, bergaufwärts geradeaus, mainabwärts rechts. Er hat auch an den beiden Namen festgehalten, diese aber so weit verwischt, daß sie eine allgemeinere Giltigkeit erlangen könnten. Es ist, wie wenn ein Maler das Porträt eines lebenden Menschen für eine historische Persönlichkeit benützt, es aber doch so weit umgestaltet, daß es zwar das Individuelle behält, aber das örtlich und zeitlich Beschränkende verliert und dafür eine Gestaltung erhält, wie sie zum Ausdruck des vom Künstler für seinen Zweck Erstrebten notwendig ist. Infolge des individuell bleibenden Charakters behält er aber die realistische Wahrheit und trägt so zur dichterisch erstrebten Wahrscheinlichkeit bei.

I, 592. „Kegel ſchieben für kegeln, Kegel mit der rollenden Kugel werfen“ nach Schröer, erſte Auflage, „eine umdeutende Form für das echte Wort. Man ſchiebt ja die Kugel nicht“. Dieſe Bemerkung iſt in der zweiten Auflage gefallen: es wird gar nichts mehr erklärt. In Frankfurt iſt „Kegel ſchieben“ noch heute ein allgemein üblicher Ausdruck, ſo daß dieſe Bezeichnung des Spieles ein weiterer Fall für die bei Goethe öfter erſcheinende Einführung provinziellen Ausdruckes in die Schriftſprache iſt.

I, 907. „Bleibet haußen!“ Schröer erklärt „haußen“ aus dem mittelhochdeutſchen hûzen und bemerkt: es „iſt nicht häufig im Gebrauch, aber doch z. B. bei Luther und ebenſo bei Th. Körner zu finden“. In Frankfurt gehört das Wort zur alltäglichen Ausdrucksweiſe. Der Frankfurter unterſcheidet: außen, draußen, haußen, je nach dem Standpunkt des Sprechenden. Außen iſt der ganz allgemeine, objektive Ausdruck, welcher keine Rückſicht auf den Standpunkt des Subjektes nimmt; die beiden anderen Ausdrücke enthalten eine Beziehung auf das Subjekt: draußen iſt demonſtrativ vom Subjekte fortweiſend, haußen iſt auf den Ort herweiſend, wo man ſelbſt iſt. Ebenſo unterſcheidet er: unten, drunten, hunten; oben, droben, hoben; üben, drüben, hüben. Es iſt alſo ein dialektiſcher Ausdruck (vgl. Bemerkung zu I, 592). Daß dieſe Ausdrücke Goethe ganz geläufig waren, zeigt ein Blick in ſeine Briefe aus der Frankfurter Zeit und auch noch aus den erſten Jahren in Weimar. So ſchreibt er von ſeinem Garten aus (Goethes Briefe, Weimarer Ausgabe) N. 459, Z. 15: „Die Ruhe hierhauſſen iſt unendlich“; vgl. N. 463, S. 66, Z. 28: „Es iſt eine herrliche Empfindung dahauſen im Felde allein zu ſitzen“; N. 599, Z. 8 f.: „Die Grasaffen haben große Luſt das Gewitter bey mir abzuwarten, und hier hauſſen zu kampiren“; N. 675, Z. 14: „Hier hauſen iſts ſehr ſchön“; N. 767, Z. 21: „Es iſt ſehr Nacht hier hauſſen“. Dagegen heißt es N. 90, S. 21, Z. 2: „ich will nach Garbenheim gehen. Lotte ſagte geſtern, ſie wolle heute etwas weiter als gewöhnlich ſpazieren — Nicht daß ich euch drauſſen erwarte — aber wünſche?“; N. 463, S. 69: „Der Herzog und noch einige blieben die Nacht drauſen [in Tiefurth], heut früh

ritten wir herein". Vgl. N. 601, Z. 1; N. 753, S. 254, Z. 11. Hoben: N. 392, Z. 4: „Die Junge Herzogin war heute hoben ganz in Gestalt eines Engels"; N. 435: „Der Herzog ist besser ich blieb heute Nacht hoben"; N. 632, S. 177, Z. 16: „Gestern sagt ichs dem Herzog als er hoben bey mir war". Droben: N. 655, S. 200, Z. 24: „wie offt er Sommers droben gewesen wäre" und Z. 27 ohne diese Beziehung: „so sagt er ists jetzt auch oben"; N. 656, Z. 1 ff.: „1 viertel nach Zehn auf den Brocken, ein viertel nach eins droben, heiterer herrlicher Tag, rings die ganze Welt in Wolcken und Nebel, oben alles heiter". Hüben: N. 94, Z. 19 f.: „Nach Coblenz hab' ich keine Bekanntschaft. Und hüben im Thal wisst ihr wies ist", und noch in „Dichtung und Wahrheit": „weißen Wein hüben und rothen Wein drüben" (Werke 24, 315; vgl. Grimms Wörterbuch). Drüben: N. 463, S. 68, Z. 12 [vom Garten aus]: „Dadrüben auf dem Schlosse sah ich viel Licht"; N. 343, S. 275, Z. 20: „Hier fliest der Mayn, grad drüben liegt Bergen; N. 695, Z. 17: „Drüben über dem Stern". Für hunten führt Grimms Wörterbuch an: „der Pfarrer hat heute ein Hirschkalb geschenkt kriegt; das hängt hunten in der Küchenkammer" (Werke 57, 167: früheste Gestalt der Claudine von Villa Bella).

I, 920 ff. Die Beschwörungsformel erklärt Schröer teilweise so, als ob die Elementargeister etwas thun sollten, was sie nicht gerne thun: „der Geist des Wassers soll sich zu erkennen geben, indem er sich windet, krümmt; Silphe, der Luftgeist, verschwinden, in Luft zerfließen; Kobold sich mühen, d. h. der Erdgeist (nicht der Geist der Erde, 129), durch mühevoll beflissene Gebärde sich kund geben." Thatsächlich bezweckt die Beschwörung nichts anderes als die vorhandene falsche Gestalt des Pudels in die dem Tiere wahrhaft zukommende zurückzuführen. Wenn der Salamander, das Feuer, glüht, so thut er, was seiner Natur entspricht, was er aber eben nicht thut, wenn er „in dem Thiere steckt"; wenn das Wasser sich windet, in schlängelndem Laufe dahinfließt, wenn die Luft, der Wind, davoneilt und verschwindet, der Kobold sich im Innern der Erde abmüht, so thut jedes, was seiner Natur durchaus entspricht. Wenn es dies aber thut, so fällt damit die

angenommene falſche Geſtalt weg und jedes zeigt ſich, vorausgeſetzt, daß es in dem Tiere ſteckt, ſtatt in deſſen Geſtalt vielmehr in ſeiner eigenen. Dementſprechend heißt es 930: „Verſchwind in Flammen, Salamander!“ d. h. wenn du, Pudel, Salamander biſt, ſo verſchwinde als Pudel, indem du als Flamme erſcheinſt; ebenſo: rauſche fließend zuſammen, indem du die falſche Geſtalt des Tieres aufgiebſt, falls du Waſſer biſt, und leuchte als Lufterſcheinung, falls du Luft biſt, ſei hilfreich im Hauſe, falls du Kobold biſt: alſo überall: gieb dich in deiner wahren Natur zu erkennen, nicht aber krümme dich, oder mach mühevolle Gebärden, als ob die Beſchwörung auf eine Qual der Geiſter ſtatt auf eine Enthüllung ihrer wahren Geſtalt gerichtet wäre.

I, 1200. „Der ewige Geſang, den unſer ganzes Leben lang uns heiſer jede Stunde ſingt.“ Schröer: „Unmutig nennt Fauſt die Entſagungslehre einen ewigen Geſang . . . Jede Stunde ſingt uns dieſen ewigen Geſang und zwar heiſer. Was den Ohren unangenehm klingt, nennt man übertreibend ein Gekrächze, wenn es auch keines iſt; ſo findet Fauſt, daß jede Stunde jenen ewigen Geſang heiſer ſingt, um damit zu ſagen, daß er ſeinen Ohren unangenehm iſt.“ Damit geht das Lebendige des Bildes verloren. Die Stunde, welche den ewigen Geſang ſingt, wird ſelbſt durch das beſtändige Singen endlich heiſer, ſowie die Kehle jemandes, der beſtändig zu ſprechen hat, endlich heiſer wird.

II, 2250. Schröer: „Was Goethe mit kryſtalliſirtem Menſchenvolk meint, iſt noch unerklärt.“ Wagner iſt im Begriff aus unorganiſchem Stoffe organiſches Leben herzuſtellen, und nennt dies ſtatt, wie es ſonſt geſchah, „organiſiren“, vielmehr „kryſtalliſiren“. Mephiſtopheles erwidert, daß ihm die Sache nichts Neues iſt, wendet aber, ſich dem neuen Gebrauche der Benennung fügend, für das, was er ſelbſt aus Unorganiſchem zu Organiſchem hat werden ſehen, den neuen Kunſtausdruck an. Er war dabei als Gott aus Thon den Adam und aus der Rippe die Eva ſchuf: ſie ſind das „kryſtalliſirte Menſchenvolk“, das er auf ſeinen Wanderjahren geſehen. Auf ſeine Wirkſamkeit im Paradieſe kommt er bekanntlich wiederholt zurück. So gut aber damals dieſer Prozeß vor ſich gehen konnte, ſo gut — und damit gewinnt

die Stelle ihre Bedeutung für den Zusammenhang — kann es auch jetzt geschehen. Was für jeden anderen merkwürdig und überraschend wäre, ist für ihn natürlich: „Wer lange lebt, hat viel erfahren, Nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn."

II, 3370. Zu der Überschrift „Phorkyaden" bemerkt Schröer: „müßte heißen: Eine der Phorkyaden". Der Plural ist jedoch richtig. Von den dreien sieht nur die eine, welche gerade das eine Auge hat. Die beiden anderen, welche gleichfalls neugierig sind, wollen jede das Auge haben, und so sprechen die beiden nichtsehenden Phorkyaden. Da keine von beiden sieht, welche der je zwei anderen das Auge hat, jede der Nichtsehenden aber zwei Schwestern hat, von welchen jede das Auge haben kann, so muß jede der beiden nichtsehenden Schwestern wiederum zwei Schwestern anreden, von welchen *eine* das Auge haben muß. Daher heißt es: „Gebt mir das Auge, Schwestern!" Die genauere Überschrift wäre also: „Die beiden nichtsehenden Phorkyaden". Goethe konnte das unterlassen, da es selbstverständlich ist, daß die gerade das Auge besitzende Phorkyade nicht um das Auge bitten kann, so daß es sofort aus den Worten klar ist, daß hier nur zwei Phorkyaden sprechen können: die dritte ist mit dem Sehen selbst beschäftigt; ebenso aber auch, daß nicht nur eine der Phorkyaden, sondern daß zwei von den dreien sprechen müssen.

II, 5911. Dieser Vers „So folge denn auch dieser deinem Wort" ist reimlos. Bei der entsprechenden Stelle stehen einmal (5895) vier Verse, das andere Mal (5928) zwei Verse. Diese beiden Umstände zusammen gestatten die Vermutung, daß hier eine Zeile ausgefallen ist.*)

II, 5933. „Strahlblitz" steht nicht für „Blitzstrahl", sondern für „strahlender Blitz".

II, 6317. Die verschiedene Bezeichnung für dieselbe Person: Erzkanzler, Erzbischof, der Geistliche, wird auf folgende Weise verständlich. Der Erzkanzler, welcher der Erzbischof von Mainz ist,

*) Diese Vermutung findet ihre Bestätigung in dem im Januar 1889 ausgegebenen 15. Bande der Weimarer Goetheausgabe. Da folgt als Vers 10524: „Er ist behend, reißt alles mit sich fort". Er ist aus H^{18} eingeschaltet (vgl. Lesarten Bd. 15, 2 S. 140 zu dem Verse).

*

tritt zunächſt als ſolcher äußerlich kenntlich auf. Hier iſt er wohl ſchon Kanzler, aber nicht Erzkanzler. Hierzu wird er erſt 6340 ernannt, und ſofort wird er mit dem Namen ſeiner neuen Würde bezeichnet, welche höher als die eines Erzbiſchofs iſt: ſolcher gab es mehrere; der Erzkanzler iſt einer der Fünfe, die „ganz zunächſt der Majeſtät erhoben“ ſind. Die Bezeichnung „Der Geiſtliche“ vor 6364 iſt falſche Schreibung infolge des Diktates. Es muß heißen:

Die weltlichen Fürſten
(entfernen ſich),
der geiſtliche
(bleibt und ſpricht pathetiſch).

Der Erzkanzler iſt alſo nicht als „Der Geiſtliche“ bezeichnet, ſondern der geiſtliche Fürſt wird den weltlichen Fürſten entgegengeſetzt, wie es der Erzkanzler ſogleich auch ſelbſt thut, indem er bei ſich ſelbſt ſein weltliches Amt von dem geiſtlichen ſcheidet: „Der Kanzler ging hinweg, der Biſchof iſt geblieben.“*)

II, 6731. „Ein Luginsland iſt bald errichtet.“ Noch heute giebt es eine Straße „Luginsland“ in Frankfurt, in der Nähe des Bockenheimerthores, wo früher, jedoch nicht mehr zu Goethes Zeit, ein Turm dieſes Namens geſtanden hat. Zu Goethes Zeit hieß die Gegend „im Luginsland“. Der Name war daher Goethe von Jugend auf geläufig.

II, 6733 f. „Da ſeh' ich auch die neue Wohnung, die jenes alte Paar umſchließt.“ Hierzu macht Schröer die Bemerkung: „Er erblickt die neue Wohnung, die jenes alte Paar umſchließt ... Wir möchten wünſchen, daß die Möglichkeit, dieſes Anweſen

*) Als willkommene Beſtätigung ſehe ich, daß in dem ſoeben (Januar 1889) ausgegebenen II. Teile des Fauſt in der Weimarer Ausgabe von Erich Schmidt eine ähnliche Löſung verſucht wird. Er ſchreibt in den Lesarten (Bd. 15, 2, S. 146) für die Stelle (10977): „ich ſchreibe geiſtliche im Gegenſatz zu weltlichen mit Ergänzung Fürſt“. Eben deshalb muß aber im Texte nicht ein Punkt hinter „entfernen ſich“ ſtehen, ſondern ein Komma, da nur bei fortgeſetztem Satzbau die Zuſammenziehung erfolgen kann; in weiterer Konſequenz iſt ſodann das „der“ vor geiſtliche klein zu ſchreiben, wie es oben im Texte vorgeſchlagen iſt.

bei Nacht vom Balkon zu erblicken, durch einen kleinen Zusatz betont worden wäre. Ein Lichtstrahl vom Feuer auf der Höh fällt ins Thal und beleuchtet gerade die neue Wohnung." Diese künstliche Erklärung ist unnötig: Schröer faßt „da" in „da seh ich auch die neue Wohnung" fälschlich in örtlichem Sinne, gleich „dort". Es ist in zeitlichem Sinne gleich „dann" zu nehmen. Die Stelle heißt: Von dem bald errichteten Luginsland werde ich die neue Wohnung sehen. Schröer führt selbst die ältere Fassung der Stelle an: „Und seh' ich dann die neue Wohnung", geändert in „da sehe ich auch jenes Gütchen" bis endlich die Fassung: „Da seh' ich auch die neue Wohnung" festgehalten wurde. Schon das „auch" deutet auf ein Sehen hin, das jetzt noch nicht vorhanden ist. Faust malt sich zum Trost über die ungeduldige That, die ihn verdüstert und deren Folgen er sieht, die Zukunft aus, die er noch nicht mit leiblichem Auge sieht.

II, 7023. „Phantastisch-flügelmännische Beschwörungsgebärden." Schröer erklärt „flügelmännisch" „wie der Flügelmann aus der Linie einer Kriegerschaar hervortritt und ausdrucksvoll übertreibend, die befohlenen Gebärden vormacht". „Mephistopheles macht, gegen den Hintergrund gewendet, mit Armen und Beinen Bewegungen, mit denen er seine Helfershelfer (7006) beschwört, in der von ihm angegebenen Weise heranzumarschieren." Diese Betonung des flügelmännischen Wesens als des Vormachers ist hier unrichtig. Mephistopheles macht seinen Helfershelfern nicht die Bewegungen vor, die sie nachmachen sollen, sondern er sucht ihnen die Notwendigkeit der Eile („verdoppelt euren Schritt", 7023) klar zu machen, indem er sie so ausdrucksvoll wie möglich auffordert, d. h. beschwört. Wenn daher auch sonst der Flügelmann die Bedeutung des miles praemonstrator antesignanus hat, so kann das hier nicht gelten, weil von einem Vormachen und einem Nachmachen überhaupt keine Rede ist. Auch wenn es 7057 heißt „flügelmännische Riesen", so hat diese Anwendung nichts mit Vor- und Nachmachen zu thun: es bedeutet da vielmehr nur: Riesen, wie sie geeignet wären, Flügelmänner abzugeben. Das Wort kann also in mehrfachem Sinne gebraucht werden, und es ist zu untersuchen, welcher Sinn in jedem einzelnen Falle der gewollte ist.

Für die Bemerkung von 7023 scheint die Stelle aus den Anatomischen Vorträgen von 1796 (Werke 55, S. 256) entscheidend. Dort heißt es: „Das Tier zeigt sich als Flügelmann, indem die Einfachheit und Einschränkung seines Baues den Charakter deutlicher ausspricht, die einzelnen Teile größer und charakteristisch in die Augen fallender sind.“ So sind die Beschwörungsbewegungen des Mephistopheles ihrem Wesen nach phantastisch, ihrer Form nach durch einfache, leicht erkennbare Gliederung derb und groß in jeder Einzelheit und dadurch charakteristisch in die Augen fallend. Hierdurch werden die Bewegungen des Mephistopheles dem Publikum von Teufeln, auf welches sie berechnet sind, verständlich: feinere Bewegungen hätten ihre Wirkung verfehlt. Ebenso heißt es in der „Osteologie“ von 1786 (Werke 55, S. 176 f.): „von der Giraffe bis zum Wallfisch war ein bedeutender Weg, man verirrte sich aber nicht in Vielem, sondern man suchte die wenigen Flügelmänner, die man zu diesem Zwecke bedeutend fand“. Diese Bedeutung des „Starken“ erscheint auch in den beiden von v. Loeper angeführten Stellen, wenn auch für den Gebrauch hier minder deutlich (Leben des Benvenuto Cellini, Anhang, Kapitel 12 und bei Knebel, Brief vom 22. September 1797.)

4. Abteilung für Geschichte (G).

Die Neuwahl des Vorstandes der Abteilung im Oktober ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. th. Enders, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Schwemer und als Schriftführer Herrn Dr. Heuer.

In der Sitzung am 15. Oktober hielt Herr Pfarrer Dr. th. Enders einen Vortrag über: „Die neueren Arbeiten auf dem Gebiete der Reformationsgeschichte“.

Nachdem er im Anschluß an sein, in der 18. Sitzung am 14. Dezember 1886 gegebenes Referat über einige neue Quellenveröffentlichungen zur Reformationsgeschichte (s. Berichte, Jahrg. 1886/87, Heft 2, S. *69* ff.) den kürzlich, 1888, erschienenen Brief-

wechsel Bugenhagens, herausgegeben von O. Vogt, in seiner Bedeutung für die Kenntnis der Reformationsvorgänge in den norddeutschen Städten Hamburg, Lübeck, Braunschweig u. s. w. sowie in Dänemark berührt hatte, warf Referent einen Rückblick auf die Behandlung der Reformationsgeschichte von Sleidan an. Er hob die Höhepunkte der Reformationsgeschichtschreibung hervor, welche sich an die Namen Sleidan, Seckendorf, Ranke knüpfen. Sleidan, der Mitlebende und in politischer Beziehung beim Ausgang der eigentlichen Reformationszeit Mithandelnde, hat aus seinen eigenen Erlebnissen, aus einem ihm reichlich zu Gebote stehenden Aktenmaterial, sowie aus mündlichen und schriftlichen Zeugnissen von Zeitgenossen seine Commentarien aufgebaut. Sie sind wenn auch kein Geschichtswerk nach den heutigen Anforderungen der Wissenschaft, was schon durch ihre annalistische Form ausgeschlossen ist, doch höchst bedeutsam durch ihre, selbst von den Gegnern anerkannte ruhige Objektivität und unparteiische Mäßigung, wodurch sie vorteilhaft sich unterscheiden von den Acta de vita et scriptis Lutheri des Katholiken Cochläus (eine Zeitlang Dekan am Liebfrauenstift in Frankfurt a. M.), der ersten katholischen Reformationsgeschichte, zu welcher teilweise im Gegensatz Sleidan sein Werk verfaßte. Erst unser Jahrhundert hat durch Veröffentlichung so mancher Akten, die Sleidan benutzte, sein Werk entbehrlich gemacht; dennoch wird auch heute noch niemand seine Kommentarien ohne Nutzen aus der Hand legen.

Anders baut Seckendorf seine Reformationsgeschichte, seine Historia Lutheranismi, auf. Sie ist eine zu einer ausführlichen Geschichte angewachsene Gegenschrift zu des Jesuiten Maimbourg histoire du Lutheranisme (Paris 1680), sowie gegen Varillas' histoire des révolutions arrivées dans l'Europe en matière de religion (Paris 1686). Seckendorf bekämpft, freilich mit der ganzen Schwerfälligkeit, aber auch mit der soliden Gelehrsamkeit seiner Zeit, seinen Hauptgegner Maimbourg, wenn auch nicht gerade Wort für Wort, so doch Abschnitt um Abschnitt, und fügt als Additamenta eine Reihe von Ergänzungen und Einzeluntersuchungen hinzu, die durch die Fülle des meist aus den Urkunden des Weimarer Archivs geschöpften Materials einen dauernden

Wert besitzen. Auf ihm beruhen alle späteren Darstellungen der Reformationsgeschichte, bis Ranke, zuerst im Jahre 1839, wiederum unter Heranziehung neuen Aktenmaterials eine selbständige Reformationsgeschichte („Deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation") von neuen Grundlagen aus schuf. Was seinem Werke den großen, auch in unseren Tagen trotz aller gegenteiliger Behauptungen noch ungebrochenen Wert verleiht, ist die von ihm mit Meisterschaft geübte historische Kritik, die hier in gleicher Weise, wie in seinen anderen Werken zu Tage tritt. Dazu kommt die Klarheit seiner Darstellung, bei welcher die Durchsichtigkeit der allgemeinen Entwickelung nie durch die Verworrenheit und Zufälligkeit der Begebenheiten gestört wird. Spätere Entdeckungen konnten wohl Einzelnes näher bestimmen oder berichtigen, aber sie mußten die Grundanschauung doch bestätigen.

Das gerade Gegenteil von Ranke mit seiner kritischen Ängstlichkeit und seiner klaren Unbefangenheit ist Janssen („Geschichte des deutschen Volkes seit dem Ausgange des Mittelalters", bes. Bd. 2 ff.). Setzt sich für Ranke die Geschichte aus Einzelheiten zusammen, „die aber von einem teleologischen Pragmatismus zusammengehalten und verknüpft werden", so setzt umgekehrt Janssen die Geschichte aus Einzelheiten zusammen, die er für seine Teleologie auslieft, aus den Quellen herausfischt. Referent eignete sich einen Ausspruch eines Kritikers Janssens an: „Man darf vielleicht zugeben: Jede Einzelheit bei Janssen ist für sich richtig, oder fast richtig, oder wenigstens quellenmäßig, und doch ist das Ganze eine ungeheuere Geschichtslüge, die der unbefangene Leser um so weniger merkt, als ja Alles recht schön quellenmäßig belegt ist." Bei aller scheinbaren Objektivität, bei aller so gerühmten Quellenmäßigkeit ist sein Werk doch nur ein Zerrbild der Reformationsgeschichte, das zwar für die historische Wissenschaft ein Erzeugnis ohne Wert, für die Erkenntnis und Beurteilung der ultramontanen Politik jedoch von größter Wichtigkeit ist, wodurch auch die zum Teil ausführlichen Entgegnungen, welche er von Lenz, Kawerau, Köstlin, Walther u. a. gefunden hat, wissenschaftlich wohl gerechtfertigt sind.

Nach diesem Rückblick auf die Behandlung der allgemeinen Reformationsgeschichte bis zur Gegenwart ging Referent nunmehr

auf die Namhaftmachung und kurze Besprechung der Spezialgeschichte der Reformation ein. Zuerst das Leben Luthers betreffend, waren neben der klassischen Biographie von Köstlin die Bearbeitungen von Kolde und Lenz zu erwähnen. Erstere, wovon freilich bis jetzt nur der erste, bis zum Wormser Reichstag gehende Band erschienen ist, faßt vor allem Luthers Stellung im Zusammenhang mit seiner Zeit scharf ins Auge. In gleicher Weise entwirft Lenz ein Gesamtbild, in welchem neben der Geschichte des äußeren Verlaufes, auch die sozialen und politischen Zustände, unter denen die Reformation sich vollzog, gewertet sind, auch unter Anerkennung der Vorzüge, welche in manchen Stücken z. B. die alten Scholastiker vor den neuen Humanisten hatten.

Von einzelnen Punkten in Luthers Leben hat zunächst der Ablaßstreit von zwei Seiten her eine eindringende Behandlung erfahren: Bratke „Luthers 95 Thesen und ihre dogmengeschichtlichen Voraussetzungen", und: Dieckhoff „der Ablaßstreit, dogmengeschichtlich dargestellt", beide, wenn auch in untergeordneten Fragen von einander abweichend, doch im ganzen hinsichtlich des Resultats übereinstimmend, daß nämlich nach den Quellenzeugnissen keineswegs nur die sogenannte gemäßigte Form für Ablaß-Lehre und -Praxis als die in damaliger Zeit herrschende anzusehen ist. — Bekannt sind und treten am meisten in Luthers erster Periode hervor die scharfen Ausfälle auf Aristoteles. Nitzsch in seiner Kieler Festschrift auf das Jahr 1883: „Luther und Aristoteles", weist nach, daß Luthers Eingenommenheit dem scholastischen Aristoteles galt, d. h. dem, was die Scholastik aus dem alten Aristoteles gemacht hatte, der falschen dogmatischen Autoritätsstellung, welche sie ihm gegenüber der heiligen Schrift eingeräumt hatte; daß hingegen später, als die ersten Kampfesjahre vorüber waren, manches harte Urteil von Luther selbst zurückgenommen, sowie durch gegenüberstehende anerkennende Äußerungen aufgewogen wurde.

Für den Wormser Reichstag war zunächst zu bemerken, daß die Jahrg. 1886/87 Heft 2 S. 69 ff. besprochenen Aleander-Depeschen einem größeren Kreise zugänglich gemacht wurden, indem Kalkoff in den „Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte" Heft 17 eine Übersetzung derselben nach der Briegerschen Ausgabe im

Auszuge lieferte, und in der voraugehenden Einleitung ihren geschichtlichen Wert ins rechte Licht stellte. Von Spezialarbeiten über diesen Reichstag sind zu erwähnen die von Elter „Luther und der Wormser Reichstag", 1886, wesentlich auf Grundlagen der Aleander-Depeschen, Kolde „Luther und der Reichstag zu Worms", 1883 (Heft 1 der Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte), durch Selbstständigkeit der Auffassung sich auszeichnend, und Soldan „der Reichstag zu Worms", 1883, besonders um die genaue Feststellung der einzelnen Örtlichkeiten sich bemühend.

Aus den folgenden Jahren trat zuvörderst der Bauernkrieg entgegen, diese schon so häufig, und nicht bloß von ultramontanen Geschichtsschreibern mißhandelte Episode nicht der Reformation, sondern in der Zeit der Reformation. Nicht auf die Geschichte des Bauernkrieges selbst, so wenig wie auf die dafür veröffentlichten wertvollen Quellen konnte eingegangen werden; es kam nur darauf an, diejenigen Schriften namhaft zu machen, welche sein Verhältnis zur Reformation beleuchten. Referent wies dafür auf zwei Schriften eines und desselben Verfassers, Wilh. Vogt, hin: auf seine, unter den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte, Heft 20, 1887 erschienene „Vorgeschichte des Bauernkrieges", und auf die bereits 1883 veröffentlichte „Bayrische Politik im Bauernkrieg und der Kanzler Dr. Leonh. v. Eck, das Haupt des schwäbischen Bundes". In ersterer ist dargethan, wie der Bauernkrieg nur die Explosion des durch mancherlei Ursachen, namentlich durch den Übergang von der Naturalwirtschaft zur Geldwirtschaft seit Jahrhunderten angehäuften sozialen Zündstoffs war, eine Explosion, die nicht sowohl durch die Reformation sich vollzog, sondern vielmehr trotz derselben, die ja die Aufmerksamkeit der ganzen Nation plötzlich und ausschließlich zu den kirchlichen Fragen hingelenkt hatte. In seinem anderen Werke kommt der Verfasser zu dem Resultat, daß der bayrische Kanzler Leonh. v. Eck die Hauptschuld an dem Ausbruche des Bauernkriegs, an seiner blutigen Gestalt und an seinem traurigen Ausgang getragen, und zwar um dadurch den Hauptgegner des bayrischen Hauses, den vertriebenen Herzog Ulrich von Württemberg unschädlich zu machen.

Eck ließ die Bauern durch den schwäbischen Bund, dessen Leiter er war, niederschlagen, um zu verhindern, daß die Bauern aus Haß gegen den gemeinsamen Gegner sich auf die Seite Ulrichs schlügen, der mit ihrer Sache an und für sich nicht das mindeste zu thun hatte.

Der Bauernkrieg mit seinem Versuch einer gewaltsamen Lösung der sozialen Frage führte auf die Arbeiten, welche sich mit dem Verhältnis der Reformation zu eben dieser Frage beschäftigen. Hier liegt noch ein weites Feld für Spezialuntersuchungen offen. Denn was darin bis jetzt geleistet, sind eben doch nur Anfänge, wenn auch dankenswerte. Hierher gehört die kleine, aber gut orientierende Schrift Riggenbachs: „Das Armenwesen der Reformation", ferner die Studie Herings über die Liebesthätigkeit der Reformation (in den Theologischen Studien und Kritiken), sowie Kawerau Aufsatz über die Einrichtung des Leisniger Kastens (im Neuen Archiv für sächsische Geschichte). Wie hier die Reformation in ihrem Kampfe gegen die Verdienstlichkeit des Almosengebens und den dadurch gepflegten, ja fast für heilig gehaltenen Bettel, in ihrem Eintreten für die gottgewollte Arbeit, durch ihre Errichtung der Armenkasten und Armenordnungen, worin hauptsächlich Bugenhagen ein besonderes Verdienst sich erwarb, unter Heranziehung vornehmlich des Laienelements auch sozialreformatorisch wirkte, wurde auf Grundlage genannter Arbeiten vom Referenten weiter ausgeführt.

Zuerst nach dem Bauernkriege trat eine schärfere Scheidung der Fürsten in zwei konfessionelle Parteien ein, hervorgerufen nicht bloß durch kirchliche, aber auch nicht bloß durch politische Motive. In diese Zeit der Gährung führen zwei Arbeiten Friedensburgs sowie die über die Packschen Händel geführten Streitschriften ein. Friedensburg hat eine kleinere, aber auf umfassenden archivalischen Forschungen beruhende Studie veröffentlicht: „Zur Vorgeschichte des Gotha-Torgauischen Bündnisses der Evangelischen 1525/26", welche sich eng an eine schon ältere Arbeit Seidemanns in der Zeitschrift für historische Theologie anschließt, aber zu manchen neuen Resultaten gelangt. Sie zeigt uns die Bemühungen und Hoffnungen Herzogs Georg von Sachsen, seinen Schwiegersohn

Philipp von Heſſen, ſowie den eben zur Regierung gelangten Kurfürſten Johann von Sachſen in Folge der Erfahrungen des Bauernkriegs der lutheriſchen Sache abwendig zu machen, wie aber dem gegenüber die evangeliſche Geſinnung dieſer beiden Fürſten immer entſchiedener hervortritt, und ſich auf dieſe Weiſe die zwei entgegengeſetzten Fürſtenbündniſſe entwickelten: das katholiſche Deſſauer und das proteſtantiſche Gotha-Torgauer Bündnis. — In naher Verbindung mit dieſer Arbeit ſteht die größere Friedensburgs: „Der Reichstag zu Speyer 1526 im Zuſammenhang der politiſchen und kirchlichen Entwickelung Deutſchlands“. Unter den vielen neuen Reſultaten, welches dieſes Werk über den trotz Rankes Darſtellung noch in vielen Punkten unaufgeklärten Reichstag bringt, wurde als beſonders wichtig hervorgehoben die Auslegung, welche Friedensburg unter aktenmäßiger Nachweiſung jenem bekannten Paſſus des Reichstagsabſchieds giebt: „Jeder Stand möge ſich ſo verhalten, wie er es gegen Gott und gegen den Kaiſer zu verantworten gedenke“, den Ranke mit Recht ein Moment nennt, in welchem alle allgemeinen und deutſchen Verhältniſſe zuſammengreifen, in welchem die frühere und die ſpätere deutſche Geſchichte ſich trennen, obwohl er äußerlich nicht bedeutend erſchien; — wie durch dieſen Paſſus keineswegs nach herkömmlicher Auffaſſung ein neuer Rechtszuſtand geſchaffen, die Spaltung ſanktioniert worden iſt, ſondern wie man auch damals noch von einem Konzil die Beilegung der Streitigkeiten erhoffte, und nur weil der Reichstag ſich außer ſtand ſieht, das Wormſer Edikt einfach zu erneuern, einem jeden Stand es überläßt, wieweit er ſich in ſeinem Gewiſſen und im Hinblick auf die bevorſtehende Verantwortung vor dem Kaiſer berechtigt glaubt, ſich von der Ausführung des Wormſer Edikts dispenſieren zu dürfen.

Eine heftige Polemik entbrannte über die Packſchen Händel, indem Ehſes von ultramontaner Seite aus den Verſuch machte, den Landgrafen Philipp zum Anſtifter des Betrugs (denn daß die Packſchen Papiere Fälſchungen waren, darüber iſt wohl kein Zweifel mehr) zu ſtempeln. Die Entgegnungen von Scherenberg und Schwarz weiſen den Ungrund dieſer Beſchuldigung nach, und Schwarz inſonderheit nimmt dabei Gelegenheit, die oberflächliche

Leichtfertigkeit dieser ganzen Art von Geschichtsforschung an einem einzelnen Falle gehörig zu beleuchten.

In diese eben behandelten Jahre fällt auch das immer siegreichere Eindringen der Reformation bis zum völligen Durchbruch in den bedeutendsten Städten, besonders den Reichsstädten. Auch hierin hat die Forschung der letzten Zeit manches Beachtenswerte zu Tage gefördert. Es liegen Bearbeitungen nord- und süddeutscher Städte vor, so daß sich daraus schon ein allgemeines Bild herstellen läßt, wie fast überall unter gleichartigen Kämpfen, natürlich in erster Linie mit der Geistlichkeit, dann aber auch mit dem im Anfang meist aus politischen Gründen zaudernden Rate, die reformatorischen Grundsätze Platz griffen. Für Norddeutschland wurde hingewiesen auf Sillems „Einführung der Reformation in Hamburg" (unter den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte), und Hülßes „Einführung der Reformation in der Stadt Magdeburg" (in den Magdeburger Geschichtsblättern); für Süddeutschland auf die hinterlassene Schrift des leider so früh verstorbenen jüngeren Baum „Magistrat und Reformation in Straßburg bis 1529", sowie auf Roths „Reformationsgeschichte Augsburgs", und auf desselben Verfassers „Reformationsgeschichte Nürnbergs". Grade die letztere bietet vieles Interesse, nicht nur durch die politische Bedeutung der Stadt, sondern besonders durch die Kämpfe, aus welchen die Reformation als Siegerin hervorging. Hier rangen nämlich verschiedene Parteien um die Oberhand: neben der alten katholischen, wie sie in idealem Zuge die bekannte Äbtissin Charitas Pirkheimer, die Schwester Wilibald Pirkheimers, mit ihrer schwärmerischen Verehrung für Emser (den „Bock Emser" in Luthers Schriften) vertrat, und der lutherischen, an deren Spitze ein Osiander und Wenzeslaus Link standen, — neben diesen beiden Parteien stritten auch noch zwei andere um das Feld: eine mehr erasmische, die sich aber nach kurzer Zeit in ihren persönlich verfeindeten Häuptern Wilibald Pirkheimer und dem Juristen Scheurl immer mehr der alten katholischen Richtung wieder zuwandte, und eine äußerste Linke in Hans Denk und anderen, dem spiritualistischen Anabaptismus zugeneigten Männern, die am ersten das Feld räumen mußte.

Anders gestaltete sich die Entwickelung der Reformation, wo eine starke fürstliche Hand sie gewaltsam darniederhielt, bis sie dann nach Aufhören dieses Hindernisses mit einemmale unter ohnmächtigem Ankämpfen der alten Partei eingeführt wurde. Als Beispiel hierfür dient Leipzig, dessen „Vorgeschichte der Reformation von 1522—1529“ Lechler in den Beiträgen zur sächsischen Kirchengeschichte, in gleicher Weise die Vorgeschichte sowie die Einführung selbst Seiffert in einer eigenen Schrift behandelt. Gerade bei Leipzig zeigt sich recht auffällig, wie falsch die Behauptung von römischer Seite ist: die Fürsten hätten aus dynastischem Interesse die Reformation begünstigt und sie ohne Zustimmung, ja selbst unter Abneigung ihrer Unterthanen eingeführt. Leipzig bietet in seiner Vorgeschichte das Schauspiel einer bedeutenden Stadt, in welcher, ungeachtet die Regierung den evangelischen Regungen von Anfang an schonungslos entgegentrat, doch die evangelische Gesinnung in der Bürgerschaft nicht auszurotten war, ohne daß es je zu Auftritten des Widerstandes gegen die rechtmäßige Obrigkeit gekommen wäre.

Schließlich wies Referent noch auf die Reformationsgeschichte einer außerdeutschen Stadt, nämlich Venedigs, hin, welche Benrath (in den Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte) behandelt hat. Luther selbst stand zu den Häuptern der reformatorischen Bewegung mehrfach in brieflicher Beziehung; die Reformation drang hier natürlich nicht durch, sondern erlag unter schweren Kämpfen der kirchlich-staatlichen Inquisition.

Bei der schon vorgeschrittenen Zeit konnte von provinziellen Spezialgeschichten nur das hochbedeutsame Werk von de Hoop-Scheffer, „Geschichte der Reformation in den Niederlanden“, die für jene Zeit als noch zu Deutschland gehörig anzusehen sind, berührt werden, welches auch dem deutschen Leserkreise durch die Bearbeitung von Gerlach zugänglich gemacht worden ist. Auch auf eine ausführliche Begründung seines Widerspruches, in welchem Referent sich gegen die Auffassung der Reformation in der Schrift Kellers, „die Reformation und die älteren Reformparteien“, befindet, konnte aus dem nämlichen Grunde nicht eingegangen werden. Desgleichen mußte eine Besprechung der neueren Arbeiten über die

schweizer und außerdeutsche Reformationsgeschichte, sowie der zahlreichen Monographien über reformationsgeschichtliche Persönlichkeiten einem späteren Vortrage vorbehalten bleiben.

In der Sitzung vom 13. November gab Herr Dr. Heuer eine Übersicht über eine größere Anzahl von neuen Veröffentlichungen historischer Gesellschaften und Vereine.

Dem Berichte lagen die Einsendungen zahlreicher mit dem Hochstift in Schriftenaustausch stehender historischer Vereine und Gesellschaften zugrunde. Sind sie auch nur ein Teil dessen, was auf dem Gebiete der Geschichte durch die Thätigkeit provinzieller und lokaler Vereinigungen geleistet wird, so genügen sie doch, um ein erfreuliches Bild dieses regen Schaffens zu geben. Wohl ist nicht alles gleich- und vollwertig, was geboten wird, aber man kann doch sagen, daß die Lokalforschung ihren Beruf, in dem ihr zufallenden engeren Kreise verläßliche Ergebnisse zu gewinnen, die als feste Bausteine für die Geschichte des deutschen Volkes zu gebrauchen sind, immer klarer erkennt und immer mehr sich freimacht von jenem selbstgefälligen Dilettantismus, der ihr vielfach anhaftete.

Aus der Fülle des Stoffes sei hier nur Einzelnes herausgegriffen. Der 5. Band der Hansischen Geschichtsblätter bringt unter anderem eine anschauliche Schilderung des häuslichen Lebens eines wohlhabenden Lübecker Patrizierhauses im fünfzehnten Jahrhundert. W. Brehmer hat es verstanden aus den zerstreuten trockenen Angaben der Quellen, die freilich nicht zu kontrollieren sind, ein so lebensvolles Bild zu gestalten, daß der Leser sich um vierhundert Jahre zurückversetzt glaubt, die häuslichen Sorgen der Familie teilt, ihre Feste mitfeiert. Das Verhältnis der Hansa zu den deutschen Ständen vornehmlich im fünfzehnten Jahrhundert, wird von v. d. Ropp in den knappen Rahmen eines Vortrages zusammengefaßt, nicht ohne treffende Vergleiche zwischen dem Wesen der nord- und dem der süddeutschen Städtevereinigungen. v. Bippen verpflichtet uns durch die kulturgeschichtlich wie für die Politik des beginnenden siebzehnten Jahrhunderts bedeutende Biographie der „Bremischen Bürgermeister Heinrich und Johann Zobel". Unter den Rezensionen finden wir auch den Untersuchungen Büchers über die Bevölkerung von Frankfurt a. M. eine eingehende Betrachtung gewidmet.

Die Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen (Jahrgang 1887) bietet außer einer Anzahl von Beiträgen zur Geschlechter- und Ortsgeschichte auch zwei für die Reichsgeschichte nicht unwichtige Arbeiten. E. Bodemann schildert, besonders an der Hand von Akten des Wolfenbütteler Landeshauptarchives, den Herzog Julius von Braunschweig als deutschen Reichsfürsten in seinem Verhältnis zu dem ihm befreundeten Kaiser Maximilian II., zu den Ständen und zum Auslande. Obwohl starrer Lutheraner, erscheint der Herzog doch von unerschütterlicher Anhänglichkeit an das Kaiserhaus beseelt und jedem Bündnis mit auswärtigen Mächten abgeneigt, da er davon nur weitere Schwächung Deutschlands und die Störung des ihm so am Herzen liegenden inneren Friedens befürchtete. Von seiner eingehenden Beschäftigung mit dem Plane der Reichsreorganisation legt sein eigenhändig geschriebenes „Memoriale" Zeugnis ab. Außer verschiedenen Briefen Maximilians II., der Königin Elisabeth von England u. s. w. ist der Abhandlung der Briefwechsel des Herzogs Julius mit dem kaiserlichen Feldherrn und vertrautem Rate Lazarus v. Schwendi aus den Jahren 1569—1580 beigegeben. Lazarus, der sich des Herzogs Wohlwollen zur Sicherung seines in dessen Landen gelegenen Bergwerkbesitzes zu erhalten strebte, berichtet seinem Gönner vom Hofe und von den Welthändeln. Ganz im Sinne seines Kaisers bemüht er sich einer Annäherung der protestantischen Fürsten an Frankreich entgegenzuwirken. „Man hat genuegsam gesehen, was die frembden Nationen im Schilt füren und wie sy mit irem verblendten fürgeben den Teutschen understeen das maul aufzusperren, und gleich wie des Telpels mit inen zu spilen;" so und in anderen Wendungen warnt er unablässig vor dem Hochmut der fremden Nationen und ermahnt zur Einigkeit und Verträglichkeit. Bei Herzog Julius fanden seine Mahnungen geneigtes Gehör. Dieser konnte den Verlust von Metz, Toul und Verdun, welche die Franzosen dem Reiche „abgezwackt", nicht verschmerzen, und erklärte stets von neuem seine treue Anhänglichkeit an den Kaiser und an das Haus Oesterreich und Burgundien. Die Untersuchung Georg Erlers „Zur Geschichte des Bistums Verden in den Jahren 1395—1402" führt uns in die Zeit des feindlichen Gegensatzes

zwischen den beiden deutschen Königen Wenzel und Ruprecht und zeigt die innige Verbindung, in welcher der Streit Dietrichs von Nieheim, Konrads von Vechta und Konrads von Soltau um den Verdener Bischofsstuhl mit diesem Gegensatze stand. In den neuen Beiträgen „zur Geschichte der Cellischen Herzogin Eleonore, geb. d'Olbreuse", der Mutter der unglücklichen Prinzessin von Ahlden, stellt Bodemann die Urteile zusammen, welche die Herzogin Sophie von Hannover und ihre Nichte, die Herzogin Elisabeth Charlotte von Orleans, in ihren Briefen über die kluge Französin fällen, der es gelungen war, die dauernde Liebe Georg Wilhelms und die Herzogskrone zu erringen. In anderem Lichte, als in diesen von leidenschaftlicher Abneigung und Bitterkeit erfüllten Auslassungen erscheint die Geschmähte in ihren eigenen Briefen, besonders in dem hier zum ersten Male abgedruckten Briefwechsel zwischen Leibnitz und Greiffencranz über den bis auf Karl den Großen zurückführenden Stammbaum, den man für Eleonore ausgearbeitet hatte. Mit selbstbewußter Bescheidenheit, wie sie bei solchem Emporkommen selten ist, weist sie das Machwerk zurück, ihr genüge es, daß ihre Geburt „noble et de jans vertueus" sei.

Während der Verein für Hamburgische Geschichte im 2. Heft des 5. Bandes seiner Zeitschrift die Schätze der Archive von Kopenhagen und Berlin zur Geschichte des Däneuüberfalles von 1686 nutzbar gemacht hat, bringt C. Varrentrapp im 17. Bande der Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte Dahlmanns interessante politische Erstlingsschrift aus dem März des Jahres 1814 „Über die letzten Schicksale der deutschen Unterthanen Dänemarks und ihre Hoffnungen von der Zukunft" zum Abdruck. Ein Vergleich dieser bisher unbekannten Arbeit mit Dahlmanns späteren Schriften, in denen er sein Programm für die Zukunft Schleswig-Holsteins und Deutschlands entwickelte, zeigt, daß seine politischen Grundsätze schon vor Eröffnung des Wiener Kongresses vollkommen ausgereift feststanden. Von inniger Liebe und Begeisterung für Holsteins Deutschtum erfüllt, tritt er doch entschieden für die Wahrung des historischen Rechts ein, den Blick auf das wirklich Erreichbare gerichtet. — Einen Ruhmestag der deutschen Kriegsgeschichte behandelt

K. Jansen im nächsten Jahrgange derselben Zeitschrift. Der Sieg von Eckernförde, der den Dänen zwei ihrer besten Kriegsschiffe, den „Christian VIII." und die „Gefion" kostete, wird auf Grund von Berichten der beteiligten deutschen und dänischen Offiziere geschildert. Ein erhöhtes Interesse für den Augenblick erhält die Arbeit durch ihre polemische Spitze, welche sich gegen die Schilderung wendet, die Herzog Ernst von Koburg-Gotha in seinem Buche „Aus meinem Leben und aus meiner Zeit" von dem Anteil giebt, welchen er selbst an diesem Siege genommen. Jansen untersucht diese Darstellung mit scharfer, zersetzender Kritik und kommt, gestützt auf die als „Beilagen" mitgeteilten Zeugnisse, zu einem von dem des fürstlichen Autors weit abweichenden Ergebnisse.

Der Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde bietet im Jahrgang 1888 seiner Jahrbücher und Jahresberichte einen stattlichen Band, der aber durch eine kürzere Fassung, der in behaglicher Breite vorgetragenen „Geschichte der Stadt Lage", an innerem Werte nicht verloren haben würde.

Wenden wir uns Mitteldeutschland zu, so dürfen wir an zwei größeren Arbeiten nicht vorbeigehen, welche den neuesten Band der Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde füllen. Die erste, aus der Feder H. Brunners, behandelt die Zeit vor und nach dem Ausbruche des siebenjährigen Krieges und entwirft uns ein lebendiges Bild der Politik Landgraf Wilhelms VIII. von Hessen. Der Verfasser ist von warmer Begeisterung für seinen Helden erfüllt und bemüht, dessen Verdienste ins hellste Licht zu setzen. Nicht ohne Berechtigung verlangt er eine objektivere Auffassung und Beurteilung jener berüchtigten „Subsidienverträge" der hessischen Fürsten mit dem Auslande, welche die sittliche Entrüstung „historischer, richtiger hysterischer, Romanschriftstellerinnen" als willkommenes Rührmittel zu verwenden pflege. Die zweite ist eine unvollendete „Geschichte der Chatten" aus dem litterarischen Nachlasse Albert Dunckers, die bedauern läßt, daß es dem Verfasser nicht vergönnt war, sie zu Ende zu führen.

In die Zeiten der Kämpfe zwischen Römer und Germanen führt uns auch „die Sammlung von Vorträgen“ des Mannheimer Altertumsvereins mit der „Urgeschichte von Mannheim und Umgegend“ von K. Baumann und der Untersuchung von K. Christ über „Römische Feldzüge in der Pfalz“.

Die in innigem Zusammenhange mit ihren Stadtarchiven stehenden Geschichtsvereine zu Aachen und Frankfurt a. M. bringen auch diesesmal wieder Publikationen aus ihnen.

Der Aachener Archivar R. Pick giebt nach einer Betrachtung der mittelalterlichen Fehde in ihrer rechtlichen Bedeutung und einer Übersicht über die Fehden der Stadt, 89 Fehdebriefe des vierzehnten und fünfzehnten Jahrhunderts nebst 44 dazu gehörigen Urkunden im vollen Wortlaut mit sorgfältiger Siegel- und Urkundenbeschreibung. So dankenswert die mühevolle Arbeit ist, so darf man doch fragen, ob des Guten nicht zuviel gethan wurde, ob nicht neben dem Abdruck der charakteristischen Stücke eingehende Regesten zur Wiedergabe der doch meist in den gleichen Formeln sich bewegenden Schreiben genügt hätten.

Eine Veröffentlichung anderer Art aus dem Frankfurter Stadtarchive hat der dortige Geschichts- und Altertumsverein mit Unterstützung der Stadt auf Anregung des früheren Stadtarchivars H. Grotefend begonnen. Es sind dies die „Inventare des Frankfurter Stadtarchivs“, von denen der erste Band als Beilage der Zeitschrift des Vereins vorliegt. Er enthält das chronologisch geordnete Verzeichnis der Reichssachen-Akten bis 1491, des ersten Teiles der für die Politik der Stadt, ihr Verhältnis zu Kaiser und Reich wichtigsten Rubrik. Die Inventare der „Reichssachen-Urkunden, Kaiserbriefe, Rachtungen“ u. s. w. werden in den nächsten Bänden nebst dem Register folgen. Über den Plan des Werkes und die Beweggründe der Anordnung giebt das Vorwort Auskunft. Wie bei den Inventaren des Straßburger Stadtarchives ist auch hier im allgemeinen die vorgefundene Ordnung, trotz mancher Mängel gewahrt, da eine gänzliche Neuordnung die Möglichkeit der Veröffentlichung in weite Ferne gerückt haben würde. Doch hat das Frankfurter Verzeichnis vor jenem den Vorzug voraus, daß jedes einzelne Aktenstück, wenn auch kurz, angeführt, oder doch

*

nur wirklich Zusammengehöriges unter einer Nummer zusammengefaßt ist. Während der Verein, dem durch die „Mitteilungen aus dem Stadtarchiv von Köln" gegebenen Beispiele folgend, durch diese Erleichterung der Benutzung des wichtigen Frankfurter Archives der gesamten vaterländischen Geschichtsforschung einen wesentlichen Dienst leistet, beschränkt er sich im Jahrgang 1888 seines „Archivs für Frankfurts Geschichte und Kunst" mehr auf die Verhältnisse, die für die politische und Kulturgeschichte der Stadt von Bedeutung sind. Einen Beitrag zu der jetzt so im Vordergrunde stehenden Goetheforschung bringt H. Dechent mit seinem Aufsatze „Pfarrer Passavant, der Jugendfreund Goethes 1751—1827". In die Mainzer Bistumsfehde, welche dieser Stadt ihre Freiheit kostete, führt uns C. Schellhaß, der die Haltung Frankfurts zu den streitenden Parteien untersucht. K. Bücher giebt aus dem reichen Schatze der Handwerks-Akten des Frankfurter Stadtarchives die „Buchbinderordnungen vom 16.—19. Jahrhundert" heraus. Als Seitenstück dazu sei die Untersuchung W. Stiedas über „das Amt der Zinngießer in Rostock" erwähnt, die auch die früheren Jahrhunderte umfaßt.*) Mitteilungen aus der Tübinger und Baseler Universitätsmatrikel verdanken wir F. Thomae. Für Frankfurt wie für Mecklenburg**) hat H. Grotefend die von Friedländer und Malagola edierten „Acta nationis Germanicae universitatis Bononiensis" verwertet und mit gleichzeitiger Benutzung der heimischen Quellen für die Lebensverhältnisse bedeutender Männer bis ins sechzehnte Jahrhundert hinein wertvolle Anhaltspunkte geliefert.

Außer dem Verein für Geschichte der Stadt Meißen, der im zweiten Bande seiner „Mitteilungen" eine ausführliche Monographie über Bischof Benno bringt, seien zum Schluß noch zwei Vereine erwähnt, welche an den Grenzen des deutschen Sprachgebietes treue Wacht halten. Aus den „Mitteilungen" des älteren von ihnen, des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen, die in gewohnter Fülle Beiträge zur Geschichte der deutschen Kolonisation, Sprache, Litteratur und Sitte in Böhmen

*) Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde, 1888, S. 131—188.

**) a. a. O. S. 189—202.

enthalten, hebe ich eine Publikation von Akten „zur Geschichte des böhmischen Aufstandes von 1618“ hervor. Eine Anzahl vertraulicher Schreiben schildert die Vorgänge bei dem Fenstersturz der kaiserlichen Statthalter und den Eindruck, den dieses Ereignis auf die Zeitgenossen machte; andere Briefe und Aufzeichnungen behandeln die Kriegsereignisse in der Grafschaft Glatz und die Mitwirkung schlesischer Truppen an den Unternehmungen des Jahres 1619. Der größte Teil des von J. Krebs veröffentlichten Materials entstammt den Breslauer Archiven.

Wie dieser Verein in Böhmen dem übermächtigen Czechentume gegenüber den deutschen Namen in Forschung und Wissenschaft mannhaft und würdig vertritt, so haben sich in den letzten Jahren auch die Deutschen in Posen zu einer historischen Gesellschaft zusammengethan, deren bisherige Arbeiten die höchste Beachtung verdienen. Während C. Werschе im dritten Jahrgange der Zeitschrift der Gesellschaft das staatsrechtliche Verhältnis Polens zum deutschen Reiche während des Mittelalters erörtert, liegt in Band zwei und drei die „Chronik der Stadtschreiber von Posen“ von A. Warschauer herausgegeben und erläutert vor. Der Chronik selbst, auf deren reichen Inhalt einzugehen hier der Raum nicht gestattet, ist eine eingehende Untersuchung über das Kanzleiwesen der Stadt, das Amt und die Bedeutung des Stadtschreibers beigegeben. Möge diese zur Erforschung und Darstellung der gleichen Verhältnisse während des Mittelalters auch in anderen Städten aneifern. Der angekündigten, in größerem Maßstabe gedachten Veröffentlichung der „Geschichtsquellen der Provinz Posen“ kann man nach den bisherigen Leistungen des Vereines nur mit regem Interesse entgegensehen.

---

5. Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. jur. L. Rosenstein, Rechtsanwalt, hier,
„ Dr. jur. M. Mayer, Gerichtsassessor, hier,
„ Moritz Heertz, Referendar, hier,
„ Th. Fritze, Referendar, hier,
„ Dr. jur. M. Seligmann, Referendar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Dr. Benkard, als zweiten Vorsitzenden Herrn Dr. Haukel und als Schriftführer Herrn Dr. Rosenthal.

In der Sitzung vom 29. Oktober berichtete Herr Dr. Waldschmidt über „Hölders Pandekten", erste Lieferung.

Im Jahre 1886 sind die ersten Lieferungen drei neuer Pandekten-Lehrbücher erschienen; während das Dernburgsche Buch rasch die weiteste Verbreitung gefunden hat, so daß jetzt schon die zweite Auflage im Erscheinen begriffen ist, sind die Pandektenbruchstücke von Bekker und Hölder in weiteren Kreisen weniger bekannt geworden, so sehr auch ihr wissenschaftlicher Gehalt die Erwartung des Gegenteils rechtfertigt. Diese für die Bekkerschen Pandekten bereits in dem Referat vom 8. November 1886 (vgl. diese Berichte, Neue Folge, Dritter Band, S. *178* ff.) zum Ausdruck gebrachte Ansicht für das Hölderschе Werk zu begründen, sind die folgenden Mitteilungen über einzelne wichtige und allgemein interessante Fragen bestimmt.

Daß nach dem Untergange des alten deutschen Reiches das gemeine Recht nicht aufgehört hat, solches zu sein, bejaht Hölder (S. 2) zunächst deshalb, weil das gemeine Recht immer nur subsidiär geltendes Recht gewesen. Wenn Hölder hierbei gemeines Recht in dem doppelten Sinne einheitlichen Ursprunges und einheitlicher, abweichendes Partikularrecht ausschließender Geltung unterscheidet, so engt er damit den Begriff des gemeinen Rechtes in einer mit seiner überkommenen Auffassung unverträglichen Weise ein, da diese durchaus der eigenen Definition Hölders entspricht, wonach gemeines Recht das einheitliche Recht der umfassenderen

Rechtsgemeinschaft ist im Gegensatze zum Sonderrechte der einzelnen von ihm umfaßten Rechtsgemeinschaften; ohne Rücksicht darauf, ob das Recht der größeren oder kleineren Gemeinschaft vorgeht. Man muß aber annehmen, daß Hölder den Charakter gemeinen Rechts auch nach dem Jahre 1806 für das heutige römische Recht selbst dann in Anspruch nehmen würde, wenn es vordem absolutes Recht gewesen wäre, da er lehrt (S. 3), daß zwar jedes Recht eine Rechtsgemeinschaft, aber nicht ein organisiertes Gemeinwesen voraussetzt, vielmehr die Entstehung eines solchen bereits durch die Existenz einer gewissen Rechtsgemeinschaft bedingt sei, und daß so auch die Auflösung eines Gemeinwesens nicht notwendig die völlige Auflösung der in ihm verkörperten Rechtsgemeinschaft bedeute, weil diese in der Form der Rechtsgewohnheit sich fortdauernd wirksam erweisen könne. Da Hölder das Fortbestehen einer Rechtsgemeinschaft behauptet, welche als Überbleibsel der Reichsgemeinschaft die Auflösung des Reiches überdauert habe, wäre die gewohnheitsrechtliche Fortbildung des Rechts nicht unmöglich geworden.

Als Grund der Rezeption des römischen Rechts stellt Hölder (S. 5) die jüngst wieder von Otto Bähr als mystisch bezeichnete Idee, daß das abendländische Kaisertum eine unmittelbare Fortsetzung des römischen gewesen sei, in den Vordergrund, indem er behauptet, daß das römische Recht rezipiert worden sei, nicht obgleich, sondern weil es römisches Recht gewesen. Das justinianische Recht sei angewandt worden, weil es für geltendes Recht gehalten worden, während es geltendes Recht wurde erst durch die Anwendung. Zum Gewohnheitsrecht wurde der Grundsatz, daß das römische Recht gesetzlich gelte; nicht seine einzelnen Bestimmungen sind durch Übung Gewohnheitsrecht geworden: darum ist das römische Recht in complexu rezipiert, wovon nur eine Konsequenz ist, daß der, welcher sich auf einen römischen Satz beruft, fundatam in iure intentionem hat.

Die Äußerungen Hölders (S. 17 ff.) über das Wesen des Rechts tragen eine stark philosophische Färbung und befremden dadurch, daß sie dem Begriffe des Rechts durch eine Definition des Unrechts näher zu kommen suchen, welches diejenige Bethätigung der die Menschen von einander trennenden Individualität sei,

welche eine Verleugnung der sie miteinander verbindenden Wesensgemeinschaft enthalte. Demgemäß ist das Recht objektives Recht als ein den Spielraum freier Bethätigung der Individualität einschränkendes, und subjektives Recht als den Spielraum ihrer Bethätigung erweiterndes. Hiernach ist von fast befremdender Brauchbarkeit die Erklärung (S. 18), daß zum öffentlichen Recht die rechtlichen Beziehungen der Rechtsgenossen gegen das Gemeinwesen als solches und diejenigen Rechte und Pflichten gehören, welche bestimmten Personen als Organen oder Vertretern des Gemeinwesens zustehen und obliegen; und daß daher jede öffentlichrechtliche Beziehung bestimmter Personen auf bestimmten Beziehungen beider zum Gemeinwesen beruht.

Die Frage, ob dem Rechte das Moment der Erzwingbarkeit wesentlich sei, stellt Hölder nicht, doch äußert er sich eingehend (S. 19) darüber, daß der Zwangsschutz durch die Organe der Gemeinschaft weder ein Bestandteil noch eine Wirkung des Privatrechts sei. Da das Gemeinwesen mit Zwangsgewalt ausgerüstet ist, so findet das Privatrecht eine rechtliche Garantie seiner thatsächlichen Verwirklichung; gegen dessen Organe aber steht dem Einzelnen keinerlei Zwang zu.

Mit großer Bestimmtheit wird (S. 22) der Besitz ein dingliches Recht genannt, und der Unterschied zwischen ihm und dem Eigentum in dem verschiedenen Grade des rechtlichen Schutzes und der durch diesen sich aussprechenden rechtlichen Anerkennung gefunden, während der Unterschied zwischen Eigentum und Recht an fremder Sache in der Verschiedenheit ihres Gehalts beruhe.

Daß Hölder (S. 23) das Forderungsrecht nicht als Zwangsbefugnis betrachtet, liegt in der Konsequenz seiner Auffassung des Privatrechts. Daß es mehr ist als Befugnis zur Erhebung einer Forderung, folgt ihm daraus, daß sie ohne Macht der Durchführung wertlos wäre. Er bezeichnet es (S. 24) als eine Macht, jemanden zu Handlungen zu bewegen.

Eine eigentümliche und ungewöhnliche Identifizierung von Rechtsverhältnis und Recht bietet der Satz (S. 20), daß jedes einzelne Rechtsverhältnis sowohl subjektives Recht oder Machterweiterung für die durch dasselbe Berechtigten als objektives Recht oder

Freiheitsbeschränkung für die durch dasselbe Verpflichteten sei. Es entspricht diesem Satze die Bemerkung, daß die Forderung gegen eine bestimmte Person kein eigenes Recht sei neben dem umfassenderen Rechtsverhältnis, dessen Ausfluß sie sei, und daß es unzulässig (S. 27), das subjektive Recht mit dem Rechtsanspruch gegen eine bestimmte Person zu identifizieren. Zur Ergänzung dieser Auffassung mag die (S. 22) vom Rechte gegebene Definition hierhingestellt werden: hiernach ist Recht die das Dasein anderer Personen beschränkende Erweiterung des eigenen Daseins als eine vom Recht anerkannte oder als eine solche, deren Verletzung nicht ohne Unrecht möglich und deren thatsächliche Existenz rechtlich geschützt ist.

Das treffendste und schönste in dem Hölderschen Buche möchte seine Lehre von der Entstehung des Rechtes sein (S. 27 ff.).

Die Rechtsbildung innerhalb des Gemeinwesens, welches aber nicht, wie die historische Schule lehrt, mit dem Volk identisch sein muß, ist entweder eine originäre, durch das Verhalten der einzelnen Rechtsgenossen im Rechtsverkehr sich vollziehende, formlos, unwillkürlich; oder eine abgeleitete, vermittelt durch die besondere Organisation des Gemeinwesens, durch Satzung, bewußt, in den verfassungsmäßigen Formen. Mit Entschiedenheit vertritt Hölder die Ansicht, daß die thatsächliche Übung nicht bloß Erkenntnisquelle des Gewohnheitsrechts ist, sondern sein Entstehungsgrund, denn nur die konstante und allgemeine thatsächliche bisherige Befolgung erzeugt die Erwartung der ferneren Befolgung; nur so entsteht der Gemeinwille und nur als dessen Ausdruck ist das Gewohnheitsrecht Recht, nicht auf Grund einer stillschweigenden Billigung des Gesetzgebers. Was man richtig als opinio necessitatis bei der Übung verlangt, ist, daß die Thatsache der bisherigen Übung zum zureichenden Grunde der ferneren Übung geworden ist; was fälschlich als solche verlangt wird, ist, daß die Übung bereits für Recht gehalten wird. Das hieße die Entstehung des Gewohnheitsrechts durch einen Irrtum über seine Existenz bedingt sein lassen. Hiernach ergiebt sich auch, inwiefern die Gewohnheit, welche auf Irrtum beruht, rechtserzeugende Kraft hat: nur wenn eine Übung bereits unabhängig von dem Irrtum befolgt wird, wenn also die Übung Grund der Befolgung ist, kommt ihr jene Kraft zu, nicht

auch, wenn der Irrtum Motiv der Übung ist (S. 32). Hölder erkennt an (S. 34), daß gesetzliche Bestimmungen, welche die Entstehung widersprechenden Gewohnheitsrechts ausschließen, nicht ohne praktische Bedeutung als Gegenmotiv der zur Gewohnheit drängenden Gründe sind, er lehrt aber — was angesichts des § 2 des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuchs sehr wichtig ist, — daß sie ihre Geltung verlieren, wenn die Gewohnheit sich trotzdem eingebürgert hat.

Die gerichtliche Praxis bedeutet Hölder so wenig wie die Wissenschaft eine selbständige Rechtsquelle (S. 36). Das sogenannte Juristenrecht ist Gewohnheitsrecht wie anderes, seine verbindliche Kraft entnimmt es wie Volksrecht dem allgemeinen Willen der Rechtsgemeinschaft, deren Genossen es als Recht anerkennen, indem sie seine Anfechtung unterlassen. Daß schon die einmalige Anwendung einer nicht gesetzlich fixierten Norm durch den Richter bedeutend wird, hat seinen Grund in der durch das Subjekt der Anwendnng gerechtfertigten Vermutung, daß seine Entscheidung richtig, daß sie also Anwendung einer bereits geltenden Norm ist. Der Auffassung Bülows, daß der Inhalt eines Gesetzes erst durch den Richterspruch geltendes Recht werde, tritt Hölder entgegen und weist darauf hin, daß eine solche Auffassung bei der Beschränkung der Rechtskraft des Urteils auf die Parteien nur deren rechtskräftig entschiedene Beziehungen als Rechtsverhältnisse anerkennen könne (S. 39).

Mit größerer Ausführlichkeit als sonst in Pandektenbüchern üblich handelt Hölder von der Auslegung des Rechts und entwickelt hierüber durchaus moderne Ideen (S. 40 ff.). Die Aufgabe, sich hierzu in die Seele des Gesetzgebers hineinzuversetzen, hält er bei der Art des Zustandekommens moderner Gesetze für unlösbar und lehrt, daß der Inhalt des Gesetzes unabhängig ist von den Gedanken der Individuen, deren Thätigkeit es zu Stande brachte: ihre Gedanken konnten auseinandergehen, sie konnten noch unbestimmter sein als die Worte, die sie brauchten. Aus dem Sprachgebrauche und den Sprachgesetzen schöpft die sprachliche Auslegung. Von dieser schreitet die juristische Auslegung fort zur Ermittelung der Gedanken, als deren Verkörperung der Gesetzes-

text erscheint im Zusammenhang des Lebens, welchem sie entsprungen sind, dem zu dienen und das zu beherrschen sie bestimmt sind, sowie des Rechts, dessen bisherige Prinzipien das neue Gesetz durchführen, ergänzen oder ändern soll (S. 43).

Bei der Besprechung des verschiedenen Inhalts der Rechtssätze (S. 62) stellt Hölder den Satz voran, daß die Rechtssätze Gebote sind. Die Privatrechtssätze verpflichten, um zu berechtigen; sie gebieten, verbieten oder erlauben; begriffsentwickelnde Rechtssätze gibt es nicht, denn die so genannten Sätze sind unvollständige Normen. Eine vollständige Norm regelt Entstehung, Inhalt und Aufhebung eines Rechts. Von den verneinenden Rechtssätzen sind die, welche eine vollständige Norm verneinen, nicht selbst Norm, sondern eben nur Verneinungen von solchen; diejenigen, welche nur Existenzbedingungen oder den Inhalt von Berechtigungen ändern oder näher bestimmen, gehören den unvollständigen Normen an.

Was jetzt meist als zwingendes und dispositives Recht bezeichnet wird, nennt Hölder absolutes und subsidiäres Recht (S. 66). Daß mit dieser Bezeichnung die verschiedene Geltungskraft des Rechts einer höheren gegenüber dem Recht einer niederen Rechtsquelle zum Ausdruck kommt, hält Hölder nicht für ein Hindernis, die verschiedene Stellung des Rechts derselben Quelle gegenüber rechtsgeschäftlicher Normierung mit den gleichen Ausdrücken anzudeuten, da das Verhältnis in beiden Fällen dasselbe sei. Es ist aber klar, daß hierdurch eine Auffassung der privatrechtsgeschäftlichen Thätigkeit unterstützt wird, welche von Bülow unter vielseitigem Beifall so energisch bekämpft worden ist. Hingegen wird man der weiteren Einteilung des subsidiären Rechts in ergänzendes als solches, das bei unvollständiger privater Normierung auszuhelfen hat, und nachgebendes Recht, welches bei Unterlassung privater Normierung selbständigen Interessen des Gemeinwesens dient, Beifall schenken müssen.

Vortreffliche Bemerkungen finden sich über die Einteilung des Rechts in ius strictum und ius aequum. Daß damit nicht ein notwendiger, also nicht ein begrifflicher Gegensatz zum Ausdruck kommt, sondern mit der ersteren Bezeichnung auf eine größere Be-

ſtimmtheit des Rechts hingewieſen wird, deren Gegenſatz elaſtiſches Recht bildet, während die Bezeichnung ius aequum einem Unterſchiede der materiellen Beſchaffenheit des Rechts entſpricht, iſt ſo einleuchtend, als die Beobachtung richtig iſt, daß ein Recht um ſo mehr in Gefahr iſt, unbilliges Recht zu ſein oder bei Änderung der Lebensverhältniſſe zu werden, als es ſtrenges, beſtimmtes Recht iſt, und daß dieſes ſtets inſofern eine Wohlthat bedeutet, als die Anwendung elaſtiſchen Rechts ſo ſchwierig und ſo gefährlich iſt.

In der Lehre von den Perſonen (S. 89) muß die Begriffsbeſtimmung der Perſon als Willensſubjektes anſtatt als Rechtsſubjektes umſomehr auffallen, als Hölder ausdrücklich hinzufügt, der Begriff des Willensſubjektes habe die doppelte Bedeutung des handlungsfähigen und des rechtsfähigen Weſens. Kaum mit dieſer Begriffsbeſtimmung zu vereinen iſt die ſpäter für die phyſiſchen und die juriſtiſchen Perſonen gleichmäßig aufgeſtellte Unterſcheidung ſelbſtändiger, der eigenen Willensbethätigung fähiger, und unſelbſtändiger, der Vertretung durch andere bedürftiger Perſonen. Selbſtändige juriſtiſche Perſonen ſind die Korporationen: man darf den Vereinsbeſchluß nicht als den Vereinswillen vertretenden bezeichnen (S. 120). Wäre der Vereinsbeſchluß keine unmittelbare Bethätigung des Vereinswillens, ſondern lediglich Bethätigung eines zu ſeiner Vertretung ermächtigten Willens, ſo wäre jede Änderung der Vereinsverfaſſung ausgeſchloſſen, da unter dieſer Vorausſetzung jeder Verſuch einer ſolchen Änderung die rechtlich unwirkſame Handlung eines die Grenzen ſeiner Vollmacht überſchreitenden Stellvertreters wäre. Trotzdem wird die Deliktsfähigkeit der Körperſchaften von Hölder geleugnet (S. 182), da die Handlungen, durch welche ſie in den Vermögensverkehr eintreten, durchweg ſtellvertretende Handlungen ihrer Organe ſeien. So erfreulich dieſes Ergebnis, ſo bedenklich ſcheint die Begründung: man denke, daß gemäß Vereinsbeſchluß der Vorſtand betrügt; iſt der Vereinsbeſchluß Handlung einer handlungsfähigen Perſon, ſo iſt der Betrug Delikt der Körperſchaft.

Die im Vorwort ausgeſprochene Abſicht des Verfaſſers, eine weder der Lesbarkeit noch der inneren Begründung entbehrende ſyſtematiſche Entwickelung des Pandektenſtoffs geben zu wollen,

darf, soweit die bisher erschienene Lieferung reicht, als vollkommen erreicht bezeichnet werden; gerade der Praktiker wird die Fortsetzung eines Werks, welches ihm über die grundlegenden Fragen eingehende Belehrung und nicht bloß abgerissene Paradoxen bietet, dankbar begrüßen.

In der sich dem Referat anschließenden Besprechung über die Gründe der Rezeption bemerkte Herr Dr. Benkard, daß die Auffassung Hölders hierüber durch die vollkommene Geläufigkeit der Idee eines römischen Reichs deutscher Nation in der „göttlichen Komödie" unterstützt würde, während Herr Stadtrath Dr. Flesch dafür hielt, daß die Ansicht Labands zutreffender sei, wonach politische Verhältnisse die wichtigste Ursache der Rezeption gewesen seien, und Herr Dr. Zirndorfer in der Bequemlichkeit des römischen Rechts, als eines geschriebenen, für die Richter den Grund und in der Idee einer Fortsetzung des römischen Reichs im deutschen Kaisertum nur die Entschuldigung für die Anwendung römischen Rechtes finden konnte.

In der Sitzung am 12. November hielt Herr Dr. P. Neumann einen Vortrag über: „Die Rechtsverhältnisse bei Schrift- und Bildwerken, welche auf Grund von Subskription in Lieferungen erscheinen".

Der Weg, auf welchem der Verleger Schrift-, Bild-, oder Musikwerke in den Verkehr zu bringen pflegt, ist regelmäßig ein doppelter: entweder bietet er ein fertiges Werk zum Kauf aus oder er kündigt ein künftig erst in Lieferungen erscheinendes Werk an und lädt zu sofortigen Bestellungen auf es ein. Der erste häufigere Fall bietet dem Rechte nichts Besonderes: Bücher, Bilder, Notenhefte sind Waaren wie andere; ihre Eigenart zwingt nicht zur Aufstellung besonderer Regeln über ihren geschäftlichen Vertrieb.

Eine Betrachtung verdient nur der zweite Fall, das Ausbieten eines Lieferungswerkes. Der geschäftsmäßige Hergang ist dabei gewöhnlich der, daß der Verleger eine Ankündigung, den sogenannten Prospekt, erläßt, auf dessen Grund zu Bestellungen, sogenannten Subskriptionen, einlädt und danach die einzelnen Teile des Werkes, die Lieferungen, so lange erscheinen läßt, bis das ganze Werk

vollendet vorliegt. Der Prospekt benennt regelmäßig den Gegenstand des Werkes, den Verfasser, die Zahl, die Größe und den Preis der einzelnen Lieferungen, die Zwischenräume, in welchen die letzteren erscheinen sollen, oft auch den Preis und die Vollendungszeit des ganzen Werkes, sei es ausdrücklich, sei es leicht berechenbar aus der Zahl und den Erscheinungszeiten der einzelnen Lieferungen. Der Prospekt selbst wird entweder einem unbegrenzten Personenkreise durch Abdruck in den Tagesblättern, bezw. Fachschriften, bekannt gegeben oder nur einer Reihe einzelner Persönlichkeiten dadurch, daß er diesen zugesandt wird; sehr häufig werden beide Arten der Mitteilung verbunden. Auf Grund des so veröffentlichten Prospektes bestellt, subskribiert dann der Einzelne mündlich oder schriftlich: auf Grund der Subskription werden ihm die Lieferungen übersandt und deren Bezahlung von ihm begehrt.

Nach dieser Darstellung der thatsächlichen Vorgänge fragt es sich nunmehr, unter welche Form der Rechtsgeschäfte sie einzureihen seien. Offenbar liegt ein Kaufvertrag vor, aber Kauf einer bei Abschluß des Vertrages noch nicht vorhandenen, nach Absicht beider Teile erst herzustellenden Sache. Andrerseits soll die Leistung nicht auf einmal sondern in verschiedenen Abteilungen erfolgen; es liegt also eine Verbindung des Kaufes einer anzufertigenden Sache mit der Zusicherung mehrerer nach einander erfolgender Leistungen vor, und sonach wird man das rechtliche Wesen des in Frage stehenden Rechtsgeschäftes am besten als Kauf eines in Einzelleistungen herzustellenden Sachganzen bezeichnen. Die einzelnen Bestimmungen des Kaufvertrages sind niedergelegt in dem Prospekt. Damit aber entsteht sofort die weitere Frage, in welchem Zeitpunkt dieses Geschäft als abgeschlossen und beide Teile bindend anzusehen sei. Je nachdem nun der Prospekt ursprünglich einem größeren Kreise von Personen mitgeteilt, wie z. B. durch Abdruck in den öffentlichen Blättern, oder aber nur einzelnen bestimmt genannten Personen zugegangen war, wird der Zeitpunkt des Vertragsbeschlusses verschieden bestimmt werden müssen. Im ersteren Falle liegt in dem Bekanntgeben des Prospektes wie in allen gleichgearteten öffentlichen Anpreisungen einer Ware, welche erkennbar an einen größeren Kreis gerichtet

sind, lediglich eine Aufforderung, Kaufanerbieten zu machen, nicht aber das Anerbieten eines Kaufs, der Kaufantrag selbst, und wer auf diese Weise bestellt, wird nicht durch die bloße Abgabe seiner Bestellung, sondern erst durch deren Annahme, welche ausdrücklich, stillschweigend oder durch die wirkliche Lieferung sogenannter Realakzeptation erfolgen kann, gebunden. Anders liegt die Sache, wenn der Prospekt erkennbar einzelnen bestimmten Personen mitgeteilt worden ist; in diesem Verfahren liegt allerdings nicht mehr ein einfaches Auffordern, Kaufanträge zu machen, sondern diese an eine bestimmte Person ergangene Erklärung enthält schon den Vertragsantrag; dessen Annahme seitens des Adressaten ist ausreichend zum Zustandekommen des Vertrages, ohne daß es noch einer weiteren genehmigenden Erklärung seitens des Verkäufers (Verlegers) bedürfte.

Praktisch dürfte dieser Unterschied selten hervortreten, allein dies enthebt nicht von der Verpflichtung, ihn anzuerkennen. Ist aber auf die eine oder andere Weise der Kaufvertrag zum bindenden Abschluß gelangt, so sind sofort die Rechte und Verbindlichkeiten beider Teile gegeben; sie sind klagbar und werden von den alten Grundsätzen der römischen actio empti, bezw. venditi beherrscht.

Die Verpflichtung des Käufers ist ohne weiteres klar: sie ist auf Abnahme und Bezahlung sämtlicher Lieferungen gerichtet. Der Käufer kann namentlich nicht, wie im Verkehr oft angenommen zu werden scheint, wenn die Lieferungen seinen Erwartungen nicht entsprechen, oder er die Neigung zu dem Werke selbst verliert, zu irgend einer Zeit die Abnahme und Bezahlung fernerer Lieferungen verweigern, vorausgesetzt, daß der andere Teil seine Verpflichtungen erfüllt; dahingehende Klagen beschäftigen hin und wieder die Prozeßgerichte. Weniger einfach gestaltet sich dagegen zunächst die Verpflichtung des Verkäufers, des Verlegers; hier erscheinen die Verhältnisse wegen des vorzugsweise geistigen Gehaltes der Arbeit, welche in den auszuführenden Leistungen niedergelegt ist, auf den ersten Blick verwickelt. Die Verpflichtung des Verkäufers hat Herstellung der einzelnen Lieferungen nach Maßgabe des Prospektes zum Inhalt; er haftet für die in dem letzteren gemachten Zusagen und Versprechungen (dicta et promissa); wird diese

Verbindlichkeit nicht erfüllt, so geht die Klage des Käufers zunächst auf dasselbe Ziel. Allein damit dürfte dem Verkehrsbedürfnis in den wenigsten Fällen ausreichend Rechnung getragen sein; denn mag auch der vertragbrüchige Buchhändler oder Verleger zur Ausfolgung weiterer Lieferungen verurteilt werden, so wird doch meist die Vollstreckung ergeben, daß ersterer keine weiteren Lieferungen hat, letzterer keine weiteren herstellen will oder kann. Nur in ganz seltenen Fällen, wenn nämlich das Manuskript druckfertig im Besitze des Verlegers ist, könnte die Drucklegung weiterer Lieferungen gemäß §§ 773 und 774 der Zivilprozeß-Ordnung durch Dritte vorgenommen oder durch Strafen erzwungen werden. In der Regel wird die Vollstreckung vor der Unmöglichkeit, eine vertragsmäßige Leistung zu erzwingen, einhalten müssen; für diesen Fall aber ist nach bekannten Grundsätzen dem Käufer statt der Klage auf Erfüllung, diejenige auf Schadenersatz wegen Nichterfüllung des Lieferungsvertrages gegeben. Welchen Umfang nun der vom Richter in Geld abzuschätzende Schaden erhalte, bestimmt sich lediglich nach der Eigenart des gerade vorliegenden Falles. Mitunter wird ein Schaden trotz des Vertragsbruches nicht nachweisbar sein, wenn nämlich die bereits erschienenen Lieferungen einen selbständigen, von den weiteren unabhängigen, inneren Wert besitzen, wie z. B. einzelne Hefte eines größeren Musik-, einzelne Blätter eines Galeriewerks. In der Regel aber werden die einzelnen Lieferungen wertlos, der für sie bezahlte Kaufpreis wird somit zwecklos ausgegeben erscheinen; in diesem Fall wird der von dem Verkäufer zu leistende Schadenersatz in der Rückerstattung des Kaufgeldes bestehen. Dabei mag ihm das Recht zugestanden werden, seinerseits Rückgabe der bereits ausgegebenen Lieferungen zu begehren, allein es muß nachdrücklichst vor der Auffassung gewarnt werden, es sei diese Rückgabe der Lieferungen Voraussetzung der Rückerstattung des Kaufpreises. Der Empfänger der Lieferungen ist deren Eigentümer geworden, er durfte also mit ihnen schalten wie er wollte; es kann seine Rechte nicht beeinträchtigen, wenn er die Lieferungen nicht oder nicht in unverletztem Zustande — etwa nur aufgeschnitten oder mit Randbemerkungen versehen — zurückgeben kann, da er eben

eine Klage auf Schadenersatz, nicht eine Wandelungsklage anstellt. Von dieser Haftung, wie sie sich nun auch im einzelnen Falle gestalten möge, wird andererseits der Buchhändler oder der Verleger sich immer dadurch befreien können, daß er darthut, die Unmöglichkeit der Leistung sei ohne seine Schuld, durch Zufall entstanden. Wann aber solch ein befreiender Zufall anzuerkennen sei, kann sehr zweifelhaft werden. Selbstverständlich liegt derselbe vor bei Tod oder Krankheit des Verfassers, Verbrennen des Manuskripts, Betriebsstörungen durch höhere Gewalt und dergleichen. Wie aber soll es angesehen werden, wenn — wie nicht selten — der Verfasser saumselig arbeitet oder die Lust an dem Werke verliert, mit anderen Worten: die Nichterfüllung in einer von dem Willen des Verfassers abhängigen Ereignisse seinen Grund hat? Regelmäßig wird dieser Umstand nicht als geeignet gelten dürfen, den Verleger von der Haftung zu entlasten. Die Möglichkeit nicht ordnungsmäßiger Leistung seitens des Verfassers kann vorausgesehen werden: der Verleger ist daher sehr wohl in der Lage darauf Bedacht zu nehmen, daß er in dieser Richtung der Willkür nicht ausgesetzt ist; nötigenfalls dürfte das Mittel der Konventionalstrafe zu seiner Sicherung dienlich erscheinen. Danach muß aber bei ihm vorausgesetzt werden, daß er den Verlagsvertrag mit dem Verfasser nur so abschließe und nur dann abschließe, wenn seine Abnehmer gegen Schaden gesichert sind. Darum wird ihn Nichtleistung seitens des Verfassers, welche nicht ihrerseits entschuldbar ist, regelmäßig nicht entlassen können. Mag auf den ersten Blick vielleicht diese Ausdehnung der Haftung des Verlegers befremden und zu streng erscheinen, so ist nicht zu übersehen, daß schon ohne jedes Strafversprechen der Verleger mit der Klage aus dem Verlagsvertrag sich an dem Verfasser erholen kann, und diese Klage wird leicht einen nachweisbaren Inhalt erlangen, wenn erst der Verleger Schadenersatz hat seinerseits leisten müssen. Auf der anderen Seite ist zu erwägen, daß strenge Haftung, weil sie das Vertrauen im Verkehre erhöht, im wohlverstandenen Interesse des Verpflichteten liegt und daß jederzeit allzumilde Schuldgesetze den Kredit gestört haben. Was auf der einen Seite zu Härten führen kann, wird auf der anderen Seite reichlich durch Hebung des

Verkehrs und Vermehrung des Umsatzes eingebracht werden. Eine mildere Beurteilung dürfte bald die Sicherheit des kaufenden Publikums verringern und die Abneigung, auf Lieferungswerke Bestellungen zu machen, noch steigern — zum Nachteile des Verlegers.

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. jur. M. Mayer, Gerichtsassessor, hier,
„ Dr. jur. L. Rosenstein, Rechtsanwalt, hier,
„ Th. Fritze, Referendar, hier,
„ Moritz Heertz, Referendar, hier.

Die Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Oelsner, als zweiten Vorsitzenden Herrn Epstein, welcher zugleich zum Schriftführer gewählt wurde.

In der Sitzung vom 8. Oktober erstattete Herr Professor Dr. Oelsner, unter Einreichung aller an die Kongreßmitglieder verteilten Druckschriften für die Bibliothek des Hochstiftes, einen hauptsächlich von volkswirtschaftlichen Gesichtspunkten ausgehenden Bericht über die Verhandlungen des im August d. J. hier versammelten internationalen Binnenschiffahrts-Kongresses, dem er als Vertreter des Freien Deutschen Hochstiftes beigewohnt hatte; sodann referierte Herr Stadtrat Dr. Flesch über die Beratungen des Kongresses für öffentliche Gesundheitspflege, der im September hierselbst stattgefunden.

In der Sitzung am 22. Oktober besprach Herr Alb. Jaffé im Anschluß an einen in den „Annalen des deutschen Reiches" erschienenen Aufsatz von Gg. Adler „Die Frage des Internationalen Arbeiterschutzes".

Er erklärte sich in der Hauptsache mit Adlers ausführlich mitgeteilten Vorschlägen für internationale Schutzgesetze einverstanden, wünschte diese aber nach der Richtung ausgedehnt

zu sehen, daß das Verbot der gewerblichen Kinderarbeit sich auch auf die Hausindustrie erstrecke, und daß die Frauenarbeit in Fabriken mit Dampf, Wasser und Luftdruck, sowie in elektrischen Betrieben und in Gruben und Ziegeleien verboten werde; wenigstens solle sich dieses Verbot auf verheiratete Frauen erstrecken. Referent hält den vorgeschlagenen zehn- bezw. elfstündigen Arbeitstag für zu lang und ist für einen acht- bezw. neunstündigen Arbeitstag; auch inbezug hierauf wünscht er im Gegensatze zu Adler, daß die Hausindustrie mit gleichem Maße gemessen werde wie die Großindustrie und das Handwerk. So sehr er mit nationalen Schutzmaßregeln einverstanden ist, meint er doch, daß der Kernpunkt der Frage, in Rücksicht auf die Exportindustrie, nur auf internationalem Wege zu regeln ist und hält es nach eingehender Darlegung der bisherigen praktischen und theoretischen Bestrebungen auf diesem Gebiete nicht für unmöglich, daß auch die deutsche Reichsregierung, trotz ihrer bislang ablehnenden Haltung, durch die Rücksicht auf das Wohl des deutschen Arbeiterstandes dafür gewonnen werde. Der Vortragende erklärte sich ausdrücklich gegen Fixierung eines Lohnminimums, ein Problem, dessen Verwirklichung Adler nur vorläufig ablehnt. Der gegnerische Hinweis auf die Verhältnisse in Ostindien, China und Japan dürfe uns nicht abhalten, internationale Arbeiterschutzverträge anzustreben, da das Mutterland England gegenwärtig noch in der Lage sei, Ostindien Gesetze vorzuschreiben, die Industrie Chinas und Japans aber vorläufig noch nicht entwickelt genug sei.

Am 5. November hielt Herr Professor Dr. Oelsner unter Zugrundlegung des H. v. Eickenschen Werkes: „Geschichte und System der Mittelalterlichen Weltanschauung“ (Stuttgart, Cotta 1887) einen Vortrag über „Die Volkswirtschaftspolitik des Mittelalters“.

Am 20. November berichtete Herr Dr. Flesch über „Die Sitzungen des Armenpfleger-Kongresses zu Karlsruhe“; hierauf Herr Spier von den stattgefundenen Verhandlungen der Generalversammlung des Vereins für Sozialpolitik am 28. September „Über den Wucher auf dem Lande“.

Schon vor dem Kongreß war für die Mitglieder des Vereins ein Band gedruckter Berichte aus den verschiedensten Teilen Deutschlands über diese Frage erschienen. Diese Berichte waren höchst ungleichen Wertes. Einzelne, wie diejenigen von Ministerialrat Buchenberger in Karlsruhe, Landrat Knebel in Merzig waren sachlich objektiv gehalten und mit reichem, thatsächlichem Material versehen. Andere, insbesondere diejenigen aus Württemberg, Bayern, Großherzogtum Hessen, Nassau und dem Regierungsbezirk Kassel waren dürftiger ausgefallen und teilweise entschieden antisemitisch angehaucht. Immerhin konnte Herr Spier sich den Anschauungen der Herren Dr. Schnapper-Arndt und Dr. Zuns über die fast vollständige Wertlosigkeit der Berichte nicht anschließen. Bei der Schwierigkeit privat-sozialer Enquêten im allgemeinen und insbesondere derartiger delikater Fragen könne, so meinte der Berichterstatter, nicht von statistischem Material, soweit es sich nicht um Mitteilungen aus Kriminal- und Zivilprozeßakten handle, und ebensowenig von kontradiktorischem Verfahren die Rede sein. Auch ein Vergleich solcher privat-sozialer Enquêten aus dem wirtschaftlichen Leben der Gegenwart mit historischen und philologischen archivalischen Untersuchungen aus der Vergangenheit könne als gerecht nicht angesehen werden, da in dem ersteren Falle empfindlich verletzbare persönliche Interessen mitsprächen, im zweiten es sich um die Untersuchung eines leblosen bedruckten oder beschriebenen Stück Papieres handle, das nach jeder Seite hin rücksichtslos, allein im Interesse der Wahrheit, befragt werden könne. Herr Spier gab allerdings zu, daß verschiedene Berichterstatter in höchst oberflächlicher Weise einzelne Maklergeschäfte mit Wucher identifiziert hätten, aber er konnte nicht zugeben, daß bloße Stimmungsberichte nach Hörensagen vollständig abzuweisen seien, weil es sich ja nicht um Anklageformulierung gegen einzelne bestimmte Wucherer mit ungenügendem Beweismaterial handele, sondern weil die praktische Aufgabe vorlag, Hilfsmittel gegen die Notlage der kleinen Landwirte zu beraten und in der Öffentlichkeit anzuregen. Hauptberichterstatter auf dem Kongreße waren Professor v. Miaskowski aus Breslau und Geheimerat Thiel aus Berlin. Nach deren Berichten ließen die Mitteilungen aus den verschiedenen Teilen Deutschlands

erkennen, daß im Norden und Nordosten unseres Vaterlandes durch das Übergewicht des Großgrundbesitzes von Wucher nur minimal gesprochen werden könne, daß dagegen in der Mitte, im Herzen und Westen Deutschlands dies soziale Übel mehr oder minder häufig sich zeige. Thiel als Korreferent gab die Mangelhaftigkeit einer Anzahl der Berichte zu, hob aber mit Recht hervor, daß der Verein für Sozialpolitik nicht ein wissenschaftlicher, sondern ein praktisch agitatorischer Verein sei, der die Berichte bei so schwierigen Untersuchungen nehmen müsse, wie er sie eben bekommen könne. Das Wesentliche liege in den Vorschlägen für Abhilfe der Notlage. Unter den Mitteln der Abhilfe hob man vor allen Dingen zweckentsprechende Einrichtung des Real- und Personalkredits hervor. Für den Realkredit bezeichnete man als empfehlenswert neben den Hypothekenbanken die Nachahmung der Landschaftskassen, wie sie seit den Zeiten Friedrichs II. in den altpreußischen Provinzen segensreich wirkten, korporativer Genossenschaftskassen mit solidarischer Haftung, außerdem die Landeskreditkassen in Hannover, Nassau und dem früheren Kurhessen. Für den Personalkredit empfahl man Umgestaltung der Sparkassen und Einführung der Schulzeschen und Raiffeissenschen Kreditvereine. Den Schulzeschen Kassen, die auch für landwirtschaftliche Zwecke nach den Mitteilungen ihrer Jahresberichte bedeutende Kredite von weit über 100 Millionen Mark per Jahr gewährten, warf man allerdings vor, daß sie entgegen den idealen Bestrebungen ihres Begründers in dem letzten Jahrzehnt mehr und mehr in erwerbs- und tantièmesüchtige Bankanstalten verwandelt worden, und daß nicht selten die Mittel dieser Kassen von Wucherern zu wucherischer Ausbeutung benutzt würden. Idealer, aber bis heute noch mit relativ geringem Resultat wirkten dagegen die Kassen von Raiffeissen, die in jedem Orte nur für die Mitglieder des Ortes bei genauester Personalkenntnis und ohne jedes Entgelt für die Leitung der Kassen zu arbeiten suchten. Hinsichtlich dieser Raiffeissenschen Kassen schien es Herrn Spier angemessen, daß bei dem instinktiv-kollektivistischen Streben unserer wirtschaftlichen Gegenwart nach den verschiedensten Richtungen hin die Gemeindeverwaltung als solche die Aufgabe dieser Kassen übernehme und dem schwachen Mitbürger, den die Gemeinde im Not-

falle doch unterstützen müsse, bei Zeiten werkthätig unter die Arme greife. Andere Verbesserungsvorschläge gingen in der Richtung wirtschaftlicher Belehrung durch die landwirtschaftlichen Vereine, ferner der Gründung von Rechtsschutzverbänden und Bildung von Genossenschaften für den Ankauf von Vieh, Dünger und Saatfrüchten, wie für den Verkauf landwirtschaftlicher Produkte. Da häufig ein zufälliger Unfall durch Vieherkrankung, Hagelschlag oder Mißernte den ersten Anstoß zum Herabkommen kleiner Landwirte gegeben, so wurde endlich noch die Bedeutung der verschiedenen Versicherungsgesellschaften hervorgehoben, darunter besonders auch der Lebensversicherung, um den Erben des Gutes bei Neuantritt der Wirtschaft nicht durch Auszahlung an vorhandene Geschwister sofort dauernd zu schwächen.

Am 4. Dezember berichtete Herr Spier über den zweiten Verhandlungsgegenstand des sozialpolitischen Vereins in der Generalversammlung vom 29. September: „Den Einfluß des Zwischenhandels auf die Detailpreise".

Auch dieser Besprechung war die Versendung von zwei Bänden Berichte und Gutachten über diese Frage an die Mitglieder des Vereins vorausgegangen. In diesen Berichten waren zum Teil sehr ausführliche Darstellungen über die Preisentwickelung im Aachener und Magdeburger Kleinhandel von den betreffenden Handelskammersekretären dieser Städte enthalten. Außerdem brachten die Berichte kürzere Mitteilungen über die Preisbildung des Fleisches zu Halle a. S. von Otto Gerlach, über die Brotpreise in Leipzig im Jahre 1885 von Stadtrath Ludw. Wolf in Leipzig, und über den Konsumverein und die Kleinhandelspreise in Breslau von Professor Lexis, früher in Breslau, jetzt in Göttingen. Die beiden Handelskammersekretäre in Aachen und Magdeburg sprachen sich im ganzen dahin aus, daß im Detailhandel kein übertriebener Gewinn zu beobachten sei, Gerlach aus Halle hob die seit acht Jahren rückgängigen Preise des Viehes und die trotzdem gleichbleibenden Fleischpreise für Halle mit statistischen Erläuterungen hervor, Stadtrat Wolf berichtete von dem außerordentlich günstigen Resultat der Leipziger Kommunalbäckerei, die ein Brot von aus-

gezeichneter Qualität zu einem Preise liefere, der 1885 40—50% billiger gewesen sei, als derjenige der Bäcker in Leipzig und anderen Städten. Lexis-Breslau endlich brachte wertvolle Mitteilungen über die Entwickelung des sehr bedeutenden Konsumvereines in Breslau, der eine Reihe wirtschaftlicher Bedürfnisse von über einem Drittel der gesamten städtischen Bevölkerung befriedige. Dieser Verein wurde 1866 mit 420 Mitgliedern gegründet, hatte 1875 10771 und 1887 26577 Mitglieder. Sein Umsatz entwickelte sich in diesen Jahren von etwa 36000 Mk. auf etwa 5660000 Mk., sein Nettoertrag von etwa 1700 auf 641000 Mk., seine Dividende von 5 auf 10½% vom Werte des Warenbezuges. Der Verein besaß 1887 41 Verkaufsstätten, eine bedeutende Dampfbäckerei und sein Reingewinn für dieses Jahr betrug 87% des Geschäftskapitals. Das Breslauer Brot des Konsumvereines wurde im Anfang 1888 zu 16½ Pfennig per Kilo geliefert!

Hauptberichterstatter auf dem Kongreße war Professor Conrad aus Halle, der sich im ganzen in ähnlicher Weise wie die gedruckten Berichte der zwei Handelskammersekretäre in ausführlicher Begründung für die Beibehaltung der jetzigen Befriedigung der entsprechenden Bedürfnisse durch die Individualgeschäfte aussprach, wenn er sich auch keineswegs als Gegner von bestehenden kommunalen und genossenschaftlichen Organisationen für die erwähnten Zwecke und selbst für Erweiterung dieser Organisationen da, wo deren Bewährung in Aussicht zu nehmen sei, erklärte. Regierungs-Assessor Dr. Krüger aus Berlin berichtete ebenfalls ausführlich mit reichem Zahlenmaterial über den segensreichen Einfluß der Konsumvereine nach Schulze-Delitzsch in den verschiedensten deutschen Städten. Spier-Frankfurt brachte Mitteilungen über die eigentümlichen Einrichtungen von Frankfurt a. M. Ein vor Jahren hier gegründeter Konsumverein sei, wahrscheinlich infolge mangelhafter kaufmännischer Leitung, zu grunde gegangen. Dafür hätten hier in den letzten Jahren in Nachahmung ähnlicher Vorgänge in anderen Städten der Lehrerverein und die Beamtenvereinigung je einen Wirtschaftsverband gebildet, der als Zwischenstufe zwischen Konsumverein und individualistischer Geschäftsbefriedigung für die Zukunft aussichtsreich sei. Diese Wirtschaftsverbände schlössen Verträge mit

den verschiedensten hiesigen Kaufleuten, nicht blos mit Kolonialwaarenhändlern, sondern auch mit Bäckern, Metzgern, Landesproduktengeschäften, mit Schuhmachern und Schuhwarenhandlungen, mit Schneidern und Konfektionsgeschäften, mit Manufakturwaren- und Huthandlungen, mit Uhrmachern und Buchbindern, endlich mit Badeanstalten, einzelnen Apothekern, großen Zeitungsherausgebern u. s. w. Die Prozente, die den Verbandsmitgliedern bewilligt wurden, wechselten zwischen 5, 10 und 15 %. Der Jahresumsatz, der sich herausgebildet habe, betrage etwa eine halbe Million Mark und der Dividendengewinn für die verschiedenen Warenbezüge im Durchschnitt 7 %. Neben dem Wirtschaftsverbande bestehe bei den Lehrern noch ein Konsumverein für Kohlen, wodurch die Kohlen etwa 15—20 % billiger bezogen würden als von den Kohlenhändlern, bei den Beamten ein Konsumverein für den Bezug von feinstem Weizenmehl in Waggonladungen, wobei das Mehl etwa 30—40 % billiger angekauft wurde als in den Läden der betreffenden Händler. Hinsichtlich des Fleisches verwies Spier auf die Mitteilungen des hiesigen Verkehrsamtes des städtischen Magistrates, wie sie zufällig in dem gedruckten Hallenser Bericht für den Kongreß enthalten waren. Danach waren in den letzten acht Jahren ganz ähnlich wie in Halle die Viehpreise etwa 15—20 % zurückgegangen, der Preis des Fleisches dagegen war in derselben Zeit unverändert geblieben. Ähnlich lag es bei den Bäckern. Während die Preise von Roggen und Weizen bis zu der Mißernte des Sommers 1888 in den letzten Jahren außerordentlich zurückgegangen waren und im vorletzten Jahre zu den billigsten des Jahrhunderts gehört hatten, war der Brotpreis in den letzten sieben Jahren unverändert per Kilogramm auf 24 Pfennig stehen geblieben, während, wie bereits hervorgehoben, die Leipziger Kommunalbäckerei nach Abzug der Kosten 1885, nicht dem billigsten der letzten Jahre, das Kilo Brot zu 16 Pfennig geliefert, und die Breslauer Genossenschaftsbäckerei im Frühjahr 1888, nach Abzug der Kosten und mit Verteilung von 10½ % Dividende auch für den Brotbezug, das Kilo Brot zu 16½ Pfennig an ihre Mitglieder abgegeben hatte. Spier sprach sich schließlich, nachdem in den letzten Jahren von Seiten der Kommunen in immer umfangreicherer Weise durch

kommunale Organisationen eine Reihe von Bedürfnissen, wie Beschaffung des Trinkwassers, der künstlichen Beleuchtung, der Trambahnen, des Hafen- und Marktverkehres, selbst der Beamtenwohnungen befriedigt worden, dafür aus, es sei Aufgabe der Gemeinden, auch für die billigste Beschaffung von Kohlen und Brot, als den notwendigsten Bedürfnissen der Massen, Sorge zu tragen.

Am 18. Dezember sprach Professor Dr. Oelsner über den „Volkswirtschaftlichen Schulunterricht".

Schon Ostern 1885 hatte der Vortragende im Osterprogramm der Wöhlerschule diesen Gegenstand erörtert; die damalige Abhandlung erschien, in Einigem verändert und erweitert, im Sommer d. J. von neuem als Heft 35 der Fr. von Holtzendorffschen „Deutschen Zeit- und Streitfragen" unter dem Titel „Der Volkswirtschaftsunterricht auf Schulen", Hamburg 1888, Verlagsanstalt (vormals J. F. Richter). An diese Broschüre anknüpfend, betonte der Vortragende zuvörderst, daß es ihm darin viel weniger um das Ob, als vielmehr um das Wie des besprochenen Unterrichtes zu thun sei, daß das allgemeine Bedürfnis nationalökonomischer Bildung zwar nicht unausgesprochen bleibe, die Einführung des Lehrgegenstandes in die Schule jedoch eine Organisationsangelegenheit sei, die er als „offene Frage" betrachtet sehen wolle, daß es sich ihm vor allem um die Methode und die Auswahl des Stoffes beim Unterricht handle, da wo dieser, wie an der Handelsabteilung der Wöhlerschule, thatsächlich bestehe. Mit Unrecht wendet sich daher ein Kritiker des „Deutschen Litteraturblattes" im Eifer gegen den „materiellen Zug unserer Zeit", auf den „ja zum großen Teil der Kampf für die Pflege der Naturwissenschaften" zurückzuführen sei, gegen die genannte Schrift mit den Worten: „Aber noch nicht genug" (der Ärmste!), „auch Volkswirtschaft soll in der Schule gelehrt werden. . . . So will's Dr. L. O.!" Gleich irrig bemerkt ein Leitartikel der „Breslauer Zeitung" über die Abhandlung: „Danach würde der Volkswirtschaftsunterricht als die Quintessenz der ganzen Schulbildung erscheinen." Beide Journalisten, deren Kundgebungen dem Verfasser zufällig zu Gesicht gekommen, haben die kurze Arbeit entweder nicht verstanden oder nicht gelesen. Mit

einem wohlfeilen Non liquet schließt der eine, der andere mit der inhaltsleeren Phrase: „Eine Erzieherin fürs Leben soll die Schule sein, aber nicht die Magd desselben.“ Solche sachunkundige Ablehnung konnte für den Verfasser ebensowenig entmutigend sein, als das übertriebene Lob ermutigend, das ihm der Augsburger „Volkserzieher“ spendete: „Wohl dem Volke, wo die Jugend für Handel, Gewerbe und Industrie in der von Dr. O. befürworteten Weise vorbereitet und geschult wird.“ Der Vortragende ging daher gleich auf die ernstgemeinten methodischen Erörterungen und Versuche ein, deren Gegenstand in jüngster Zeit der Volkswirtschaftsunterricht gewesen. Er bekämpft besonders zwei entgegenstehende Auffassungen des Unterrichtes, wie sie teils von der „Deutschen Adelsgenossenschaft“, dem „Verein für Volksbildung“ und dem „Deutschen Lehrertage“ empfohlen, teils in Lehrbüchern durchgeführt worden sind. Er fordert erstens eine selbständige und systematische Behandlung des Gegenstandes und verwirft die Anlehnung an andere Lehrfächer, wie z. B. die Geschichte, die Geographie, das Rechnen oder gar die Religion; aus einer im letzteren Sinne verfaßten und als mißglückt zu bezeichnenden Arbeit von A. Patuschka „Volkswirtschaftliche Ergänzungen zum Lehrstoffe der Volksschule“ (Berlin 1888, Dümmlers Verlagsbuchhandlung) teilt er einige ergötzliche Proben mit. Er fordert zweitens, daß der Unterricht, als ein propädeutischer, nicht darauf ausgehe, den Schülern allgemeine Lehrsätze beizubringen, für welche ihnen die thatsächliche Unterlage fehlt, die zudem unter den Männern der Wissenschaft und des öffentlichen Lebens selbst noch streitig sind, daß als das Ziel alles nationalökonomischen Schulunterrichtes vielmehr nur die Einführung in die reiche Mannigfaltigkeit des wirtschaftlichen Völkerlebens zu gelten habe; anderenfalls wäre es, wie wenn man den Geschichtsunterricht mit einer Philosophie der Geschichte beginnen wollte. Er kann deshalb auch die sonst trefflichen Lehrmittel von W. Neurath nicht akzeptieren, die trotz ihrer Bezeichnung als „Grundzüge“ und „Elemente“ der Volkswirtschaftslehre das wirklich elementare Wissen doch mehr voraussetzen als geben, daher erst nach Erledigung und auf der Grundlage eines wirtschaftlichen Elementarunterrichtes mit Nutzen gelesen werden

können. — Schließlich weist der Vortragende auf mehrfache gewichtige Stimmen hin, die sich in ähnlichem Sinne geäußert haben. Dr. W. Schäfer, „Über das wirtschaftliche Studium auf technischen Hochschulen“ (Vierteljahrsschrift für Volkswirtschaft, 1886), verlangt die Erörterung der heutigen handelsrechtlichen Formen, der Gewerbeordnung und der gesamten Arbeitergesetzgebung, des großartigen Organismus der Arbeiterversicherungen, ebenso auch der humanitären Einrichtungen, die aus der eigenen Initiative vieler Fabrikanten hervorgegangen, der Kreditinstitute, der gewerblichen Schutzmittel u. s. w. „Die Studierenden horchen hoch auf, wenn ihnen der Lehrer so gleichsam ihre künftige Heimat im Schattenriß zeigt.“ — Als die Berliner Stadtbehörden sich vor kurzem mit einem Antrage auf Einführung des Volkswirtschaftsunterrichtes in die Fortbildungsschulen Berlins zu beschäftigen hatten, erklärte sich ein Stadtverordneter, offenbar auf reiche praktische Erfahrung gestützt, mit Entschiedenheit gegen die Beschäftigung mit abstrakten Begriffen: er halte Vorträge für junge Kaufleute, aber er knüpfe an Konkretes an, an die Einrichtung des Geldes und der Banken in verschiedenen Staaten, an die wirkliche Gestaltung des Verkehres. — Auch Oechelhäuser hatte in seiner „Arbeiterfrage“ dem Volkswirtschaftsunterricht in der herkömmlichen Weise das Wort geredet; gegen ihn richtete Professor Conrad in Halle (Jahrbücher für Nationalökonomie, 1887, XV. 82) die bemerkenswerten Worte: „Wie schwer wird es doch unseren Studenten, volkswirtschaftliche Grundsätze richtig zu erfassen, weil ihnen die Kenntnis des Lebens abgeht, ohne welche man wohl einige Sätze dem Gedächtnis einprägen, aber die Bedeutung derselben nicht erfassen kann; und deshalb pflegen sie auch dem Gedächtnis gewöhnlich in kurzer Zeit wieder entschwunden zu sein.“ — Bei einem von der wissenschaftlichen Pädagogik bisher so wenig berücksichtigten Unterrichtsfache legt der Lehrer, der sich selbständig den Weg bahnen muß, auf fachmännische Ansichten dieser Art gewiß mit Recht großen Wert und darf in solcher Übereinstimmung der Erfahrungen und Meinungen wohl eine indirekte Zustimmung zu seinen eigenen Überzeugungen erkennen.

6. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen mit Stimmrecht:

Herr Dr. ph. Chr. W. Berghoeffer, Bibliothekar, hier.

Die im Oktober stattgehabte Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor Dr. Valentin, als zweiten Vorsitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Dr. Pallmann.

In der Sitzung vom 23. Oktober legte Herr Professor Dr. Valentin die von ihm in seinem Buche „Kunst, Künstler und Kunstwerke" (S. 248—260) gegebene Auffassung von Raffaels Bild „Die Transfiguration" vor, woran sich eine eingehende Besprechung der einschlägigen Fragen anschloß.

Herr Professor Valentin wies sodann darauf hin, daß die „Geschichte der Malerei" von Woltmann und Woermann*) nunmehr durch Erscheinen der letzten Lieferungen des dritten Bandes ihren Abschluß gefunden hat. Es liegt damit ein Werk vor, welches für lange Zeit in maßgebender Weise die Geschichte der Malerei zur Darstellung gebracht hat, soweit dies bei den rastlosen Forschungen auf diesem Gebiete überhaupt möglich ist. Es war von vornherein darauf angelegt, daß es nicht durch die Arbeit eines einzigen Mannes zustande kommen sollte. Da war es eine glückliche Fügung, daß, als Woltmann starb, der Verfasser der Geschichte der Malerei im Altertum auch der geeignete Mann war, das begonnene Werk weiterzuführen. Die Darstellung beruht überall auf genauester Kenntnis der Litteratur und der Werke selbst und bringt namentlich in den späteren Abschnitten auch die weiteren Gesichtspunkte so zur Geltung, daß sie sich neben der Fülle des Einzelmaterials behaupten und das Buch nicht nur zum Nachschlagen, sondern auch zum Lesen geeignet machen. Das

*) Durch die Freundlichkeit des Verlegers, Herrn E. A. Seemann in Leipzig, sind wir in den Stand gesetzt von den zahlreichen Holzschnitten des trefflich illustrierten Werkes umstehend eine Probe zu geben.

Werk ſchließt ab mit der Geſchichte des achtzehnten Jahrhunderts. Es möchte das ſchwerlich richtig ſein. Die Neuentwickelung der Malerei im Anfang des neunzehnten Jahrhunderts geht mit ſolcher

Mädchen mit der Kerze, von Schalcken.

Notwendigkeit aus den Bewegungen auf dem Gebiete des geſamten Geiſteslebens am Schluſſe des achtzehnten Jahrhunderts hervor, daß ſie nur als eine Ausführung der vorhandenen Anregungen, nicht aber als ein eigentlicher Neuanfang verſtändlich wird. Indeſſen mag es wünſchenswert erſchienen ſein, dem ſtark angewachſenen

Werk einen Abschluß zu geben, welcher die selbständige Behandlung eines neuen Abschnittes ermöglicht. (Vgl. die frühere Hinweisung auf dieses Werk Ber. 1888 Bd. IV, S. *199* ff.)

In der Sitzung vom 12. Dezember brachte Herr Professor Valentin die von ihm in dem Aufsatze „Cornelius und das Weltgericht" (Über Kunst, Künstler und Kunstwerke S. 270—276) dargelegte Auffassung von dem Weltgerichte Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle zur Besprechung. Er legte sodann die „außerordentliche Gabe" vor, welche die Goethegesellschaft in Weimar ihren Mitgliedern für das Jahr 1888 überreicht hat. Es ist ein Album Goethescher Zeichnungen in Lichtdruck von Rommel & Cie., welches uns eine Anzahl von Blättern mitteilt, wie sie von Goethe selbst in einem Bande gesammelt worden sind, um sie „für ein Ganzes zu erklären, woraus Fähigkeit sowohl als Unfähigkeit beurteilt werden könnte". Die 22 Blätter entstanden 1810 während eines Aufenthaltes in Jena und später in Karlsbad und Teplitz, als Goethen ein „wunderliches Verlangen überfiel, das was in mir läge von Zeichnungsfähigkeit der Landschaft noch einmal zu versuchen". Es war der letzte größere Versuch Goethes, der dadurch noch seine besondere Bedeutung hat, daß die Blätter vollständig von Goethe selbst herrühren, nicht aber, wie sonst meist, befreundeten Künstlern zur Überarbeitung gegeben worden sind. Goethe hatte daher auch besondere Teilnahme für diese Sammlung und hat sie mit einer kleinen Einleitung und mit Erklärungen versehen. Diese sind im Drucke beigegeben. Die von C. Ruland aufs sorgfältigste gearbeitete Veröffentlichung wird von ihm mit einem Vorwort eingeleitet, in welchem er einen kurzen Überblick über die Thätigkeit Goethes als Zeichners giebt und die Geschichte dieser Sammlung erläutert. Er schließt mit dem Hinweise darauf, daß die sämtlichen Beziehungen Goethes zur Kunst, sowie was Kunst und Künstler ihm verdanken, erst klargelegt werden können, wenn einst die gesamten schriftlichen Belege über den Verkehr Goethes mit Künstlern gesichtet und erläutert vorliegen. Hoffentlich dürfen wir diese Bemerkung dahin verstehen, daß eine solche Bearbeitung dieser so höchst wichtigen Seite Goethes bereits im Werke ist.

Was nun diese Zeichnungen betrifft, so sind auch sie ein Zeugnis dafür, wie Goethe in allem was Landschaft betrifft in den akademischen Fesseln haften bleibt, während er in seiner Auffassung der antiken sowie der mittelalterlichen Kunst es sehr wohl verstand, die neuen Eindrücke auf sich wirken zu lassen und dementsprechend seine Anschauungsweise weiter fortzubilden. Die „akademische Manier" bringt ein schematisierendes und eben dadurch verflachendes, das Individuelle verkümmerndes Element in die Auffassung: dies erscheint überall in den Goetheschen Landschaften in merkwürdigem Widerspruche zu seiner Fähigkeit, malerische Gesichtspunkte zu finden, und in noch größerem Widerspruche zu der hervorstechenden Eigentümlichkeit seiner Dichtung, gerade das Individuelle festzuhalten und wiederzugeben. Es wäre die Frage, ob er diesen Widerspruch nicht wenigstens künstlerisch empfunden hat und ob nicht gerade hierin der doch schließlich vorwaltende Mangel voller Befriedigung über diese Thätigkeit seinen Grund findet. Der Grundton seiner Selbstkritik wird doch der sein, welcher in dem Brief an Charlotte von Stein („in der Höhle unter dem Hermannstein. 22. Juli 1776". Weimarer Ausgabe Nr. 488) sich so äußert: „Liebste, ich habe viel gezeichnet, sehe nun aber zu wohl, daß ich nie Künstler werde. Die Liebe giebt mir alles und wo die nicht ist, da dresch ich Stroh. Der malerischte Fleck geräth mir nicht, und ein ganz gemeiner wird freundlich und lieblich." Ein „Künstler" ist Goethe auf diesem Gebiete gerade deshalb nie geworden, weil er den Ausweg aus diesem Widerspruch der Manier mit seiner Natur nicht finden konnte. In der Dichtung hat er ihn gefunden: so ist er hier ebenso groß geworden, wie er in der Zeichenkunst klein geblieben ist. Deshalb sind seine Zeichnungen nicht etwa gering zu schätzen: sie sind für uns ein wertvolles Element die Natur seines Geistes näher kennen zu lernen. So ist bei den hier veröffentlichten Blättern besonders interessant, wie er mit vollem Bewußtsein die Natur ändert, und wie er es offenbar als einen besondern Triumph betrachtet nach Erzählungen Landschaften zu konstruieren wie Blatt 6 und 8. Von historischem und menschlichem Interesse ist besonders Blatt 16, welches uns die Schillersche Besitzung in Jena zeigt, und dessen

Beſchreibung uns zugleich in ſeiner Wärme der Empfindung für den verſtorbenen Freund aufs ſchönſte berührt. So heißen wir dieſe Gabe der Goethegeſellſchaft gerne willkommen und begrüßen ſie als eine Bereicherung unſerer Erkenntnis Goethes, für deren Erreichung alles, was von ſeiner Hand ausgegangen iſt, ſeinen beſonderen Wert behauptet.

Herr Profeſſor Valentin legte ſodann das dreizehnte Halle'ſche Winckelmannsprogramm*) vor, in welchem Profeſſor H. Heydemann den „Marmorkopf Riccardi" zum erſten Male abbildlich mitteilt. „Der koloſſale Kopf (H. 0,73), einſt zu einer bekleideten Figur gehörig, ſtellt einen Jüngling dar, in der vollen Blüte jugendlicher Schönheit; ein dichter nach vorn gekämmter Lockenkranz, von einem breiten Bande umgeben, rahmt das feine ovale Antlitz ein; der Mund iſt leiſe geöffnet und läßt die obere Zahnreihe ſehen; die großen Augen blicken ein wenig feucht und ſchwärmeriſch; Ernſt und Milde, Anmut und Größe finden ſich wunderſam in ſeinem Zuge vereinigt. Eine gewiſſe Porträtähnlichkeit, ein Anlehnen an das Modell tritt namentlich um die Augen deutlich hervor, und wird dadurch bei aller Idealität der Formen die Lebendigkeit des Kopfes, der ſich ganz wenig nach links (vom Beſchauer) wendet und herabneigt, nicht unweſentlich vermehrt." Heydemann erklärt den Kopf als „eine in helleniſtiſcher Zeit und in helleniſtiſchem Geſchmack gefertigte feine Nachbildung jenes eleuſiniſchen Kopfes, den Benndorf als den Eubuleus des Praxiteles erklärt hat". Daraus entnimmt Heydemann die Veranlaſſung die Unterſuchung über den eleuſiniſchen Kopf, welchen er gleichfalls abbildlich, im Zuſtande des Orginals und in der Ergänzung Zumbuſchs, mitteilt, wieder aufzunehmen. Er weiſt dabei die Bedeutung des Eubuleus oder Eubulos nach; dieſer iſt „ein dem Triptolemos

*) Der Winckelmannstag wurde, wie ſchon ſeit vielen Jahren, auch in dieſem Jahre in Frankfurt a. M. feſtlich begangen. Der Verein für Geſchichte und Altertum, der Verein für das hiſtoriſche Muſeum und das Hochſtift feierten ihn gemeinſchaftlich. Der Redner wurde nach der feſtgeſetzten Reihenfolge in dieſem Jahre von dem Verein für das hiſtoriſche Muſeum geſtellt: deſſen Vorſitzender, Herr Otto Donner von Richter ſprach über die Entwickelung der Malerei im Altertum auf Grund der neueſten Ergebniſſe der archäologiſchen Forſchungen.

gleichwertiger, wenn auch weniger volkstümlicher Heros von Eleusis, welcher gleich dem Triptolemos später verehrt wurde". Im Gegensatze zu Benndorf behauptet Heydemann, der eleusinische Kopf sei nicht das von Praxiteles geschaffene Original, sondern eine Kopie, und schließt daran eine Zusammenstellung der Werke, welche auf dieses Original in genauerer oder minder genauerer Weise zurück gehen. Es ergiebt sich daraus „die Bedeutung, welche des Praxiteles Werk für die griechisch-römische Skulptur hatte, trotzdem der mythologische Träger wenig oder gar nicht über die Grenzen von Eleusis hinaus in dem Bewußtsein des Volkes lebendig gewesen zu sein scheint". Heydemann versucht sodann den Eubuleus auch über den Kreis der Skulptur hinaus in anderen Kreisen antiker Kunsttechnik nachzuweisen.

Herr Professor Valentin wies schließlich auf die zwei neuesten Veröffentlichungen der „Gesellschaft für vervielfältigende Kunst" in Wien hin. In der „ersten Gruppe", dem „Galeriewerk", welches seit 1873 erscheint und bereits eine große Zahl hervorragender Kunstwerke in meisterhafter Wiedergabe gebracht hat — wir heben nur die Kupferstiche von Jasper: Dürers heilige Dreifaltigkeit, von Jacoby: Raffaels Schule von Athen, von Sonnenleiter: Rubens' Venusfest hervor — sind neuerdings zwei Blätter zur Ausgabe gelangt, welche ebenso durch die wiedergegebenen Kunstwerke wie durch die Bedeutung der Wiedergabe selbst sich auszeichnen. Das eine Blatt, von Jasper unter Jacobys Leitung gestochen, giebt das berühmte Bild Mantegnas in der Belvederegalerie, der heilige Sebastian, jenes Werk, auf welchem Mantegna der zertrümmerten Pracht des Altertums, die er mit der ihm eigentümlichen Vorliebe für sie herrlich gestaltet, die schmerzdurchbebte Gestalt des Märtyrers gegenüberstellt, so daß der einschneidende Unterschied der beiden Welten und der Auffassungen, auf welchen sie erwachsen sind, mit unbarmherziger Schärfe sich aufdrängt: so wird der Künstler den beiden Idealen gerecht, welche seine Seele erfüllen. Sein Werk wird aber dadurch der treffende Ausdruck jener gährenden Zeit, in welcher die Liebe zum Altertum und der Ernst der religiösen Auffassung noch nebeneinander hergingen, ohne daß jene schon zu einer vorwiegend ästhetischen Gestaltung heiliger Gegenstände ge-

führt hätte. Das zweite Blatt giebt die ſtimmungsvolle Radierung von W. Hecht: Die „muſizierende Dame“ von van Dyck in der Münchener Pinakothek, eine jener vornehmen und dabei anmutigen Erſcheinungen, wie ſie eine beſondere Stärke des Künſtlers waren. Es iſt die Gemahlin des Künſtlers, Maria Ruthwen; ſie ſitzt im weißen Atlaskleide mit dem Violoncell in der Hand und blickt uns mit großen, träumeriſchen Augen an: „es liegt etwas von dem milden Ton des Inſtrumentes über dieſem Bilde, das durch die freie Haltung, die ſtille, ruhige Auffaſſung und den köſtlichen Silberton uns merkwürdig lieblich feierlich anmutet“. Das „Galeriewerk“ bringt in jedem Jahrgang drei Lieferungen (gewöhnliche Ausgabe 30 Mark; Gründerausgabe mit Vorzugsdrucken 100 Mark): die dritte Lieferung für das Jahr 1888, welche demnächſt erſcheinen wird, wird den „Feldherrn“ von van Dyck im Belvedere, von Sonnenleiter geſtochen, enthalten. Von den weiteren Gruppen, welche von der rührigen „Geſellſchaft für vervielfältigende Künſte“ herausgegeben worden, ſei hier noch auf die Zeitſchrift die „Graphiſchen Künſte“ hingewieſen, welche jetzt ebenſo wie die mit ihr verbundene „Chronik für vervielfältigende Künſte“ unter der Leitung unſeres Mitgliedes, Herrn Dr. Richard Graul, erſcheint, der vor ſeiner Überſiedlung nach Wien auch in unſerer Abteilung eifrig thätig war. (Vergl. Jahrgang 1885 Bd. II, S. 42 ff).

III. Litterarische Mitteilungen.

1. Neuere Goethelitteratur.

Von Professor Dr. Max Koch zu Marburg i. H.

Der letzte Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses konnte wieder von dem erfreulichen Anwachsen der Goethebibliothek des Hochstiftes Kunde geben (Berichte Neue Folge V. Bd. 1889, S. 89). Neben der Weimarschen Goethebibliothek und der Hirzelschen Sammlung der Universitätsbibliothek zu Leipzig wird die Bücherei am Hirschgraben schon jetzt als eine der reichhaltigsten Goethesammlungen zu ihnen sein.*) Die Aufmerksamkeit, welche das Hochstift der Goethelitteratur zuwendet, hat, ehe die Goethegesellschaft in Weimar gegründet wurde, in der Unterstützung des Goethejahrbuchs thatkräftigen Ausdruck gefunden. Mit dem siebenten Bande ist das durch Ludwig Geiger 1880 geschaffene Jahrbuch Organ der Goethe-Gesellschaft geworden; die von dem trefflichen Herausgeber nach wie vor hergestellte „Bibliographie" wird wohl allenthalben als ein besonders wertvoller Teil des Jahrbuchs aufgenommen. Wenn die Leitung des Hochstifts nun den Wunsch hegt, durch zusammenfassende Übersichten über neuere Erscheinungen der Goethelitteratur, wie sie von jetzt an öfters in den „Berichten" veröffentlicht werden sollen, eine mittelbare Teilnahme an der sich erweiternden Goethebibliothek des Hochstiftes allen Mitgliedern möglich zu machen: so ist die Aufgabe hier natürlich eine andere als sie der Bibliographie des Jahrbuchs obliegt.

Nur ein kleinster Teil der stets wachsenden Zahl der Hochstiftsmitglieder wird in der Lage sein, im Lesezimmer oder durch

*) In neuester Zeit ist die Engelsche Faustbibliothek mit ca. 700 Bänden vom Hochstift erworben worden.

Entleihung sich die neuen Goethe-Erwerbungen der Bücherei nutzbar zu machen. Wie das Hochstift es aber stets als eine seiner wichtigsten Aufgaben betrachten mußte, das Verständnis Goethes zu fördern, möglichst vielen die Segnungen des Goetheschen Geistes zu teil werden zu lassen, so hat es auch ein naturgemäßes Interesse daran, seinen Mitgliedern die neuesten Ergebnisse der Goetheforschung zu vermitteln. Nach Vollständigkeit, wie sie für die Bibliographie des Jahrbuchs wünschenswert ist, dabei zu streben, wäre eher ein Fehler. Die Goethelitteratur führt einen großen, unerfreulichen Ballast mit sich. Zwanzigmal gesagtes wird als Neuigkeit vorgebracht, gelehrte Schulfragen werden in hitzigem Kampfe erörtert, paradoxe Behauptungen aufgestellt u. s. w. Es giebt einen großen Teil der deutschen Leserwelt, welcher von allen Goethekommentaren und neu aufgefundenen Briefen nichts wissen will. Der Vorwurf, daß man jeden Waschzettel, jedes Papierschnitzel Goethes durch den Druck veröffentliche, wird in vielen Kreisen höhnend erhoben, während andrerseits die Schriften über Goethe von Jahr zu Jahr zahlreicher werden.

Gern hätte ich, wenn es nur die einmal den einzelnen Lehrgängen zugewiesene Zeit irgend gestattet hätte, den Vorträgen über Goethes Gesamtentwickelung, die ich im November und Dezember 1888 im Hochstifte zu halten die Ehre hatte, eine eigene Erörterung über die Goethelitteratur eingeschaltet. Nun darf ich wohl an dieser Stelle die kritischen Übersichten neuester Goethelitteratur mit einem flüchtigen Ausblicke in die Goethelitteratur überhaupt und mit einigen grundsätzlichen Erörterungen einleiten.

Dem ersten Auftreten Goethes, 1773, waren bereits litterarisch stark bewegte Jahrzehnte vorhergegangen. Am Anfange des 18. Jahrhunderts hatten einsichtige Männer einen der Gründe des Zurückbleibens der deutschen Litteratur in dem Mangel einer öffentlichen Kritik erkennen wollen. In Frankreich werde jedes neu erscheinende Buch öffentlich beurteilt: deutsche Dichter würden solche Kritik als Kränkung zurückweisen. Allein die Empfindlichkeit der deutschen Schriftsteller gewöhnte sich allmählich an die Kritik der Zeitschriften: um 1740 stand das Rezensententum bereits in Blüte, und der Anfang der fünfziger Jahre leitete Lessings kritische Thätigkeit ein,

die von den Berliner Litteraturbriefen an der neuen Entwickelung die Wege wies. Wenn der junge Goethe, wie die Stürmer und Dränger überhaupt, den Beurteilern mit Klüglingsblicken abgeneigt war, so hat er doch selbst unter Herders Leitung sich als Kritiker in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen" seine Sporen verdient. Mit dem Erscheinen von „Werthers Leiden" (Herbst 1774) beginnt, nachdem die kleineren Schriften und der ohne Namensnennung ausgegebene „Götz" nur einzelne*) Besprechungen veranlaßt hatten, die eigentliche Goethelitteratur. Der Roman rief Nachahmungen und Parodien, Angriffe auf Person und Gesinnung des Verfassers, Untersuchung der zu Grunde liegenden Verhältnisse, Forschung nach den Urbildern hervor. Hier nahmen die verschiedenen Bahnen, in denen sich dann in der Folgezeit die Goethelitteratur bewegen sollte, bereits ihren Ausgangspunkt. Mit der Übersiedelung nach Weimar trat Goethe selbst als Schriftsteller in den Hintergrund. Allein in der Litteratur machten sich in Ritterstücken und Liebesgeschichten seine Einwirkungen noch Jahrzehnte hindurch fühlbar; noch auf der Reise nach Italien trat das Gespenst des Werther dem Dichter leidig entgegen.**) Und andrerseits forderte seine Freundes- und Beamtenstellung in Weimar erst recht zur Beschäftigung mit seiner Person heraus. Durch den im 18. Jahrhundert so eifrig gepflegten Briefwechsel weit verbreitet, bildeten sich zwischen 1775 und 1790 jene falschen Anschauungen über Goethes Sein und Wirken, welche erst durch die neuere Goetheforschung (Adolf Schöll, Beaulieu-Marconay) allmählich in ihr Nichts aufgelöst wurden. Als Goethe bei der Rückkehr aus Italien den deutschen Lesern die erste Sammlung seiner Schriften entgegen brachte, zeigte sich bei Publikum und Kritik kein Verständnis für die ästhetische und ethische Umwandlung, die sich der

*) Goethe im Urteile seiner Zeitgenossen. Zeitungskritiken, Berichte, Notizen, Goethe und seine Werke betreffend, aus den Jahren 1774—1812, gesammelt und herausgegeben von Julius W. Braun. 3 Bände. Berlin 1883 bis 1885. (Verlag von Fr. Luckhardt.)

**) Eine Münchener Wertheriade. Von Max Koch, im zweiten Jahrgang von Reinhardstöttners „Jahrbuch für Münchener Geschichte", München 1888 (H. Lindauersche Buchhandlung).

Dichter des Götz und Werther erkämpft hatte. Als wenig freundlich gesinnter Kritiker tritt Schiller mit seinen Rezensionen von Egmont und Iphigenie in die Goethelitteratur ein. Einige Jahre später schließt er sich Goethe an und führt mit ihm gemeinsam in den „Xenien" den Vernichtungskrieg gegen die ältere Litteratur. Die nächste Folge war eine gründliche Verfeindung zwischen Goethe und der herrschenden Kritik. Alle seine neueren Arbeiten, Wilhelm Meister, römische Elegien, Hermann und Dorothea, natürliche Tochter finden schlechte Aufnahme. Nur eine kleine litterarische Koterie schreibt Goethes Namen auf ihre Fahne. Mit dem Auftreten der Führer der Romantik beginnt ein neuer Abschnitt in der Erkenntnis Goethes und damit in der Goethelitteratur. Friedrich Schlegel war, das sollte man ihm nicht vergessen, doch der Erste, welcher die große Tendenz von Goethes Geist, der Schiller in seinen Briefen schon gehuldigt hatte, öffentlich anerkannte. Die Romantik geriet dann bald mit Goethe in Streit, weil sie die antikisierende Richtung, welche er in der Bildkunst verfolgte, nicht dulden wollte. Doch könnte man ohne Übertreibung sagen, drei Viertel der romantischen Litteratur zeigen Goethes Anregung. Bald nach dem Antritt des neuen Jahrhunderts ist Goethes Name überall genannt. Die Geschichte des Theaters trägt seinen Stempel, in den Naturwissenschaften dringt er erobernd vor. Die Geschichtsforschung sieht bereits für jenen Zeitabschnitt sich nach allen Seiten in Anspruch genommen. Goethe selbst hat bald nach Schillers Tode angefangen auf seinen eigenen Entwickelungsgang zurückzublicken, sich selbst historisch zu betrachten. Er wünschte „eine Geschichte unserer Poesie und poetischen Kultur, worauf es denn doch nach und nach hinausgehen muß, gründlich, aufrichtig und geistreich" zu erhalten. Im Kreise der Romantiker zu Heidelberg hat man zuerst unbekannt gebliebene Jugendarbeiten Goethes zum Drucke befördert; diesen Zweig der Goethelitteratur hat dann Ludwig Tieck durch seine Ausgabe des Leipziger Liederbuches gefördert. Auch die Werke von Goethes Jugendgenossen Lenz und Müller hat er zuerst gesammelt, und die Einleitung zu den Werken des ersteren „Goethe und seine Zeit" (1828) bildet den ersten Versuch, die geschichtliche

Stellung des jungen Goethe, seine Bedeutung für die deutsche Kulturentwickelung klar zu legen. Wann zuerst Goethesche Briefe abgedruckt worden sind, läßt sich wohl schwer bestimmen; einzelne Stellen schon sehr frühe, der ganze Brief an Klopstock (von 1776) erschien 1799. Goethe selbst hat 1824 im fünften Bande von „Kunst und Altertum" mit Mitteilungen aus seinem Briefwechsel mit Schiller begonnen. 1829 gab er ihn in sechs Bänden heraus, die erste Buchausgabe eines Goetheschen Briefwechsels. Nach W. v. Biedermanns Angaben waren 1868 bereits 5700, im Jahre 1879 ungefähr 8600 Goethesche Briefe gedruckt. Seit der Gründung des Goethejahrbuchs ist Jahr für Jahr eine größere Anzahl von Briefen veröffentlicht worden.

Eben in „Kunst und Altertum" hat Goethe auch die eine und die andere Erklärung zu seinen Gedichten gegeben. Wenn er selbst gestand manches in den „Faust" hineingeheimnist zu haben, so hat er zugleich an spätere Erklärer gedacht. Carriere, Düntzer, v. Löper, Schröer, Taylor können zur Rechtfertigung ihrer kommentierenden Ausgaben Goethes eigene Verse anführen:

Denn bei den alten lieben Toten
Braucht man Erklärung, will man Noten;
Die Neuen glaubt man blank zu verstehn,
Doch ohne Dollmetsch wirds auch nicht gehn.

Nicht jeder, der sich zum Dollmetsch Goethes aufwirft, darf diese Verse zu seiner Rechtfertigung anführen, allein denen, welche jede Erklärung neuerer Dichter als schädliches Alexandrinertum verdächtigen, mögen sie zur kräftigen Abwehr entgegengehalten werden. Schon 1828 erklärte Carlyle, dem gewiß kein Mensch philologische Kleinlichkeit vorwerfen wird, wir müßten nicht nur lernen, was Goethe geleistet hat, sondern uns auch unterrichten by following so great a master through the chances which led to the result. Wie ist Goethe, wie sind seine Werke herangereift? Diese von Carlyle mitaufgestellte Frage liegt jeder Untersuchung und Erklärung der Goethelitteratur zu Grunde: allein diesen großen Gesichtspunkt auch in der geringfügigsten Einzelforschung im Auge zu behalten ist oft ebenso schwierig wie notwendig.

Mit der Erwähnung von Carlyle und Kunst und Altertum berühren wir einen neuen Abschnitt der Goethelitteratur. Schon der Werther hatte seinem Verfasser europäischen Ruf verschafft, ihm Einfluß auf andere Litteraturen — man braucht nur an Jacopo Ortis „ultime lettere“ zu erinnern — gesichert.*) Welche Rolle hat der Werthérisme in der französischen Litteratur gespielt!**) Den Götz von Berlichingen hat Walter Scott 1799 übersetzt. Allein erst nach Niederwerfung der Napoleonischen Universalmonarchie beginnt die Herrschaft des deutschen Dichters in der Weltlitteratur, und damit wird auch die Goethelitteratur international. Durch Frau von Staël und Ch. de Villers wird Goethe in die französische Litteratur eingeführt: die Geschichte der französischen Romantik zeigt auf jeder Seite den Namen Goethe. Und von Viktor Hugos Sturm- und Drangzeit bis heute herrscht in Frankreich das regste Streben durch Übersetzungen und kommentierte deutsche Textausgaben wie durch Einzelforschungen Goethe und seine Werke einzubürgern.***) Ich fürchte, daß wir im allgemeinen diese ehrlichen Bemühungen der Franzosen nicht nach Verdienst würdigen. Wenn einmal eine Dummheit geschrieben wird wie Alexander Dumas' „le Faust de Goethe“, so hängen die meisten deutschen Zeitungen das an die große Glocke: von den zahlreichen tüchtigen Goethearbeiten französischer Forscher wie Lichtenberger, Chuquet, Caro, Cart, Bossert, Porchat u. a. m. wird außerhalb der Fachkreise

*) Gg. Brandes „Goethe und Dänemark“ Jahrb. II. — A. Braudl „Die Aufnahme von Goethes Jugendwerken in England“ Jahrb. III. — Foscolos Brief an Goethe, Jahrb. VIII, 8 und IX, 239.

**) Th. Süpfle „Goethes litterarischer Einfluß auf Frankreich“ Jahrb. VIII. — Ferd. Groß' Studie „Göthes Werther in Frankreich“, Leipzig 1888 (Verlag von W. Friedrich) gehört zum wertlosen Ballaste der Goethelitteratur.

***) Th. Süpfle „Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung“, Zweiter Band, erste Abteilung. Gotha 1888 (Verlag von E. F. Thiemanns Hofbuchhandlung). 4. Kap. Aufnahme von Goethes Jugendwerken. 10. Kap. Einfluß von Goethes dramatischen Schöpfungen. 11. Kap. Goethe als Epiker in Frankreich (nebst Überblick über den Einfluß Goethes auf Frankreich). 13. Kap. Einfluß der deutschen Lyrik auf die französischen Romantiker.

wenig bekannt. Und doch gehören z. B. Lichtenbergers*) und Chuquets Ausgaben des Götz von Berlichingen (deutscher Text mit französischen Noten), Chuquets Ausgabe der Campagne de France und von Hermann und Dorothea**) zum besten, was an kommentierten Ausgaben Goethescher Werke überhaupt geleistet worden ist.

Die Goethelitteratur dehnte sich mit der romantischen Schule in Frankreich aus; auf die Streitigkeiten der Romantiker und Klassiker in Italien übte Goethe durch seine Verbindung mit Manzoni Einfluß. Byron, Walter Scott und Carlyle trugen jeder in seiner Weise zur Gründung einer englischen Goethelitteratur bei. Wenn jetzt eine thatkräftige English Goethe Society, deren Leistungen wir im folgenden betrachten werden, besteht, so ist diese erfreuliche Erscheinung auf Carlyles mächtigen Einfluß zurückzuführen. Als weniger erfreulich möchte ich es bezeichnen, daß Jahrzehnte lang die am meisten verbreitete Goethebiographie uns aus England gekommen ist: G. H. Lewes „Life and Works of Goethe“ (die 15. deutsche Auflage 1886). Die älteren Biographien (Döring, Viana u. a.) waren freilich auch für bescheidenste Ansprüche ungenügend gewesen: aber vier Jahre vor Lewes war ein Leben Goethes (Bremen 1851) erschienen, an Wert der Arbeit von Lewes bei weitem überlegen. Joh. Wilhelm Schäfers Werk hat aber auch in späterer Ausgabe niemals die Anerkennung und Verbreitung, die es entschieden verdiente, gefunden. Ebenfalls noch Lewes vorangehend war Heinrich Viehoffs Goethebiographie (Stuttgart 1854) erschienen; 1857 ließ Karl Gödeke in seinem Grundriß eine Darstellung von Goethes Leben folgen, die er selbst mit Recht als einen Versuch charakterisieren konnte, „aus dem umfassend gesammelten und kritisch gesichteten Material eine kurze Biographie Goethes aufzuführen, die in der Darstellung mit keiner vorausgegangenen wetteifern, an Zuverlässigkeit der Angaben es mit jeder aufnehmen dürfe“. Die Entwickelung der Goetheforschung macht zahlreiche Berichtigungen in dieser älteren Arbeit Gödekes not-

*) Paris 1885. (Librairie Hachette et Cie.)

**) Paris 1885, 1884 (Édition nouvelle), 1886. (Librairie Léopold Cerf.)

wendig, in der Hauptsache jedoch stehen diese biographische Zusammenstellung und M. Bernays' meisterhafter Goetheartikel im IX. Bande der allgemeinen deutschen Biographie (1879) an der Spitze aller in engerem Rahmen gehaltenen biographischen Goethedarstellungen. Ein zweiter Versuch Gödekes „Goethes Leben und Schriften" zu schildern (1874) ist viel weniger gelungen und in einzelnen Teilen geradezu verkehrt. Hermann Grimms 1876 zuerst erschienenen Goethevorlesungen haben 1887 die vierte Auflage erlebt. Dabei ist der mit andern großen Künstlerbiographien erworbene Ruhm dem Verfasser wohl mehr zu statten gekommen als wirkliches Verdienst der Goethebiographie selbst, die trotz vieler glücklicher Aperçus über Goethe doch weniger charakteristisch für diesen als für die Persönlichkeit ihres Verfassers ist.*) „Goethes Leben"**) von Heinrich Düntzer verleugnet nicht die bekannten Schwächen Düntzers: seine in den letzten Jahren unterschätzten Verdienste machen sich aber gerade in dieser Arbeit geltend. Ein wirklich unparteiisches Urteil wird dem Buche dankbar größere Brauchbarkeit zugestehen als es im allgemeinen von seiten der führenden Kritik geschehen ist.

Eben die Verfasser von Goethebiographien mußten selbst am meisten empfinden, daß ihre Werke mehr als Annäherungsversuche an ein fernes Ziel, denn als beschließende Arbeit zu betrachten seien. Der feinsinnigste und vielleicht von allen beste Kenner Goethes, Adolf Schöll, hat deshalb schließlich auf die Ausführung seiner Jahrzehnte lang vorbereiteten Lebensbeschreibung verzichtet und statt dessen in gesammelten Abhandlungen „Goethe in Hauptzügen seines Lebens und Wirkens" dargestellt.***) Während Grimms brillant geschriebene Vorlesungen zuerst fesseln, um dann bei eindringendem Studium immer weniger zu befriedigen, findet der ernste Leser sich von Schöll stets mehr angezogen. Ich halte

*) Vgl. Beilage zur „Augsburger Allgem. Ztg." 1877, Nr. 4 und 1880, Nr. 31/32.

**) Mit authentischen Illustrationen. Leipzig 1880 (Fues' Verlag, R. Reisland).

***) Berlin 1882 (Verlag von Wilhelm Hertz, Besserische Buchhandlung).

ſein Werk für das weitaus beſte Buch der ganzen Goethelitteratur. Nach der naturwiſſenſchaftlichen Seite möchte ich Rudolf Steiners Arbeiten,*) auf deren Beſprechung ich an anderer Stelle zurückkommen werde, als gleichwertige Ergänzung von Schölls Abhandlungen bezeichnen. Neben Schölls Buch ſtelle ich ein ganz anders geartetes Werk, bei dem als einem Erzeugnis der neueſten Goethelitteratur ich mich, obwohl es in den zwei letzten Jahren bereits ſo viele Beſprechungen erdulden mußte, doch nicht wie bei der bisher erwähnten älteren Goethelitteratur auf bloße Namensnennung beſchränken darf.

Schöll legt uns auf Grundlage ſorgfältigſter Unterſuchungen die Verhältniſſe dar, in denen Goethe als Staats- und Geſchäftsmann wirkte. Die Erlebniſſe, unter denen einige Werke, wie Taſſo, Pandora, Stella, die Geſchwiſter, entſtanden ſind, werden nach allen Seiten klargeſtellt, falſche Auffaſſungen berichtigt. Die Geſchichte des jungen Goethe von 1749—1778 wird in zuſammenhängender Darſtellung entworfen. Wir bleiben im Geleiſe der gewöhnlichen Goetheforſchung: Viktor Hehn dagegen entwickelt uns in ſeinen „Gedanken über Goethe“**) eine Art und Weiſe der Betrachtung, die weit abweicht von allem herkömmlichen.

Auf Reiſen pflegte Goethe, wie ſein Tagebuch der italieniſchen Reiſe am anſchaulichſten zeigt, überall erſt Polhöhe und Breitengrad, die geologiſche Beſchaffenheit des Bodens, die Richtung der Gewäſſer zu erforſchen, ehe er daran ging, ſich mit dem Äußern und ſchließlich den Lebensgewohnheiten, Charakter u. ſ. w. der Bevölkerung ſelbſt bekannt zu machen. In verwandtem Sinn hat Hehn den erſten ſeiner Aufſätze „Südweſt und Nordoſt“ überſchrieben. Der Nachweis wird erbracht, daß Goethe die Wurzeln ſeiner Kraft im Boden ſeiner rheiniſchen Heimat hatte. Unter dem grauen Himmel

*) Einleitungen zum I. und II. Bande von Goethes naturwiſſenſchaftlichen Schriften in Kürſchners „Deutſcher Nationallitteratur“ Band 114 und 115. Stuttgart 1884 und 1887. Grundlinien einer Erkenntnißtheorie der Goetheſchen Weltanſchauung mit beſonderer Rückſicht auf Schiller. Stuttgart 1886 (Verlag von W. Spemann).

**) Berlin 1887; zweite Auflage 1888 (Gebrüder Bornträger, Ed. Eggers).

des kalten Thüringens sehnt er sich nach dem heiteren Südwesten, und nur südlich der Alpen genießt er voll das Leben. Wie nun dieser unverlierbare Bodenschmack, der Erdgeruch der rheinischen Heimat überall bald offen, bald versteckt hervorbricht, deckt Hehn auf. Er bleibt aber dabei nicht stehn, sondern giebt uns in großen Zügen einen Ausblick auf die Geschichte deutscher Kulturentwickelung, wie sie im Laufe der Jahrhunderte im Gegensatz und in der Berührung von Ost und West, Nord und Süd hervorgetreten ist. Der Kulturgeschichte folgt „eine Litterarurgeschichte im Kleinen, Goethe und das Publikum". Und eines rühme ich Hehn vor allem nach: er gehört keiner der bestehenden Parteien an, er verletzt jede. Ich meine aber, er sagt einer jeden heilsame Wahrheiten. Blind in den Gegensätzen des Tages zeigt er sich jedoch leider selbst befangen in der Verkennung Lessings. Die sich als Freunde Lessings ausgeben, haben von Fritz Nicolai bis herab auf die selbstsüchtigen Verehrer, welche seinen Namen in den Kämpfen der Gegenwart mißbrauchen, meistens nicht allzuviel von Lessings wahrem Geiste besessen. Von einem Manne wie Hehn muß es doch Wunder nehmen, wenn er den modernen Zeitungs-Lessing und den großen Geisterbefreier Lessing nicht auseinander zu halten weiß. In der Hauptsache aber hat Hehn leider völlig Recht. Mit dem Verständnisse Goethes ist es noch übel bestellt. Der Aufsatz „Goethe und das Publikum" wird von Hehn zu einer Anklage gegen die deutschen Leser, auch, füge ich gleich hinzu, gegen einen großen Teil derer, die über Goethe geschrieben haben, geformt. Die darüber vorgetragenen Gedanken Hehns führen uns zu dem oben bereits erwähnten Thema der Betrachtung der Goethelitteratur im ganzen zurück.

Jede Generation nimmt des Sthenelos Selbstlob für sich in Anspruch. Auch wir rühmen uns, und ich hoffe im ganzen und großen mit Recht, in der Erkenntnis Goethes unsere Vorgänger übertroffen zu haben. Aber der Umfang der Goethelitteratur ist bereits auch ein solcher geworden, daß eine vollständige Beherrschung der älteren Litteratur kaum mehr zu erreichen ist. Für die Litteratur vor dem Jahre 1880 fehlt es zudem an genügenden bibliographischen Hilfsmitteln, denn Hirzel und W. v. Biedermann

haben Verzeichnis*) und Nachträge**) auf das von Goethe selbst geschriebene eingeschränkt. Ich glaube aber zu bemerken, daß man sich um die älteren Werke oft gar zu wenig kümmert, was freilich den einzelnen die Freude neue Entdeckungen zu machen ganz wesentlich erleichtert. So erregte es Aufsehen als H. Grimm 1876 die Vermutung aussprach, daß im zweiten Teile von Werthers Leiden nicht nur Lotte Buff und Kästner sondern auch Brentano und seine Gattin, Maximiliane la Roche, Züge für Lotte und Albert abgegeben hätten: die Entdeckung hatte Vilmar***) indessen bereits 1861 gemacht. Die größere zeitliche Entfernung von Goethe läßt das Gesamtbild und zugleich wichtige Einzelzüge in einer Deutlichkeit hervortreten, wie sie für Goethes Zeitgenossen nicht möglich war, aber eine Arbeit wie Karl Ernst Schubarths zwei Bände „Zur Beurteilung Goethes mit Beziehung auf verwandte Litteratur und Kunst" (Breslau 1820) wäre auch der neueren Goethephilologie noch zur Berücksichtigung zu empfehlen. Unleugbar ist es ein Fortschritt, welcher der Goethelitteratur wie der Litteraturgeschichte überhaupt zu gute kam, daß wir von der philosophischen Konstruktion zur philologisch-historischen Methode gelangt sind. Wenn auch ab und zu noch ein Hegelscher Revenant wie Louvier mit seiner symbolischen Fausterklärung „Sphinx locuta est" auftaucht, so erregt diese zum Reden gebrachte Sphinx blos allgemeine Heiterkeit. Wenn nur die Goethephilologie der herrschenden Schule nicht hie und da gleich bedenkliche Beute von der Motivjagd heimbrächte. Es war wohl auch ein „Schillerhasser", der dem Dichter der „Jungfrau von Orleans" nachwies, das Motiv, daß der Jungfrau in der Kirche schlecht wird, sei der Domszene des Faust entlehnt, Maria Stuart habe sich nur in der Erinnerung an Gretchens

*) Das früher nur als Geschenk für Freunde gedruckte, 1884 endlich von Ludwig Hirzel dem Buchhandel übergebene unentbehrliche Hauptwerk „Salomon Hirzels Verzeichniß einer Goethebibliothek", Leipzig (Verlag von S. Hirzel).

**) In den einzelnen Bänden von Schnorrs „Archiv für Litteraturgeschichte".

***) Lebensbilder deutscher Dichter und Germanisten. 2. Auflage, S. 102. Marburg i. H. 1886 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

unabsichtlichen Muttermord der unheiligen Himmelfahrt König Darnleys schuldig gemacht. Solche Blüten einer als streng wissenschaftlich gerühmten Motivforschung scheinen mir um kein kein Haar besser als Louviers Deutung der drei Tröpfchen des Gifttrankes auf die christliche Trinität. Moriz Carriere hat vor kurzem in der „Gegenwart" eine ganz köstliche, und ebenso berechtigte wie verdienstliche, Satire gegen Scherers Faustphantasieen veröffentlicht.*) Allein der überlegene Spott weist doch ebenso wie vor einigen Jahren Wilhelm Creizenachs ernste Verwahrung in den „Grenzboten" (1878 Heft 26) auf wunde Stellen der Goethephilologie hin.

Die Teile könnte man schon in die Hand bekommen, „fehlt leider nur das geistige Band". Hehn dagegen lassen sich eine Reihe von Irrtümern im einzelnen nachweisen, aber er ist so in das Innerste von Goethes Wesen erkennend eingedrungen, daß in der Hauptsache auch seine Einzelnforschung nie irre geht, und das Einzelne weis er wieder mit Goethes ganzer Eigenart zu verbinden. Wir haben vor einiger Zeit von Hermann Henkel ein aus Gymnasialprogrammen zusammengewachsenes, sehr tüchtiges Buch, über „das Goethe'sche Gleichniß"**) erhalten. Es ist nun höchst belehrend zu sehen, wie Hehn dasselbe Thema behandelt. Henkel giebt litterarische Nachweise, Hehn zeigt, wie Goethes sinnliches Anschauungsvermögen in den Gleichnissen Ausdruck findet. In einem andern Abschnitte handelt er von Goethes „Naturphantasien", hier berührt er sich mit Alfred Biese, der in seinem an Material und Gedanken gleich reichen Werke „die Entwickelung des Naturgefühls im Mittelalter und in der Neuzeit"***) in Goethe (12. Kapitel) den Höhepunkt des „universell modernen, wesentlich pantheistischen Naturgefühls" schildert. Ganz eigenartig zeigt sich Hehns Goetheforschung dagegen in den Abschnitten „Naturformen des Menschenlebens" und „Stände". Wie hat Goethe die Gliederung

*) „Wer ist der Faustdichter", zugleich gegen die Anhänger der famosen Bacontheorie gerichtet. (Gegenwart XXXV. Band, Nr. 1 und 2.)

**) Halle a. S. 1886 (Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses).

***) Leipzig 1888 (Verlag von Veit & Co.)

der menschlichen Gesellschaft, die Aufgabe eines jeden aufgefaßt und dargestellt, den Landmann, Apotheker, Arzt, Kaufmann, Offizier, Richter, Geistlichen, Fürsten? das Kind, die Braut, die Witwe? Homer wird als Geistesverwandter Goethes zum Vergleiche herangezogen, wie er selbst in Werthers Leiden ihn neben der Natur als seinen Lehrer der leidenschaftlichen Selbstzerstörung des Jünglings gegenüberstellte. Hauptsächlich aus den Gestalten der Werke Goethes, dann aber auch aus dessen eigenen Geständnissen entwickelt so Hehn Goethes Ansichten von Leben und Menschen, von Natur und Kultur. In ganz anderer Weise hat solchen „Versuch einer Darstellung seiner Denkweise und Weltbetrachtung" für die Jahre 1805—1832 Otto Harnack gemacht in der Schrift „Goethe in der Epoche seiner Vollendung".*) Eine Auswahl von Goethes Aussprüchen, sei es über Bildkunst, die Bibel oder sonst etwas zusammenzustellen, hat man schon sehr frühe unternommen und durch Herausreißen irgend beliebiger Stellen kann man was man will auf diese Art beweisen. Um aber aus Goethes Werken, Briefen und Gesprächen nicht ein einzelnes Stimmungsurteil sondern seine Grundanschauung herauszuschälen, ist nicht nur eine vorsichtig sondernde Kritik, sondern auch eine klare Erkenntnis von Goethes ganzem einheitlichen Wesen erforderlich. Nicht den Dichter, sondern die „geistige Kraft, welcher die deutsche Kultur schon ihren gegenwärtigen Bestand zu einem großen Teile verdankt", galt es zu erkennen und zu schildern. Otto Harnack hat die Aufgabe in vollendeter Weise gelöst. Seine Einleitung hebt die Hauptmomente aus Goethes Entwickelungsgang bis zu Schillers Tode hervor. Die Grundlage der Goetheschen Denkweise, seine philosophische Tendenz, die doch mit keinem philosophischen System sich deckt, läßt sich in allen seinen Äußerungen über die einzelnen Lebensformen wiedererkennen. Seine ethisch-religiöse und seine zur Forschung drängende Naturanschauung hängen aufs innigste miteinander zusammen. Die Entwickelung von Goethes Kunstanschauung nimmt den meisten Raum ein, während der Abschnitt über „Goethes Betrachtung der politischen und so-

*) Leipzig 1887 (J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung).

zialen Verhältnisse“ mir als der wichtigste Teil von Harnacks Arbeit erscheint. Freilich wird man gegenwärtig auch von radikalster Seite aus nicht mehr Goethe des Servilismus und Aristokratismus beschuldigen, wie es einstens Börne in hellem Zorne über den Schiller-Goetheschen Briefwechsel gethan hat. Allein an Mißverständnissen gerade auf diesem Gebiete ist noch immer kein Mangel: und so klar und zusammenhängend wie in Harnacks Buch sind Goethes politische Anschauungen auch noch niemals entwickelt worden. Die Anschauungen Goethes können aber unmittelbar politisches Interesse beanspruchen; einer Partei würde Goethe auch im neuen deutschen Reiche nicht angehören, aber seine Gedanken z. B. über Koloniengründung, Staatssozialismus sind auch für die Gegenwart recht beherzigenswert. Freilich hat er sie nicht wie seine Erziehungspläne in „Wilhelm Meisters Wanderjahren“ systematisch vorgetragen. Diese pädagogischen Anschauungen Goethes sind in Adolf Langguths Untersuchungen*) eingehend behandelt worden. Ich bin kein Freund der besonders in England so beliebten Arbeiten, welche Shakespeare als Botaniker, Ornithologen, Nautiker, Juristen, Pädagogen u. s. w. vorführen. Allein bei Goethe liegt die Sache ganz wesentlich anders als bei dem Elisabethanischen Dramatiker. Goethe hat auf sehr vielen Gebieten theoretisch wie praktisch gearbeitet, sich nicht Systeme, wohl aber bestimmte Grundanschauungen über alle wichtigen Fragen in einem langen reichen Leben ausgebildet. Und die pädagogische Frage stand dem 18. Jahrhundert in erster Reihe, man braucht nur die Namen Rousseau, Basedow, Campe, Pestalozzi zu nennen. Der Erziehungsgedanke machte sich überall geltend; Schiller beschuldigte den Gründer der hohen Karlsschule, er folge dem „gegenwärtig herrschenden Kitzel, mit Gottes Geschöpfen Christmarkt zu spielen, diese berühmte Raserei Menschen zu bilden“. Aber Schiller betrachtete zu gleicher Zeit eine gute stehende Schaubühne als Erziehungsanstalt; ge-

*) Goethe's Pädagogik historisch-kritisch dargestellt. 1886. — Goethe als Pädagog. 1887. — Goethe als pädagogischer Schriftsteller und seine Stellung zu den Erziehungs- und Unterrichtsfragen der Gegenwart. 1888. (Halle a. S., Verlag von Max Niemeyer).

reifter schrieb er „Briefe über die ästhetische Erziehung“. Lessing hatte die Weltgeschichte als „Erziehung des Menschengeschlechtes“ betrachtet. Goethe führt in Wilhelm Meisters Lehrjahren eine Erziehungsgeschichte vor, und Fritz v. Stein galt als lebendiges Muster Goethescher Erziehungsgrundsätze. Die Berechtigung von Langguths Arbeiten kann keinem Zweifel unterliegen, wenn auch ein den Gegenstand erschöpfendes Buch den Vorzug vor den drei vorliegenden Büchern verdient hätte. Am zusammenhängendsten hat Goethe in den „Wahlverwandtschaften“ und in der pädagogischen Provinz der „Wanderjahre“ seine Ansichten über Pädagogik dargelegt.

Zur Entstehungsgeschichte eines anderen Abschnittes der „Wanderjahre“ haben wir vor kurzem einen lehrreichen Beitrag erhalten. Die allzu eingehende Beschreibung der Baumwollspinnereien ist wohl den meisten Lesern der Wanderjahre in unerfreulicher Erinnerung geblieben. Daß Berichte Heinrich Meyers über die Schweizer Spinnereien und ihren Notstand bei Goethes Schilderung von Einfluß gewesen sind, wußte man längst. Der Aktuar des Schweizerischen Spinner-, Zwirner- und Webervereins Friedrich Bertheau*) weist nun nach, daß Goethe in allen Einzelnheiten die Spinnereien am Züricher See vor Augen gehabt habe. Die technischen Ausdrücke sind meist solche, wie sie nur in der Schweiz, nicht in Deutschland in Gebrauch waren. Bertheau glaubt, und gewiß mit Recht, daß Goethe schon 1797 in Stäfa die Spinnereien besucht und sich, später benutzte, Aufzeichnungen gemacht habe. Bertheau stellte deshalb bei dem Verein den Antrag an Meyers Haus in Stäfa eine Erinnerungstafel für den Dichter anzubringen, der „unsere industriellen Verhältnisse mit solcher Klarheit und Anschaulichkeit“ schilderte, wie „keiner von uns, die wir doch alle Fachmänner sind, im Stande wäre“. Goethes Verbindungen mit der Schweiz, die er dreimal besucht

*) Goethe und seine Beziehungen zur Schweizerischen Baumwoll-Industrie nebst dem Nachweis, daß unter Frau Susanna, der Fabrikantenfrau in Wilhelm Meisters Wanderjahren, Frau Barbara Schultheß von Zürich zu verstehen ist. (Wetzikon 1888, Aktienbuchdruckerei.) Die Führung des letzteren Nachweises scheint mir freilich nicht ganz gelungen zu sein.

hatte, waren bekanntlich sehr mannigfacher Art. Ludwig Hirzel, der treffliche Biograph Albrecht von Hallers, hat uns nun in einer eigenen Schrift „Goethes Beziehungen zu Zürich und zu Bewohnern der Stadt und Landschaft Zürich"*) vorgeführt. Lavater steht natürlich an der Spitze, daneben treten der Komponist Kayser, der Kupferstecher Lips, von dem ein interessanter Brief über seinen Eintritt in Weimar und Goethes freundliche Aufnahme 1789 mitgeteilt wird, Heinrich Meyer und Bäbe Schultheß (1745 bis 1818), deren Bild das Heft schmückt, besonders hervor. Über die innigen Beziehungen Goethes zu dieser Züricher Freundin hat erst das Tagebuch der italienischen Reise uns belehrt. Auf der Rückkehr aus Italien ging er eigens über Konstanz, um mit ihr zusammenzutreffen. Sie gehörte zu dem kleinen Kreise, für den Goethe in dem ersten Weimarer Dezennium dichtete. Ein von Barbara Schultheß angefertigtes Verzeichnis von Goethes lyrischen Gedichten bis 1786 ist im ersten Bande der Weimarschen Goetheausgabe**) veröffentlicht worden. Wie Lavater in Goethes Leben bis zur italienischen Reise unter allen seinen Freunden am meisten hervortritt,*) so steht Heinrich Meyer von der italienischen Reise bis zum Tode Goethe rein menschlich und als Kunstlehrer am nächsten. Wenn man auf diese beiden Männer blickt, muß man allerdings gestehen, daß Goethes Beziehungen zu Zürich ganz besonders bedeutsam gewesen sind. Gegen die weitverbreitete Unart über Meyer — ebenso wie über Zelter — als über unbedeutende Menschen vornehm hinwegzusehen, spricht sich Hirzel mit Recht tadelnd aus. Es würde in der That ein eigentümliches Licht auf

*) Neujahrsblatt, herausgegeben von der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1888. (Leipzig 1888, bei S. Hirzel).

**) Ihre Besprechung wird im nächsten Berichte über die Goethelitteratur folgen.

***) Hirzel hat das Verhältnis mit besonderer Ausführlichkeit behandelt. Vgl. aber auch den Vortrag von R. Steck „Goethe und Lavater" (Basel 1884, Schweighauserische Verlagsbuchhandlung); Muncker „Joh. K. Lavater. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens" (Stuttgart 1887, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung), und meinen Lavater-Artikel bei Ersch und Gruber. Zweite Section XLII, 290.

Goethe werfen, wenn gerade die Freunde, auf deren Urteil er so großen Wert gelegt, völlig unbedeutende Menschen gewesen wären. Man hat jetzt wenigstens angefangen Meyers Arbeiten vorurteilsfrei zu prüfen,*) wenn auch das ganze für Goethe so wichtige Verhältnis noch immer keine genügende Darstellung, wie das zwischen Goethe und Lavater, erfahren hat. Auch wäre in einzelnen Arbeiten erst noch eine Ausscheidung zwischen Goethes und Meyers Eigentum zu versuchen, wie sie nun für „Goethes Anteil an Lavaters physiognomischen Fragmenten**) von Eduard von der Hellen gewagt wurde. Auch Hirzel hat, obwohl er „wegen der eigentümlichen Gemeinschaft beider Freunde bei ihrer Arbeit" eine vollständige Ermittelung für unmöglich hält, sich mit dieser Frage befaßt. v. d. Hellen hat, wenn man auch ein oder das andere seiner Ergebnisse noch anzweifeln mag, mit Benützung des Weimarer Goethearchivs, nunmehr die Hauptsachen festgestellt. Die Untersuchung, welche auch für den Lavater-Goetheschen Briefwechsel eine ganze Reihe von Berichtigungen ergab, zeichnet sich durch ebenso behutsame wie scharfe philologische Kritik aus. Vollständige Beweiskraft kann ich zwar dem Grundsatze nicht zugestehen, daß das öftere Vorkommen eines Wortes bei Goethe und sein einmaliger Gebrauch in der Physiognomik nun für Goethes Autorschaft entscheiden solle. v. d. Hellen behauptet auch selbst nicht, daß er den Sprachgebrauch in Lavaters sehr zahlreichen Schriften ebenso wie den des jungen Goethe durchforscht habe. Seine Arbeit ist als eine Vorstudie zur Weimarer Goetheausgabe zu betrachten und als solche durchaus zu loben.

Wenn auch Goethe dabei nur flüchtig erwähnt wird, darf ich im Anschluß an Hirzels Schilderung Lavaters doch auf eine andere Mitteilung hinweisen, die uns Lavaters Verbindungen mit deutschen Fürsten in anschaulichster Weise vorführt. Wilhelm

*) Heinrich Meyers kleine Schriften zur Kunst, herausgegeben von Paul Weizsäcker. (Heilbronn 1886, Gebr. Henninger.) Deutsche Literaturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts in Neudrucken Heft 25.

**) Mit einigen dreißig Abbildungen, darunter drei bisher nicht beachtete Goethe-Bildnisse. (Frankfurt a. M. 1888, Literarische Anstalt, Rütten & Loening).

*

Hosäus hat „Johann Kaspar Lavater in seinen Beziehungen zu Herzog Franz und Herzogin Luise von Anhalt-Dessau“ geschildert.*) Auch in diesem Verhältnisse ist wie bei Goethe der früheren schwärmerischen Freundschaft und Verehrung, Kälte und Abneigung gefolgt. Lavater war der Seelenrat der Herzogin, der Freund ihres Gemahls gewesen, der an Lavaters Geburtstag 1784 dessen Büste in Wörlitz aufstellte. Lavater dagegen hatte 1778 dem fürstlichen Paare den vierten Versuch seiner „physiognomischen Fragmente“ gewidmet. An ihm hat Goethe nach v. d. Hellens Untersuchungen nicht mehr mitgearbeitet. Die naturwissenschaftlichen Interessen, wie sie bereits in dem zum zweiten Band der Physiognomik gespendeten Bemerkungen über Tierschädel hervortreten, hatten die Neigung zu der mehr dilettantisch getriebenen Physiognomik zurückgedrängt. Die Anfänge der Beschäftigung mit Naturwissenschaften liegen bei Goethe freilich noch vor der Bekanntschaft mit Lavater: als Student in Straßburg hat er medizinische Vorlesungen besucht. In diese Straßburger Zeit führen uns zwei Arbeiten von Joh. Froitzheim ein, die als Heft IV und VII der „Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elsaß-Lothringen“ erschienen sind.**)

Das erste Heft beschäftigt sich hauptsächlich mit Goethes Jugendfreund Lenz. Im Anfange des 14. Buches von „Dichtung und Wahrheit“ erzählt Goethe, der ältere der beiden kurländischen Edelleute, deren Begleiter Lenz war, habe in Straßburg eine Geliebte hinterlassen. Um diese während seines Freundes Abwesenheit vor den Bewerbungen des jüngeren Bruders sicher zu stellen, habe Lenz seiner Neigung zur Intrigue gemäß sich zum Scheine selbst in sie verliebt. Die sonderbarsten Kreuz- und Querbewegungen

*) Separatabdruck aus dem 5. Bande der „Mitteilungen des Vereins für Anhaltische Geschichte und Altertumskunde“ (Dessau 1888, Verlagsbuchhandlung von Paul Baumann).

**) Lenz, Goethe und Cleophe Fibich von Straßburg. Ein urkundlicher Kommentar zu Goethes Dichtung und Wahrheit. — Zu Straßburgs Sturm- und Drangperiode 1770—1776. Urkundliche Forschungen nebst einem ungedruckten Briefwechsel der Straßburgerin Luise König mit Karoline Herder aus dem Herder- und Röderer-Nachlaß. 1888 (J. H. Ed. Heitz Mündel).

hätten sich daraus ergeben. Man hat diese Erzählung Goethes angezweifelt. Erst Weinhold hat 1884 bei der Herausgabe von Lenz' dramatischem Nachlasse*) entdeckt, daß in dem Entwurfe zum Drama „Catharina von Siena" dasselbe Verhältnis geschildert sei und den im Entwurf vorkommenden Namen Fibich als den Familiennamen des Mädchens vermutet. Durch mühselige archivalische Forschungen hat nun Froitzheim diese Vermutung zur Gewißheit gemacht. Er hat die Tochter des Juweliers und Ratsherrn Fibich, Susanne Cleophe Fibich (1754—1810) als das Original von Lenz' Araminta nachgewiesen, das von Lenz selbst niedergeschriebene Eheversprechen des Barons Friedrich Georg von Kleist, datiert vom 27. Oktober 1773, in den Straßburger Notariatsakten aufgefunden und den Zusammenhang zwischen diesen Vorgängen — Kleist hat sein Wort nicht gehalten — und Lenz' Sittenkomödie „Die Soldaten" aufgedeckt. So hat auch in diesem Falle Goethes angezweifelte Darstellung durch Erforschung der ihr zu Grunde liegenden Verhältnisse volle Bestätigung gefunden. Aus diesen Lenzstudien ergeben sich auch einige kleinere Beiträge für Goethe. Cleophe Fibich, deren Bild Froitzheim in farbigem Lichtdruck mitteilt, war mit Friederike Brion befreundet, im Fibichschen Hause hat wahrscheinlich auch Goethe verkehrt. Die ältere Schwester Cleophes war Sängerin und hat in dem nur für italienische Musik schwärmenden Straßburg der Gluckschen Richtung zuerst die Gunst des Publikums errungen. Auch Goethes Wohnung in Straßburg, die bisher immer falsch angegeben wurde, hat Froitzheim zuerst aktenmäßig nachgewiesen. Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis hat bei Herrn Schlag auf dem alten Fischmarkt Nr. 14 (heutige Nr. 36 nördliche Hälfte) gewohnt. Ebenso war die Wohnung der Jungfern Lauth, bei denen Goethe in fröhlicher Gesellschaft unter Salzmanns Vorsitz seinen regelmäßigen Mittagstisch hatte, nicht in der Krämergasse, wo eine Büste an Goethe erinnern soll, sondern in der Knoblauchgasse Nr. 3 (heutige Nr. 22). Für Wagners „Kindermörderin" weist Froitzheim einen Metzgermeister Valentin Humbert in Straßburg nach, den Wagner als

*) Frankfurt a. M. (Literarische Anstalt, Rütten & Loening).

„Martin Humbrecht“ in seinem Drama kopiert habe. Doch scheint Wagner nur den Namen, nicht Ereignisse in der Familie Humbert für sein Trauerspiel benutzt zu haben. Im zweiten Hefte berichtigt Froitzheim das Nationale von Goethes Freund Engelbach; dieser war nicht, wie bisher angenommen, Moritz Josef Engelbach aus Buchsweiler, sondern der Rat des Fürsten von Nassau-Saarbrücken Joh. Konrad Engelbach aus Westhoven im Elsaß. Am 19. Juni 1770 hatte Engelbach als Lizentiat der Jurisprudenz in Straßburg promoviert, worauf Goethe und Weyland ihn zu Pferde nach Zweibrücken begleiteten: so erklärt sich Goethes vielbesprochene Reise nach Lothringen. Über Fr. Leopold Weyland wäre Düntzers Aufsatz in der „Münchener Allgem. Ztg.“ 1884 Nr. 217 heranzuziehen gewesen. Auch eine zweite, bisher unbeachtete Immatrikulation Goethes, nämlich jene im Album der Juristenfakultät, hat Froitzheim aufgefunden; unterm 22. September 1770 — in die Universitätsmatrikel hatte er sich am 18. April eingetragen — schrieb er sich ein Joannes Wolfgang Goethe, Moenofrancofurtensis. Auch über Goethes Examina teilt Froitzheim die Eintragungen aus den Akten mit. Lenz Bemühungen um die neu eingerichtete deutsche Gesellschaft in Straßburg (1775) kommen für Goethe selbst nicht in betracht. Dagegen enthalten die Briefe der Straßburgerin Luise König an Herders Gattin einige Bemerkungen über Goethes doppelten Besuch in Straßburg auf seiner Schweizerreise von 1775. Lenz war, schreibt Luise König am 14. Juni, „mit Götte bei der Schlosserin (Cornelia) und kann nicht sagen was für Wunderwirkung sein Anblick auf ihre Seele und Körper gemacht haben“. Auch für Karoline Flachlands Interesse an Leuchsenring (Goethes Pater Brey) legen diese Briefe Zeugnis ab.

Mag man auch von dem Tone, in welchem Froitzheim seine Entdeckungen vorträgt hie und da nicht erbaut sein, in seinen Beiträgen liegen in der That höchst beachtenswerte Ergebnisse mühsamster, mit ebensoviel Geschick als Eifer betriebener Forschung vor. Für die Goetheforschung vollständig bedeutungslos ist dagegen die Veröffentlichung von Karl Theodor Gädertz, welche Dank der maßlosen, mit der Thatsache in schreiendem Widerspruch stehenden Reklame in Jahresfrist höchst unverdient eine zweite

Auflage erlebt hat.*) Gädertz Polemik gegen Erich Schmidts scharfes Urteil kann doch den Thatbestand nicht leugnen, daß diese Briefe ausposaunt wurden als eine Bestätigung von Goethes Liebesverhältnis zu Minna Herzlieb und daß die Briefe selbst auch nicht die leiseste Spur irgend welcher Neigung, noch irgend eine Beziehung zwischen Minna Herzlieb und der Ottilie der Wahlverwandtschaften verraten. Minnas Briefe, besonders ihren Bericht über Jenas Leiden im Jahre 1806, liest man mit Interesse; auch Goethe wird in diesen Briefen selbstverständlich erwähnt, wie könnte die Pflegetochter des Frommanschen Hauses den treuen Gast unerwähnt lassen? Allein irgend eine Folgerung läßt sich aus dieser Erwähnung nach keiner Seite ziehen. Den im Vorwort zur zweiten Auflage mitgeteilten angeblich Goetheschen Versen**) scheint Gädertz selbst wenig Anspruch auf Echtheit zuzutrauen. Eine erfreuliche Gabe dagegen ist das wahrhaft liebreizende Bild von Wilhelmine Herzlieb, nach Johanna Frommans Porträt gestochen. Über die Frage, inwieweit wir an eine leidenschaftliche Neigung Goethes zu Minchen und an ihren Zusammenhang mit Ottilie glauben dürfen oder müssen, hat zuletzt H. Düntzer im ersten Bande seiner „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken"***) gehandelt. Den zwei Sammelbänden früherer Arbeiten hat der vierundsiebzigjährige unermüdliche Forscher nun eine, zum großen Teile neue Arbeit folgen lassen. Das Ver-

*) Goethes Minchen. Auf Grund ungedruckter Briefe geschildert. Zweite vermehrte Auflage. (Bremen 1889, C. Ed. Müllers Verlagsbuchhandlung.)

**) Ich leb' bei einem frommen Mann
Der mich auch lieb und fromm erzieht;
Wenn ich auch nicht viel sprechen kann,
So ist mein Leib doch schön und blüht.
Doch wer mir in die Augen sieht
Und nicht sogleich von dannen flieht
Der hat die Lieb im Herzen.

Den Namen „Herzlieb" hat auch Goethe, obwohl er Wortpiele mit Namen tadelt, im 10. und 17. Sonette als Wortspiel verwendet, allein wie weit liegt die Art der Verwendung ab von der Plumpheit in diesen Versen.

***) Leipzig 1885, Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe.

hältnis von „Goethe und Karl August“*) hat er auf 969 Seiten behandelt. Selbst auf die Gefahr hin, meinen Lese- und Lerneifer zu verdächtigen, äußere ich meine Überzeugung, daß kein Mensch mit Ausnahme des Verfassers selber an einem solch dickleibigen Werke, wie schön der Verleger es auch ausgestattet hat, ungetrübte Freude haben kann. Die Besprechung von Düntzers Werken aber gehört jedenfalls zu den undankbarsten Aufgaben. Düntzer selbst liest auch aus dem freundlichsten Streben, ihm gerecht zu werden, nur das Tadelnde, ohne das man nun freilich bei einer Betrachtung seiner Arbeiten nicht leicht zu Ende kommt, heraus; von anderer Seite dagegen wird jedes Düntzer gespendete Lob als eine Art Hochverrat empfunden und nach Kräften geahndet. Ich wiederhole hier, was ich ähnlich an anderer Stelle bereits geäußert. Düntzers Darstellungsweise wird kaum jemand in Schutz nehmen wollen. Wie er als Stilist seine einzelnen Sätze höchst unglücklich gestaltet, so fehlt ihm im ganzen das Kompositionstalent, das z. B. Scherers Goetheaufsätzen so sehr zu statten kommt. Und so fiel ihm das undankbare Los zu mit ungeheuerem Bienenfleiße, rühmenswerter Akribie das Material zusammenzutragen, aus dem andere dann augengefällige Gebäude aufrichten. Man hat über seine auch das Kleinste aufgreifenden Studien viel gespottet, schon bevor in neuester Zeit ein Teil der Goethephilologen ihn auf das undankbare Altenteil zur Ruhe setzen wollten. Die Art und Weise, wie Düntzer auch Kleinigkeiten behandelt hat, will ich gewiß nicht verteidigen; daß aber auch gering geachtete Kleinigkeiten oft ganz unerwartet das Verständnis von Goethes Leben und Arbeiten fördern, sollten jene Spötter nicht übersehen. Und jeder, der zu eigener Arbeit an Goethe herantritt, muß, mag er noch so unfreundlich gegen Düntzer gesinnt sein, ihm doch für reiche Belehrung Dank schuldig werden. Die Verbreitung der „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern“**)

*) Studien zu Goethes Leben. Zweite neubearbeitete und vollendete Auflage. (Leipzig 1888, Verlag der Dyck'schen Buchhandlung.) Der Titel erklärt sich daraus, daß Düntzer 1859 die ersten 15 Jahre von Goethe und Karl Augusts Verbindung behandelt, 1864 seine Arbeit bis 1805 fortgeführt hatte. Diese zwei Teile sind nun umgearbeitet und mit einem ganz neuen, dritten abgeschlossen worden.

**) Leipzig, Verlag von Ed. Wartig (Ernst Hoppe).

in immer neuen Auflagen spricht aufs deutlichste für den Nutzen, den jeder, der sich mit Goethe beschäftigt, Düntzer verdankt. Auch das vorliegende Werk über Goethes Verhältnis zu Karl August birgt eine Fülle von Belehrung. Adalbert Schröter hat bei Betrachtung des Buches das richtige Urteil gefällt: „Hält man zusammen, was Düntzer und Scherer an wirklichen unumstößlichen Ergebnissen errungen haben, so dürfte die Düntzersche Wagschale das Gewicht der Schererschen so sehr überbieten, als die äußere schriftstellerische Fassung und Haltung der einschlägigen Arbeiten des letzteren die ungleich geistvollere und blendendere ist.“ Wir müssen diese neueste Arbeit Düntzers, um ihr gerecht zu werden, eben nicht als Geschichtswerk sondern als Chronik betrachten. Chronikartig wird mit gründlicher Ausnutzung aller erreichbaren Quellen Goethes Leben von seinem Eintritt in Weimar (7. November 1775) bis zu Karl Augusts Tod (14. Juni 1828) Tag für Tag verfolgt und alles, was sich auf Goethes persönliche wie dienstliche Beziehungen zu seinem Fürsten erstreckt, zusammengestellt. Des öfteren kommen dabei freilich auch Dinge zur Sprache, die streng genommen nicht in den Rahmen dieses Verhältnisses gehören. Wer die Gesamtrichtung von Goethes Streben und Thätigkeit als weimarischen Staatsmannes vor der italienischen Reise kennen lernen will, wird freilich aus Schölls Darstellung rascher und sicherer ein klares Bild gewinnen. Aus der von Düntzer zusammengestellten, überwältigenden Fülle von Einzelheiten muß der Leser sich erst durch eigene Geistesarbeit das Gesamtbild schaffen. Allein beide Darstellungsarten haben ihre Berechtigung. Goethes amtliche Thätigkeit, besonders seine Bemühungen für Jena sind noch niemals in solcher Vollständigkeit dargestellt worden. Besondere Anerkennung aber verdient, daß Düntzer das Verhältnis ohne die übliche Schönfärberei darstellt. Man gewinnt an diesen tagebuchartigen Aufzeichnungen über Goethes Schaffen eine immer steigende Teilnahme und folgt dankbar dem kundigen Führer, wenn er auch nicht die kürzesten Wege einschlägt, wenn auch hie und da seine Erklärung unsern Widerspruch erregt.

Wenn Düntzers Arbeiten keine ungeteilt freudige Aufnahme finden, so ist es um so erfreulicher auf ein Werk verweisen zu können,

an dessen Entstehung die Polemik ja einigen Anteil gehabt haben mag, das aber in seiner Vollendung einstimmige bewundernde Anerkennung finden muß: Friedrich Zarnckes Sammlung von Goethebildnissen.*)

1883 hatte Hermann Rollet sein großes Prachtwerk „die Goethe-Bildnisse biographisch-kunstgeschichtlich dargestellt“**) vollendet. Zarncke hatte die Arbeit mit Rat und Tat unterstützt, wie er überhaupt wohl der erste gewesen ist, der diesen Zweig der Goetheforschung wenn nicht geschaffen, doch zuerst mit wissenschaftlichem Ernste durchforscht hat. In Aufsätzen in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ und während des Erscheinens von Rollets Werk in Rezensionen des „Zentralblatts“ hat Zarncke sich als der scharfsinnigste und glücklichste Forscher auf diesem schwierigen Grenzgebiete der Kunst- und Litteraturgeschichte bewährt. Und mochte man sich an Rollets Prachtwerk noch so sehr erfreuen, Zarnckes unwiderlegbare Kritik der Irrtümer und Mängel des Werkes erregte das Bedauern, daß ein solches Monumentalwerk nicht den Besitzern der ersten und voraussichtlich für lange Zeit einzigen Auflage in größerer Vollendung geboten worden war. Einzelne Goethebildnisse brachte dann Gustav Könneckes Bilderatlas mit Verbesserungen von Rollets Text und Bild***). Rulands Auswahl aus den „Schätzen des Goethe Nationalmuseums in Weimar****) enthielt zwölf Goethebildnisse, darunter einige bisher überhaupt noch nicht veröffentlichte. Von der Hellen machte in seiner bereits erwähnten Studie über Goethes Anteil an der Physiognomik aufmerksam auf drei Goethe-Bildnisse, die man bisher in Lavaters

*) Kurzgefaßtes Verzeichnis der Originalaufnahmen von Goethes Bildnis, zusammengestellt von Friedrich Zarncke. Mit 15 Tafeln. (Leipzig 1888, bei S. Hirzel.) Des XI. Bandes der Abhandlungen der philologisch-historischen Klasse der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften Nr. I.

**) Wien 1883, Wilhelm Braumüller, k. k. Hof- und Universitätsbuchhandlung.

***) Vermehrter Separatabdruck der Goethe betreffenden Seiten aus dem Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Nach den Quellen bearbeitet. (Marburg i. H. 1886, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung.)

****) Weimar und Leipzig 1887, Verlag von Louis Held & Adolf Titze.

großem Porträtwerke außer Acht gelassen hatte. Das so reich vermehrte und durch eine Reihe eigener Einzeluntersuchungen gesichtete Material beschloß Zarncke nunmehr zusammenzustellen. Rollet hatte in 110 Nummern 88 Abbildungen aufgenommen; Zarncke veröffentlicht zu 124 Nummern 183 Abbildungen, freilich nicht Holzschnitte und Radirungen wie Rollet sondern Lichtdrucke (aus Friedrich Bruckmanns berühmter Kunstanstalt in München). Aber wenn die Abbildungen auch in kleinster Form, meistens dreizehn auf einer Tafel, gegeben sind, so gewährt doch die jeden Vergleich erleichternde Zusammenstellung erhöhten Nutzen. In solcher Vollständigkeit und Uebersichtlichkeit sind die Goethe-Bildnisse noch niemals vereint gewesen. Der Text selbst zeichnet sich durch Zuversichtlichkeit und Knappheit aus. Durch die Benützung der Tagebücher des Weimarer Archivs konnte vieles hier zum erstenmale festgestellt werden. Angaben über das Original, seine Entstehungszeit, Geschichte, gegenwärtigen Aufenthaltsort, besonders wichtige Kopieen, Litteraturnachweise erhalten wir für jedes einzelne Bild. Und an diesen trefflichen erläuternden Grundriß der Goethepinakothek reihen sich eine „chronologische Übersicht" aller Goethebildnisse, auch der wenigen nur durch die Tradition bekannt gewordenen, und ein „alphabetisches Verzeichnis der Künstler". Mag man das Werk im ganzen oder im einzelnen betrachten, es ist so schön und gut, so künstlerisch geschmackvoll auf Grundlage strengster historischer Forschung aufgebaut, daß wir mit Stolz auf dieses Musterwerk deutscher Goetheforschung hinweisen dürfen.

Der deutschen Goetheforschung treten nun in erfreulicher Weise die Publications of the English Goethe Society zur Seite. Dem liebenswürdigen Entgegenkommen des Vorstandes der Goethe Society, dem ich hierfür auch an dieser Stelle meinen Dank aussprechen möchte, verdanke ich die Möglichkeit, über die nur an Mitglieder verteilten Publications schon in meiner ersten Übersicht berichten zu können.

The English Goethe Society wurde am 5. Februar 1886 gegründet. Als ihr Ziel bezeichnet der erste Jahresbericht (first annual report) „auf jede mögliche Weise das Studium der Gedanken und Werke Goethes zu ermutigen". Und mit dem den

Engländer auszeichnenden praktiſchen Sinn richtete die Geſellſchaft ihr Hauptaugenmerk darauf, ein Buch herzuſtellen, welches als general introduction to the writings of Goethe in weiteren Kreiſen die Teilnahme für Goethe zu wecken und zu fördern geeignet wäre. Im Laufe des Jahres 1889 ſoll dieſe Einleitung erſcheinen. Inzwiſchen hat die Geſellſchaft eine auch für Deutſchland überaus wertvolle Veröffentlichung herausgegeben: einen Katalog der auf Goethe bezüglichen Bücher des britiſchen Muſeums.*) Das Verzeichnis umfaßt 82 Folioſpalten. Die erſte Bücherei der Welt, als welche man die Bibliothek des britiſchen Muſeums wohl mit Fug rühmen kann, enthält auch für die Goethelitteratur eine wertvolle Sammlung und zwar in allen Sprachen, ſo daß dieſer Katalog eine Einſicht in die internationale Goethelitteratur bietet, wie ſie ſonſt aus keinem bibliographiſchen Handbuche zu erlangen iſt. Über eine größere Anzahl von Goethevorträgen, wie ſie in den einzelnen Zweigvereinen der Goethe Society in Edinburgh, Birmingham, Cambridge, Oxford, Mancheſter gehalten wurden, berichtet der second annual report. An Publications**) hat die Goethe Society 1886 und 1888 je ein Heft, 1887 einen ſtärkeren Band erſcheinen laſſen.

Wie billig, trägt die erſte Veröffentlichung der engliſchen Goethegeſellſchaft den Namen Thomas Carlyles an der Stirne. Max Müller hat die Eröffnungsrede bei der feierlichen Gründung der Geſellſchaft über „Goethe and Carlyle“ gehalten. Müller ſtand dabei noch nicht der inzwiſchen herausgegebene Briefwechſel,***) ſondern nur Entwürfe von Goethes Briefen an Carlyle zu Gebote. Er hebt vor allem Goethes Streben nach einer Weltlitteratur hervor und weiſt ein verwandtes Streben ſchon in egyptiſchen und alten aſiatiſchen Schriftdenkmalen nach. Das Beſtreben, über den engen Kreis des eigenen Lebens, der eigenen Stammesgenoſſen

*) British Museum. Catalogue of printed Books. Goethe. (London, 1888 printed by W. Clowes & Sons, Limited.)

**) London: Published for the Society by David Nutt.

***) Goethes und Carlyles Briefwechſel. (Berlin 1887, Verlag von Wilhelm Hertz, Beſſerſche Buchhandlung.)

seine Worte an die ganze Menschheit zu richten, war immer vorhanden. Goethes Bemühungen um die Weltlitteratur geben dem hochberühmten Festredner Anlaß zu klagen über die Entfremdung der Nationen, wie sie am Schluße des 19. Jahrhunderts in Europa eingetreten ist. Von ganzem Herzen teilen wir seinen Wunsch, daß Goethe ein Bindemittel zwischen Deutschland und England werden möge, wie Shakespere seit langem es geworden ist. Ich kann aber doch nicht unterlassen eines richtig zu stellen. Niemand ist so thöricht in Deutschland zum Haße gegen das, wie Fürst Bismarck stets betont, uns befreundete England zu reizen. Wir begreifen, wie unsere angelsächsischen Vettern sich nur langsam an die Thatsache gewöhnen können, daß auch Deutschland endlich in die Reihe der Völker, die reale Ansprüche erheben und durchzuführen wissen, eingetreten ist. Wenn ein lange Zeit leerer Platz endlich wieder besetzt wird, so stoßen anfangs der neue und der alte Nachbar wohl unvermutet aneinander, bis sie sich an einander gewöhnt haben. Das hat aber weiter keine bösen Folgen. Und „Goethe und Carlyle" in ihrer Verbindung sind das herrlichste Symbol einer gerecht abwägenden, kein Sonderrecht verletzenden Freundschaft. Carlyle war es ja auch, der in den Tagen nach Sedan, als die öffentliche Meinung in England eine Einmischung zu gunsten Frankreichs verlangte, seinen Landsleuten eine wirksame, abkühlende Vorlesung über deutsch-französische Geschichte zum Besten gab. Und ihm hat der politische Führer Deutschlands seine Huldigung dargebracht, wie einstens Goethe seiner unberechenbaren moralischen Kraft freundschaftlich gehuldigt hatte. Wir hoffen, daß auch für das Verständnis Bismarcks in England die Zeit kommen wird, wie sie durch Carlyles Bemühungen für Goethe gekommen ist. Wie schwer Carlyle dieser Kampf gemacht worden ist, hat Froude in seiner Carlyle-Biographie erzählt. Max Müller sagt, England habe mit gleicher Wärme Goethes Entgegenkommen beantwortet: gerade Carlyles Lebensbeschreibung zeigt uns das Gegenteil. Selbst Carlyles Freunden war seine Vorliebe für Goethe anfangs Thorheit und Ärgernis. Goethes Vorliebe für Engländer wie für die englische Litteratur dagegen war in der That vorhanden. „Diese Litteratur", schrieb er 1813, „bietet uns unge-

heure Schätze und man findet sich kaum in den Reichtum, der sich uns zudrängt, wenn man ihr nahe tritt." Wenn aber Byron*) und Walter Scott als in Goethes Schätzung gleichartig, ja des letzteren Werke als „his favourite food in later life" bezeichnet werden, so ist das ein Irrtum. Im Gegenteil erklärte Goethe (1823): „Byron allein lasse ich neben mir gelten! Walter Scott ist nichts neben ihm." Nach Lesung zweier Romane Scotts lehnte er weiteres ab; „ich weiß nun, was er will und machen kann. Er würde mich immerfort amüsiren, aber ich kann nichts aus ihm lernen. Ich habe nur Zeit für das Vortrefflichste". Dazu rechnete er also Scotts Novels nicht. Seinen Zauber fand er weniger in der Begabung des Autors ruhen, als „auf der Herrlichkeit der drei britischen Königreiche und der unerschöpflichen Mannigfaltigkeit ihrer Geschichte". So wird selbst seine Ablehnung des britischen Dichters wieder zu einer Ruhmespreisung Großbritanniens.

Als zweiten Festvortrag bringen die Publications einen ganz vortrefflichen Essay von Edward Dowden, dessen Werk „Shakespere: His Mind and Art" ja auch in Deutschland viel Verbreitung gefunden hat: „Goethe in Italy". Die Arbeit des englischen Forschers, der uns von seinem älteren Plane eines größeren Werkes über Goethe erzählt, ist um so interessanter, als dasselbe Thema „Goethe en Italie"**) vor einigen Jahren auch von einem französischen Forscher, Théophile Cart, behandelt wurde. Dowden selbst erwähnt das Buch von Cart, wie die auf Goethes Romfahrt bezüglichen Arbeiten von Düntzer, Christian Schuchardt, H. Grimm, Scherer: ergänzend würde noch die ältere Arbeit von Ludwig Hirzel „Goethes italienische Reise"***) und in neuerer Zeit die Vorträge von L. Geiger (Hochstiftsberichte N. F. III, 4) und Karl

*) Vgl. Hochstiftsberichte Jahrgang 1885/86, S. 181—191.

**) Étude biographique et littéraire. Paris 1881. Deuxieme édition. (Librairie Sandoz & Fischbacher.)

***) Basel 1871, Schweighauserische Verlagsbuchhandlung. Öffentliche Vorträge gehalten in der Schweiz. IV. Heft.

Meyer „Goethe und seine italienische Reise“*) zu nennen sein. Von den zahlreichen Aufsätzen in Zeitschriften, wie das hundertjährige Jubiläum der italienischen Reise und E. Schmidts Ausgabe der Reisebriefe und des Tagebuchs sie hervorriefen, hebe ich nur als dauernd wertvoll Th. Trede s inhaltreiche Studie „Goethe in Neapel“ („Münchener Allgem. Ztg.“ 1887, Nr. 61—63) hervor. Dowden giebt einen klaren, die Hauptpunkte scharf hervorhebenden Überblick über Goethes Gesamtentwickelung bis zur italienischen Reise. Während die ältere Dichtung, auch Shakespere, den Kampf des Menschen mit äußeren Verhältnissen schildert, legt Goethe den Kampf lediglich in das Innere des Menschen selbst (Werther, Tasso, Faust, Wilhelm). Die italienische Reise fügt seiner Natur nichts neues hinzu, sie giebt aber den verschiedenen Kräften seines Inneren Einheit und Harmonie. Hier erst bildet sich seine Hingabe an die Sinneseindrücke (to submit patiently to the object and receive from it a pure and true impression) völlig aus. Durch eine Reihe von Belegstellen aus den Tagebüchern und dem Reiseberichte wird dies erhärtet. Indem Goethe die Fähigkeit gewinnt Tasso und Antonio mit künstlerischer Unbefangenheit einander entgegenzustellen, zeigt er, daß in seinem Inneren diese beiden Richtungen zu höherer Einheit sich verbunden haben.

Aus dem „Papers and Reports of Proceedings“, welche Nr. II. der Publications veröffentlicht, hebe ich nur einzelnes hervor. H. Schütz-Wilson leitet mit einer Plauderei über „Goethe and Weimar“ ein, die dem nach Weimar Reisenden sachkundige Führung gewährt. Die Behauptung, daß Goethe nach Italien geflohen sei, um sich von Frau von Stein zu trennen, ist freilich nach der Veröffentlichung des Tagebuchs der italienischen Reise nicht mehr haltbar, so wenig haltbar wie Scherers Faustphantasien nach Veröffentlichung von E. Schmidts Fund geworden sind. Thomas W. Lyster hat eine ausführliche Darlegung von „Scherer's Theory ‚Faust in Prose‘“ gegeben und sich in der Hauptsache dagegen ausgesprochen. „Die neue Melusine“, welche

*) Hamburg 1886, Verlag von J. F. Richter. Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holzendorff. N. F., Erste Serie, 22. Heft.

schon zweimal ins Englische übersetzt wurde, hat Richard Garnett aufs neue und, wie ich meine, sehr glücklich übertragen; die Deutung, welche Lucius und Meyer-Waldeck dem Märchen gegeben haben — der seiner Kraft und Größe bewußte Dichter könne sich nicht in die kleinlich zwergenhaften Verhältnisse als Gatte Friederike Brions zwängen lassen —, weist Garnett zurück; sie hat wohl auch in Deutschland nicht viele Anhänger gefunden. In „Goethe and Calderon" teilt C. H. Herford, der erst vor kurzem den ersten Spuren des Dr. Faustus in England nachgeforscht hat,*) eine hübsche Studie mit, in der er vor allem einen Einfluß Calderons auf „Pandora" nachzuweisen sucht. Während er H. Schuchardts und v. Biedermanns Arbeiten über Goethes Verhältnis zu Calderon rühmend erwähnt, ist ihm Edmund Dorers Schriftchen „Goethe und Calderon"**) unbekannt geblieben. Von Ward, dem Geschichtsschreiber des englischen Dramas, finden wir eine begeisterte Anpreisung des Goetheschen Faust, über dessen Aufsehen erregende Vorführung im Lyceum Theatre (19. Dezember 1885) in 85 englischen Zeitungen Rezensionen erschienen sind. A. Rogers veröffentlicht die Übersetzung von drei Gedichten aus dem Westöstlichen Diwan.

So sehen wir die englische Goethegesellschaft in erfreulichster Thätigkeit begriffen. Möchten wir die ersten vorliegenden Hefte als Bürgschaft begrüßen dürfen, daß nunmehr Goethe und die Goethestudien in England eine ähnliche Heimstätte finden werden wie Shakespere und sein Studium schon über ein Jahrhundert in Deutschland gefunden haben.

Aus England ist uns 1887 durch die Wiederauffindung von Goethes Briefen an Carlyle ein wertvoller Beitrag zur Goethelitteratur gekommen; 1888 ist uns eine ähnliche, wenn auch minder wertvolle Gabe aus Rußland geboten worden: „Goethe und

---

*) In seinem trefflichen Werke: Studies in the literary relations of England and Germany in the sixteenth century. Cambridge 1886 (at the University Press).

**) Gedenkblätter zur Calderonfeier. (Leipzig 1881, Verlag von W. Friedrich).

Uwarow und ihr Briefwechsel".*) Den russischen Unterrichtsminister Graf Sergei Semenowitsch Uwarow (1785—1855) führte schon Strehlkes Briefverzeichnis (II., 334) unter Goethes Korrespondenten an, jedoch ohne über den Briefwechsel bestimmtes angeben zu können. Goethe selbst hat, was dem jetzigen Herausgeber der Briefe entgangen zu sein scheint, in den „Tag- und Jahresheften" zu 1811 erwähnt: „Ouwarows Projekt einer asiatischen Akademie lockte mich in jene Regionen, wohin ich auf längere Zeit zu wandern ohnedem geneigt war." Über diesen höchst interessanten Entwurf des jungen Gelehrten, der eine orientalische Akademie und ein praktisches orientalisches Seminar, wie unsere Reichsregierung seit kurzem eines ins Leben gerufen, in Rußland gegründet sehen wollte, teilt Schmid ausführlicheres mit. Der Plan paßte ganz zu Goethes erst später entwickelten Gedanken über Weltlitteratur; wohl auf seine Veranlassung hat Friedrich Majer in Weimar ein längeres Gutachten über dies Projet d'une Académie asiatique ausgearbeitet. Goethe übersandte es an Uwarow am 17. August 1811 mit dem die Korrespondenz von seiner Seite — Uwarows erster Brief ist vom 15. September 1810 — einleitenden Briefe.**) Goethes lobende Anzeige des ihm gewidmeten Buches von Uwarow über den griechischen Dichter Nonnos (Petersburg 1817) ist in „Kunst und Altertum" I, 3,63 erschienen (in der Hempelschen Ausgabe XXIX, 739). Uwarow, der in Göttingen studiert hatte, später vielfach mit dem Freiherrn vom Stein verkehrte, erscheint auch in diesen Briefen als begeisterter Verehrer deutscher Bildung. Herder und M. Heyne, Fr. August Wolf und Fr. Schlegel haben Einfluß auf seinen Bildungsgang geübt; Goethe erscheint ihm als „die letzte Krone Deutschlands". Wenn aber Uwarow ihm und dem deutschen Geiste Ruhmesworte spricht, so geben sie

*) Mit Erläuterungen von Dr. Georg Schmid. (St. Petersburg 1888, kaiserl. Hofbuchhandlung H. Schnitzdorff.) Sonderabdruck aus der „Russischen Revue" Bd. XXVIII, Heft 2.

**) Ein Brief Goethes vom Dezember 1815 scheint verloren gegangen zu sein; die übrigen sind datiert vom 9. Mai 1814; 28. März 1817; 18. Mai und 21. Dezember 1818; 22. Dezember 1825; Januar 1827; 28. November 1830.

Goethe erwünschten Anlaß seinen „Deutschen zu sagen: daß sie, anstatt sich in sich selbst zu beschränken, die Welt in sich aufnehmen müssen, um auf die Welt zu wirken".

2. Aus der Autographensammlung von Donop.

Mitgeteilt von Professor Valentin.

Durch das freundliche Entgegenkommen des Herrn Kammerherrn Hugo von Donop in Frankfurt a. M. sind wir in den Stand gesetzt, aus seinen Autographen einige Briefe mitzuteilen. An der Spitze steht ein durchaus eigenhändig geschriebener und adressierter Brief Goethes aus der allerletzten Zeit seines Lebens, dessen nahes Ende freilich weder der Inhalt noch die schöne energische Schrift erwarten lassen. Der Brief ist die Antwort auf eine Zusendung des Prinzen Friedrich Carl Alexander von Preußen; dieser hatte an Goethe eine in Neapel gemalte Ansicht der jüngst entstandenen vulkanischen Insel Nerita nebst deren Situationskarte übersandt. Hieran fügen wir einige Briefe, welche mit Goethe in näherem oder entfernterem Zusammenhange stehen. Den Anfang macht ein Schreiben des Malers Johann Conrad Seekatz (1719—1768) in Darmstadt an Goethes Vater. Es führt sehr lebendig in den Verkehr des Künstlers mit dem Herrn Rat, welcher gerne die lebenden Meister beschäftigte, sowie in die für Goethe so wichtige Zeit des Aufenthaltes des Grafen Thorane in Frankfurt a. M. In „Dichtung und Wahrheit" heißt es am Schlusse des dritten Buches, daß Graf Thorane auch nach seiner Rückkehr nach Frankreich die deutschen Künstler weiter beschäftigte: er „schrieb einige Male, sendete Maße und ließ von den mehr genannten Künstlern verschiedenes nacharbeiten". Hier sehen wir noch 1763 Seekatz eifrig bedacht „des Herrn Graffen ihr stück" zu machen. Aus des Herrn Rat Antwort scheint der alte Widerwille gegen den Grafen noch hervorzuklingen, wenn er über den verschobenen Besuch des Malers mit übertriebener Höflichkeit davon spricht, daß er hoffe, „dieser Ehre alsdenn vielleicht theilhaftig zu werden, wenn des Herrn Graffens Stücke fertig seyn wird." Seekatz hat bei seinem Briefe nur die linke Hälfte der gebrochenen

Seite benutzt; auf der rechten ist die Antwort des Herrn Rat geschrieben. Ein zweiter Malerbrief rührt von H. Tischbein her, welcher in seine und Mercks Beziehungen zu Goethe und Karl August einführt und die liebevolle Fürsorge des Künstlers für den jüngeren Bruder darlegt. Der Schreiber des Briefes ist der Hofrat Johann Heinrich Tischbein zu Cassel, der erwähnte „Bruder" dagegen wohl nicht der Freund und Günstling Goethes, da dieser ihn als Neffen des „Vanloo'schen Onkels in Cassel" bezeichnet. Sonst würde gerade die Beziehung zu Lavater, dessen Porträt er gemacht hat, sehr wohl auf Wilhelm Tischbein passen, da er sich ursprünglich vorzugsweise mit dem Porträt beschäftigte und bekanntlich auch Goethes Porträt in Rom gemalt hat. Freilich ist Goethes Vorhersagung über dieses Bildnis nicht ganz eingetroffen: „Es giebt ein schönes Bild, nur zu groß für unsere nordischen Wohnungen. Ich werde wohl wieder dort unterkriechen, das Porträt aber wird keinen Platz finden". In den nordischen Wohnungen hat es allerdings keinen Platz gefunden; dagegen befindet es sich jetzt im Städelschen Institute zu Frankfurt a. M. Und sicherlich würde zu ihm des alten Tischbein Ausspruch passen, daß der junge Künstler kein „bloßer pladter Penßeler" sei. Der folgende Brief von Achim von Arnim hat sein besonderes Interesse in dem Schlusse, sowohl in der Bemerkung über den Eindruck von Goethes „Dichtung und Wahrheit" als auch in der nur allzurichtigen Charakteristik der „Gegenwart". In Frankfurt waren damals die Festungswälle niedergelegt worden; an ihre Stelle traten die „Promenaden", die Stadt war von da an eine offene. Der Brief Wilhelm von Humboldts ist ein Beitrag zu der Durchsicht, die er Goethes „Hermann und Dorothea" gewidmet hat, und mit der seine eingehende Beschäftigung mit diesem Gedichte beginnt. Den Schluß bildet ein Brief aus anderen Kreisen. Bürger schreibt an den Münsterschen Artillerieleutenant Rothmann. Noch am 3. November kennt Bürger Rothmann gar nicht, schreibt an ihn um „unbekannterweise" seinen Schwager schriftlich zu empfehlen. Die Antwort wird freundlich gewesen sein; so erfolgt denn diese Fortsetzung. Inzwischen war Bürgers Töchterchen gestorben, und so bricht der gewaltige Schmerz auch in dem Brief an den doch

*

immerhin noch Fremden in ergreifender Weise hervor. Der Brief ordnet sich in der von Strodtmann herausgegebenen Sammlung „Briefe von und an Bürger“ so ein, daß er hinter Nr. 414 (Bd. II, S. 194) zu stehen käme: Nr. 415 ist ein an demselben Tage geschriebener Brief an den Schwager. Bürger erwähnt darin: „In meiner jetzigen Gemüthsverfassung kann ich zwar wenig und nur verworren an die Geschäfte des Lebens denken, jedoch habe ich Deiner künftigen Einrichtung wegen an den Lieutenant Rothmann geschrieben“. Bemerkenswert ist, wie Bürger in dem Briefe an Rothmann, nachdem er seinem Herzen Luft gemacht hat, doch die Kraft findet den geschäftlichen Teil in vollster Ruhe und Klarheit zu behandeln.

Als besonderen Schmuck können wir eine phototypische Nachbildung der Todesanzeige Goethes beigeben: sie ist einem im Besitze des Herrn Kammerherrn von Donop befindlichen Originale nachgebildet. In der „Deutschen Dichtung“, herausgegeben von Franzos, ist in dem am 1. Januar ausgegebenen Hefte zum Schlusse gleichfalls eine Facsimile dieser Anzeige gegeben. Es kann dies nicht berechtigen unsere bereits im Dezember hergestellte Nachbildung unsern Mitgliedern vorzuenthalten: wir freuen uns vielmehr dieses Zusammentreffens, welches den Wert der Nachbildung für alle Freunde Goethes nur um so nachdrücklicher kennzeichnet.

a) Brief Goethes an den Prinzen Friedrich Carl Alexander von Preußen.

Der Briefumschlag trägt die Adresse:

Dem durchlauchtigsten
Fürsten und Herren,
Prinzen Friedrich Carl
Alexander
Königliche Hoheit

nach
Berlin.

Der Poststempel lautet: Weimar 20. Jan. 1832.

Der Umschlag zeigt das noch unverletzte Siegel, über welchem von Goethes Hand die Buchstaben J. W. v. G. stehen. Durch

sie geht der durch das Aufmachen bewirkte Riß. Der Brief selbst, auf vierseitigem großen Quartformat, lautet:

Durchlauchtigster Prinz,
Gnädigster Fürst und Herr!

Ew. Königliche Hoheit haben meinen Eintritt in das neue Jahr durch ein einziges Fest zu eröffnen geruht, indem Höchstdieselben mich zu dem seltensten Feuerwerk einzuladen die Gnade hatten.

Gesteh ich gerne daß ich mir längst gewünscht dieses merkwürdige Naturereigniß unserer Tage mit Augen zu sehen. Denk ich nun gegenwärtig, bey Erblickung des sehr [Seite 2] bedeutenden Bildes: daß Höchstdieselben, es anscheinend, zugleich meiner und meines leidenschaftlichen Antheils an dergleichen Phänomenen Sich erinnern und den Schluß fassen mögen mich dadurch zu beglücken, so giebt mir dieser schreckenerregende Anblick zugleich das anmuthigste Gefühl von Hochster [so!] Gunst und einem entschiedenen gnädigen Wohlwollen.

[Seite 3] Ew Königliche Hoheit überzeugen Sich daß mein verpflichteter Dank sich der überraschenden köstlichen Gabe, so innig als schuldig gleichzustellen trachtet, und so unabläßig wirksam in mir bleiben wird, als die Verehrung, mit welcher ich mich hier im reinsten Sinne unterschreiben darf:

Ew Königlichen Hoheit

Weimar,
d. 19. Januar
1832.

unterthänigster Diener
JWvGoethe.

b) Johann Conrad Seekatz an den Kais. Rat Goethe.

Äußere Adresse:

A Monsieur
Monsieur Goethe
Conseiller actuel de Sa M:
Imperiale
a
franco Frankfurt.

**

Hoch Edel Gebohrner
Mein Hoch zu Ehrenter
Herr

Es hat uns hertzlich erfreut wie wir von H Diene vernommen haben, daß Sich Ev: Hoch Ed Gebohr benebſt werthe Famiel in allem Erwünſchen Wohlſeyn befunden, weilen wir ſo lange nichts von Ihnen gehört, wir ſindt Gott ſeys gedank auch wohl, nun beklage daß meinem Verſprechen nicht nachkommen kann daß [S. 2] Vergnügen zu haben Ev: Hoch Ed die Meſſe zu ſehen und denſelben meine Aufwartung zu machen in dem ich mich an des Hrr Graffen ihr ſtück machen muß, ich bin nun ſehr nett mit dem Ihrigen ſtücke ferdig ſobald als ſie trucken ſindt, werde dieſelbe mit dem Hoffman überſchicken, ich hoffe Ev: Hoch Ed werden ein Vergnügen daran haben in dem mir viele Miehe geben, ich wie auch meine Frau entpfehlen uns benebſt unſeren großen Compl an Hochwerthe Frau Liebſte und liebe Kinder und verharre Zeit Lebens mit der größten Hochachtung

Ew. Hoch Edel Gebohren
Darmstatt — Dero gehorſambſter
d 20. Septer — Diener
1763. — J: C: Seekatz.

c) Kaiſ. Rat Goethe an J. C. Seekatz.

Frankfurth d 25ten Sept.
1763.

Ew: Hoch Ed. ſind immerfort ſo höflich und nehmen Antheil an unſerm Wohlſeyn, und wir erwiedern ſolches, mit dem ſüſeſten Vergnügen, da wir auf das neue den Nahmen unter dieſem Brief erblicken, und uns daher die erfreuliche Vorſtellung machen können, daß Sie einer völlig guten Geſundheit hinwiederum, durch die Gnade Gottes, theilhafftig worden ſind, welche der liebe Gott lange hin, befeſtiget bleiben laſſen wolle. Jedoch bedauern wir, daß Ew. Hoch Ed. uns nicht [Seite 2] dieſe Meſſe mit ihrer ſchätzbaaren Gegenwart beglücken wollen, anbey hoffende: dieſer Ehre alsdann vielleicht theilhafftig zu werden, wenn des Herrn Graffens Stücke

fertig seyn wird, dessen Hand-Zeichnung ich bestens empfehle. Anjetzo aber meinen gefertigten beyden Stücken und dem Hoffmann, der sie überbringen soll, mit Verlangen entgegensehe.

Hierbey gehende Rechnung, ist uns zu bezahlen, zugestellet worden. Da aber die Waare zu Dero Frau Liebste allhier verfertigte Andrienne angewendet worden, so frage ich an: ob ich die vier Gulden auslegen soll, womit die Ehre habe unter höflichster Salutation an die liebe Ehegattin, und Umfassung des niedlichen Seekätzgens ohnabänderlich zu beharren

Dero
ergebenster Diener
Goethe.

d) H. Tischbein an den Kriegsrat Merck.

Äußere Adresse:

An
den Herrn Kriegs Rath Merck
zu
frey. Darmstadt.

Siegel: T in einem Lorbeerkranz.

Liebster Herr und Freund!

Bis Freytag als den 12ten dieße gehet die Post nach Weimar und den sollen die Gemälde hin reißen, ich will Sie an den Herrn Geheimten Rath Goethe adressiren, und ihm schreiben das es auf ihre ordre geschähe, und auch bitten die Bilder Ihnen zuzuschicken, wollen Sie nun so gütig seyn und an den Hertzog oder an den H. Gehei: R. Goethe schreiben so wird ihr Brief Just ankommen wenn die Gemälde da sind, ich freue mich recht das Sie die stücke besehen wollen, ich hoffe Sie sollen Ihnen gefallen, ohne meinen Bruder zu loben, so muß ein Jeder bekennen das die Bilder mit vielem Geist gemalet sind, die Zeichnungen habe dem H: Brüere vor einigen Tagen mitgegeben, welcher Sie Ihnen zu stellen wird, es sind 13 stücke, und ein Kupffer stück welches nach dem portrae des H: Lavater gestochen ist, Seyn Sie so gütig und sehen zu das Sie meinem Bruder in seinem studiren

in der Kunst unterstützen können; Sie werden an denen Gemälden sehen das Sie Ihre Güte und Freundschaft nicht an einen bloßen gladten Penßeler verschwendet haben, Ihre liebe zur Kunst verschichert mich das Sie gerne thun werden was Sie vor einem Jungen Künstler welcher mit gantzer Seele vor die Kunst ist nur thun können, leben Sie wohl und behalten den lieb der sich Zeit lebens nennet

Dero
Ergebener Freund und
Diener
H. Tischbein.

Cassel,
d 9ten April
1782

e) Achim von Arnim an Dr. Riemer.

Äußere Adresse:
An
Herrn Dr. Riemer
Wohlgb.
Im Hause
des H. Geh.
von Göthe.
zu
frey.
Weimar.

Poststempel,
26. November
1811.

Frankfurt d. 23. Nov
1811.

Lieber Riemer. Eben erhalte ich von Savigny aus Berlin die Nachricht, daß er schon vor beynahe drey Monaten den Pelzmantel meiner Frau unter Ihrer Adresse nach Weimar gesendet habe, bey der Nähe unserer Reise und der starken Winterkälte bitte ich Sie recht dringend, verehrter Freund, die kleine Mühewaltung zu übernehmen, nach diesem Pakete in der Post nachzufragen und wenn es dort sich nicht vorfindet mir ein Zeugniß zu senden, daß kein Paket der Art Ihnen von der Post übergeben worden sey, damit ich meine Ansprüche bey der Post in Berlin geltend machen kann, findet es sich aber vor, so bitte ich recht

dringend, es mit dem nächsten Postwagen hieher zu senden unter der Adresse abzugeben bey H. Franz Brentano, Sandgasse, goldne Kopf, jede Auslage dafür soll sogleich berichtigt werden. Sie können sich denken daß wenn Göthes Leben überall unzählige Leser findet, es hier besonders aus Hand in Hand geht, mein Exemplar ist fast verlesen und ich weiß nun woher die Nebenbedeutung dieses Wortes kommt; ein jeder heftet seine eignen Erinnerungen daran, mancher ausgelassene Name wird verrathen und die Zeiten verglichen. Wehe da der Gegenwart! Die Eingänge und Umgebungen der Stadt sind heitere Gärten, aber im Innern weiß jeder, wo es ihr und wo es ihm fehlt — keiner sieht zutraulich aufs nächste Jahr.

Viel Grüße von meiner Frau, vertheilen Sie davon jedem, dem sie lieb sind.

Verzeihen Sie, wenn ich Sie bemühe, entschädigen Sie sich d[Siegel]e Aufträge, treulich wie Sie es wissen

Ihr ergebenster
Achim Arnim.

f) W. von Humboldt an Buchhändler Vieweg in Berlin.

Ich sage Ew. Wohlgeb. den gehorsamsten Dank für die mir gütigst mitgeteilten zwei Bogen des Götheischen Gedichts. Ich habe mich sehr gefreut, sie gleich fehlerfrei, als die vorigen zu finden, und je mehr man jetzt von dem Ganzen zusammen sieht, desto besser macht sich auch der Druck, so daß er mir, wie ich gern gestehe, nunmehr weit besser, als anfangs, gefällt.

Von den überschickten Aenderungen sind nicht alle mehr zu benutzen gewesen. Göthe äußert, ob sie nicht die, welche jetzt nicht aufgenommen werden konnten, in der neuen Ausgabe mit lateinischen Lettern brauchen wollten, u. ich hielte dieß für ganz schicklich.

Es wäre mir sehr lieb, wenn Sie mir jetzt am 1ten (Dieß ist gerade ein Posttag in Berlin) das alsdann von Hermann fertig Abgedruckte gütigst hieher senden wollten. Es ist dieß der letzte Termin, an dem mich ein Brief hier antrifft. Der Ueber-

reſt könnte mich hernach in Wien finden, da Sie unſtreitig bis Ende Augusts, als wie lange ich in Wien bleibe, mit dem Ganzen fertig werden. Ich hoffe noch immer gewiß, ſobald ich alles beiſammen habe, für die Horen oder die Lit. Zeit. etwas darüber zu ſchreiben. Zeigen thue ich es ſchlechterdings niemanden.

Meine Frau empfiehlt ſich mit mir Ew. Wohlgeb. und Ihrer Frau Gemahlin, und ich verbleibe auch mit der aufrichtigſten Hochachtung

Ew. Wohlgeb.

gehorſamſter
Humboldt.

Haben Sie die Güte, mir künftig bloß H. v. H. dem Aelteren zu ſchreiben, da ich meine ſonſtigen Titel jetzt bei Seite gelegt habe.

g) Bürger an Rothmann (Münſterſcher Artillerielieutenant).

Wollmersh. den 17ten Decbr. 1777.

Mein theuerſter Rothmann

Es iſt in dieſen Tagen ein Schmerz über mich gekommen, der bisher meinem Herzen ganz fremd war. Sie, mein lieber, können ihn, bevor ſie ein glücklicher Vater geworden ſind, nicht faſſen, und ich bin unvermögend, ihn in irgend eine Sprache zu überſezen. Ich hatte ein liebenswürdiges Kind von dritthalb Jahren, ein Mädchen, ſchön wie eine aufblühende Roſe, von Anlagen des Geiſtes und Herzens, die mich oft bis zum Taumel entzückten, ein Kind voll liebender Schmeicheleyen, ein Kind — o ſchmerzliche Erinnerungen laßt mich loß! — Kurz, mein lieber Rothmann, dies Kind iſt mir vor wenig Tagen an einem heimlichen Fieber, Gott weiß! woher es kam? — durch den Tod entriſſen und mit ihr iſt die ungleich größere Hälfte meines Herzens dieſer Welt abgeſtorben. Es war mein einziges Kind, und in Stunden, da ich mit der ganzen Welt, ja mit mir ſelbſt unzufrieden war, freute ich mich dieſes Kindes, welches ſelbſt Blutfremde, und hinter meinem Rücken, einen Engel nannten. Wenn mir nun noch zwanzig Kinder prophezeyet würden, ſo kann dennoch mein Herz ſich nicht zu der Hoffnung erheben, daß unter allen nur eins dieſen Verluſt erſetzen werde. —

Doch mir ſinket die Hand, die Geſchichte der Wemuth zu reden. —

Ihren letzten lieben Brief hätte ich eher beantwortet, wenn dieſer traurige Zufall mich nicht zu allen weltlichen Geſchäften unfähig gemacht hätte. Ob er nun wohl den herzlichſten weitläufigſten Dank, den Ihnen jedoch mein Herz giebt, auch in Worten verdient, ſo muß ich mich doch für heute kurz faſſen. Nach Ihrem mir gütigſt entworfenen Überſchlage braucht mein Schwager monathl. 1 Louisd'or Zubuße. Den ſoll und muß er haben, auch ſoll es an dem 1 *Thl.* nicht fehlen, der noch überdies zu ſeinem Frommen dienen mag. Heißen Sie ihn nur immer desfals ſich an mich wenden; denn ich will Sorge für ihn tragen. Für die erſte Nothdurft hat er etwas Geld mitbekommen. Ich weiß nicht, wie weit ſolches reichen wird, indem ich nicht weiß, wie viel ihm ſein Aufenthalt in Bückeburg und die Reiſe gekoſtet haben mag. Sobald er mir deshalb ſchreiben wird, ſoll zu ſeiner Nothdurft das weitere erfolgen. Rathen Sie ihm von unnöthigen Ausgaben und ſonderlich einer oft übelverſtandenen und falſch angewendeten Generoſität, zu der er viel Hang hat, ab. Denn er iſt gleich im Stande, Gulden und Thaler hinzugeben, wo er mit 4 gg. abkommen könnte. Zwar iſt dies oft nur liebenswürdige Schwachheit, aber es iſt und bleibt doch immer Schwachheit, ja unter manchen Umſtänden ſogar Fehler und Untugend. Übrigens kann ichs Ihnen, meinem Herzensfreunde und ſeinem wohlwollenden Wohlthäter, nicht bergen, daß er Neigung zum Spiel hat. Ich ſpiele zwar auch gern, aber dennoch habe ich ihm unter Vorſtellung der triftigſten Gründe gänzlich davon abgerathen und er hat mir ehrlich mit Hand und Mund zugeſagt, ſich deſſen zu enthalten. Da ich aber weiß, wie ſehr einen dennoch dieſe Leidenſchafft, bey dem kleinſten Anlaße, oft wider Willen hinreißen kann, und der Knabe gewöhnlicher Weiſe unglücklich zu ſpielen pflegt, ſo wünſchte ich mein lieber, daß Sie meine Warnung recht oft bey ihm erneuern möchten. Sein ſonſt gutes und folgſames Herz, da er Sie überdies mit viel Enthuſiasmus hochſchäzt, wird dieſe Warnungen nicht vergeblich ſeyn laſſen.

Leben Sie wohl, mein Beſter, und wenn Sie nichts beſſeres zu thun haben, ſo erfreuen Sie mich recht oft mit Ihren warmen treuherzigen Briefen.

Ganz der Ihrige
G. A. Bürger.

Sollte mein Schwager ſchon nach Münſter abgereißt ſeyn, ſo ſind Sie ja wohl ohne meine Bitte ſo gütig, beyliegende Briefe nachzuſchicken.

IV. Einsendungen.

In der Zeit vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1888 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek übersendet. Den Herren Einsendern sei hierfür an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausch gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, bezw. Verein, Schule u. s. w. Eine große Anzahl, besonders naturwissenschaftlicher Schriften verdanken wir der Güte des Herrn Professor Dr. H. Lange in Berlin.

Theologie.

*Evangelisches Montagsblatt für Stadt und Land, herausgegeben von G. Henrici 1888, 3 Hefte.

Pädagogik.

*Pfleiderer, O., Die erzieherische Aufgabe der christlichen Naturvölker an der nichtchristlichen Menschheit.

*Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. Organ für die Gesamtinteressen des Erziehungswesens. Herausgegeben von Dr. Friedr. Bartels. 62. Jahrg. 1888. Geschenk des Herrn Prof. Dr. Nover in Mainz.

*Zehnter Jahresbericht des Vorstandes des Vereins für Volkserziehung in Augsburg über seine Thätigkeit vom Oktober 1887 bis Oktober 1888.

*Müller, Moritz sen, Über die Idee der Wiedergeburt des Menschen, die Geschichte der Menschheit und ihre diesseitige wie jenseitige Zukunft; mit besonderer Beziehung auf Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts". Leipzig 1889.

Geschichte.

*Hansische Geschichtsblätter. Herausgegeben vom Verein für Hansische Geschichte. Jahrgang 1886. Leipzig 1888. Geschenk des Herrn Hauptmann Eggers in Stade.

*Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte. 17. Band. Kiel 1887. Desgl.

Dasselbe 18. Band 1 Heft. Kiel 1888. Desgl.

*Zeitschrift des Vereins für Hamburgische Geschichte. Neue Folge. 5. Band 2. Heft. Hamburg 1888. Desgl.

*Mittheilungen des Vereins für Hamburgische Geschichte. Herausgegeben vom Vereins-Vorstand 10. Jahrg. 1887. Hamburg 1888. Desgl.

*Wichmann, E. H., Grundmauern und Bauriſſe, welche in der Baugrube des neuen Rathauſes und des Börſenanbaues in Hamburg gefunden ſind. Mit einem Grundriß. Hamburg 1888. Desgl.

*Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen, herausgegeben unter Leitung des Vereins-Ausschusses. Jahrg. 1887 und 49. Nachricht über den historischen Verein für Niedersachsen. Hannover 1887. Desgl.

*Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 53. Jahrg. Schwerin 1888. Desgl.

†Zeitschrift der historischen Gesellschaft für die Provinz Posen herausgegeben von Dr. Rodgero Prümers. 3. Jahrgang. Posen 1887 und 1888.

*France, Alsace and Lorraine. London 1870.

*Schneider, J., Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Nach örtlichen Untersuchungen dargestellt. Heft 6. Düsseldorf 1888.

*Rohles, H., Die orientalische Pest. Eine historisch kritische Studie. Wien 1879.

Kunst.

*Valentin, Veit, Über Kunst, Künstler und Kunstwerke. Mit Illustrationen. Frankfurt a. M., Rütten & Loening 1889.

*Küsthardt, Fr., Apostelbalken und Triumphkreuz. Mit Abbildungen.

Litteratur.

*Koch, Max, Was kann das deutsche Volk von Richard Wagner lernen? Litterarische Volkshefte No. 8. Berlin 1888.

*Thomas Carlyles Works. London: Chapman and Hall, 19 vol. Geſchenk des Herrn Prof. Dr. K. Damman in Birmingham.

*Broeſel, Wilh., Kundry in Richard Wagner's „Parſifal"; in No. 31/35 des Muſikal. Wochenblatts 1888.

*Maercker, F. A., Kaiſer Wilhelms II. Romfahrt. 2 Sonette.

*Chruſen, Zwei Kaiſergräber. Ein Weihe-Lied. Heidelberg 1888.

*Bredow-Goerne, Adele Gräfin von, Der Lauf der Welt, Luſtſpiel in 1 Act.

Dieſelbe, Gute Freunde, Dramatiſcher Scherz in 1 Act.

*Müller, R., Montecci. Ein Trauerſpiel in 5 Aufzügen. Leipzig.

*Reinfels, H. von, Kapitulirt. Luſtſpiel in einem Aufzug. Leipzig.

*Maſchen, Fried., Goethes Reiſen. 2. Teil. Reichenberg 1888.

*Friſch, Die Manuſcripte und Autographen der Berliner Bibliothek zur neueren deutſchen Litteratur. Sep.-Abdr. aus der Ztſchr. f. vergl. Litteraturgeſchichte ꝛc. 1889. Geſchenk des Herrn Prof. Dr. M. Koch.

*Sybel, L. von, Heinrich Meyer: Kleine Schriften zur Kunſt. Herausgegeben von Paul Weizſäcker. Sep.-Abdr. aus d. Ztſchrſt. für vergleichende Litteraturgeſch. 1888. Geſchenk des Herrn Prof. M. Koch.

*Biedermann, Goethes productive Kritik. Leipzig. Ztg., Wiſſenſch. Beil. No. 128. 1888.

*Biedermann, Der alte Goethe im jungen. Daſ. No. 93. 1887.

* „ Ein Fauſterklärer und ſeine Kritiker. Daſ. No. 14. 1888.

* „ Das Goethejahrbuch von 1888. Daſ. No. 45. 1888.

* „ Hagedorn ein Vorbild Goethes. Daſ. No. 82. 1885.

Sprachwiſſenſchaft.

*Schmid, Wilh., Der Atticismus in ſeinen Hauptvertretern von Dionyſius von Halikarnaß bis auf den zweiten Philoſtratus. Bd. 1. Stuttgart 1887. Geſchenk der Kgl. Univerſitätsbibliothek zu Tübingen.

*Zille, Moritz, Virgils Aeneide. 4. Buch. Schulſchrift. Leipzig 1865.

*Riegel, Hermann, Ein Hauptſtück von unſerer Mutterſprache. Geſchenk des Deutſchen Sprachvereins.

Heilkunde.

*Pfeufer, K., Zum Schutze wider die Cholera. Heidelberg 1854.

Beſchreibende Naturwiſſenſchaften.

*Schneider, Osc., und Leder, Hans, Beiträge zur Kenntniß der kaukaſiſchen Käferfauna. Brünn 1878.

*Pringsheim, N., De forma et incremento stratorum crassiorum in plantarum cellula observationes qnaedam novae. Berlin. Diss. 1848.

*Luerssen, Chr., Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Farn-Sporangien. Leipzig. Habilitationsschrift 1872.

*Schenk, Zur Kenntniß der geschlechtlichen Fortpflanzung der Gattung Vaucheria.

*Reale istituto Lombardo di scienze e lettere. Classe di scienze matematiche e naturali. Rendiconti vol. 1, fasc. 5. Milano 1864.

*Kienitz-Gerloff, Beiträge zur Entwickelungsgeschichte des Lebermoos-sporogoniums. Berlin. Diss. 1873.

*Warming, E., Bidrag til Kundskaben om Lentibulariaceae. 1874.

*Schneider, Osc., Vorläufiger Bericht über die im Laufe des Sommers 1875 in Transkaukasien ausgeführten Reisen. Aus den Sitzb. der naturwiss. Ges. „Isis" zu Dresden.

*Schmitz, Fr., Beobachtungen über die Entwickelung der Sproßspitze der Phanerogamen. Haller Habilitationsschrift. 1874.

*Warming, E., Om Rödderne hos Neottia nidus avis Lin. Meddelt i Mödet den 17. Dec. 1873.

*Uhlworm, O., Beiträge zur Entwickelungsgeschichte der Trichome mit besonderer Berücksichtigung der Stacheln. Leipzig. Dissertat. 1873.

*Huisgen, Fr., Untersuchungen über die Entwickelung der Placenten. Bonner Diss. 1873.

*Setzner, Bericht über die Thätigkeit der entomologischen Sektion der Schlesischen Gesellschaft im Jahre 1872.

†Sitzungsbericht der Gesellschaft Naturforschender Freunde zu Berlin. 1874. April.

*Schmidt, Osc., Über Coccolithen und Rhabdolithen, aus dem 62. Bde. der Sitzb. d. K. Ak. d. Wiss. 1. Abt. Dec.-Heft.

*Seyritsch, J., Beiträge zur Kenntniß der Laboulbenien, aus dem 68. Bde. der Sitzb. der K. Ak. d. Wiss. 1 Abt. Oct.-Heft 1873.

*A. de Bary, Protomyces microsporus und seine Verwandten.

*B., Offner Brief an den Herrn Prof. Dr. E. Häckel. Berlin 1874.

*Pringsheim, Über die Keime der Charen. Monatsber. der Berlin. Akad. 28. Apr. 1862.

*Herman, O., A Magyar Halászat Könnyve, Budapest 1887. 27 u. 28 Kötet.

*Simonkau, Lajos, Enumeratio florae Transsilvanicae vesculosae critica Ex mandato societatis scientiarum naturalium regiae Hungaricae. Budapest 1886.

*Mathematiſche und Naturwiſſenſchaftliche Berichte aus Ungarn. Mit Unterſtützung der Ungariſchen Akademie der Wiſſenſchaften und der Kön. ungar. Naturwiſſenſchaftl. Geſellſchaft, herausgegeben von Rob. Baron Eötvös, Julius König, Joſ. v. Szabó, Rob. v. Szily, Karl v. Than. Redigirt von J. Fröhlich. 4. u. 5. Band. Budapeſt u. Berlin 1885—1887.

*Daday de Deés, Eug., Crustacea Cladocera Faunae Hungaricae. E commissione regiae societatis Hungaricae scientiarum naturalium Budapest 1888.

†Bericht über die Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M. 1888.

*Mueller, Frhr. F. von, Considerations of phytographic expressions and arrangements. Extraprint from the proceedings of the Royal Society of New South Wales 1888.

Phyſik.

*Slaby, Ad., Über die Bewegung eines ſchweren Punktes auf einer rotirenden Bahn. Jenenſ. Diſſ. 1873.

*Wiedemann, E., Über die elliptiſche Polariſation des Lichtes und ihre Beziehungen zu den Oberflächenfarben der Körper. Aus Poggendorfs Annalen der Phyſik u. Chemie. 1874.

*Grad, Charl., Observations snr la température des mers de France. 1875.

Chemie.

*Berichte der deutſchen Chemiſchen Geſellſchaft zu Berlin. 1872.

*Sachſſe, R., Über einige chemiſche Vorgänge bei der Reinigung von Pisum Sativum. Leipzig. Habilitationsſchr. 1872.

*Biſchoff, K., Über die Einwirkung der Blauſäure auf verſchiedene Verbindungen. Berl. Diſſ. 1872.

Aſtronomie.

*Kremſer, V., Die Bahn des zweiten Kometen von 1879. Bresl. Diſſ. 1883.

Geographie.

*Niederlein, G., Einige wiſſenſchaftliche Reſultate einer argentiniſchen Expedition nach dem Rio-Negro (Patagonien).

*Krone, Herm., Der Ozean. 2 Vorträge. Dresden.

*Murchison, R., On the relative powers of glaciers and floating icebergs in modifying the surface of the earth. London 1864.

*Polakowsky, H., Der Panama-Kanal und der geographiſche Kongreß zu Paris. 1880.

*Engelhardt, P., Über das Gebiet des Luheflusses in der Lüneburger Haide. Rostocker Diss. 1879.

*Kersten, Umwanderung des Todten Meeres im Frühjahr 1874.

*Renner, Karte von Palästina.

*Schneider, Osc., Über die Notwendigkeit und Einrichtung geographischer Schulsammlungen. Berlin 1877.

*Bericht über das XI. Vereinsjahr, erstattet vom Vereine der Geographen an der Universität Wien. 1886.

*Volkmar, E., Atlas Universal. Edición para la república Argentina, precedida de un prólogo del prof. Dr. Henry Lange. Leipzig und Hamburg 1888.

*Petermann, A., Karte des Amerikanischen Kriegsschauplatzes. No. 2. Baltimore bis New-York.

Ethnographie.

†Fünfzehnter Bericht des Museums für Völkerkunde in Leipzig 1887. Leipzig 1888.

*A. B., La race Prussienne par Quatrefages. Separatabdr. a. d. Ztschr. f. Ethnologie 4. Jahrg. Berlin 1872.

Volkswirtschaft und Statistik.

*Wasserrab, Karl, Preise und Krisen, Volkswirtschaftliches aus unsern Tagen. Eine von der staatswissenschaftl. Fakult. der Univ. München gekrönte Preisschrift. Zugleich eine Einführung in nationalökonomische Studien für Beamte und Kaufleute. Stuttgart, Cotta. 1889.

*Walker, G., Die Finanzen der Vereinigten Staaten von Nordamerika nach dem Kriege. Berlin 1865.

*Fünfzehnter Bericht über die Wirksamkeit der Kaiser Wilhelms-Stiftung für deutsche Invaliden f. d. Jahr 1886. Berlin 1887.

*Maestri, Pierre, Rapport soumis à la Junte Organisatrice sur le programme de la VIme session du congrès international de statistique, Florence 1867.

Programme etc. von Akademien.

*Academische Behörden, Personalbestand und Vorlesordnung an der k. k. Leopold Franzens-Universität zu Innsbruck im Winter-Semester 1888—89. Innsbruck 1888.

*Escuela nacional de artes i oficios de Santiago distribucion de los premios 1864. Santiago 1865.

*Zehnter Jahresbericht des Dr. Hochschen Conservatoriums für alle Zweige der Tonkunst zu Frankfurt a. M. 1888.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1888.

A. Neu eingetreten.

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 6.—; Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Frau Alharda Andreae, hier.
2. Carl F. Autenrieth, Kaufmann, hier.
3. Frau Eleonore Badmann, Wwe., hier.
4. Adolf Bangel, Kaufmann, hier.
5. Richard Baring, Kaufmann, Höchst a. M.
6. Fräulein Mathilde de Bary, hier.
7. Christian Wilhelm Berghoeffer, Dr., Bibliothekar, hier.
8. C. Heinrich Th. Birkenstock, Kaufmann, hier.
9. Sigmund Blank, Kaufmann, hier.
10. Carl Blümlein, cand. prob., hier.
11. Fräulein Josephine von Boltog, Stiftsdame, hier.
12. Frau Elisa Bonn, hier.
13. Richard Brosien, Dr. jur., Kaiserl.-Bank-Assistent, hier.
14. Frau Dr. Clara von Brüning, hier.
15. Jacob Burghold, Privatier, hier.
16. Carl Coester, Kaufmann, hier.
17. Adolf Cornill, Dr. phil., hier.
18. Fräulein Helene Correll, Privatière, hier.
19. Carl Cuno, Kaiserl. Postbaurat, hier.
20. Anton Dahlem, Referendar, hier.
21. Wilhelm Daur, Fabrikant, Höchst a. M.
22. Franz Arnold Dehe, Kaufmann, hier.
23. Frau Rosa Derenburg, hier.
24. Wilhelm Dienstbach, Kaufmann, hier.
25. Fräulein Auguste Elbers, hier.
26. Frau Jenny Erlanger, Wwe., Rentière, hier.

*

27. Frau Rosalie Essinger, hier.
28. Fräulein Julie Ficus, Lehrerin, hier.
29. Louis Finck, Maler, hier.
30. Frau Marie Fischer, hier.
31. Pius Fischler, Kaufmann, hier.
32. Frau Johanna Fleischmann, hier.
33. Prof. Max Heinrich Johann Flesch, Dr. med., hier.
34. Bernhard Frenkel, hier.
35. Theodor Fritze, Referendar, hier.
36. Louis Goltz, Oberstleutenant, hier.
37. Jakob Wilhelm Görich, Bildhauer, hier.
38. L. Grawe, Dr. phil., Lehrer, Bockenheim.
39. Chr. Grimm, Dr. phil. Lehrer, hier.
40. Frau Mathilde Gutberlet, Schulinspektors-Wwe., hier.
41. Paul Gustav Haag, Graveur, hier.
42. Frau Emilie Haas, Wwe., hier.
43. Jacob Hahn, Lehrer, hier.
44. Alexander von Hamm, Kaiserl. Russ. Vice-Consul, hier.
45. Eugen Hartmann, hier.
46. Carl Hasse, Kaiserl. Bank-Assistent, hier.
47. Carl Heerdt, Kaufmann, hier.
48. Moritz Heertz, Referendar, hier.
49. Casimir Heintz, Privatier, hier.
50. Carl Heinz, Kaufmann, hier.
51. Carl Hermann, Lehrer, hier.
52. Georg Herter, Dr. med., Oberstabsarzt, hier.
53. Frau Anna Hinrichs, Wwe., hier.
54. Wilhelm Hippenstiel, Dr. phil., cand. prob., hier.
55. Louis Hirschhorn, Privatier, hier.
56. Adolf Hoeffler, Maler, hier.
57. Philipp Hoff, Privatier, hier.
58. Georg F. C. Hoffmann, Kaufmann, hier.
59. Heinrich Hoffmann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, Arzt, hier.
60. Heinrich von Horn, cand. prob., hier.
61. Julius Hummell, Oberstleutenant z. D. hier. (Mk 7.)
62. Hermann Jacoby, Kaufmann, hier.

63. Louis Jaſſemin, Profeſſor, hier.
64. Frau Henriette Joſephthal, hier.
65. Eduard Jungmann, Kaufmann, hier.
66. Julius Katz, Kaufmann, hier.
67. Auguſt Franz Leonhard Kayſer, Ingenieur, hier.
68. Wilhelm Kayſer, Privatier, hier.
69. Fräulein Fides Keller, Konzertſängerin, hier.
70. Emil Kirberger, Dr. med., Arzt, hier.
71. Chriſtian Kleinſchmidt, Kaufmann, hier.
72. George Kling, Privatier, hier.
73. Jacob Kloos jun., hier.
74. Benno Klopfer, Baukdirektor, hier.
75. Fräulein Marie Klump, Lehrerin, hier.
76. Jean Knauer, Buchdruckereibeſitzer, hier.
77. Carl Koch, Ingenieur, Bockenheim.
78. Fräulein Clotilde Koch, Privatière, hier.
79. Fritz Koch, Kaufmann, hier.
80. Fräulein Anna Köhnlein, hier.
81. Wilhelm König, Privatier, hier.
82. Feodor Körber, Privatier, hier.
83. Michael Kolb, Photograph, hier.
84. Fräulein Agnes Krebs, hier.
85. Friedrich Krebs, Fabrikant, hier.
86. Martin Kupfer, Kaufmann, hier.
87. Franz Laenger, Architekt, hier.
88. Emil Lang, Architekt, hier.
89. Heinrich Lange, Lehrer, hier.
90. Chriſtian Langsdorf, Dr. phil., Gymnaſial-Oberlehrer, hier.
91. Frau Dolce Lehmann, Wwe., Privatière, hier.
92. Rudolph Leipprand, Direktor des Handelsmuſeums, hier.
93. Johann Thomas Leuchs, Kanzlei-Inſpektor a. D.
94. Julius Levinger, Kaufmann, hier.
95. Hermann Lewin, Regierungs-Baumeiſter, hier.
96. Salomon Levy, Kaufmann hier.
97. Leopold Lichtenſtein, Kaufmann, hier.
98. Fräulein Antonie Lindner, hier.

99. Peter Lincker, Dr. jur., Amtsgerichtsrat, hier.
100. Heinrich Lion, Kaufmann, hier.
101. Wilhelm Loewenstein, Referendar a. D., hier. (Mk. 7.)
102. Leo Loewenthal, Dr. med., hier.
103. Franz Lönholdt, Architekt, hier.
104. Jacob Lorsch, Privatier, hier.
105. Frau Gustav Mayer, hier.
106. Martin Mayer, Dr. jur., Gerichtsassessor, hier.
107. Wilhelm M. Mayer, Gesanglehrer, hier.
108. Philipp Merz, Lehrer, hier.
109. F. W. Meyer, Mühlenbesitzer, Hameln.
110. Fräulein Therese Meyerowicz, Vorsteherin im Mädchenstift, hier.
111. Heinrich Georg Michaelis, Porträtmaler, hier.
112. Josef Mosbacher, Kaufmann, hier.
113. Carl Müller, Dr. phil., Gymnasiallehrer, hier.
114. Carl Müller, Musikdirektor, hier.
115. Friedrich Müllerklein, Kaufmann, hier.
116. Daniel Oppenheim Wechselmakler, hier.
117. Leo Oppenheim, Kaufmann, hier.
118. Fräulein Bertha Oppenheimer, hier.
119. Oscar Oppenheimer, Dr. med., Arzt, hier.
120. Ferdinand Orth, Dr. phil., Gymnasiallehrer, hier
121. Frau Luise Osterwald, Wwe., hier.
122. Fräulein Bertha Pappenheim, hier.
123. Carl Pauli, Realgymnasiallehrer, hier.
124. Frau Rosa Pecare, Privatière, hier.
125. Wilhelm Peters, Dr. phil., hier.
126. Ernst Meyer Pflug, Kaufmann, hier.
127. Hubert Porzelt, Privatier, Bockenheim.
128. Jacob Posen, Sensal, hier.
129. Friedrich Priester, Lehrer, hier.
130. Friedrich Quehl, Kaufmann, hier.
131. F. Quilling, stud. archaeol., hier.
132. Frau Marie von Ragosin, Privatière, hier
133. Leopold Reichenberg, Privatier, hier.

134. Raphael Reifenberg, Kaufmann, hier.
135. Frau Georgine Resch, hier.
136. Carl Richter, Kaufmann, hier.
137. Moritz Richter, Kaufmann, hier.
138. Gustav Rosenhagen, Dr. phil., Hauslehrer, hier.
139. Leo Rosenstein, Rechtsanwalt, hier.
140. Gottfried Rühl, Kaufmann, hier.
141. Heinrich Rütten, Rentner, hier.
142. Frau Louise Sachermann, hier.
143. Frau Louise Schaeffner, Wwe., hier.
144. Frau Clara Schaffner, hier. (Mk. 10.)
145. Otto Schaffner, Kaufmann, hier.
146. August Scherlensky, Dr. jur., Justizrat, hier.
147. Rudolf Schmick, Königl. Regierungsbaumeister., hier.
148. Alwin Schmidt, Dr. phil., Hauslehrer, hier.
149. Scholz, Bernhard, Dr., Professor, Direktor des Dr. Hoch'schen Conservatoriums, hier.
150. Arthur Schulze, Regierungsrat a. D., hier.
151. Harald Schütz, Dr. phil., Gymnasial-Oberlehrer, hier.
152. Karl Schweizer, Kaufmann, hier.
153. Frau Annette Seligmann, hier.
154. Milton Seligmann, Dr. jur., Referendar, hier.
155. Frau Ida Siegel, hier.
156. Robert Siegel, Kgl. Eisenbahn-Bauinspektor, hier.
157. Edmund Sittig, Reallehrer, hier.
158. Julius Sporleder, Kaufmann, hier.
159. Frau H. W. Stein, hier.
160. Freifräulein Luise von Stein, Stiftsdame, hier.
161. Bernhard Stern, Dr. med., Arzt, hier.
162. Frau Jenny Strauß, Wwe., hier.
163. Ludwig Strauß, Kaufmann, hier.
164. Dr. A. Stuhlmann, Direktor der Gewerbeschule, Hamburg.
165. Wilhelm Sulzer, Bankbeamter, hier.
166. Adalbert Tomitius, Oberstleutenant a. D., hier. (M. 10.)
167. Heinrich Trittler, Glaser, hier.

168. Baronin Thereſe von Villani, hier. (Mk. 20.)
169. Carl. Vohſen, Dr. med., Arzt, hier.
170. Frau H. Wagner, hier.
171. Carl Hermann Weber, Verſicherungs-Beamter, hier.
172. Georg Wedel, Kaufmann, hier.
173. Georg Weigel, Bankbeamter, hier.
174. Frau H. Willemer-Naumann, hier.
175. Eugen Wolff, Dr. phil., Univerſitäts-Dozent, Kiel.
176. Ferdinand Wurzer, Hauptmann a. D., hier.
177. Wilhelm Zaucke, Rechtsanwalt, Königsberg.

Die Mitglieder, welche geneigt ſind nachträglich ihren jährlichen Beitrag über den Pflichtbeitrag von Mk. 6.— zu erhöhen, werden gebeten, die Mitteilung davon an die Kanzlei des freien deutſchen Hochſtiftes gelangen zu laſſen.

B. Geſtorben.

1. Julius Badmann, Kaufmann, hier.
2. Georg Behmer, Oberkommiſſar, Cöslin.
3. Graf Franz Crenneville, Feldzeugmeiſter, Wien.
4. Ernſt Emmerich, Fabrikant, Bockenheim.
5. Jakob Fey, Bauunternehmer, hier.
6. Wilhelm Görich, Bildhauer, hier.
7. Paul Lauth, Kaufmann, hier.
8. Friedr. Alb. Mehmel, Hof-Orgelbauer, Stralſund.
9. Karl Rönſch, Dr. theol., Archidiakonus, Zwickau.
10. H. Schwerdt, Dr. theol., Superintendent, Waltershauſen.
11. Georg M. Stadler, Privatier, hier.

17 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1. Abteilung für Geſchichte (G).

Dieſer Abteilung wurden in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Ferd. Runkel, Journaliſt, Hanau,

„ Dr. med. Kuthe, Oberſtabsarzt a. D., hier.

In den drei Sitzungen, am 4. Dezember 1888, 10. Januar und 21. Februar 1889 ſprach Herr Oberlehrer Dr. Cuers über „Die Politik des Markgrafen Georg von Brandenburg am ungariſchen Hofe".

Der Vortragende wies zunächſt auf ſeine 1867 verfaßte, jedoch nur zum kleineren Teile im Druck erſchienene Berliner Inaugural-Diſſertation: „De Georgii Marchionis Brandenburgici in aula Wladislai et Ludovici II. Ungariae et Bohemiae regum vita et consiliis politicis" hin, in der er zum erſten Male verſucht, auf Grund des damals gedruckt vorliegenden und einigen archivaliſchen Materials die hiſtoriſche Bedeutung dieſes damals in ſeiner politiſchen Thätigkeit in den öſtlichen Verhältniſſen noch wenig gekannten Mannes darzulegen.

Nach Beſprechung des wichtigſten, ſeiner Arbeit zu Grunde liegenden und des inzwiſchen neu veröffentlichten Quellenmaterials würdigte der Vortragende zunächſt die inzwiſchen erſchienenen Arbeiten ſchleſiſcher Gelehrter, zumal Neuſtadts, der durch verſchiedene einſchlägige Publikationen in hiſtoriſchen Zeitſchriften die Perſon des Markgrafen Georg in weſentlich helleres Licht geſtellt hat und vor allem berufen erſcheint, die höchſt wünſchenswerte, in ihrer hiſtoriſchen Charakteriſtik zumal auf das noch ungedruckte Tagebuch Georgs zu gründende, Monographie über den intereſſanten

Mann dereinſt zu ſchreiben. Darauf wies der Vortragende auf die einſchlägigen Kapitel in Grünhagens Geſchichte Schleſiens Bd. I u. II (Gotha, Perthes, 1884 u. 86), ſowie auf deſſen Aufſatz in der von ihm herausgegebenen Zeitſchrift für die Geſchichte Schleſiens Bd. XIX (Breslau 1885) unter dem Titel: „Schleſien unter der Herrſchaft König Ferdinands", beſonders aber auf die höchſt verdienſtliche Breslauer Diſſertation vom Jahre 1883: „Die ſchleſiſchen Erwerbungen des Markgrafen Georg von Brandenburg" hin, deren Verfaſſer, Hermann Neufert, auf Grund der ihm durch ſeine Lehrer Grünhagen und Markgraf zugänglich gemachten und kurz nachher im XVI. Bd. der Publikationen aus den preußiſchen Staatsarchiven unter dem Titel: „Lehens- und Beſitzurkunden Schleſiens und ſeiner einzelnen Fürſtentümer im Mittelalter" (Leipzig, Hirzel 1888) veröffentlichten Aktenſtücke, zum erſten Male ein einigermaßen vollſtändiges Bild von Georgs ſchleſiſcher Politik gegeben hat.

Markgraf Georg, geboren am 4. März 1484 zu Onolzbach (Ansbach), entſtammte als der zweite Sohn der kinderreichen Ehe des Markgrafen Friedrich des Älteren von Ansbach und Baireuth und ſeiner Gemahlin Sophia, der Tochter Caſimirs IV. von Polen. Nachdem er unter Verzicht auf ſein geiſtliches Amt als Dekan zu Würzburg einige Jahre unter Kaiſer Maximilian, dem, der Tradition ihres Hauſes zufolge, die brandenburgiſchen Markgrafen allzeit treu ergeben waren, gedient und in dem Kriege gegen die bairiſchen Herzöge 1504 tapfer auf Seiten des Kaiſers gefochten hatte, begab er ſich im Frühjahr des Jahres 1505, einem Wunſche ſeines Oheims, des Königs Wladislaw II. von Böhmen und Ungarn folgend, an den Hof nach Ofen, nicht nur um auf dieſe Weiſe ſelbſt eine ſtandesgemäße Verſorgung, wie ſie die kleinen väterlichen Lande den vielen Prinzen und Prinzeſſinnen unmöglich bieten konnten, zu finden, ſondern zugleich um ſo die bei der Vermählung ſeines Vaters mit der polniſchen Prinzeſſin im Jahre 1479 feſtgeſetzte und noch immer nicht bezahlte Mitgift von 32000 Gulden allmählich abzuverdienen. König Wladislaw, ein ſchwacher Fürſt, der haltlos zwiſchen den zwei einander ingrimmig befehdenden Parteien der ungariſchen Großen unter Führung des Woiwoden von Siebenbürgen

und Grafen von Zips, Johann Zapolya, und der im habsburgischen Interesse auf einen dereinstigen Heimfall Ungarns an dieses Haus hinarbeitenden Hofpartei hin- und herschwankte, nahm den 21jährigen lebensfrohen Neffen, in dem er zugleich einen Halt für sich selbst zu finden hoffte, auf das freundlichste auf. Er stattete ihn nicht nur bald mit mehreren erledigten ungarischen Gütern aus, sondern eröffnete ihm auch die Anwartschaft auf die reichen schlesischen Herzogtümer Oppeln und Ratibor, die in den Händen zweier unverheirateter, durch Erbverbrüderung mit einander verbundener Fürsten Johann und Valentin ihrem demnächstigen Heimfall an die Krone entgegengingen. Noch wichtiger war, daß Georg durch seine von dem Könige selbst zu stande gebrachte Heirat mit Beatrix von Frangipani, der jungen und schönen Witwe Johannes Hunyadys, des Sohnes des Matthias Corvinus, der Erbin großer, in allen Teilen Ungarns verstreuter Güter (1509 im Januar), eine bedeutende Machterweiterung in Ungarn selbst erhielt, freilich aber eben dadurch auch in eine direkt feindliche Stellung zu dem mächtigen Hause der Zapolya geriet, die sich selbst bereits Hoffnung auf die reiche frangipanihunyadysche Erbschaft gemacht hatten, und deren Güter zudem in allen Teilen des Landes an diejenigen der Beatrix grenzten. Dieser in den Besitz- und Machtverhältnissen Georgs und Johanns von Zapolya begründete Antagonismus mußte in erbitterte Feindschaft und offenen Kampf ausarten, als zum Unglück für Georg sein junges Weib nach nur einjähriger Ehe im Anfange des Jahres 1510 im Kindbette starb. Kein Wunder, daß Georg, welchen bei dem von Tage zu Tage stärker werdenden Streite weder die Vermittlungsversuche seines Oheims Sigismund von Polen noch der machtlose König in seinem Besitz und Recht gegen die feindlichen Einfälle der Zapolyas zu schützen vermochten, auf den Gedanken kam, sich seiner ungarischen Güter durch allmählichen Verkauf zu entledigen und den schlesischen Verhältnissen, auf die ihm zwei vielversprechende Aussichten eröffnet waren, eine größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Allein auch diese waren verwirrt genug; denn nicht nur war seit dem von Matthias Corvinus den Böhmen aufgezwungenen, aber rechtlich nie anerkannten Frieden von Olmütz (1479), in welchem bestimmt worden war, daß Schlesien bei Ungarn verbleiben solle, aber nach dieses

*

Königs Tode jederzeit um 400000 Gulden von den Böhmen losgekauft werden dürfe, der Streit, ob Schlesien von Böhmen oder Ungarn lehnsabhängig sei, unentschieden und erst wieder in den letzten Jahren in hellen Flammen ausgebrochen, sondern der König hatte auch, da er bei seiner charakterlosen und schwankenden Gesinnung keinem energisch geltend gemachten Willen auf die Dauer widerstehen konnte, dieselben Privilegien und Anwartschaften auf schlesische Territorien in zahlreichen Fällen mehreren Bewerbern verliehen. So konnten denn auch auf die, ihrer nahe bevorstehenden Erledigung wegen, besonders viel umworbenen Herzogtümer Oppeln und Ratibor nicht weniger als sechs Prätendenten mit des Königs Siegel und Unterschrift versehene Anwartschaftsurkunden aufweisen, und diese Dokumente hatte der König sämtlich kurz vor oder nach derselben Zeit erteilt, in der er den böhmischen Ständen auf ihr Drängen in einem „offenen Briefe" vom 10. Januar 1510 aufs bestimmteste zusicherte, daß „kein schlesisches Herzogtum, das jetzt oder künftighin in des Königs Macht sei, wieder verliehen werden dürfe, sondern fortan bei der Krone Böhmen verbleiben solle". So leicht es nun einerseits dem Markgrafen bei der nahen Verwandtschaft mit Herzog Johann von Oppeln und der großen Gunst seines Königs wurde, in die 1511 von jenem mit seinem Neffen Valentin von Ratibor auf Grund eines besonderen Privilegs des Königs geschlossene Erbverbrüderung als dritter aufgenommen zu werden und die königliche Bestätigung dafür zu erhalten, so groß und ernst waren andererseits die Schwierigkeiten, welche die meisten anderen jener Prätendenten dem Eindringling entgegensetzten. Es waren dies die Herzöge Kasimir von Teschen und Friedrich II. von Liegnitz aus dem Hause der Piasten, sowie der auch in Schlesien begüterte, mächtige Führer der böhmischen Stände und oberster Burggraf von Prag, Herr Zdenko Lew von Rosmital, welche überdies durch einen am 1. Dezember 1512 geschlossenen und später erneuerten Vergleich unter sich geeinigt dastanden. So bedurfte es denn der ganzen diplomatischen Gewandtheit und der nicht irre zu machenden Beharrlichkeit des Markgrafen, nicht zum wenigsten auch seiner durch die mehr und mehr fortschreitende Veräußerung ungarischer Güter gewonnenen Geldmittel, um endlich jeden Widerstand zu besiegen

und durch Sprengung jener Koalition als alleinig berechtigter Anwärter auf die wertvollen Besitzungen aus dem Streite hervorzugehen. In den ersten Jahren freilich nach jenem Vergleich der Gegner Georgs blieben die Dinge auf demselben Stande. Die Aufmerksamkeit des Markgrafen war zudem in der nächsten Zeit durch seinen Streit mit den Zapolyas und die Teilnahme an den Fürstenkongressen von Krakau und Wien (1515) in Anspruch genommen, auf denen es der schlauen Politik des alternden Kaisers Maximilian gelang, die jagellonischen Brüder von Böhmen-Ungarn und von Polen in ihren Netzen zu fangen und jene wunderbaren Erbverträge zum Abschluß zu bringen, aus denen nur das Haus Habsburg Vorteile ziehen konnte und sollte. Die Zustimmung zu diesen war der letzte, bedeutendere Willensakt des Königs Wladislaw; denn im März des nächsten Jahres 1516 schied er aus dem Leben und hinterließ seine beiden Reiche in größter Verwirrung seinem zehnjährigen Sohne Ludwig, nicht ohne in seinem Testament unter die Dreizahl der ungarischen Vormünder auch seinen Neffen Georg aufgenommen zu haben. Die erzieherische Thätigkeit Georgs, die bekanntlich von den böhmischen und ungarischen Schriftstellern hauptsächlich im Anschluß an den vom Nationalhaß eingegebenen gleichzeitigen Bericht des Olmützer Bischofs Johann Dubrawsky so dargestellt worden ist, als habe er Körper und Geist seines Zöglings durch Gewöhnung an Ausschweifungen aller Art systematisch ruiniert, und als sei seiner verschwenderischen Führung des königlichen Haushalts die Hauptschuld an der endlich bis zur bettelhaften Armut sich steigernden finanziellen Notlage des ungarischen Hofes zuzuschreiben, besprach der Vortragende nur mit kurzen Worten, indem er im übrigen auf die oben erwähnte Abhandlung Neustadts verwies, in welcher dieser in gründlicher Untersuchung die durchaus tendenziös gefärbten Berichte jener Geschichtsschreiber auf ihren wahren Wert zurückführt. Die bedeutsame, offizielle Stellung, in der sich Georg nunmehr dem jungen König gegenüber befand, war für seine politischen Absichten natürlich höchst förderlich. So sehen wir ihn denn auch in den nächsten Jahren auf der Bahn seiner schlesischen Politik thatkräftig vorschreiten. Nachdem er schon im April 1516 den beiden schlesischen Herzögen in einem Vertrage sich genähert,

in welchem sich die Fürsten gegenseitig versprachen, „wegen des Anfalls der beiden Länder einander mit Hilfe und Rat nicht zu verlassen, wußte er sie wenige Jahre später (1518) durch Verheiratung mit zweien seiner Schwestern, des Herzogs Friedrich von Liegnitz mit seiner Schwester Sophie, des Herzogs Wenzel von Teschen, des Erben des alten Herzogs Casimir, mit seiner Schwester Anna, noch enger an sein und des brandenburgischen Hauses Interesse zu fesseln; ja mit dem mächtigen piastischen Herzog schloß er eine Freundschaft, die von noch ganz anderen, bedeutsameren Folgen für sein ganzes Haus werden sollte. Für den Augenblick freilich war es von noch größerem Belang, daß er auch bei Herzog Valentin von Ratibor eine Erneuerung des alten Erbvertrages und die Aufnahme seiner männlichen Nachkommen in diese durchsetzte und gleichzeitig von seinem König eine Anerkennung und Bestätigung aller bisher mit den oberschlesischen Herzögen geschlossenen Verträge erhielt, mit der ausdrücklichen Hinzufügung, daß ihm „als des Königs gesipptem Freunde und Einwohner der Krone Ungarn" der Umstand nicht Eintrag thun solle, daß nach dem Wortlaut eines 1511 dem Oppelner Herzog erteilten Privilegs das Recht mit diesem einen Erbvertrag zu schließen auf Einwohner der Länder Böhmen, Mähren und Schlesien beschränkt sei.

Inzwischen war im Januar 1519 Kaiser Maximilian gestorben, und sein Tod konnte auch auf die ungarischen Verhältnisse nicht ohne die mächtigste Rückwirkung bleiben. Nicht als ob von den trügerischen Versprechungen des Kaisers auf dem Fürstenkongreß zu Wien, die Wahl Ludwigs zu seinem Nachfolger im Reich, an die er in Wirklichkeit niemals gedacht, zu betreiben, jetzt ernstlich hätte die Rede sein können; denn wie sehr auch beim Bekanntwerden des schändlichen Spiels, das Maximilian mit den bethörten Jagellonen gespielt, der in ihrem Könige beleidigte Nationalstolz der Böhmen so gut wie der Ungarn sich aufbäumen mochte, sie konnten sich die völlige Aussichtslosigkeit einer etwaigen Bewerbung Ludwigs um die erledigte Krone nicht verhehlen; gleichwohl drang selbst bis nach Ofen der Wettstreit der beiden Hauptbewerber, des Königs Karl von Spanien, des Enkels Maximilians, für dessen Wahl dieser in seinen letzten Lebensjahren unablässig thätig ge-

weſen war, und des franzöſiſchen Königs Franz I., um die böhmiſche Stimme, auf deren Abgabe bei der Minderjährigkeit des Königs ebenſowohl Sigismund von Polen als Obervormund Ludwigs wie die böhmiſchen Stände Anſpruch erhoben. Zu denen, die auch bei dieſer Gelegenheit am eifrigſten im habsburgiſchen Intereſſe thätig waren, gehörte auch Markgraf Georg; an ihm vornehmlich fanden Karls Abgeſandte in Ofen Halt und Stütze, und als er endlich, nicht zum mindeſten auch um dem immer gefährlicher drohenden Haß der ungariſchen Nationalpartei ſich für einige Zeit zu entziehen, im Mai 1519 mit der Wahlbotſchaft nach Frankfurt ging, geſchah es mit dem ausdrücklichen Auftrage von Seiten Ludwigs, weiterhin für Karls Kaiſerwahl, zugleich aber auch für das endliche Zuſtandekommen der ebenfalls auf dem Wiener Kongreß verabredeten Vermählung der ungariſchen Prinzeſſin Anna, der Schweſter Ludwigs, mit einem der beiden Enkelſöhne Maximilians thätig zu ſein. So ging denn in der That Karl ſchließlich ſogar als einſtimmig gewählter Kaiſer aus der Wahl hervor; der Vermählung mit Anna aber wußte er, unter Vorwänden aller Art, ſich auch noch weiterhin zu entziehen, bis dieſe endlich im Frühjahr 1521 zu Linz die Gemahlin von Karls Bruder Ferdinand wurde. Völlig in der Schwebe blieb zunächſt auch noch eine andere Angelegenheit, die dem Markgrafen ſchon ſeit vielen Jahren ſehr am Herzen lag, und in der er durch ſeine Fürſprache und Vermittelung bisher noch immer die ſchlimmſte Wendung aufzuhalten vermocht hatte. Sein Bruder Albrecht, ſeit 1511 Hochmeiſter des deutſchen Ordens in Preußen, hatte bisher durch alle Mahnungen und kriegeriſchen Drohungen ſeines Oheims, des Polenkönigs Sigismund, unbeirrt noch immer der Ablegung des Lehnseides ſich entzogen; ſchon war es einmal auf kurze Zeit zu offenem Kriegszuſtande zwiſchen den beiden Gegnern gekommen, und auch jetzt wieder war Sigismund entſchloſſen, ſeinen unbotmäßigen Lehnsmann mit den Waffen in der Hand zum Gehorſam zu zwingen, und hatte, während Georgs Abweſenheit von Ofen, auch ſeinen königlichen Neffen von Ungarn durch ſeine Geſandten zu beſtimmen gewußt, nicht nur die Anſammlung von Hilfsvölkern von Seiten der böhmiſchen, mähriſchen und ſchleſiſchen Stände nicht zu ver-

hindern, sondern sogar selbst ein nicht unbedeutendes Hilfskorps zu ihm stoßen zu lassen. So mußte denn Georg nach seiner Rückkehr von Frankfurt neben der Sorge für die schlesischen Angelegenheiten seine vermittelnde Thätigkeit zu gunsten seines Bruders von neuem beginnen, und es gelang ihm wirklich, wenn auch nicht den Ausbruch des Krieges zu verhindern, der vielmehr mit allen seinen Schrecknissen das unglückliche Ordensland heimsuchte, so doch durch persönliches Erscheinen auf dem Kriegsschauplatz, im Verein mit den kaiserlichen und den ungarischen Gesandten und seinem Schwager Friedrich von Liegnitz bei Sigismund den vierjährigen Waffenstillstand von Thorn (April 1521) auszuwirken, in welchem die Frage des Lehnseides einer schiedsrichterlichen Kommission übergeben wurde. Nicht mindere Fürsorge für die Interessen des brandenburgischen Hauses, insbesondere für die seiner noch unversorgten Brüder hatte Georg kurz vorher bewiesen, als es sich nach dem im August 1520 erfolgten Tode des Bischofs Johann Thurzo von Breslau um die Wiederbesetzung dieses höchsten geistlichen Amtes im Lande Schlesien handelte. Mit geschickter Benutzung des günstigen Augenblickes versuchte er, einem seiner jüngeren Brüder, Johann Albrecht, der zusammen mit einem anderen Bruder, Gumpert, seit einigen Jahren am Hofe Leo X. in Rom lebte und so seine Bewerbung selbst unterstützen konnte, die reiche und wichtige Pfründe zu verschaffen; allein trotz aller Fürsprache von Seiten Ludwigs und der Häupter des brandenburgischen Hauses und der Geneigtheit des Papstes selbst, gelang es schließlich nicht, den nachhaltigen Widerstand des Breslauer Domkapitels und der böhmischen Stände, die um jeden Preis die Festsetzung von brandenburgischen Prinzen in Schlesien verhindern wollten, zu überwinden. Auch der Papst mußte endlich, nachdem er fast ein Jahr lang gezögert, die vom Domkapitel vollzogene Wahl des bisherigen Hauptmanns von Glogau, Jakob von Salza, bestätigen. Johann Albrecht aber wurde schon im nächsten Jahre, wiederum auf Georgs Fürsprache, infolge besonderer Gunst von Seiten des neuen Papstes Hadrian VI. von diesem trotz aller Einsprache des Polenkönigs zum Bischof von Plock ernannt, und als auch hier der Papst wiederum hatte nachgeben müssen, mit einer Koadjutur im Erzbistum Magdeburg abgefunden.

Während Georg so im Interesse seiner Brüder, wenn auch nicht immer mit Erfolg, thätig war, erfuhren seine eigenen Angelegenheiten in Schlesien in diesem (1521) und dem nächsten Jahre eine bedeutende Förderung. Wiederum auf des Königs Fürsprache erreichte er, im Einverständnis mit Valentin von Ratibor, bei Herzog Johann von Oppeln, daß ihnen beiden in dessen Landen, ihrem präsumtiven Besitz, noch bei Lebzeiten Johanns die Erbhuldigung von dessen Unterthanen geleistet wurde, und als dann noch in demselben Jahre Valentin unerwartet starb, gingen alle seine Oppelnschen Erbansprüche auf Georg über. Völlig gesichert schien jedoch seine Anwartschaft auf die oberschlesischen Herzogtümer erst dann zu sein, als der gefährlichste seiner Mitbewerber, der Prager Oberstburggraf, Herr Lew von Rosmital, seine Ansprüche an die Oppelnsche Erbschaft gegen eine Geldsumme von 13333 ungarischen Gulden an die Herzöge Friedrich und Casimir, Georgs Schwäger abtrat, und als dann endlich auch diese in einem Vertrage vom 2. Juni 1522 ebenfalls gegen eine Geldentschädigung (von 40000 Gulden) zu Georgs Gunsten auf ihre betreffenden Ansprüche verzichteten. Da nun überdies Ludwig nach erfolgter Krönung „als geschworener König von Böhmen" sämtliche Privilegien Georgs auf die Oppeln-Ratiborschen Lande nochmals bestätigt hatte, wiederum mit der ausdrücklichen Hinzufügung, daß jenem der Umstand, daß er kein Inwohner der Krone Böhmen sei, nicht zum Schaden gereichen solle, so konnte der Markgraf meinen, nunmehr nur noch durch den schwachen Lebensfaden des alternden Herzogs Johann von dem thatsächlichen Besitz so bedeutender Gebiete getrennt zu sein. In engem Zusammenhang mit jener Verzichtleistung Friedrichs von Liegnitz auf seine oberschlesischen Ansprüche stand nun eine andere überaus wichtige und dasselbe Datum tragende Erbverbrüderung, die er mit seinem Schwager Georg und den älteren von dessen Brüdern, Casimir und Johann, ebenfalls zu Prag einging, und welche ohne Zweifel die Grundlage und das Vorbild jenes bekannteren, im Jahre 1537 mit dem märkischen Zweige des brandenburgischen Hauses abgeschlossenen Vertrages geworden ist. Während bei dieser Vereinbarung Friedrich von Liegnitz seine gesamten thatsächlichen Besitzungen, d. h. außer dem Fürstentum Liegnitz noch das seit dem Tode seines Bruders

Georg (1521) an ihn gefallene Brieg für den Fall des Erlöschens seines nur noch auf zwei Augen stehenden Hauses als Erbobjekt für die fränkischen Markgrafen einsetzte, wurden ihm und seinen eventuellen männlichen Nachkommen im Falle des unbeerbten Todes der drei Markgrafen die oberschlesischen Herzogtümer gewährleistet, welche Georg nur erst durch jene oft erwähnte Anwartschaft gehörten. Allein noch waren bei weitem nicht alle Schwierigkeiten für Georgs in Schlesien zu gründende Stellung überwunden. Mit verhaltenem Grolle hatte die ihm feindliche Partei der böhmischen Stände, und zumal sein langjähriger Gegner, Lew von Rosmital, des Markgrafen immer größer werdende Erfolge gesehen; daher ließen sie unter der Hand nichts unversucht, den König Ludwig während seiner Anwesenheit in Prag dem Markgrafen und seinen Brüdern zu entfremden. Sie wurden in diesen Bemühungen auch von dem Polenkönige unterstützt, der, ebenfalls längst von Mißtrauen gegen seine brandenburgischen Neffen erfüllt, den unleugbaren Zusammenhang in ihren politischen Bestrebungen erkannte und auch von dem Gedanken der schiedsrichterlichen Entscheidung seines Streites mit dem Hochmeister sich abzuwenden anfing. Die erwünschte Gelegenheit, den entscheidenden Schlag gegen Georg zu führen, bot kurz darauf des Markgrafen Sendung nach Schlesien, wo er als Bevollmächtigter des Königs den dort inzwischen ausgebrochenen Münzstreit schlichten und Geld und Hilfstruppen gegen die Türken von den schlesischen Ständen zu erlangen suchen sollte. Unschwer gelang es den Böhmen, den haltlosen König davon zu überzeugen, daß Georg bei der Züchtigung der unbotmäßigen Bürger von Schweidnitz sein Mandat überschritten habe, und während sie selbst sich nicht entblödeten, der von Georg und den schlesischen Herzögen, dem Bischof und den Ratstruppen von Breslau belagerten Stadt ein Entsatzheer zu Hilfe zu schicken, zwangen sie den König, den Markgrafen zur Verantwortung nach Prag zurückzuberufen. Als sie nun so Ludwig ganz in ihrer Hand zu haben glaubten, thaten sie auch den letzten, kühnsten Schritt und suchten Georgs schlesische Machtstellung zu untergraben. Auch hierin fehlte es ihnen nicht an Erfolg. In einer vom 29. Oktober 1522 datierten Bestätigungsurkunde jenes oben erwähnten „offenen Briefes“ vom 10. Januar 1510

erklärte Ludwig als König von Böhmen, unter Annullierung aller anders lautenden Briefe und Privilegien, und mit ausdrücklicher Bezugnahme auf die Fürstentümer Oppeln und Ratibor, kein zu der Krone Böhmen gehöriges Erbeigentum oder Lehen in irgend einer Form veräußern, und speziell die Länder Johanns von Oppeln nach dessen Tode an die Krone heimfallen lassen zu wollen. So schien denn Georg mit einem Schlage um den Lohn seiner langjährigen Bemühungen gebracht zu sein. Indessen war auch jetzt für den Markgrafen noch nicht alles verloren. Sobald er wieder zum König zurückgekehrt war, und persönlich auf ihn einwirken konnte, wußte er auch seine Gunst wieder zu gewinnen und selbst seine Entschließungen in den böhmischen Angelegenheiten zu beeinflussen. Zudem hatte Ludwig selbst viel zu sehr unter dem Übermut und der frechen Anmaßung der Partei des Oberstburggrafen gelitten, als daß er nicht alles hätte thun sollen, um diese zu stürzen. Zum Glück fand er an einer anderen Partei der böhmischen Stände, den sogenannten königlichen Städten und einem Teile des Adels, bereitwillige Bundesgenossen, und im Vertrauen auf diese ermannte er sich, in der Zeit der Abwesenheit Lews im nächsten Winter, zur selbständigen Berufung des böhmischen Landtags, von dem sich in der letzten Zeit, wegen des Terrorismus der Lewschen Partei, ein großer Teil der Stände ganz ferngehalten hatte. Kaum war durch diesen neuen, vollzähliger besuchten Landtag, der auch alsbald die höchsten Landesämter mit anderen, dem König ergebenen Männern besetzte, die königliche Gewalt wieder neu befestigt, so beeilte sich Ludwig, auch den Markgrafen wieder in seine schlesische Anwartschaft einzusetzen. Er bestätigte nicht nur den Vertrag, in welchem die Herzöge Friedrich und Casimir ihre Erbansprüche auf Oppeln und Ratibor an Georg abgetreten hatten, freilich jedoch nur für diesen allein, sondern er wußte jetzt auch bei den böhmischen Ständen, unter gleichzeitiger Wahrung der Rechte der Krone, dessen Anerkennung und die Eintragung Georgs als schlesischen Fürsten in die Landestafel, ja sogar die Aussetzung eines Jahrgehaltes von 2000 Gulden für ihn durchzusetzen. Für Georg war es nun von höchster Wichtigkeit, auch das schlesische Indigenat, und somit Sitz und Stimme auf dem schlesischen Landtage zu er-

halten. Deshalb ſuchte er, von der Fürſprache des Königs und der Königin Maria unterſtützt, bei dem alten Herzog Johann von Oppeln die alsbaldige Überlaſſung der Herrſchaft Oderberg, eines Teiles des Herzogtums Ratibor, der übrigens ſchon vor Valentins Tode durch Verpfändung an Johann gekommen war, durchzuſetzen, um damit zu gleicher Zeit den Titel eines „Herzogs in Schleſien zu Ratibor“ zu erlangen. Mit Vorbehalt ſeiner ſonſtigen Rechte auf die beiden Herzogtümer, die ihm der König als Oberlehnsherr vollgiltig beſtätigte, bewilligte Herzog Johann in der That des Markgrafen Geſuch. Kurz vorher hatte dieſer, auch noch während des Aufenthalts zu Prag, noch einen anderen wichtigen Schritt zur Feſtigung und Erweiterung ſeiner Machtſtellung in Oberſchleſien gethan, indem er, des Herrn Georg von Schellenberg Geldverlegenheit benutzend, ihm die den oppeln-ratiborſchen Landen benachbarte Herrſchaft Jägerndorf für 58900 Gulden abkaufte. In der Beſtätigungsurkunde dieſes Kaufes vom 6. April 1523 ermächtigte ihn der König zugleich „nicht allein kaufweiſe, ſondern auch ſonſt auf andere, ziemliche Wege, wie es ihm am beſten gefallen werde, Lehen und eigentümliche Güter an ſich, ſeine Brüder und Erben zu bringen und mit ihnen nach Gefallen zu thun und zu laſſen“; nur ſollte er und ſeine Erben damit der Krone Böhmen, wie die andern ſchleſiſchen Fürſten, verpflichtet ſein. Mit dieſem Dokument und einer anderen Urkunde vom 17. Oktober 1524, durch welche von den früher ausdrücklich ausgeſchloſſenen Brüdern Georgs wenigſtens Caſimir und ſeine Nachkommen in die Erbverbrüderung mit Oppeln aufgenommen wurden, ſchien die brandenburgiſche Stellung in Schleſien auch rechtlich endgiltig begründet, und wenig wollte es beſagen, daß Sigismund von Polen noch in letzter Stunde das Zuſtandekommen des Kaufabſchluſſes durch Abmahnung des Schellenbergers und ſeiner Söhne und Töchter von der Vollziehung des Kaufinſtrumentes zu verhindern ſuchte. Einige Zeit ſpäter erlangte Georg von Herzog Johann mit Zuſtimmung des Königs die wenigſtens für ihn und ſeinen nächſten Erben giltige, pfandweiſe Überlaſſung der Herrſchaft Beuthen, die zumal der darin befindlichen Tarnowitzer Bergwerke wegen, von großer Wichtigkeit war und überdies des Markgrafen dereinſtigen Beſitz nach Oſten

zu passend abrundete. Ja auch Troppau oder Pleß suchte er noch in späteren Jahren gegen den Rest seiner ungarischen Besitzungen, deren größten Teil er schon zur Zeit des Kaufes von Jägerndorf oder vorher an die Königin Maria von Ungarn verkauft hatte, einzutauschen. Mit seiner von Jahr zu Jahr umfangreicher werdenden schlesischen Politik, die seine ganze Zeit und Kraft in Anspruch nahm, stand natürlich die allmähliche Abwendung von den ungarischen Verhältnissen in innigem Zusammenhange. Zu dieser drängten ihn überdies die fortdauernde Feindschaft der dortigen Nationalpartei und seine herzliche Begeisterung für die in Ungarn stark angefeindete „neue Lehre", der er in seinen schlesischen Landen die eifrigste Förderung zu teil werden ließ. Auch die Streitfrage zwischen seinem Bruder, dem Ordensmeister, und dem Polenkönige war inzwischen, nicht zum wenigsten durch Georgs geschickte Vermittlung, in einer beide Teile befriedigenden Weise, durch Verwandlung des Ordenslandes in ein von Polen lehnsabhängiges, weltliches Herzogtum Preußen gelöst worden. Auch diese Belehnung erstreckte sich außer auf Albrecht auf seine andern weltlichen Brüder, Georg, Casimir und Johann, von denen der erstere im Namen der Übrigen die Lehensfahne zugleich mit Albrecht während der Belehnung gefaßt hielt. Die Verhältnisse am Hofe zu Ofen waren inzwischen, zudem gerade in der Zeit der größten Türkengefahr, immer verwirrter geworden; der König, haltlos zwischen den sich ingrimmig hassenden und bekämpfenden Parteien hin- und herschwankend, hatte sich endlich, zumeist aus Furcht, den Zapolyas genähert, die sämtliche Elemente des Widerstandes gegen die habsburgische Übermacht, in Ungarn nicht blos, sondern auch in den zur Krone Böhmen gehörigen Nachbarländern um sich zu sammeln begannen. Im Frühjahr 1526 vereinigten sich diese, unter ihnen auch Georgs Schwager, Friedrich von Liegnitz, auf dem der Familie Zapolya gehörigen festen Schlosse Trenczin an der Waag, zu gemeinsamen Beratungen, und selbst Georg, der sich in diesen Monaten in Oderberg aufhielt, scheint, wie mehrere unzweideutige Anzeichen erkennen lassen, im Zusammenhang mit der augenblicklichen antihabsburgischen Tendenz der ganzen brandenburgischen Politik, jedenfalls wohl im Hinblick auf die kommenden Dinge, den Praktiken von Trenczin nicht ganz

fern geblieben zu sein. Ihm sowohl wie seinem Schwager Friedrich von Liegnitz scheint, wenn auch nur für kurze Zeit, damals der Gedanke innegewohnt zu haben, bei einem etwaigen kinderlosen Tode Ludwigs, wie er, ganz abgesehen von der drohenden Türkengefahr, bei der großen körperlichen Schwäche des Königs vorauszusehen war, oder bei einer Erledigung des Thrones durch einen Gewaltstreich der Zapolyas, die Lage zu einer Lösung des an und für sich lockeren und unklaren Lehensverhältnisses ihrer schlesischen Lande ausnutzen zu wollen. Freilich fehlte es im gegebenen Moment, als nun im August 1526 König Ludwig in der Türkenschlacht bei Mohacs wirklich den Tod gefunden hatte, und so die Throne von Ungarn und Böhmen erledigt waren, beiden Fürsten an der nötigen Entschlossenheit, um, trotz der nicht ungünstigen Verhältnisse, mit Anlehnung an die in ganz Europa vorhandenen und nur auf ihre Zusammenfassung zu einheitlichem Handeln wartenden, oppositionellen Elemente, gegen das Haus Habsburg und seine auf der Heirat Ferdinands mit der Jagellonin Anna beruhenden Ansprüche auf die beiden Reiche sich mit zu erheben. Im entscheidenden Augenblick verzichtete Georg nicht nur auf jeden Widerstand gegen Ferdinands Wahl zum König von Böhmen, sondern war vielmehr für diese, sowie für des Habsburgers Anerkennung in Schlesien und die Huldigung von Seiten der schlesischen Stände hervorragend thätig, hauptsächlich, weil er bei Ferdinand die verhältnismäßig mildeste Gesinnung der neuen Lehre gegenüber voraussetzte. Wenn er freilich auf Dank vom Hause Österreich für sein und seines ganzen Hauses fast ununterbrochen treues Festhalten an dessen Politik und auf Unterstützung, ja auch nur auf Duldung seiner schlesischen Machtstellung und zumal seiner oppeln-ratiborschen Anwartschaft gehofft hatte, so mußte er bald erkennen, daß er sich bitter getäuscht hatte. Ferdinand war nicht der Mann dazu, das Sichfestsetzen des schon damals von den Habsburgern mit Mißtrauen betrachteten Hauses Brandenburg in seinen neuen Erblanden zu dulden. Im Einverständnis mit den nie ganz mit Georg ausgesöhnten böhmischen Ständen, verweigerte er nicht nur alsbald dem Markgrafen die Bestätigung seiner Privilegien, sondern er zwang sogar in Prag,

wohin er ihn zur Verantwortung geladen hatte, den alten Herzog Johann von Oppeln durch Einschüchterung zum Widerruf der mit Georg geschlossenen Verträge und zu der Verschreibung seiner Lande an ihn, den König. Alle Proteste Georgs waren der habsburgischen Übermacht gegenüber nutzlos. Da selbst in diesen gefahrvollen Augenblicken eine Einigung der seit dem Tode Casimirs getrennten brandenburgischen Vettern nicht zustande kam, und Georg sich in Sachen der Religion zu keiner Konzession bereit finden ließ, sondern zu Speyer so gut wie zu Augsburg mit Überzeugungstreue allen Anfechtungen standhielt, so mußte er endlich sich mit allem, was Ferdinand ihm bot, einverstanden erklären. Unter Vermittelung des Polenkönigs Sigismund kam demnach am 17. Juli 1531 zu Prag ein Vergleich des Inhalts zustande, daß nach Herzog Johanns Tode die beiden Herzogtümer samt allen seinen Schätzen an den König fallen, Georg aber mit einer Geldsumme von 183333 ungarischen Gulden für seine Ansprüche entschädigt werden solle. Das erste Jahr nach des Erblassers Tode behielt sich Ferdinand den Besitz der Herzogtümer mit allem lebenden und toten Inventar vor, hauptsächlich um den in den Kellern des Oppelner Schlosses lagernden Schatz des alten Herzogs in aller Ruhe einheimsen zu können; nach dem ersten Jahre sollten die Herzogtümer an Georg oder seine Erben als Pfandbesitz übergehen, bis jene Pfandsumme bezahlt sein würde. Außerdem wurde Georg die Herrschaft Oderberg auf drei, die Herrschaft Beuthen auf zwei männliche Leibeserben zugestanden. Als dann 1532 der lang erwartete Tod Herzog Johanns, dem man noch in den letzten Monaten seines Lebens das Einverständnis hierzu abgezwungen hatte, endlich eintrat, kam dieser Vertrag zur Ausführung. Nach Ablauf jenes ersten Jahres kamen die Herzogtümer in Georgs Pfandbesitz und blieben darin bis zu seinem Tode (7. Dezember 1543) da Ferdinands zumeist durch die Türkengefahr bedingte Geldnot ihm die Einlösung nicht erlaubte. Erst während der Regierung seines Sohnes Georg Friedrich wurden sie dann von Ferdinand eingelöst. Jägerndorf aber, das durch richtigen Kauf in Georgs Besitz übergegangen war, wagte auch Ferdinand nicht anzutasten; jedoch erst am 1. Juni 1532 erhielt Georg die früher

von Ludwig empfangene Belehnung bestätigt. Wenn sich nun auch Georg seit Casimirs Tode (1527) größtenteils in den fränkischen Fürstentümern aufhielt, so hat er doch bis zu seinem Hinscheiden Jägerndorf ebenso wie den Herrschaften Beuthen und Oderberg stets die eifrigste Sorgfalt zugewendet, und noch heutzutage steht in diesen Ländern die brandenburgische Herrschaft in gutem Andenken; sie dauerte ungefähr hundert Jahre, bis zum Jahre 1622, in welchem durch einen neuen habsburgischen Gewaltakt dem letzten brandenburgischen Besitzer, Markgrafen Johann Georg von Jägerndorf, seine Länder vom Kaiser Ferdinand II. widerrechtlich abgesprochen wurden. Fortan bildeten dann die im Laufe der Zeit von den fränkischen Markgrafen auf die brandenburgische Kurlinie übergegangenen Ansprüche auf Jägerndorf und später, nach dem Erlöschen der schlesischen Piasten (1675), auch die auf die Fürstentümer Liegnitz, Brieg und Wohlau einen Hauptpunkt der Verhandlungen dieses Hauses mit dem kaiserlichen Hofe. Denn nachdem Markgraf Georg mit seinem Schwager Friedrich II. jene erste Erbverbrüderung vom Jahre 1522 geschlossen hatte, war er dann später bei der geringen Aussicht auf deren Bestätigung durch König Ferdinand von ihr zurückgetreten und hatte statt dessen das Zustandekommen jenes Erbvertrages vom Jahre 1537 zwischen den Piasten und dem brandenburgischem Kurfürsten Joachim II. thatkräftig gefördert. So ist also Georg der erste brandenburgische Fürst gewesen, der seinem Hause die Wege nach dem schönen Schlesierlande gewiesen, und zumeist auf seine wohlerworbenen Besitztitel begründete der große Preußenkönig seine Rechtsansprüche auf Schlesien, indem er ihnen zugleich durch sein gutes Schwert Nachdruck zu geben und endlich für sie den Sieg zu erringen verstand.

In der Sitzung vom 28. März besprach Herr Stadtarchivar Dr. R. Jung die bisher erfolgten Veröffentlichungen von Archivrepertorien in Deutschland, so weit solche direkt oder indirekt von den Verwaltungen der einzelnen Archive ausgingen. Der Vortragende wies einleitend auf die erst in unserem Jahrhundert völlig gewürdigte Bedeutung der Archive und deren wesentlich durch die Rankesche Schule begonnene gründliche Ausbeutung

für die Zwecke der geschichtlichen Forschung hin und ging dann, nach einem kurzen Überblick über die Veröffentlichungen ausländischer Archive über ihre Bestände, zur Besprechung der bisherigen archivalischen Fachzeitschriften über, in denen — besonders in dem jetzt einzigen Archivorgan der „Archivalischen Zeitschrift" — sich häufig kurze Übersichten über die Bestände von Archiven vorfinden. Weiter wurde dann das Burkhardsche Handbuch besprochen, dessen Hauptteil kurze Bemerkungen über den Inhalt der einzelnen Archive giebt, die freilich nur als erste Orientierung über die Zusammensetzung der einzelnen Archive für den Benutzer von Wert sind. Von den eigentlichen Inventarveröffentlichungen wurden dann besprochen: die geschäftlichen Jahresberichte von Archiven (z. B. Aachen), die bei der Aufzählung dessen, was im Berichtsjahre geschehen, vielfach Übersichten über einzelne Teile ihrer Bestände enthalten, zahlreiche Zeitschriften von Geschichtsvereinen, welche sich an die Archive ihrer Vereinsgebiete anlehnen und von diesen oft mit sehr, manchmal mit zu ausführlichen Veröffentlichungen bedacht werden (so die Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins). Eingehender behandelte der Vortrag die nachfolgenden ausführlicheren Veröffentlichungen von Archivrepertorien, welche in selbständigen Werken von größerem Umfange niedergelegt sind. Ihre Reihe eröffnen die beiden stattlichen Bände des Straßburger Inventaire sommaire, ein Werk des jüngst verewigten Oberarchivars Brucker. Nach ihrer äußeren Form französisch (weil vor 1870 abgefaßt), giebt diese Arbeit den reichen Inhalt eines Archives einer echt deutschen Reichsstadt wieder, eines Archives, welches in den beiden letzten Jahrzehnten der französischen Herrschaft im Elsaß in den spanischen Stiefel des für alle französischen Gemeindearchive giltigen Inventarisations-Schemas eingezwängt wurde. Die bisher erschienenen Bände umfassen die Serie AA dieses Schemas, Actes constitutifs et politiques de la commune, vorwiegend die auswärtige Politik der Stadt bis zum Jahre 1790 enthaltend. Eine nähere Prüfung ergiebt zahllose Inhaltsangaben von Akten, aus denen man über deren Betreff keine Vorstellung gewinnen kann; vielfach findet man bei einem Faszikel Akten erwähnt, deren Vorläufer oder deren Fortsetzungen sich in ganz anderen Faszikeln befinden, ohne daß auf diese verwiesen

würde — Mängel, denen auch das ausführliche Namenregiſter nicht immer abhilft; mögen ſie bei den Fortſetzungen des Werkes, welche die franzöſiſche Form abſtreifen ſollen, vermieden bezw. durch Verweiſungen gehoben werden. — Ein erfreuliches Bild der ſyſtematiſchen Durchforſchung aller Archive des Landes und der Veröffentlichung von kurzen Inhaltsangaben derſelben bietet jetzt das Großherzogtum Baden. Es war ein glücklicher Gedanke der jungen badiſchen hiſtoriſchen Kommiſſion, deren maßgebende Mitglieder zumeiſt die Hiſtoriker der beiden Landesuniverſitäten und die wiſſenſchaftlichen Beamten des Karlsruher Generallandesarchivs ſind, zunächſt eine gründliche Durchforſchung und Verzeichnung des im Lande vorhandenen hiſtoriſchen Quellenmaterials vorzunehmen und in den Mitteilungen der Kommiſſion der Öffentlichkeit zu unterbreiten. Die Arbeit erſtreckt ſich auf alle Archive des Staates, von geiſtlichen Korporationen und Stiftungen, von Gemeinden jeder Größe, von Familien. Die Bearbeiter des Materials ſind vielfach Laien, und daher wird im Verzeichnen der einzelnen Archivalien häufig des Guten zu viel gethan, Akten von geringem oder keinem hiſtoriſchen Werte werden in breiter Ausführlichkeit dem Leſer vorgeführt: aber um der zahlreichen Weizenkörner willen ſei auch die reichliche Spreu mit in Kauf genommen! Es wäre zu wünſchen, daß die Thätigkeit der badiſchen Kommiſſion in anderen Staaten oder in kleineren Gebieten von hiſtoriſcher Zuſammengehörigkeit Nachahmung fände. — Nicht minder erfolgreich widmet man ſich in der niederrheiniſchen Metropole Köln der Veröffentlichung des archivaliſchen Materials für die Geſchichte der Stadt. Den leitenden Mittelpunkt der dortigen Arbeiten bildet naturgemäß das unter Profeſſor Höhlbaums Leitung neuerblühende Stadtarchiv, das Organ ſind die „Mittheilungen aus dem Kölner Stadtarchiv“, welche laufende Rechenſchaft über den Fortgang der Ordnungsarbeiten im Archive geben, zugleich aber auch als Zeitſchrift für die ſtadtkölniſche Geſchichtsforſchung dienen. In den bis jetzt vorliegenden Heften nehmen die Inhaltsverzeichniſſe der neugeordneten Akten und Urkunden einen breiten Raum ein; die Form der Regeſten ſcheint häufig mehr die äußeren Merkmale der Urkunde als deren Inhalt zu berückſichtigen: eine ſchärfere Bezeichnung desſelben iſt

für den Leser der Mitteilungen wichtiger als die Anzahl der Siegel oder die Form der Datierung. Ein weiterer Mißstand ist, daß diese Repertorien oder vielmehr Regestenwerke dem Leser nach und nach in kleineren Portionen, nicht für große, in sich geschlossene Gruppen von Archivalien dargeboten werden; es hängt dies aber mit dem gegenwärtigen Stande der Ordnungsarbeiten im Archive zusammen. — In dem von Dr. Th. Ilgen bearbeiteten Inventare des königlichen Staatsarchivs zu Düsseldorf (Westdeutsche Zeitschrift, Ergänzungsheft 2) besitzen wir eine Übersicht über alle Bestände eines größeren, bunt zusammengesetzten Archivs, die natürlich nur ganz kurz und oft viel zu kurz ausgefallen ist, als daß sie den Benutzer überall mit Sicherheit ersehen ließe, ob er für seine besonderen Zwecke brauchbares Material vorfindet. Im Anfange giebt Ilgen Ausweis über die außerhalb des Staatsarchivs vorhandenen niederrheinischen Archivalien. Es ist dankbar anzuerkennen, daß auf diese Weise auch ein größeres staatliches Archiv der wissenschaftlichen Welt Einblick in seine für die niederdeutsche und auch die allgemein deutsche Geschichtsforschung so reichhaltigen Schätze gewährt, und um so dankbarer, als diese Düsseldorfer Arbeit nur den ersten Teil einer größeren Zusammenstellung der auf die Geschichte des Rheinlandes bezüglichen Archivalien (des „Rheinischen Archivs") bilden soll. Der um die westdeutsche Geschichtsforschung so verdiente Professor Lamprecht in Bonn beabsichtigt nach und nach die ganze schriftliche Überlieferung des Mittel- und Niederrheins auf ähnliche Weise bekannt zu geben: wir haben somit für diese Gegenden eine ebenso allseitige Archiv-Übersicht zu erwarten, wie sie die badische Kommission für ihr Land in Angriff genommen hat. Eine solche Übersicht, wie verschiedenwertig auch die einzelnen Teile ausfallen mögen, wird die Erforschung der Geschichte des Rheinlandes mächtig fördern; sie wird vor allem den Arbeiten der jungen Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde zu gute kommen, welche seit der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits so zahlreiche und treffliche Veröffentlichungen aus der Geschichte ihres Gebietes vorgelegt und, Dank ihren, privater Freigebigkeit entstammenden Mitteln, mit einer ganzen Anzahl historischer Arbeiten von hoher Wichtigkeit für das Rheinland berufene und erprobte Forscher be-

trant hat. — Der Vortrag beschäftigte sich dann näher mit der jüngsten Inventar-Veröffentlichung, dem vom hiesigen „Verein für Geschichte und Alterthumskunde“ mit städtischer Unterstützung herausgegebenen „Inventare des Frankfurter Stadtarchivs“, über welche in diesen Berichten bereits oben (S. 191—192) gesprochen wurde. Das Frankfurter Unternehmen steht von den früher erwähnten etwa dem Straßburger am nächsten, ohne von diesem und seiner Art irgend wie beeinflußt zu sein. Die Frankfurter „Inventare“ geben zunächst die Repertorien über in sich abgeschlossene Archivgruppen von historischer Zusammengehörigkeit; die drei ersten Bände sollen die Repertorien der verschiedenen politischen Bestände — im allgemeinen als „auswärtige Beziehungen der Stadt“ zu bezeichnen — bis zum Ausgange des Mittelalters bringen, die späteren Bände sollen auch Repertorien von mehr lokalem Interesse enthalten. Die Anordnung innerhalb der einzelnen Teile ist die streng chronologische, die knapp gefaßten Inhaltsangaben der einzelnen Stücke oder der zu einer Nummer vereinigten, sachlich zusammengehörigen Stücke sollen lediglich den Betreff angeben ohne Rücksichtnahme auf äußere Beschaffenheit, Anzahl, Datierung u. s. w. der Stücke; sie sollen den Benutzer nur auf den Inhalt aufmerksam machen, die Einsichtnahme in die einzelnen Aktenstücke aber nicht ersetzen: der Forscher wird nur auf etwa für ihn brauchbares Material hingewiesen, dessen Benutzung ihm auf Ansuchen die Archivverwaltung in liberalster Weise ermöglicht. Der erste Band erschien 1888, der zweite kommt im Herbst 1889 und der dritte, welcher die politischen Archivalien bis 1500 zum Abschluß bringt und ein ausführliches Register über diese von den drei ersten Bänden umfaßte Gruppe enthält, wird voraussichtlich im Frühjahr 1891 ausgegeben werden. — Zuletzt legte der Vortragende als schönes Beispiel der Sorge der Deutschen im Auslande für ihre schriftlichen Geschichtsdenkmale die Übersicht Zimmermanns über das von ihm verwaltete Archiv der Stadt Hermannstadt und der sächsischen Nation vor, woran er verschiedene Bemerkungen über die rege historische Thätigkeit der Deutschen mitten in dem sie bedrängenden Auslande knüpfte; bei der Eigenart der Zusammensetzung dieses siebenbürgischen Archivs bietet dessen von Zimmermann gegebene Übersicht nur wenig Vergleichungspunkte

mit den deutschen Veröffentlichungen. — Zum Schluß warf der Vortragende einen Rückblick auf die besprochenen Inventar-Werke und gab der Hoffnung Ausdruck, daß im Laufe der Zeit immer mehr Staaten, Gemeinden, Korporationen, Private, welche im Besitz von historisch wichtigen Archivalien sind, den gegebenen Beispielen folgen werden; jede verständige Bekanntmachung von Archivalien, so verschieden sie einzeln in der Form sein mögen und bei der Verschiedenheit der Zusammensetzung und Ordnungsmethoden in den Archiven sein müssen, ist ein Gewinn für die Wissenschaft und bei taktvoller Bearbeitung niemals eine Schädigung des Archivbesitzers. Es ist dankbar zu begrüßen, wenn der letztere die wissenschaftliche Forschung in seinen Räumen duldet, noch dankbarer aber, wenn er sie ruft, und dafür ist die öffentliche Bekanntgebung seiner Schätze der beste Weg. —

Sodann machte Herr Dr. Heuer die Mitteilung, daß das auf Anregung der Abteilung wiederaufgenommenene Unternehmen der „Bibliotheca historica“ von der Verlagshandlung Vandenhoeck & Ruprecht zu Göttingen wegen zu geringen Absatzes endgültig aufgegeben sei. Es wurde beschlossen den Instituten und Vereinen, welche sich, gleich dem Hochstift, zur Unterstützung des Unternehmens verpflichtet hatten, durch folgendes Schreiben davon Kunde zu geben: „Wir gestatten uns hiermit die Mitteilung zu machen, daß es trotz aller aufgewendeten Bemühungen, welche Sie so gütig waren zu unterstützen, nicht gelungen ist die „Bibliotheca historica“ dauernd lebensfähig zu erhalten. Der Verleger hat ungeachtet der Subvention am Jahrgang 1887 einen solchen Verlust erlitten, daß er das Unternehmen nicht glaubte fortführen zu können. Der Jahrgang 1888 ist deshalb gar nicht erschienen. Doch haben die dafür schon gemachten Vorarbeiten wenigstens teilweise Verwertung gefunden und der praktisch wichtigste Teil des Werkes findet seine Fortführung in einer „Bibliographie zur Deutschen Geschichte“, welche der Herausgeber der „Bibliotheca historica“, Herr Dr. Maßlow, für die neu gegründete „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ bearbeiten wird. Diese Bibliographie wird durch Zurückgreifen auf das Jahr 1888 unmittelbar an die „Bibliotheca historica“ anknüpfen. Außerdem verspricht die genannte Zeitschrift

auch bibliographische Notizen über die Litteratur zur außerdeutschen Geschichte. Es ist also Aussicht vorhanden, daß das Ziel, welches uns bei Wiederbelebung der „Bibliotheca historica“ vorschwebte, in anderer Form im wesentlichen erreicht werden wird, und wenn auch das unmittelbare Ergebnis der aufgewandten Mühen und Opfer ein Mißerfolg war, so brauchen wir dieselben doch insofern, als sie mit den Anstoß zu diesem hoffentlich lebensfähigen Unternehmen gegeben haben, nicht als verloren zu betrachten.“

---

2. Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurden in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. Herzheimer, Arzt, hier,
„ Dr. Kuthe, Oberstabsarzt a. D., hier.

In der Sitzung vom 30. Januar sprach Herr M. Ziegert über „Reproduktionen Chodowieckischer Werke“. Nach einigen einleitenden Worten über die Entwickelung und Verbreitung des Kunstverständnisses und der jetzigen Kunstbestrebungen, wies der Vortragende auf die in neuester Zeit sich geltend machende Strömung zu Gunsten des verkannten Barock und Rokoko hin, welcher auch wohl die Reproduktionen der Chodowieckischen Werke zu danken sind.

Claudius, des Wandsbecker Boten, sämtliche Werke und einige Illustrationen zu Lichtenbergs und Engels Schriften sind wohl die einzigen Werke mit Chodowieckischen Kupfern, welche im Laufe der Jahrzehnte bis zur Gegenwart neue Auflagen erlebt haben, wobei die Kupfer in späterer Zeit dann natürlich nachgestochen worden sind: in den sechziger Jahren ließ noch Engelmann, der Verfasser des Verzeichnisses sämtlicher Kupferstiche des Künstlers, die 12 Kupfer zur Minna von Barnhelm nachstechen. Im übrigen war der so fruchtbare Illustrator der schönen Litteratur des letzten Viertels des

vorigen Jahrhunderts für das große Publikum verschollen. Erst die jüngste Zeit mit ihrem Bedürfnis nach Anschauung der Dinge, mit ihren illustrierten Litteratur-, Musik- und Kulturgeschichten machte den vergessenen Künstler wieder in weiteren Kreisen bekannt und hoffentlich auch lieb. Die weitverbreitete Litteraturgeschichte von König bringt eine ganze Anzahl von Reproduktionen nach Chodowiecki und in Könneckes Bilderatlas zur Litteraturgeschichte zählt man allein an achtzig Chodowieckische Illustrationen. Aus letzterem Werke ist recht auffallend ersichtlich, welche Bedeutung Chodowiecki als Illustrator seiner Zeit hat. Wie dieser Bilderatlas ein sehr glückliches Buchhändlerunternehmen ist, so sind die nun zur Besprechung kommenden Werke ebenfalls sicher der Anregung der Verleger zu danken. Die interessanteste dieser Veröffentlichungen ist zweifellos: „Von Berlin nach Danzig. Eine Künstlerfahrt im Jahre 1773 von Daniel Chodowiecki. 108 Faksimiledrucke nach den in der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin aufbewahrten Originalzeichnungen Chodowieckis, nebst kurzen erläuternden Notizen nach seinen eigenen Aufzeichnungen." Seit dem Jahre 1865 sind die nur von Wenigen gekannten Originale im Besitze der Berliner Königlichen Akademie und das Verdienst der Herausgabe gebührt den Verlegern, den Kunsthändlern Gebrüder Meder in Berlin. Eine Urenkelin Chodowieckis, Frau Sanitätsrat Dr. Rosenberger in Rösen, besitzt das von dem Künstler während seiner Reise sorgfältig in französischer Sprache geführte Tagebuch, welches die tägliche Ergänzung zu den Zeichnungen bildet. Bei dem Umfange des Manuskriptes war es nur möglich zu jedem Blatte einige Erläuterungen aus der Reisebeschreibung beizufügen, die zur Feststellung der dargestellten Persönlichkeiten dienen und die damaligen Danziger Zustände charakterisieren. Es ist schade, daß sich die Herausgeber aus praktischen Gründen einen vollständigen Abdruck dieser Reisememoiren versagen mußten, denn Chodowiecki, ein solch scharfer Beobachter, hat ohne Zweifel auch schriftlich Wertvolles, mindestens Interessantes aufgezeichnet. — Chodowieckis Lebensgang ist ja bekannt, nur einige Daten sind hier einzufügen. Chodowiecki 1724 in Danzig geboren, kam 1743 nach Berlin, um seine in der Vaterstadt begonnene Kaufmannslaufbahn als Lehrling bei

einem Bruder seiner Mutter fortzusetzen. Wie er Künstler geworden, welchen Fleiß er angewendet, er der sich fast ganz selbst gebildet hatte, das muß hier übergangen werden, so anziehend es ist, dem Künstler auf dem Wege zu folgen. Es ist ja das Los auch jedes einfachen Menschen, der das Schicksal hat einen nicht ganz ordnungsgemäßen Bildungsgang in seinem Fache durchmachen zu müssen, daß die Zünftler und namentlich die akademisch Gebildeten so viel wie möglich hemmend auftreten und Stellung gegen einen solchen Wilden nehmen, wie heute so damals. Schließlich müssen die Widerstrebenden nachgeben, wenn eine wirkliche Kraft vorhanden ist, die sich ihren Weg unaufhaltsam bahnt. Auf diese Weise schritt unser Meister seinem Ziele zu. Im Jahre 1773, als er sich einen ebenbürtigen Platz neben den berühmten französischen Illustratoren Gravelot, Eisen, Moreau le jeune ꝛc. errungen hatte, riß er sich von seinen vielen Berliner Verpflichtungen und seiner Familie los, um nach 30jähriger Abwesenheit seine alte Mutter in Danzig zu besuchen. Chodowiecki machte die Reise zu Pferde, den großen Mantelsack hinter sich. Diese, für rüstige Leute damals übliche, Reiseart gewährte für den Künstler den Vorteil, alles was ihm Bemerkenswertes in den Weg kam mit Muße beobachten und, wenn es ihm wert schien, sofort in raschen Zügen dem Papiere anvertrauen zu können. Oft die Zügel des Pferdes in den Mund nehmend und eifrig die Blätter, die uns jetzt entzücken, skizzierend, so haben wir uns den Künstler auf der Reise zu denken. Daß er nebenbei auch durch persönlichen Verkehr mit Mitreisenden sich über Land und Leute zu unterrichten suchte, sehen wir auf den Blättern aus seiner Bekanntschaft mit dem Schlesier, seinem Handel mit dem Werbeoffizier, seiner Teilnahme an der gemeinschaftlichen Wirtstafel und dergleichen mehr. — Die Reiseskizzen mit Bleistift, als Augenblicksbilder flüchtig gezeichnet, wurden zum Teil abends oder an den Rasttagen mit Tusche und Feder sorgfältig ausgeführt. So sind manche der Blätter nur flüchtige Skizzen geblieben, während die Mehrzahl fertige wahre Genrebilder bietet. Chodowiecki soll selbst großen Wert auf diese Skizzen gelegt haben, wie auch aus dem nach des Künstlers Tode erschienenen von den Erben veranstalteten Auktionsverzeichnisse

seiner Handzeichnungen, Kupferstiche und Gemälde hervorgeht. Der Vermerk über das Werk im Kataloge lautet: „Es ist ein eigener Gedanke statt eines gewöhnlichen Tagebuchs die Begebenheiten einer Reise und die Bemerkungen, die man macht, bildlich aufzuzeichnen, und gewiß ist es die zweckmäßigste Art die Erinnerung vergangener Dinge recht lebhaft zu erhalten. Diese Folge von Zeichnungen fängt mit dem Augenblicke an, wo Chodowiecki im Begriff auf das Pferd zu steigen von Frau und Kindern Abschied nimmt. 17 Blätter sind Vorstellungen dessen, was ihm auf der Landstraße und in den Quartieren begegnete sowohl, als der Personen, die ihm dabei merkwürdig waren. Die anderen stellen die Ankunft in Danzig, das väterliche Haus, die Umarmung der zärtlichen Mutter, die Beschäftigungen, die er dort fand, die Personen, die er kennen lernte, die Gesellschaften und Erholungsorte, die er besuchte, und die Gebräuche der Danziger Einwohner vor. Von diesen Vorstellungen sind 53 Blätter in quer Octavo fleißig getuscht, einige blos mit der Feder gezeichnet. Das Gepräge von Wahrheit, welches in jeder Darstellung herrscht, macht dieses Werk äußerst interessant. Es wird nicht getrennt und würde, wenn eine Verteilung stattfinden könnte, nicht veräußert werden. W. Chodowiecki, ältester Sohn des Verfassers, erbietet sich demjenigen, der es erstehn wird, unter gewissen Bedingungen eine ausführliche Beschreibung der Vorstellungen zu liefern.“ — Es sind in der That Bilder, in denen das bürgerliche und das gesellschaftliche Leben der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mit außerordentlicher Wahrheit, wie wir das von Chodowiecki gewöhnt sind, wiedergegeben ist. Die Feinheit und Charakteristik der Köpfe, namentlich der Frauenköpfe vom unschuldigen Mädchengesichte bis zu den karikaturartigen, scharfen Gesichtszügen von Chodowieckis Tanten und den alten Betschwestern, ist erstaunlich wenn man das kleine Format berücksichtigt. Ebenso sind die Trachten, die Beschäftigungen der Menschen auf der Straße und in den Häusern, die Zimmereinrichtungen so treu beobachtet und natürlich dargestellt, daß die Blätter in kulturhistorischer Beziehung für die Kenntnis des vorigen Jahrhunderts unschätzbar sind. Hinsichtlich des geschichtlichen Hintergrundes der Chodowieckischen Reise nach Danzig ist zu bemerken, daß die Stadt nach

der ersten Teilung Polens 1772 noch polnisch geblieben, jedoch von preußischen Landen rings eingeschlossen war; in der vornehmen Welt, in den Patrizier- und Adelshäusern, die uns Chodowiecki vorführt, ist das polnische Element das tonangebende. — Der Künstler nahm sich übrigens Zeit um alles genau sehen zu können, er verblieb 9 Monate in Danzig im Umgang mit den Seinigen und den verschiedenen Schichten der Gesellschaft, von welchen er nach Verdienst gewürdigt wurde. Die Leute rissen sich, wie man zu sagen pflegt, darum Chodowiecki einzuladen; sowohl der Adel wie der Bürgerstand scheinen eine Ehre darein gesetzt zu haben sich von ihm porträtieren zu lassen. Wie ein Leitmotiv durchziehen den Danziger Aufenthalt die häufig wiederkehrenden Skizzen, die Chodowiecki bei der Arbeit des Porträtierens dieses oder jenes angesehenen Mannes, dieser oder jener vornehmen Dame darstellen, vom Fürsten Primas und seiner mehr als stattlichen Haushälterin und der Mutter des Künstlers bis zum einfachen Kaufmann Danzigs herab.

Das zweite hierher gehörige Werk führt den Titel: „Aus Daniel Chodowieckis Künstlermappe." 98 Handzeichnungen und Aquarelle in Faksimiledruck nach den Originalen des Herrn J. C. D. Hebich in Hamburg. Berlin 1885. Herr Hebich besitzt wohl die reichste Sammlung Chodowieckischer Handzeichnungen, die sich im Privatbesitz befindet. — Wie bescheiden äußert sich Chodowiecki um 1789 in einem Briefe an Graff über seine Handzeichnungen: „Ein paar Liebhaber fangen jetzt an meine Zeichnungen sammelnswert zu finden, für 600 Thaler und etwas habe ich schon davon abgesetzt, wenn das so fort geht, so können sie für mich ein neuer Nahrungszweig werden." A. Weise in seiner Erläuterung zu Engelmann bemerkt: „Man kann bestimmt annehmen, daß Chodowiecki seit der Zeit, wo er eigene Compositionen ausführte, weit mehr Handzeichnungen als Kupferstiche vollendet hat." — In den „Miscellaneen artistischen Inhalts, Erfurt 1779" schreibt der Künstler selbst von sich: „In den Jahren 1774 und 1775 auch in den folgenden Jahren ist meine mehrste Beschäftigung gewesen, Vignetten zu Zeichnungen zu radiren; die Leipziger Herren Buchhändler zeichnen sich darinnen vor anderen aus, daß sie mir mehrentheils

nur Zeichnungen anvertrauen und sie bey sich stechen laßen, andere, und besonders die Herren Berliner glauben meine Arbeiten fallen beßer aus und verliehren weniger vom Ausdruck, wenn ich sie selbst radire. Einige Kunstkenner sähen es gerne, daß ich keine meiner Zeichnungen von andern stechen ließe; andere beklagen, daß ich meine Zeit mit so einer langweiligen und mühsamen Arbeit zubringe, als das Radiren ist. Ich laß' einen jeden bey seiner Meinung und mache, was mir aufgetragen wird. Wenn ich die Zahl der Zeichnungen gegen die Zahl der radirten Blätter, die bey mir bestellt worden, halte: so muß ich gestehen, daß die Zahl der Liebhaber zu meinen Originalkupferstichen größer ist, als die zu denen nach meinen Zeichnungen kopirten. Ob nun jene Mehrheit der Liebhaber etwas zu meinem Vortheil bestimmt, will ich nicht beurtheilen, vielweniger entscheiden." Nun, wenn man jetzt die Preise der Sammler für eine Originalradierung des Künstlers und die Kopie desselben Blattes von anderer Hand vergleicht, so ist das entschieden. Eine Stelle aus Weise sei hier angeführt, die Chodowieckis Technik beleuchtet: „Die Studien und Zeichnungen, welche er nach der Natur und dem Leben ausführte, sind leicht behandelt, aber höchst charakteristisch. Zu diesen bediente er sich teils des Bleistifts oder der schwarzen Kreide, teils des Rotsteins; auch farbiges Papier verwendete er vielfach hierbei, auf welchem er die Lichter mit weißer Kreide erhöhte. Die Zeichnungen für die Buchhändler, welche diese von andern Kupferstechern ausführen ließen, sind mit zarten, aber bestimmten Umrissen angegeben, die Schatten leicht getuscht, doch bestimmt in jedem Teile."

Der Reihenfolge nach sind besonders folgende Blätter hervorzuheben Nr. 2: Zwei weibliche Porträte; Nr. 4: Frauenporträt; Nr. 6: Sechs Blätter zu Herrmann und Dorothea; Nr. 8: Titelbild zu Rousseaus „neue Heloise"; Werthers Zimmer, abweichend von der Darstellung auf Blatt 20; Blatt 9: Rastende Wildschweine; Blatt 11: Kavalier vom Rücken aus gesehen; Blatt 17: Des Künstlers Gattin im großen Strohhut; Blatt 18: Rauchkollegium; studierender Knabe.

Als drittes Werk sei genannt: „Auswahl aus des Künstlers schönsten Kupferstichen, 136 Stiche auf 30 Kartonblättern in Licht-

druck ausgeführt von A. Frisch in Berlin." Voran steht das gemütvolle Porträt des Künstlers von A. Graff nach dem Stiche F. Arnolds. Es folgt das Cabinet d'un peintre, die Gattin und die sechs Kinder um den Tisch beschäftigt, im Hintergrunde rechts Chodowiecki selbst, die Gruppe zeichnend; Blatt 6 und 7: Der große und der kleine L'Hombre-Tisch (nach einer handschriftlichen Bemerkung des Künstlers sind die drei Damen des kleinen L'Hombre-Tisches seine Frau und zwei demoiselles Quantin); Blatt 8: Die Schlittenfahrt. (Dieses Blatt, ein Einfall, welchen der Künstler im oberen Rande seines Stiches „Caesars Zug über die Pyrenäen" verkehrt radierte und später an der Platte abschnitt, ist im Original von größter Seltenheit, da nur wenige Abdrücke gemacht wurden und die Platte abhanden kam.) Blatt 15: Die beiden Damen am Baume; Blatt 18: Die vier Damen am Fenster; Blatt 21: Weibliche Dienstboten; Blatt 22 bis 25: Coiffures Berlinoises von 1779 bis 1782; Blatt 30 bis 41: Occupations des dames; Blatt 42 bis 49: Einzelne Blätter aus Basedows Elementarwerk: Blatt 50 bis 61; Zwölf Blätter Heiratsanträge; Nr. 63 bis 74: Zwölf Blätter zu Rousseaus „la nouvelle Héloise"; Nr. 75 bis 82: Der Lebenslauf; Nr. 107 bis 118: Zwölf Blätter zu Lessings „Minna von Barnhelm"; Blatt 119 bis 124: Sechs Blätter aus Carl Langes Almanach und Taschenbuch für häusliche und gesellschaftliche Freuden. 1796 bis 1798; Blatt 125 bis 136: Der Todtentanz, zwölf Blätter, Beigaben zum genealogischen Kalender 1792. In einem Briefe des Künstlers an die Jaeger'sche Buchhandlung in Frankfurt a. M. vom 18. Juni 1791 giebt Chodowiecki selbst die Beschreibung der einzelnen Blätter des Todtentanzes an. — Die Stiche erregten viel Anstoß, so schreibt Jaeger den 20. Januar 1792: „Ich bitte es (vorherige Mitteilung der Zeichnungen) deßwillen, weil ich den Schrecken über den Todtentanz nicht vergessen werde. So vortrefflich die Arbeith war, so involvant war bey jedem der Gedanken einer Dame den Todt in so mancherlei Gestalt zum Weyhnachts- oder Neujahrsgeschenk zu machen." — Neuerdings ist von denselben Verlegern der soeben erwähnten Veröffentlichung eine zweite ebenso reichhaltige Sammlung Chodowieckischer Faksimiles erschienen. Unter

anderen enthält die Folge: Porträt der Prinzessin Friederike Sophie Wilhelmine von Preußen. Die Darstellungen zu Goethes Werther und Freuden des jungen Werther. Die Illustrationen zu Hermes, Sophiens Reise nach Memel. Die Zelte im Berliner Thiergarten. Die sechs Blätter zu Voß' Louise. Der große Calas. Herumziehende Komödianten. Sechs Blätter zu den Anekdoten Friedrichs II.

Nicht unerwähnt bleibe ferner ein recht schön ausgestattetes Werkchen, welches, für das größere Publikum berechnet, ein anziehend geschriebenes, für die Zwecke erschöpfendes Bild von Chodowieckis Thätigkeit giebt: es ist dies das Buch von Ferd. Meyer „Chodowiecki, der Peintre Graveur. Im Lichte seiner und unserer Zeit dargestellt. Mit 18 Illustrationen, zwei Heliogravüren: (les adieux de Calas à sa famille. Die kgl. preußische Familie) und dem Porträt des Künstlers nach Graff. (Berlin, R. Mückenberger 1888.)

Betrachtet man solche größere Reihenfolgen Chodowieckischer Werke, so drängt sich einem mehr wie bei manchen anderen Künstlern das Bedürfnis auf nach näherer Kenntnis der Persönlichkeit und nach der Erforschung seines Wesens: fühlt man doch in fast jedem Blatte den sinnigen, feinempfindenden Schöpfer, die Individualität des Künstlers heraus. Es ist hier nicht Zeit und Gelegenheit, eingehend den Menschen und Künstler Chodowiecki zu betrachten: nur einige charakteristische Züge seien hervorgehoben. Da ist vor allem sein Fleiß, der durch das ganze Leben anhält, bewunderungswürdig; nur diese nimmermüde Ausdauer ermöglichte das Entstehen seiner zahlreichen Kunstwerke. Die frühe Morgenstunde soll Chodowiecki oft nach fast durcharbeiteter Nacht gesehen haben. Einmal begegnete ihm es denn auch, daß er vor Müdigkeit seitwärts vom Stuhl auf die Erde fiel, welche Situation er dann in einer Zeichnung glossierte. Zum Schlafe gönnte er sich kaum die nötige Ruhe. Nach Meyer schlief Chodowiecki gewöhnlich nur halb ausgekleidet, mit der Perrücke, sitzend im Bett, das Kissen an die Wand gelehnt; ein großer Wecker rief ihn zur bestimmten Stunde an die Arbeit. Auch während des Besuches von Freunden und Gönnern ließ der stetig Schaffende sich nicht stören, ohne daß die Unterhaltung eine minder angenehme geworden wäre. So setzte

der Künſtler ſeine Thätigkeit bis faſt ans Ende ſeiner Tage fort. Er ſchreibt z. B. noch am 18. Januar 1798 an Graff: „Jetzt geht alles wieder gut; bis auf mein krankes Bein (das ſich aber allem Anſcheine nach mit großen Schritten zur Beſſerung anläßt) befinde ich mich ſehr wohl; mit dem beſten Appetit eſſe ich Alles, was mir vorkommt, von des Morgens bis in die Nacht .... und nachher gehe ich mit eben dem Appetit zum ſchlafen, zu Bett und denke oft dabei, daß ich ebenſo freudig ins Grab gehen werde, wenn Gott mich abrufen wird .... und in 5 Minuten ſchlaf' ich ein, binde einen Faden an den Wecker meiner Uhr und um den Daumen, und um 7 Uhr bin ich wieder da und mit dem Tage an der Arbeit. Da kommen denn angenehme und intereſſante, auch unangenehme Beſuche, die mir die kurzen Tage noch kürzer machen. Aber ich habe Geduld mit allen und hole des Abends wieder ein, was ich mich bei Tage verſäumt habe." — Drei Jahre ſpäter — am 7. Februar 1801 — ſtarb der Künſtler. Ein früherer Brief an Graff — vom 24. Mai 1783 — zeigt in folgender Notiz, wie es in Chodowieckis Natur lag, alles mit maleriſchem Auge zu betrachten, er ſchreibt: „Ich habe vorige Woche meine Älteſte Tochter (Jeanette) mit einem franzöſiſchen Prediger in Bourg Herrn Papin verheiratet. Die Trauung iſt in unſerem kleinen Gärtchen — [in der Behrenſtraße, der Adreßkalender vom Jahre 1777 bezeichnet Chodowieckis zweite Wohnung als „im Bareziſchen Hauſe" der Behrenſtraße, Charlottenſtraßenecke: es war ein ſchlichtes Gebäude von zwei Stockwerken, hinter dem Hauſe lag dieſer kleine Garten] — unter freyem Himmel und dem Schatten zwey ſchöner Birn-Bäume, die noch in der Blüthe ſtanden, vorgenommen worden, einige Orthodoxen wollten das nicht ſo ganz gut heißen, aber es ſah doch ſehr *maleriſch ſchön* aus."

Wir fragen, was iſt uns Chodowiecki noch? Zunächſt ganz abgeſehen von ſeiner künſtleriſchen Individualität und von dem Kunſtwert ſeiner Schöpfungen, eine Quelle der Kenntnis des vorigen Jahrhunderts. Aus dieſem Geſichtspunkte ſind in erſter Linie auch dieſe Reproduktionen hervorgegangen. Rein als Künſtler betrachtet, iſt Chodowiecki nach mancher Richtung hin ebenfalls heute noch unübertroffen, er iſt einzig in der Darſtellung des Cha-

rakteristischen: jedem Gesicht, jeder Stellung der Figur weiß er den passendsten Ausdruck zu geben, alles wirkt bei ihm zusammen, und bei der Kleinheit seines Formates giebt er in feinster Ausführung sowohl wie auch mit wenigen Strichen das den Charakter Bestimmende unverkennbar an. Freilich hat Goethe Recht, wenn er in „Eckermanns Gesprächen" bei Gelegenheit der Besprechung Kotzebuescher Stücke sagt: „es ginge ihm wie Chodowiecki; die bürgerlichen Szenen gelangen auch diesem vollkommen, wollte er aber römische oder griechische Helden zeichnen, so wurde es nichts." Die treue Wiedergabe der Natur ist es, durch die er Muster und Vorbild späterer, zum teil zeitgenössischer Meister unserer Generation selbst geworden ist; ihn studiert und von ihm gelernt haben so verschiedene Geister wie Ludwig Richter und Adolf Menzel, um nur zwei der Bedeutendsten zu nennen. Liebenswert wie als Künstler war er auch als Mensch. Mit Recht sagt Schellenberg von ihm, vielleicht bei Gelegenheit, als er des Künstlers Verehrung und Sorge für seine Mutter sah: „Sein Herz ist viel schöner als seine trefflichsten Arbeiten." Als Mensch wie als Künstler kann Chodowiecki heute noch Vorbild für strebende Kunstjünger sein.

In der Sitzung vom 13. März sprach Herr Otto Donner von Richter unter Vorlegung eigenhändiger Zeichnungen, an welche er seine Mitteilungen anknüpfte, über den „Maler Jerg Ratgeb von Schwäbisch Gmünd" in folgender Weise:

„Meine Absicht ist, Sie heute durch Wort und Bild mit der Persönlichkeit eines Künstlers bekannt zu machen, dessen Werke bis jetzt nur von wenigen gekannt sind, ja dessen Name vollständig aus dem Gedächtnis der deutschen Nation geschwunden war und erst vor kurzem wieder an die ihm gebührende Stelle gesetzt werden konnte. Und doch hat dieser Mann, und zwar hier in Frankfurt a. M., ein Werk der Wandmalerei historischen Stiles geschaffen, wie ein ähnliches zweites weder in unserer Stadt, noch an einem andern Orte Deutschlands im Mittelalter in gleich umfangreicher Weise und von gleicher Bedeutung zur Ausführung gelangt ist.

Dieses Werk ist die Ausschmückung des Kreuzganges des hiesigen Karmeliterklosters auf allen seinen vier Wänden, mit Aus-

nahme des größeren Teiles der südlichen Langwand, auf welche die Pfeiler der anstoßenden Karmeliterkirche vorspringen und woselbst mancherlei Ungleichheiten hinderlich waren. An dem westlichen Ende dieser Südseite bot die Mauerfläche jedoch einen etwa 12 Meter langen ebenen Raum dar: diesen teilte der Künstler durch eine gemalte Säule, die er mit der gemalten architektonischen Einfassung in Verbindung brachte, in zwei Teile. In dem westlicheren stellte er die Anbetung der drei Könige mit der verfallenen Burg des Königs David im Hintergrunde dar, der östlichere Teil ist im Vordergrunde mit den zu dem Gefolge der Könige gehörenden Figuren ausgefüllt, welche in gleicher Größe wie die Könige gehalten sind, während sich im Mittel- und Hintergrunde in einer weiten Landschaft das zahlreiche Gefolge zu Roß und zu Fuß, mit Elephanten und Kamelen, in abnehmender Größe bis in den fernsten Hintergrund hinein ausbreitet. Unter der trennenden Säule lesen wir die Namen der Stifter dieses Bildes: „Claus Stalburg, Margareta von Rein, sein Husfrew 1515"; und in der westlichen Ecke, in einem von zwei Delphinschwänzen gebildeten, gemalten Aufsatze über einer Thür finden wir ein „R. 1514", welche Inschrift schon von J. D. Passavant als ein Künstlermonogramm richtig erkannt wurde, ohne daß er aber einen Künstler dafür zu nennen vermochte. Der Name des Claus Stalburg ist in Frankfurts Geschichte wohlbekannt. Er war zu jener Zeit eines der ausgezeichnetsten Mitglieder des Rates und wurde von ihm vielfach in wichtigen Angelegenheiten verwendet. Aber zugleich war er ein selten kunstsinniger Mann und hatte als solcher das, unter dem Namen „des Stammhauses" bekannte, burgartige Haus mit Ecktürmchen und Wehrgang auf dem großen Kornmarkte erbaut, welches 1787 von der reformierten Gemeinde gekauft und zum Zwecke der Erbauung ihrer Kirche abgerissen wurde. Ein über dem Eingangsthore hervorspringender Erker enthielt die Hauskapelle, für welche Claus Stalburg eine Kreuzigung Christi und rechts und links von ihr sich und seine Frau in Lebensgröße von einem offenbar sehr geschickten Künstler malen ließ: die beiden interessanten, jetzt im Städelschen Institute befindlichen Bildnisse zeigen dies in unwiderleglicher Weise. Sie tragen die Jahres-

zahl 1504, sind also zehn Jahre früher gemalt, als das Anbetungsbild im Kreuzgange. Die Kreuzigung Christi, welche in den Besitz des Professors Hundeshagen in Hanau gekommen war, ist daselbst im Jahre 1813 bei der Erstürmung Hanaus durch die Franzosen nebst dem Hause des Besitzers ein Raub der Flammen geworden.

Unmittelbar an das Anbetungsbild auf der Südwand schließt sich auf der Westwand über einem ehemals dreiteiligen Fenster des Kreuzganges das erste Gemälde des großartigen Zyklus an, welcher sich über die schmale Westwand (23,50 m breit), über die Nordwand (50,00 m lang) und die östliche schmale Wand des Kreuzganges fortsetzt. Er beginnt mit der Schöpfung der Welt und dem Sündenfalle. In seiner weiteren Entwickelung gelangt der Gedanke zur Ausführung, daß der Sündenfall das Erlösungswerk Christi notwendig machte und daß in dem jüngsten Gerichte Christus diejenigen, welche seine rettende Hand ergriffen haben, von jenen scheidet, welche sie in frevelhafter Verkennung zurückstießen. Dementsprechend reiht sich an den Sündenfall und die Austreibung aus dem Paradiese die Vorgeschichte Christi an, seine Jugendgeschichte, seine Lehrthätigkeit und Leidensgeschichte, welche mit der Kreuzigung abschließt. Auf sie folgten die Ereignisse nach ihr, den Schluß bildete das jüngste Gericht.

Das Karmeliterkloster wurde erst im Jahre 1803 aufgehoben und somit waren die Gemälde bis dahin wohlgepflegt, auch waren 1713 durch einen Gönner, den Obristen Anton Freiherrn von Veevelt, den Mönchen die Mittel zu einer Restaurierung des Kreuzganges gegeben worden. Bald nach der Aufhebung des Klosters wurden dessen Räumlichkeiten als Kaserne für das Frankfurter Militär benutzt. Noch im Jahre 1846 sah ich alle diese Malereien in sehr gutem Zustande und mit nur sehr geringen Beschädigungen. Nur auf der schmalen Ostseite waren alle Malereien dadurch zerstört worden, daß bei dem Bau eines Zolllagerhauses an Stelle eines kleineren Hofes des Klosters jene Mauer der Ostseite durchbrochen wurde, um in sie die gotischen Fenster mit Maßwerk einzusetzen, welche man in dem erwähnten kleineren Hofe, Ecke der alten Mainzer- und der Ankergasse, ausgebrochen hatte.

Keinerlei Abbildung oder nähere Beschreibung ist von diesem Teile der Malereien vorhanden, ein Verlust, der bitter zu beklagen ist. Im Jahre 1848 räumte das Frankfurter Militär das Kloster und wurde durch österreichisches ersetzt, welches bis zum Jahre 1866 dort verblieb, worauf preußische Truppen einzogen. Als ich nach deren Abzug in die neuerbaute Kaserne in der Gutleutstraße im Frühjahr 1881 den Kreuzgang wieder betrat, fand ich, daß alle Malereien mit Ausnahme des oberen Teiles der Westwand weiß übertüncht worden waren, und daß die ganze nördliche Langseite des Kreuzganges außerdem noch durch eingezogene Zwischenwände in eine Anzahl Einzelräume, darunter eine Küche, verwandelt worden war.

Vor dieser traurigen Thatsache stehend, versuchte ich die mehrfachen Tünchen an verschiedenen Stellen loszulösen und sah zu meiner freudigen Überraschung, daß an vielen Stellen die Tünche sich abblättern ließ und die Malereien unter ihr wieder zum Vorschein kamen. Ich berichtete der städtischen Kommission für Kunst- und Altertumsgegenstände über die Sachlage, und hatte die Freude, daß diese beschloß, die Tünche sorgfältig allenthalben abnehmen, und die noch erkennbaren Teile abzeichnen zu lassen, denn neue Zerstörungen drohten durch den Umstand, daß der Kreuzgang nunmehr zur Benutzung von Zollniederlagen den Zollbehörden übergeben werden sollte. Ich übernahm die Herstellung der Zeichnungen, welche jetzt in dreizehn Blättern vor Ihnen liegen. Das große Anbetungsbild, sowie die Austreibung aus dem Paradiese waren schon früher auf die höchst dankeswerte Anregung von J. D. Passavant hin kopiert und in dem „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst“ Heft 6 und Heft 8 publiziert worden. Mußten auch in meinen Zeichnungen viele zerstörte, mit der Tünche weggenommene Teile als traurige Lücken unausgefüllt bleiben, und ist auch die östliche Wand nebst dem jüngsten Gerichte gänzlich verloren, so ist uns doch in vorliegenden Abbildungen ein Überblick über die Leistung des Künstlers erhalten, der dieses hervorragende Werk geschaffen hat: von diesem wird aber bald wohl kaum mehr übrig bleiben, als diese Blätter.

Wie aber hieß dieser Künstler? Woher kam er, wie war sein Lebenslauf? Diese beiden letzteren Fragen waren ganz un-

berührt geblieben von Seiten jener, welche seinen Namen nannten; und selbst die angeführten Namen waren falsche! Merkwürdiger Weise besitzen wir die älteste Erwähnung dieser Bilder in dem Reisewerke eines französischen Edelmannes, eines Monsieur de Monconys, welcher sich im Dezember 1663 und Januar 1664 als Begleiter des Duc de Chevreuse, Sohnes des Duc de Luynes, einige Zeit in Frankfurt aufhielt und mit Vorliebe Kunstwerke und Kunstsammlungen studierte. Dieses Buch machte damals Aufsehen und wurde unter dem Titel „des Herrn de Monconys ungemein und sehr curieuse Beschreibung seiner in Asien und das gelobte Land auch Portugal, Spanien, Italien, in Engelland, die Niederlande und Teutschland gethane Reisen ꝛc.“ von Christian Junker, Leipzig und Augsburg 1697, übersetzt und herausgegeben. In diesem Werke finden wir folgende Stelle, S. 743: „Den 19. (Januar) waren wir wieder bei den Carmeliten zur Messe und besahen nach Mittage ihr Closter und Speisegemach, welches von einem seiner Zeit vortrefflichen Maler, Nahmens George Schlot in Fresco gemalet ist. Er hat seine Sachen und Stücke nach des alten Breugle Manier gemacht, seine Zeichnungen sind aber weit edler und besser.“ Aus dieser Notiz könnte man schließen, daß die Reisenden nur in dem „Speisegemach“, dem Refektorium, Gemälde gesehen hätten, welche von dem Maler Georg Schlot herrühren sollten. Hiermit beginnen die Irrtümer und Verwirrungen in dieser Sache. Lersner, der aus eigener Anschauung sehr gut wußte, daß nicht nur das Refektorium, sondern auch der Kreuzgang ganz mit Wandmalereien bedeckt waren, faßte jene Notiz in der That so auf, nennt (Band II. lib. II. Append. S. 236) Georg Schlot als den Maler der Refektoriummalereien, und fügt hinzu: „Vid. Monconys Reisen, S. 743. An dem Gemähl findet sich die Jahreszahl 1519.“ Als Autor der Kreuzgangausschmückung nennt Lersner aber (Band I, lib. II. Seite 118) den Maler J. K. M. Z. Schwed, ohne weitere Quellenangabe. Diese beiden Namen Schlot und Schwed sind als unbezweifelt richtig von allen jenen angenommen worden, welche sich später mit diesen Malereien beschäftigten; nur die vorausgesetzten vier Vornamen J. K. M. Z. erregten zuerst, als jener Zeit nicht entsprechend,

*

Bedenken bei Nagler (Monogr. Band 4, 3774) und Gwinner (Kunſt und Künſtler, S. 44). Letzterer ſagt: „Sie ſtimmen mit den Monogrammen R-S und I-S nicht überein.“ Hier muß bemerkt werden, daß ſich in der That dieſes Monogramm R-S auf einer Anzahl von Inſchrifttafeln der Weſtwand unter den Gemälden befindet; ſonſt kommt es nirgends auf den langgeſtreckten Malereien vor. Das angebliche I-S beruht aber auf einem Irrtum, wovon ſpäter. J. D. Paſſavant ſagt dagegen ganz ſorglos (Arch. f. Frkſts. Geſch. u. K. Heft VI; S. 176): „Auf mehreren der Malereien befindet ſich das Zeichen R-S, den Meiſter des Werkes J. K. M. Z. Schwed angebend.“

Alle dieſe Angaben ohne zuverläſſige Quellen erregten, als ich mich näher mit dem Werke befaßte, mein allerlebhafteſtes Mißtrauen, welches dadurch noch vermehrt wurde, daß ich den Autor des großen Anbetungsbildes und jenen der zykliſchen Darſtellungen nicht wie Paſſavant und Gwinner für verſchiedene Perſönlichkeiten halten mußte, ſondern für einen und denſelben Künſtler, welcher ſich nur in dem Verlauf der gewaltigen, ſich wohl mindeſtens auf die Dauer von zwölf Jahren erſtreckenden Arbeit, nach und nach entwickelt hatte und an deren Schluß ein ganz anderer geworden war, als wir ihn in ihrem Beginne finden. Hierzu kam noch, daß auch bei dem neuerlichen Umbau des Refektoriums zu Schulzwecken unter der Tünche die alten Wandmalereien wieder zum Vorſchein kamen, deren Eigentümlichkeit es mir auch ſogleich als unzweifelhaft erſcheinen ließ, daß ſie von keinem andern erſunden und ausgeführt ſein konnten, als von dem Meiſter, der auch alle Wände des Kreuzganges mit den Gebilden ſeiner überreichen, unerſchöpflichen Phantaſie, ſowohl auf dem Gebiete des Figürlichen, wie des Architektoniſchen und des Ornamentalen bedeckt hatte.

Mein Beſtreben ging zuerſt darauf hin das franzöſiſche Original des Reiſewerkes von de Monconys in die Hände zu bekommen. Was ich in Deutſchland nicht zu erreichen vermochte, gelang mir in England, wo ich im Britiſh Muſeum das Original fand. Da lautete denn zu meinem nicht geringen Erſtaunen die oben angeführte Stelle zwar ähnlich, aber dennoch ganz anders und zwar (S. 279): „le 19 nous fusmes à la Messe aux Carmes, & nous y retour-

nasmes l'apresdiné pour voir leur cloistre & refectoir peints à fresque par un des plus excellents Peintre de son temps, nommé George Scheolt qui faisait de la manière du vieil Breugle, mais ses desseins plus nobles". Hieraus erhellt, daß die Überſetzung aus George Scheolt einen Georg Schlot gemacht hat, welcher letztere Namen alſo ein Druckfehler oder eine Willkürlichkeit iſt, keinerlei Exiſtenzberechtigung hat und ſomit vollſtändig aus unſerer Kunſtgeſchichte geſtrichen werden muß. Aber auch dem George Scheolt droht gleiches Schickſal. Von größter Wichtigkeit iſt aber die Thatſache, daß der Überſetzer in völliger Unkenntnis des Sprachgebrauches das Wort „cloistre" mit Kloſter überſetzt hat, während es „Kreuzgang" bedeutet; wäre das Kloſter gemeint geweſen, ſo hätte de Monconys das Wort „couvent" gebraucht. Somit iſt es ganz klar, daß die franzöſiſchen Reiſenden am Nachmittag mit der ganz beſondern Abſicht zu den Karmelitern gingen, um die Wandmalereien in deren „cloistre & refectoir", d. h. in Kreuzgang und Refektorium zu ſehen, welche de Monconys als von ein und demſelben Maler herrührend bezeichnete. Der Augenſchein hat, wie erwähnt, die Richtigkeit dieſer Thatſache beſtätigt.

Mit dem Monogramm R. 1514 im großen Anbetungsbilde ſtimmte aber der Name George Scheolt auch nicht; ebenſo wenig mit den erwähnten Monogrammen R-S der Inſchrifttafeln der Weſtwand. Neue Schwierigkeit! Bei näherem Studium dieſer Inſchriften, welche auch erſt von einer mehrfachen Übertünchung des Wandſockels mit Blau und Schwarz befreit werden mußten, fand ich nach der ſehr ſchwierigen, durch Abkürzungen erſchwerten Entzifferung, daß ſie ſämtlich Diſtichen ſind, welche ſich auf die Haupthandlung jenes betreffenden Teiles des Zyklus beziehen, während alle anderen zahlreich innerhalb der Darſtellungen angebrachten Tafeln, Täfelchen und Velarien nur Stellen aus dem alten und dem neuen Teſtament enthalten mit Angabe des Buches und der Kapitelzahlen. Dieſe letzteren Bezeichnungen veranlaßten auch den Irrtum Gwinners, welcher ein I-S an hochſtehender Stelle zu leſen glaubte, wo ein P-S ſteht, d. h. Pſalm, wovon ich mich auf hoher Leiter ſelbſt überzeugt habe. Das R-S betreffend, war es für mich kein Zweifel

mehr, daß dies Monogramm nicht den Künſtler, ſondern, da es ſich hier um dichteriſche Leiſtungen handelte, den Poeten bezeichnen müßte. Vielleicht war es ein Ordensbruder oder ein gelehrter Freund des Kloſters, der die Vollendung des ganzen Zyklus nicht mehr erlebte.

Trotz der Beſeitigung ſo vieler Irrtümer blieb der Name des Autors noch ein Rätſel und ich erſuchte den damaligen Stadtarchivar, Herrn Dr. Grotefend, ſein Augenmerk auf die Jahreszahl 1514 und 1515 bei ſeinen Forſchungen in dem Stadtarchive zu richten. Überraſchend ſchnell hatten dieſe den glücklichſten Erfolg, denn bei Durchſicht des Manuſkriptes des Patriziers Nikolaus Froſch fand er in dem Verzeichnis der Bürgermeiſter zu dem Jahre 1515 eine an den Rand ſehr klein geſchriebene Notiz: „in dieſem iahr iſt der Creutzgang zum Carmeliten durch I. R. M. vo Schweb/isch gemindt gemalt worden“. Es lag hiermit klar zu Tag, woher der Lersnerſche: J. K. M. Z. Schwed entſtanden war! Wiederum durch falſches Leſen wie der Name Georg Schlot. Das Froſchſche Manuſkript lag Lersner vor. Statt R hat er ein K geleſen, ſtatt vo ein Z; ſtatt Schweb/isch, welche durch einen Schnörkel aus einer unteren Zeile in zwei Teile geteilt iſt, las er Schwed! Noch wußten wir zwar nicht wer I. R. M. von Schwäbiſch Gmünd iſt; aber das wußten wir ſicher, daß auch der Künſtler J. K. M. Z. Schwed eine reine Fiktion iſt, und daß dieſer Name gleichfalls aus der Kunſtgeſchichte geſtrichen werden muß. Wie kam aber de Monconys zu dem Namen Scheolt? Ich glaube auch dies erklären zu können, denn der Name Schwed war in Frankfurt offenbar ſchon lange im Umlauf und zwar auf Grund der gleichen Notiz des Froſchſchen Manuſkriptes, welches auch der 1649 ſchon verſtorbene Patrizier Johann Maximilian zum Jungen für ſeine handſchriftlichen: „Annales reipublicae Francofurtensis“, gleichfalls in dem hieſigen Stadtarchive befindlich, benutzt hatte. Er kopierte jene Notiz folgendermaßen: „A°. 1515 iſt der Creutzgang durch I. R. M., von Schwed genannt gemalt worden“. Das R hat er alſo richtig geleſen, ebenſo „vo“ woraus Lersner Z gemacht hat; Schwebisch gemindt aber hat er falſch interpretiert. Wegen ſeiner vielſeitigen Sprachkenntniſſe und wegen

seiner allgemeinen Gelehrsamkeit wurde Joh. Max. zum Jungen vielfach von dem Rate zum Empfange auswärtiger Gesandter und angesehener Fremden verwendet und unterhielt mit solchen vielfache Beziehungen. Da wir bei ihm zum ersten Male diesen Namen Schwed nachweisbar vorfinden, so werden wir wohl nicht irren, wenn wir zum Jungen als den eigentlichen Urheber dieses Irrtums bezeichnen; er muß ihn in Umlauf gesetzt, und von ihm müssen ihn die Mönche, die den richtigen Namen des Künstlers mit Ausnahme seines Vornamens undankbarer Weise in Vergessenheit hatten geraten lassen, wieder gehört und ihn so auch de Monconys überliefert haben, der aus unrichtiger erster Auffassung oder aus Verderb seiner ersten Aufzeichnung in seinem Werke aus Schwed Scheolt gemacht hat. Dies ist um so wahrscheinlicher, da er die seltsamsten Entstellungen deutscher Namen, und speziell nachweisbar von Frankfurter Namen, in großer Anzahl in seinem Werke bringt. Z. B. Mallepan statt Malapert; Parait statt Bayreuth; Embscherigneu statt Emskirchen ꝛc.

Wer aber jener I. R. M. von Schwäbisch Gmünd ist, diese Frage wurde bald nach jener ersten Entdeckung durch einen neuen glücklichen Zufall gelöst, indem Herr Dr. Grotefend bei Durchsicht eines Bandes von Briefen und Akten, Medizinal-Angelegenheiten betreffend, einen an den oben genannten Claus Stalburg gerichteten Brief fand: in diesem werden von dem Schreiber zwei junge Ärzte empfohlen, welche ihm, infolge der im Auftrage Claus Stalburgs eingezogenen Erkundigungen, als sehr tüchtig gerühmt worden seien. Unterzeichnet ist der Brief: datum Herenbergk uf Suntag nach michaelis anno im XVIII, (d. i. 3. Oktober 1518)

Iwer ersam wisheit

undertenig

Jerg ratgeb maler.

Das Siegel, mit welchem der Brief gesiegelt war, zeigte die drei Schildchen des Malerwappens und darüber das Monogramm J+R. Es lag bei den Beziehungen des Malers des Kreuzganges zu Claus Stalburg nahe, diese Unterschrift zu identifizieren mit dem „I. R. M. von Schwäbisch Gmünd", d. h. es zu ergänzen in: J[erg] R[atgeb] M[aler] von Schwäbisch Gmünd! Indessen

war es doch einstweilen nur eine Voraussetzung, wenn auch eine sehr wahrscheinliche, aber die Beweise waren noch weiter zu erbringen, die Beziehungen des Jerg Ratgeb zu Herrenberg und zu Schwäbisch Gmünd mußten näher untersucht werden. Zu diesem Zwecke studierte ich die „Beschreibung des Oberamtes Herrenberg" (Stuttgart 1855), und als ich aus ihr ersah, daß sich in der dortigen Pfarrkirche ein Altarwerk mit dem Monogramm R. 1519 befinde, dessen Meister unbekannt sei, reiste ich dorthin und fand zu meiner Freude, daß es dasselbe Monogramm war, wie jenes auf dem großen Anbetungsbilde des Kreuzganges, und der erste Blick auf das gewaltige Altarwerk ließ mich in ihm den Meister der Kreuzgangmalereien wiederfinden, d. h. Jerg Ratgeb: damit war auch erklärt, wie er nach Herrenberg gekommen war. Das Werk, als Hochaltar aufgestellt, besteht aus zwei Mitteltafeln, welche sowohl auf der nach dem Schiffe als der nach den Chorfenstern gerichteten Seite bemalt sind, und aus zwei gleich großen, gleichfalls beiderseitig bemalten Flügeltafeln; alle diese Tafeln sind, ohne Umrahmung gemessen, 2,75 m hoch 1,41 m breit. Sie sind alle mit flachen, tiefroten Holzrahmen eingefaßt und mit breiten gemalten Goldornamenten und Bibelsprüchen verziert. Über den Mitteltafeln erheben sich zwei schmale, lisenenartige Tafeln, welche mit gemalten Renaissanceornamenten besten Stiles in braungelblicher Modellierung auf dunklem Grunde ausgefüllt sind; auf jener zur Rechten finden wir in großer Form das R, links die Jahreszahl 1519 angebracht.

Von den Tafeln dieses Werkes liegen die Zeichnungen der beiden Tafeln der Rückseite, die Trauung Mariä und Josephs und die Beschneidung Christi, vor. Wir sehen an ihnen, daß der Meister auch hier die erzählende Form beibehält, welche in so meisterhafter Weise in den Kreuzgangbildern angewendet und durchgeführt ist. Er stellt die Haupthandlung in großen Figuren im Vordergrunde dar — im Kreuzgang in Lebensgröße — und verteilt in die umgebende Landschaft und Architektur die Nebenhandlungen, welche sich auf sie beziehen, sie erklären und vervollständigen: hierdurch gelangt das Ganze zu einer in sich abgeschlossenen, eindringlichen Erscheinung. Die Hauptgegenstände der Vorderseite des Altarwerkes sind: das Abendmahl, die Geißelung und die Dornen-

krönung Christi, die Kreuzigung und die Auferstehung. Auf der Außenseite der beiden Flügel ist das Abschiednehmen und Hinauswandern der Apostel in die weite Welt dargestellt. Inmitten der Altarstaffel befindet sich ein überlebensgroßer Christuskopf auf dem Schweißtuch der Veronika und neben ihm schwebende Engel, welche Rauchfässer schwingen. Wie in den Kreuzgangbildern ist auch in allen diesen Gemälden der Reichtum der Architekturen, welche zur Schaffung der Räume für die Nebenhandlungen erfunden sind, und die Fülle der einzelnen Zierrate ganz erstaunlich: allenthalben sehen wir mit größtem Erfolge das Bestreben des Künstlers hervortreten, sich von den noch aus dem vergangenen Jahrhundert stammenden, ihm in seiner Jugend eingeprägten Formen, zu befreien und die neuen Formen der im Aufschwunge begriffenen Renaissance anzuwenden, welche er mit freiester Phantasie zu überraschenden Neugestaltungen entwickelt. Nicht minder gilt dies von den figürlichen Darstellungen, die teilweise noch die älteren, mageren und strengeren Formen zeigen, teilweise zu eigentümlich freier Entwickelung gelangt sind.

Ein sonderbares Mißgeschick hat aber auch über diesem Werke gewaltet: keinerlei Erinnerung an dessen Meister ist in den Herrenberger Chroniken enthalten, keinerlei Aufzeichnung über seine Aufstellung in der Pfarr- oder Stiftskirche; nur die dürftige Notiz fand ich in der Herrenberger Chronik von Heß (Band I, S. 906, Exemplar in Herrenberg): „In einem Manuscripto Schickhardiano stehet, daß N. Breuner diese Tafeln gestiftet." Unter den Manuskripten Schickhardts, welche die Stuttgarter Bibliothek besitzt, befindet sich dieses aber nicht. Indessen erzählen uns die bis hierher aufgeführten Thatsachen selbst den Hergang. Durch seine schwäbische Herkunft hatte Ratgeb ohne Zweifel mancherlei persönliche Beziehungen in Württemberg, und erhielt hierdurch den Auftrag das Altarwerk für Herrenberg zu malen. In dem offenen Kreuzgange des Karmeliterklosters konnte er nur während der warmen Sommertage arbeiten. Somit hatte er im Winter die Zeit, die Tafeln für den Hochaltar zu malen, und im Oktober 1518, als ihm die Witterung nicht mehr gestattete im Kreuzgange zu malen, finden wir ihn in Herrenberg, um daselbst seine geschäftlichen Angelegen-

heiten zu betreiben und vielleicht die nötigen Vorbereitungen und Anordnungen für die Aufstellung seines Werkes im folgenden Jahre 1519 zu leiten. Bei dieser Veranlassung gab ihm sein Freund und Gönner Claus Stalburg den Auftrag, sich nach Ärzten für Frankfurt umzusehen, da der Rat solche suchte; dazu gab dem Maler die seinem Aufenthaltsort nahe gelegene Universität Tübingen die beste Gelegenheit.

Bei Betrachtung der Technik dieser Altarölbilder überraschte mich die Ähnlichkeit oder vielmehr die Gleichheit der Behandlung mit jener, welche wir in den beiden lebensgroßen Stalburgschen Porträten im Städelschen Institut beobachten können. Die Umrisse sind mit hellem Schwarz fest und sicher, stets sehr geistvoll gezeichnet; der Auftrag der Farbe, namentlich an den Fleischteilen, ist ein sehr dünner, durchsichtiger, so daß die Umrißzeichnung unter ihm durchschimmert; der allgemeine Lokalton ist nur durch wenige aufgesetzte Lichter und mäßige Schattengebung modelliert und ebenso sind die Gewänder einfach in Licht und Schatten, oft nur in einfachem Lokalton mit wenigen Faltenangaben gehalten. Die zahlreichen Ornamente sind gleichfalls nur mit der betreffenden Farbe fest an ihre Stellen aufgezeichnet. Allenthalben tritt das Bestreben hervor, den künstlerischen Gedanken mit den einfachsten Mitteln zum Ausdruck zu bringen, und sich mit der mühvolleren, malerischen Durchführung nicht allzusehr aufzuhalten. Bei den uns durch den Brief aus Herrenberg und durch das schon 1514 vollendete Kreuzganganbetungsbild bekannt gewordenen Beziehungen Jerg Ratgebs zu Claus Stalburg scheint es mir daher sehr wahrscheinlich, ja nach der Technik jener Porträte von Claus Stalburg und seiner Frau zu schließen, fast unzweifelhaft, daß diese beiden Porträte gleichfalls Werke von Jerg Ratgeb sind, und daß also aller Wahrscheinlichkeit nach auch das verbrannte Gemälde der Kreuzigung Christi ein solches gewesen ist. Indem ich den Stich nach Stalburgs Porträt hier vorlege, mache ich aufmerksam auf die Ähnlichkeit des bartlosen Schwertträgers in dem Gefolge der Könige auf der Anbetung, mit jenem Porträt, so daß die Absicht des Malers hier ein Porträt Claus Stalburgs anzubringen, kaum in Abrede zu zu stellen sein wird. Etwas älter erscheint der Kopf in dem großen

Gemälde, denn es ist zehn Jahre später gemacht. Die Autorschaft Ratgebs scheint mir durch den Umstand noch mehr begründet, daß ich in allen Sammlungen altdeutscher Gemälde in Würtemberg, in München, Nürnberg, Köln, Darmstadt, Frankfurt, nicht ein einziges Bild gefunden habe, welches in der, dem Herrenberger Altare und jenen Porträtfiguren eigentümlichen Weise ausgeführt wäre.

Gänzlich vergebens waren meine Forschungen in Schwäbisch Gmünd nach Werken Ratgebs; ebenso vergebens meine Forschungen nach Nachrichten über seine Person, denn die Kirchenbücher aus jener Zeit sind alle verbrannt, die Zunftbücher zerstört und verloren. Dagegen fand ich in den Verzeichnissen der Bürgermeister und Stadtmeister Gmünds, daß schon im Jahre 1436 und 1440 ein Peter Ratgeb in dieser angesehenen Stellung vorkommt. Durch den gegenwärtig in Gmünd ansässigen, von Ellwangen dahin übergesiedelten Herrn Apotheker Rathgeb (dem Namen ist der späteren Schreibart entsprechend das h eingeschoben) erfuhr ich, daß die Familie Ratgeb vorzugsweise in Stimpfach ohnweit Crailsheim vorkommt, in Bühlertann zwischen Ellwangen und Hall ihren ursprünglichen Sitz hat, und daß noch manche Mitglieder dieser Familie existieren. Diese Nachrichten sind wertvoll, denn sie zeigen, daß die Familie aus einem Teile Schwabens stammt, welcher, der Grenze Frankens naheliegend, zu einem Verkehr nach dieser Richtung mehr auffordert als nach den Donaugegenden hin, nach Ulm und Augsburg, wo die eigentlich schwäbischen Malerschulen blühten. Nichts weniger als deren koloristisches Bestreben tritt uns bei Ratgeb entgegen. Im Gegenteil vernachlässigt er gerade diesen Teil seiner Kunst: die Erfindung, die Zeichnung ist sein Lebenselement und darin gleicht er entschieden seinem großen Zeitgenossen Dürer; ja die Technik des letzteren ist in manchen seiner früheren Arbeiten, z. B. an dem Hiob im Städelschen Institute, eine auffallend ähnliche im Prinzip, wenn auch subtiler in der Durchführung. Offenbar beruht Ratgebs Technik und ganze Richtung auf seiner Berührung mit der fränkischen Schule. Eine alte, sehr lebhaft benutzte Verkehrsstraße führte von Gmünd über Ellwangen und Ansbach nach Nürnberg. Vermutlich hat der künstlerische Ruf Nürnbergs den jungen Ratgeb dorthin gezogen, und er hat dort seine Schule durchgemacht. Die

Frankfurter Kaufleute hatten vielfache Beziehungen zu Nürnberg, wie wir z. B. aus den intimen Beziehungen des Jakob Heller zu Dürer wissen, bei dem er das schöne und berühmte Altarwerk für die Dominikanerkirche in Frankfurt bestellte. Es ist anzunehmen, daß durch solche Beziehungen Claus Stalburg auch mit dem jungen Ratgeb bekannt wurde und daß dieser 1504 für ihn die Kreuzigung und die Porträte malte. Von da bis zum Jahre 1512, wo Stalburg bei ihm das große Anbetungsbild bestellte, mag er sich in seiner Heimat aufgehalten und wenig Gelegenheit zu seiner Weiterentwickelung gehabt haben; denn seine ersten Malereien im Kreuzgange zeigen noch ganz die aus seiner Lehrzeit übernommenen Formen, bis er sich bei der fortschreitenden Arbeit immer freier und bedeutender entwickelt. Gerade aus diesem Grunde müssen wir auch das Fehlen der letzten Zyklusgemälde ganz besonders beklagen. Es ist ein glänzender Beweis für die Anerkennung, die man seinen ersten Leistungen in Frankfurt zollte, daß man nach Claus Stalburgs Vorgang noch weitere Gemälde von dem Künstler wünschte und daß, nachdem er den Gedanken zu dem großen Zyklus gefaßt hatte, sich immer neue Gönner fanden, welche die Bilder stifteten. Die ersten nach Claus Stalburg waren, laut den Inschriften unter den Gemälden, ein Graf von Hanau und seine Gattin; darauf folgt eine Reihe Frankfurter Geschlechter, Herren aus der Umgegend, Fremde, welche die Messe herbeiführte, Bruderschaften, einzelne Geistliche und zuletzt im Jahre 1519 die ganze Anzahl der Fürsten, welche der Königswahl Karls V. in dem Kloster beigewohnt hatten. Auf sie folgen noch einige Frankfurter Geschlechter, um das Werk zu vollenden.

Wir dürfen dieses zeitlichem Umfange nach mindestens auf eine Reihe von zwölf Jahren verteilen, womit wir zu dem Jahre 1524 gelangen. Nehmen wir zurückgreifend an, daß Ratgeb, als er 1504 Claus Stalburgs Porträt malte, vielleicht ein junger Mann von 24 Jahren war, so würde sein Geburtsjahr auf 1480 fallen. Dürer ist 1471 geboren. Ratgeb kann also sehr wohl noch unter seinem Einflusse in Nürnberg thätig gewesen sein, und gar manche Anklänge an Dürer finden sich bei ihm vor. Im Jahre 1524, als seine Kreuzgangsarbeiten vollendet waren, müßte er

also ein Mann von 44 Jahren gewesen sein. In die Zeit seiner Thätigkeit in Frankfurt fällt aber auch noch die Ausmalung des Refektoriums, in welchem er, nach Lersner, im Auftrage der Bruderschaft St. Anna die Geschichte der Verfolgung des Ordens darstellte. Die Zeichnung, die ich hier von dem einzigen noch erhaltenen Stücke dieser Wandmalereien vorlegen kann, enthält jedoch nichts von dieser Verfolgungsgeschichte, sondern ist ganz und gar der Geschichte des Propheten Elias gewidmet. Im Jahre 1517 war diese Arbeit vollendet; diese Zahl gab die Inschrift an, die verloren ist. Jene Malereien konnte Ratgeb sehr wohl in den Wintermonaten ausführen, da das Refektorium heizbar war. Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß Ratgeb für diese Arbeiten mancherlei Gehilfen in Anspruch nehmen mußte; einen Beweis dafür haben wir in der erhaltenen Inschrift eines Grabsteines von 1516, für „den bescheiden Jerg Glasser, ein Malersgesell dieses Creutzgangs, der hier begraben leit". Die fränkische Herkunft auch dieses Gehilfen erhöht die Wahrscheinlichkeit für die Annahme, daß auch Ratgeb aus jener Schule stammte.

Keinerlei weitere Spur konnte ich nach Beschluß jener Arbeiten im Karmeliterkloster von unserm Meister auffinden. In meiner ersten Publikation über Ratgeb hatte ich daher seine würtembergischen Landsleute aufgefordert diesen Gegenstand nicht aus dem Auge zu verlieren. Da kam von Herrn Dr. Schneider in den „Würtembergischen Vierteljahrsheften für Landesgeschichte, 30. 263" folgende Mitteilung aus einem Aktenbündel über „Malefiz-Sachen": „1526, Bericht und Urgicht Schürz Jürgen, genannt Rathgeb, Malers von Stuttgart, so zu Pforzheim gefangen gelegen des Bauernkrieges und Herzogs Ulrich halber." Es würde nun nach allem bisher Mitgeteiltem als durchaus wahrscheinlich betrachtet werden können, daß Ratgeb nach Vollendung der Kreuzgangarbeiten nach Würtemberg zurückkehrte, daß er in Stuttgart sich niederließ, und als ein ganz in den Bewegungen seiner Zeit lebender, ihren Umwandlungen mit aller Energie folgender, eindrucksfähiger Mann in jene Unruhen verwickelt wurde, welche das Regiment Herzog Ulrichs herbeiführte, daß er für letzteren Partei ergriff, wie so viele Andere in die Bauernkriege dadurch hineingezerrt, gefangen

und von den siegreichen Gegnern enthauptet wurde. Der Name „Schürz“ mag ihm aus irgend einem Grunde beigelegt worden sein. Jedenfalls läßt das so plötzliche Aufhören der Spuren seiner Thätigkeit auf ein jähes Ende zurückschließen.

---

3. Abteilung für Schöne Wissenschaften. (SchW.)

Dieser Abteilung wurden in der Zeit vom 1. Januar bis zum 30. April 1889 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr P. Grotowski, Reichsbankbeamter, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Dr. J. Caro, cand. prob., hier.

In der Sitzung vom 17. Januar machte Herr Dr. W. Jordan Mitteilungen aus der „Edda“.

In der Sitzung vom 6. März 1889 sprach Herr Dr. A. Pfungst über „Das Sutta Nipâta“.*)

Eine Reihe hervorragender Orientalisten hat die uralten, litterarischen, poetischen und philosophischen Schätze der Inder gehoben und hat sie uns in einer Sammlung von Texten zugänglich gemacht, welche in englischer Sprache unter dem gemeinsamen Titel: „The Sacred Books of the East“ publiziert worden sind. Diese Texte sind dem deutschen litterarisch gebildeten Publikum seither kaum bekannt geworden, doch ist nicht daran zu zweifeln, daß eine Übersetzung der Sacred Books vielen eine willkommene Gabe sein dürfte. Die deutsche Litteratur würde entschieden dadurch gewinnen: denn wenn sie im Goetheschen Sinne eine „Weltlitteratur“ sein soll, dann dürfen auch die vielen uralten, tiefsinnigen indischen Texte nicht fehlen, welche bis jetzt von den deutschen Forschern noch nicht veröffentlicht worden sind.

*) Das Sutta Nipâta. Eine Sammlung von Zwiegesprächen, welche zu den kanonischen Büchern der Buddhisten gehört; ins Englische übersetzt von Prof. Fausböll in Kopenhagen.

Bis jetzt ist erst ein Werk direkt aus den Sacred Books ins Deutsche übertragen worden — das „Dhammapada", welches Herr Oberpräsidialrat Schultze in Potsdam vor vier Jahren in einer herrlichen, metrischen Übersetzung herausgab. Allerdings hatte der berühmte Orientalist Albrecht Weber bereits im Jahre 1860 eine Übersetzung des „Dhammapada" aus der Ursprache, dem Pâli, veranstaltet: diese schon war jedoch nur für Fachkreise bestimmt, wofür ihre Veröffentlichung in der „Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft" spricht.

Das Dhammapada bildet den ersten Teil des X. Bandes der Sacred Books, dessen zweiten Teil das Sutta Nipâta einnimmt.*)

Das Sutta Nipâta ist eine uns überlieferte Sammlung von Gesprächen, welche Buddha mit seinen Schülern, sowie mit Mönchen, ja selbst mit Gottheiten über Fragen der Religion, des Gesetzes, der Lebensführung und der Philosophie führte. Das ganze Werk besteht aus fünf Hauptteilen, welche ihrerseits wieder in einzelne Kapitel zerfallen, die Suttas heißen. Derartiger Suttas besitzt das Werk siebenzig. Das Sutta Nipâta ist mindestens 2400 Jahre alt, denn Buddha starb im Jahre 543 vor Christus. Für das außerordentliche Alter des Werkes sprechen auch philologische Gründe, die in diesem Falle um so beweiskräftiger sind, da es in zwei verschiedenen Sprachen — Pâli und Sanskrit — und vier verschiedenen Schriften — dem Devanagari, der Burmesischen, der Tibetanischen und der Singhalesischen Schrift erhalten ist.

Was den Namen Sutta Nipâta anbelangt, so ist es sehr schwierig, aus den verschiedenen Auslegungen der maßgebendsten Pâli-Forscher die richtige auszuwählen. „Sutta" heißt „das Wohlgesprochene", und „Nipâta" bedeutet, daß ein Buch zusammengestellt ist, etwa das französische „compiler", so daß „Sutta Nipâta" mit „Sammlung wohlgesprochener Reden" übersetzt werden kann.

Im folgenden sollen nun zunächst einige charakteristische Suttas

*) Die Übersetzung des Sutta Nipâta wurde vor 1½ Jahren, unter Zustimmung der Universität Oxford, welche die Sacred Books herausgiebt, von dem Vortragenden übernommen. Ihre Herausgabe wird in nächster Zeit erfolgen.

aus dem Texte der Übersetzung des Vortragenden gegeben werden, an welche sich noch einige Bemerkungen über die Denkweise und die Anschauungen der Buddhisten anknüpfen werden.

Das Dhaniyasutta, um mit ihm zu beginnen, trägt seinen Namen von einem Hirten Dhaniya, der nomadisierend mit seinen Viehherden in dem Thale des lieblichen Mâhiflusses umherzieht. Die tropische Regenzeit ist jedoch im Anzuge und er hat sich mit seinen Kühen in sein Zelt zurückgezogen, wo er sorglos im Besitze seiner Herden, seines Weibes, seiner Genossen, dem Himmel zuruft: „regne, wenn Du willst."

Da erscheint Buddha, oder, wie ihn der Text hier nennt Bhagavat (der Gesegnete), und erwidert dem Hirten Dhaniya, indem er statt der Güter und der Sicherheit, welche der letztere rühmt, die Bedürfnislosigkeit und Leidenschaftslosigkeit preist, welche den Weg zum Nibbâna führen. Dhaniya wird bekehrt. Nibbâna ist die Pâli-Form des Sanskritwortes Nirwana, das ja jetzt auch in der abendländischen philosophischen Litteratur eine hervorragende Rolle spielt.

Dhaniyasutta.

Ein Zwiegespräch zwischen dem reichen Herdenbesitzer Dhaniya und Buddha, von welchen der eine seine Befriedigung in seiner weltlichen Sicherheit, der andere in seiner religiösen Zuversicht findet.

1. Dhaniya spricht: „Ich habe meinen Reis gekocht, ich habe meine Kühe gemolken, zusammen mit meinen Genossen lebe ich an den Ufern des Mâhi, mein Haus ist gedeckt, das Feuer brennt; darum, wenn Du willst, regne o Himmel!"

2. Bhagavat spricht: „Ich bin frei von Zorn, frei von Eigenwillen, ich verweile für eine Nacht an den Ufern des Mâhi, mein Haus ist ungedeckt, das Feuer (der Leidenschaften) ist erloschen. Wenn Du willst, regne, o Himmel!"

3. Dhaniya spricht: „Stechmücken finden sich nicht bei mir, meine Kühe durchstreifen die Wiesen, wo in seiner Fülle das Gras steht, und sie können den Regen ertragen, wenn er kommt; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

4. Bhagavat spricht: „Ich habe mir in Nibbâna ein wohlgebautes Boot gezimmert, ich bin hinüber gefahren, ich habe das jenseitige Ufer erreicht, nachdem ich der Leidenschaften Strom überwand; kein Boot habe ich mehr vonnöten; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

5. Dhaniya spricht: „Mein Weib ist gehorsam, nicht leichtfertig, lange Zeit lebt sie mit mir vereint, sie ist anmutig, nichts sträfliches hör' ich von ihr: darum, wenn Du willst, regne o Himmel!"

6. Bhagavat spricht: „Mein Geist gehorcht mir, befreit von allem Weltsinn, lange Zeit hindurch wurde er wohl erzogen, und machtvoll gebändigt, fürderhin ist nichts böses in mir; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

7. Dhaniya spricht: „Ich ernähre mich durch das, was ich mir selbst erwerbe, gesund sind um mich alle meine Kinder, nichts schlechtes hör' ich von ihnen. Darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

8. Bhagavat spricht: „Ich bin keines Menschen Diener; mit dem, was ich erworben habe, wandere ich in der ganzen Welt umher, zu dienen brauche ich nimmer; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

9. Dhaniya spricht: „Mein sind Kühe, mein sind Kälber, mein sind kalbende Kühe, mein ist auch ein Stier, als ein Herr über die Kuhherde; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

10. Bhagavat spricht: „Ich habe keine Kühe, ich habe keine Kälber, keine kalbenden Kühe nenne ich mein eigen und keine jungen Kühe, keinen Stier habe ich als einen Herrn über die Kuhherde; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

11. Dhaniya spricht: „Die Pfähle sind eingerammt und können nicht gelockert werden, die Stricke sind aus Muñga-Gras gedreht, sie sind neu und gut gefertigt, die Kühe werden sie nicht zu durchbrechen vermögen; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel!"

12. „Nachdem ich gleich einem Stiere die Fesseln zerrissen, gleich einem Elefanten die Schlingen des Galucchi durchbrochen habe, werde ich nicht wieder in einen Mutterschoß gelangen; darum, wenn Du willst, regne, o Himmel."

Da auf einmal strömte ein Regenguß hernieder, erfüllend Meer und Land.

Als Dhaniya den Himmel regnen hörte, sprach er wie folgt:

13. „Fürwahr kein kleiner Gewinn ist uns dadurch geworden, daß wir Bhagavat gesehen, wir nehmen Zuflucht zu Dir, o Du, der Du ausgestattet mit der Weisheit Auge! Sei Du unser Lehrer, o großer Weiser Du!

14. Wir sind gehorsam, mein Weib und ich; wenn wir ein heiliges Leben vor Sugata führen, dann werden wir Geburt und Tod besiegen und dem Leiden ein Ziel setzen."

15. Wer Söhne hat, erfreut ſich ſeiner Söhne" — ſo ſprach der böſe Mära *) — „wer Kühe hat, erfreut ſich der Kühe auch, denn Upadhi (das Ding) iſt der Menſchen Luſt, doch der, welcher kein Upadhi hat, hat keine Luſt."

16. „Wer Söhne hat, hat Sorgen durch ſeine Söhne" — ſo ſprach Bhagavat — „wer Kühe hat, hat auch durch ſeine Kühe Sorgen, denn Upadhi iſt die Urſache von den Sorgen der Menſchen, doch der, der kein Upadhi hat, iſt der Sorgen ledig."

(Ende des Dhaniyaſutta.)

Dhaniya wird bekehrt, wie überhaupt in den meiſten Suttas, welche nicht ausſchließlich philoſophiſch ſind, Buddha Mönche oder Geiſter oder wie in dieſem Falle einfache Nomaden zu ſeiner Lehre bekehrt, nachdem er mit ihnen eine längere oder kürzere Disputation gehabt hat. Buddha wandelt als Prediger umher, um ſeine Lehre zu verkünden. Immerdar predigt er: Die Erlöſung von dem Tode iſt gefunden, immerdar preiſt er die Lehre vom Nirwana.

Nach der indiſchen Auffaſſung iſt ja Buddha in die Welt gekommen, weil in der Welt das Leiden iſt, von dem Buddha alle Weſen erlöſen ſoll. Und ſo ſagt er denn in einer der heiligen Schriften: „Dies, Ihr Mönche iſt die erſte heilige Wahrheit — die Wahrheit vom Leiden: Geburt iſt Leiden, Alter iſt Leiden, Krankheit iſt Leiden, Tod iſt Leiden, mit Unliebem vereint ſein, von Liebem getrennt ſein iſt Leiden — nicht erlangen, was man begehrt, iſt Leiden."

Die zweite Wahrheit iſt die von der Entſtehung des Leidens: „es iſt der Durſt nach Sein, der von Wiedergeburt zu Wiedergeburt führt — der Durſt nach Werden, der Durſt nach Macht." Und nun greift Buddha hier mit ſeiner Lehre ein und ſagt, daß man durch ein entſagungsvolles Sein die Erlöſung von der Kette der Wiedergeburten, das Nirwana, finden könne und daher ſuchen ſolle.

Die buddhiſtiſche Lehre will ſomit nur die Antwort auf die Frage ſein, wie ein Menſch ſein Leben leben müſſe, um im Nirwana Erlöſung von der unermeßlich langen Kette der Wiedergeburten und der mit ihnen verknüpften Leiden zu finden. Dieſe

*) Der Verführer.

Kette nennt der Buddhist die Samsâra, d. h. die Wanderung, und diese Samsâra ist ihm eine entsetzliche Thatsache, ihr will er entrinnen. Und Buddha malt diese Wanderung in den ergreifendsten Worten aus und schildert ihre Leiden, die aus dem Begehren stammen: „Um Güter und Lust zu erkämpfen", sagt er, „führen die Könige Krieg, streitet der Vater, die Mutter mit dem Sohne, der Bruder mit dem Bruder, lassen die Krieger ihre Pfeile fliegen und ihre Schwerter blitzen und leiden den Tod unter grimmigen Schmerzen."

Buddha lehrt nun, wie durch gutes Handeln, durch Mildthätigkeit, Güte und Abwendung von der Welt diese Kette der Wiedergeburten im Nirwana, dem Erlöschen des Seins, ein Ende findet; wie die guten Thaten den Menschen in immer vollendeteren Wesen wiedergeboren werden lassen und die schlechten ihn zu immer tieferen Daseinsformen führen. Kurz, er lehrte die Seelenwanderung.

Das zweite Sutta ist das Mettasutta, in welchem die Güte (auf Pâli „Metta") gegen alle Geschöpfe in einer Weise gepredigt wird, die sehr charakteristisch für den Inder ist.

Fast sämtliche Suttas sind im Pâli-Urtexte metrisch abgefaßt, doch hat sie Herr Professor Fausböll alle in Prosa übersetzt. Da das Mettasutta sich zur metrischen Übersetzung sehr wohl eignet, wurde es vom Vortragenden in Verse übersetzt.

Mettasutta.

Ein friedfertiges Gemüt und Güte gegen alle Geschöpfe werden gepriesen.

1. Fürwahr, was auch ein Mann zu thun mag haben,
   Der wohlgeschickt, dem Guten nach zu gehen,
   Nachdem er des Nibbâna Ruh' erreicht,
   Das thu' er tüchtig, auch gewissenhaft
   Und redlich, sanften Wortes, mild, nicht stolz.

2. Daß er zufrieden ist, leicht unterstützt,
   Um wenig sorgt, von keiner Last gedrückt,
   Daß er als Meister ruhig hält die Sinne,
   Daß er nicht übermütig und nicht gierig,
   Wenn er den Rundgang zu den Häusern macht.

3. Er thue nichts Gemeines, was ihm and're,
   Die weise sind, zum Vorwurf machen könnten.

*

Mög' Sicherheit und Glück den Wesen allen
Beschieden sein und Freudigkeit des Herzens!

4. Was es auch giebt an lebenden Geschöpfen,
Ob schwach sie oder stark, ob lang, ob groß,
Ob mittlerer Gestalt, ob kurz, klein, breit,

5. Ob sichtbar oder unsichtbar sie sind,
Ob weit sie leben oder nah, ob sie
Geboren sind, ob der Geburt sie harren —
— Glückselig mögen alle Wesen sein.

6. Es täusche keiner einen andern, keiner
Verachte einen andern je, auch wünsche
Aus Zorn und Rachsucht keiner andern Böses.

7. Gleich einer Mutter, die ihr eignes Kind,
Ihr einz'ges Kind bewacht, indem ihr Leben
Sie wagt, so hege jeder ohne Schranken
Wohlwollen im Gemüt für alle Wesen!

8. In euren Herzen pfleget freundliche
Gesinnung maßlos, für die ganze Welt,
Nach oben, unten, und nach den vier Winden
Ohn' Hindernis, Feindseligkeit und Haß.

9. Und stehend oder gehend, sitzend, liegend,
So lang man wacht, sei diesem Sinne man
Ergeben ganz; sie sagen, daß die Weise
Des Lebens sei die beste dieser Welt.

10. Wer, ohne daß er philosophische
Betrachtungen erfaßt, voll Tugend ist,
Mit Einsicht ausgestattet ganz, nachdem
Die Gier nach sinnlichen Vergnügungen
Er unterdrückt, — dem wird Geburt nie wieder.

(Ende des Mettasutta.)

Wie tief diese Güte gegen alles Lebende, von der dieses Sutta Zeugnis ablegt, in das indische Volk eingedrungen war, geht aus der Thatsache hervor, daß alle indischen Schauspiele mit den Worten schließen: „Mögen alle Wesen von Leiden frei sein."

In keiner Litteratur der Welt dürfte sich ein edleres Wort finden, als das des Mettasutta: „Glückselig mögen alle Wesen sein." Dem Inder sind alle Wesen seiner Teilnahme gleich würdig,

ob es Menschen, Götter, wilde Tiere, Vögel oder Reptilien sind. Man kann diese Eigentümlichkeit der indischen Religion ohne Zweifel auf die Lehre von der Seelenwanderung zurückführen. Wenn sich jeder sagen mußte, daß er wegen irgend welcher schlechter Thaten als Mücke, als Wurm, als Reptil wiedergeboren werden könne, dann war es ganz selbstverständlich, daß er auch diese niedrig organisierten Wesen mit einbegriff in sein grenzenloses Mitleid gegen alles Lebende. Und der Inder glaubte fest an diese Seelenwanderung, von der es in Edwin Arnolds „Leuchte Asiens" heißt:

„Ein Sklave kann aufs neu als Fürst erstehn,
Für Wert und für Verdienst, die er gewann,
Ein König Lumpen trägt, für das, was er
Gethan und nicht gethan.

Ihr könnt Euer Loos erheben über Indra,
Und tief es senken unter Wurm und Mück'
Und ist Myriaden End' auch dies, Myriaden
Ist jenes das Geschick.

Derweil sich dreht das unsichtbare Rad,
Nicht Ruh' kann sein, nicht Frieden, Aufenthalt,
Wer steigt, kann fallen, steigen wird, wer fällt.
Die Speichen dreh'n ohn' Halt.

Zum Schlusse sei noch ein rein didaktisches Sutta wiedergegeben, in welchem die Absonderung von den Menschen in einer langen Reihe von Strophen angeraten und verherrlicht wird. Der Name dieses Sutta ist Kaggavisâna-Sutta, auf deutsch: „Das Rhinozeros-Sutta". Der Name rührt daher, daß Buddha jede Strophe mit den Worten schließt: „Geh' allein, wie das Rhinozeros".

Kaggavisâna-Sutta.

Familienleben und Verkehr mit anderen ist zu meiden, denn Gesellschaft hat alle Laster im Gefolge, darum sollte man das verderbnisvolle Leben mit anderen verlassen und ein Leben der Einsamkeit führen.

1. Wer gegen jegliches Geschöpf das Übelwollen
Hat abgelegt und keinem Böses thut,
Nicht wünsch' er einen Sohn sich, noch Gefährten,
Er geh' allein, wie das Rhinozeros.

**

2. In ihm, der Umgang mit den andern pflegt,
Erblüht die Liebe und der Schmerz alsdann,
Der ſtets der Liebe folgt. Doch wer beachtet
Das Ungemach, das Liebe ihm gebiert,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

3. Wer Mitleid hegt für Freunde und Vertraute,
Verliert, was ihm zum Heil, weil ſeinen Geiſt
In Ketten er geſchmiedet. Wenn er ſieht,
Was in der Freundſchaft für Gefahr verborgen,
Geh' er allein, wie das Rhinozeros.

4. Es gleichet einem großen Bambusbaume,
Deſſ' Zweige in einander ſind verflochten,
Die Sorge, die man hat mit Weib und Kind.
Doch gleich dem Schößling eines Bambusbaumes,
Der nirgends feſt ſich rankt und nirgends klammert,
Geh' man allein, wie das Rhinozeros.

5. Gleich einem Tier, das ungebunden ſtreift
Im Wald umher und nach Belieben ſich
Sein Futter ſucht, ſo geh' der weiſe Mann,
Beachtend ſeinen eig'nen Willen nur,
Allein einher, wie das Rhinozeros.

6. Wenn du mit anderen zuſammen lebſt,
Biſt du das Opfer ſtetiger Ermahnung,
Beim Sitzen, Stehen, Geh'n und auch beim Fortgeh'n.
Doch ſuchſt du nur Befreiung von Begierde,
Und willſt ein Leben deinen Wünſchen nach,
Dann geh' allein, wie das Rhinozeros.

7. Inmitten der Geſellſchaft Kurzweil und
Vergnügen wird gefunden, und den Kindern
Iſt man mit großer Liebe zugethan.
Wem Trennung von den Freunden ſchmerzlich iſt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

8. Wer heimiſch iſt in den vier Tugend-Sphären,
Wer keinem feindlich iſt und ſtets zufrieden,
Wer furchtlos die Gefahren überwindet,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

9. Es giebt Asketen, die befriedigt nicht,
Und Hausbewohner, die befriedigt nicht.
Wen wenig kümmern and'rer Menſchen Kinder,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

10. Wer von ſich weiſt das Band der Häuslichkeit,
Gleich einem Kovilârabaum, deſſ' Blätter
Gefallen ſind, der geh', nachdem er mutig
Die Feſſeln der Familie durchgeriſſen,
Allein einher, wie das Rhinozeros.

11. Wer einen kenntnisreichen Freund erwirbt,
Einen Genoſſen, der gerecht und weiſe,
Der wandere, beſiegend die Gefahren,
In Frohſinn und gedankenvoll mit ihm.

12. Wer keinen kenntnisreichen Freund erwirbt,
Keinen Genoſſen, der gerecht und weiſe,
Der wandere gleich einem König, der
Sein überwund'nes Königreich verläßt,
Allein umher, wie das Rhinozeros.

13. Wir ſollen wahrlich preiſen das Geſchick,
Das gütig uns Gefährten giebt, und nach
Den Beſten Unſ'resgleichen ſoll man trachten.
Doch wer ſich ſolche Freunde nicht erwirbt,
Erlaubter Dinge ſich erfreuend nur,
Er geh' allein, wie das Rhinozeros.

14. Wer ſieht, wie funkelnd-gold'ne Ringe, die
Von einem Goldſchmied edel ſind geformt,
Stets aneinander ſchlagen, wenn ſie zwiefach
Um einen einz'gen Arm geſchlungen ſind,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

15. Wer mit den andern Umgang pflegt, der kann
Zu ſchwören und zu ſchelten nicht umhin;
Beachtend ſo in Zukunft die Gefahr,
Geh' man allein, wie das Rhinozeros.

16. Fürwahr die ſinnlichen Vergnügungen,
Die mannigfaltig, ſüß und lieblich ſind,
In mancherlei Geſtalt den Geiſt erregen.
Beachtet man jedoch das Leid, das aus
Dem ſinnlichen Vergnügen ſtammt, geh' man
Allein einher, wie das Rhinozeros.

17. Es sind mir die Vergnügungen nur Unheil,
Geschwüre sind sie, Leiden, Ungemach
Und heft'ge Schmerzen, und sind Klippen nur.
Wer die Gefahr der Sinnenlust erkannt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

18. Wer Kälte, Hitze, Hunger, Durst, den Wind,
Den Sonnenbrand, Stechmücken und die Schlangen,
— Wer alles dies hat überwunden, geh'
Allein einher, wie das Rhinozeros.

19. Wie der gewalt'ge Elefant, der große,
Gefleckte, streift, nachdem die Herde er
Verlassen hat, im Walde nach Begehr,
So geh' allein, wie das Rhinozeros.

20. Für den, der die Befried'gung findet im
Verkehr mit ander'n, ist selbst lästig, was
Zeitweilig zur Befreiung führt. Erwägend
Die Worte Buddhas aus Âdikka-Stamm,
Geh' man allein, wie das Rhinozeros.

21. In meiner Anschauung hab' alles Schroffe
Ich überwunden ganz, und Selbstbeherrschung
Hab' ich erworben, ich erreichte ganz
Den Weg, der zur Vollendung führt, ich bin
Voll Einsicht, lass' mich leiten nicht — dies sagend
Geh' man allein, wie das Rhinozeros.

22. Wer ohne Tücke, ohn' Verlangen, ohne
Begierde ist, keine Verleumdung kennt,
Wer überwand die Leidenschaften, wer
Die Thorheit meidet, wer da frei ist von
Jedweden Wünschen in der ganzen Welt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

23. Man meide stets den Umgang des Verderbten,
Der lehrt, was unnütz ist, der nachgegangen
Dem Unrecht nur; man pfleg' nicht die Gesellschaft
Von dem, der ganz ergeben und geweiht
Den Freuden, die die Sinne bieten uns —
Man geh' allein, wie das Rhinozeros.

24. Man pflege die Gesellschaft eines Freundes,
Der wohlerfahren das Gesetz beachtet,

Der voller Hochſinn, weiſe; wer erkannt
Der Dinge Sinn, und Zweifel überwindet,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

25. Wer ſich nicht ſchmückt, wer nicht nach Kurzweil ſucht,
Nicht nach Beluſtigung, nicht nach der Wonne,
Die ird'ſche Freuden bergen, wer vielmehr
Des Lebens Prunk nicht liebt und Wahrheit redet,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

26. Wer Sohn und Weib verließ, die Eltern beide,
Sein Gut, ſein Korn, ſeine Verwandten alle,
Die mannigfachen Dinge des Begehrens,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

27. Wer wohl erkannt, daß alles dies ſind Bande,
Daß von Glückſeligkeit darin nur wenig
Und wenig Freude — doch der Schmerzen mehr,
Daß dies ein Angelhaken nur — der Mann,
Der alles dies gedankenvoll erkannt,
Er geh' allein, wie das Rhinozeros.

28. Wer durchgeriſſen hat die Bande, wer
Das Netz durchbrach gleich einem Fiſch im Waſſer,
Wer einem Feuer gleich, das nicht zurück
Zum Orte kehrt, den es ſchon ausgebrannt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

29. Den Blick zur Erd' gerichtet, ſchauend nicht
Umher, mit wohlbewachten Sinnen, und
Den Geiſt gewappnet, frei von Leidenſchaften,
Nicht vor Begierde brennend — alſo geh'
Allein einher, wie das Rhinozeros.

30. Wer hingiebt das, was an ſein Haus ihn kettet
Gleich einem Pärikhattabaum, deß Blätter
Sind abgeſchnitten, wer das gelbe Kleid
Hat angelegt, nachdem ſein Haus er aufgab,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

31. Wer nicht nach Dingen ſtrebt, die lieblich ſind,
Wer wankelmütig nicht, wer and're nicht
Ernährt, wer bettelnd geht von Haus zu Haus,
Weſſ' Geiſt an keinen Haushalt iſt gefeſſelt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

32. Wer die fünf Geisteſsklippen hat vermieden,
Wer jede Sünde hat verbannt und iſt
Voll Unabhängigkeit, wer ganz durchſchnitten
Die Sünde der Begierden — dieſer gehe
Allein einher, wie das Rhinozeros.

33. Wer fortwarf körperliche Freuden, Schmerzen,
Und vorher Seelenglück und Seelenpein,
Wer Gleichmut, Ruhe, Reinheit ſich erwarb,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

34. Wer ſtandhaft in dem Suchen des Nibbâna,
Weſſ' Geiſt an keinem Dinge klebt, wer nicht
Lebt hin in Müſſiggang, wer feſt iſt und
Mit Geiſt- und Körperkraft wohl ausgeſtattet,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

35. Wer in der Einſamkeit und der Betrachtung
Nicht ſchwankend wird, wer nachlebt dem Geſetze,
Wer in des Daſeins Formen Elend ſieht,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

36. Wer nach Nibbâna Ausſchau hält, wer wachſam,
Kein Thor, wer klug, wer thätig und voll Umſicht,
Wer ſich beſchränken kann und machtvoll wirkt,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

37. Nicht zitternd im Getöſe, gleich dem Löwen,
Dem Winde gleich, der nicht im Netz ſich fängt,
Dem Lotos gleich, den Waſſer nicht benetzt,
Geh' man allein, wie das Rhinozeros.

38. Dem Löwen gleich, der ſtark durch ſeine Zähne,
Nachdem er alle Tiere überwand,
Siegreich dahingeht, wie der Tiere König
Und die entfernten Wohnungen umſchleicht —
So geh' allein, wie das Rhinozeros.

39. Wer Güte pflegt zur rechten Zeit und Gleichmut,
Reinheit von Sünde, Mitleid, wer mit andern
Zu freu'n ſich weiß, nicht durch die Welt gehindert,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

40. Wer Leidenſchaft und Haß verließ und Thorheit,
Nachdem die Bande er zerriß, wer nicht
Erzittert, wenn das Leben er giebt preis,
Der geh' allein, wie das Rhinozeros.

41. Die Menſchen pflegen die Geſellſchaft and'rer
Und dienen ihnen um des Vorteils willen;
Wie ſchwer iſt's Freunde zu erlangen jetzt,
Die nicht ihr Vorteil zu uns führt; es kennen
Die Menſchen ihren Nutzen und ſind unrein.
— Geh' denn allein, wie das Rhinozeros.

(Ende des Khaggaviſâna-Sutta.)

In der Sitzung am 10. April hielt Herr Ferd. Runkel einen Vortrag über „Georgios Bizyenós, ein helleniſcher Dichter der Gegenwart".

Die Sprache der jetzigen Hellenen und die des Xenophon iſt ebenſo dieſelbe geblieben, wie die Sprache der jetzigen Deutſchen und diejenige, welche wir bei Wulfila, im Heliand und in den andern germaniſchen Sprachdenkmälern vorfinden. Ja ſie iſt ſogar noch mehr dieſelbe Sprache, da die Wortbilder des Neuhelleniſchen durch die Lautverſchiebung nicht in dem Maße den alten konſonantiſchen Charakter verloren haben, wie im Deutſchen. Wir haben nur ganz vereinzelte Fälle zu verzeichnen, wie z. B. ὁ ἄντρας mit τ aus dem Genitiv des klaſſiſchen ἀνήρ, ἀνδρός mit δ, und auch dieſe gehören meiſtens der Volksſprache an. Im allgemeinen aber gehen dem neuen aus dem klaſſiſchen Helleniſch dieſelben, ſowohl nominalen, wie verbalen Beugungsformen verloren, wie dem Neudeutſchen aus dem alten. Daher wird die Sprache vollkommen neu und iſt imſtande, allen Forderungen des modernen Lebens zu genügen. Aber dennoch umweht uns beſtändig der Hauch der Antike, denn wir begegnen denſelben Wörtern, die wir aus Homer, Xenophon und Sophokles kennen, und es ſind verhältnismäßig wenig Slavismen und Turkizismen, die uns den Genuß verderben. Die Sprache vereinigt, um alles kurz zuſammenzufaſſen, antike Kraft und Klangfülle, mit moderner Biegſamkeit, ſie iſt ſowohl der zarteſten Gefühlsregung, wie der mächtigſten Wallung der Leidenſchaften fähig; und eine ſolche Sprache mußte im Munde eines ſo hochbegabten Dichters, wie Georgios Bizyenós, zu den herrlichſten Liedern werden.

Der Dichter wurde im März des Jahres 1854 in Bizye in Thrakien geboren. Sein Vater, Sohn eines Köhlers und Kalkbrenners, erlernte das gleiche Gewerbe, wie aus Bizyenós auto-

biographiſcher Novelle „Die Sünde meiner Mutter“ hervorgeht: in ihr erzählt er, daß die Mutter ihm und ſeinen beiden Brüdern, von denen er den einen, Chriſtáki, mit Namen nennt, die alten Feuerkleider des Vaters herrichtete, während ihr Schweſterchen, Annula, ſtets Neues empfing.

Weder ſein Vater Michael Bizyenós noch ſeine Mutter konnten leſen und ſchreiben. Letztere aber bemühte ſich liebevoll, ihre Kinder mehr lernen zu laſſen, als es ihr ſelbſt vergönnt geweſen war. „Dieſer guten Mutter“, ſchreibt mir der Dichter, — ſein Vater ſtarb ſchon als er kaum drei Jahre zählte — „verdanke ich meinen Fleiß, meine Wißbegierde, mein Naturell überhaupt, welches mir ermöglicht hat, die fürchterlichſten Schwierigkeiten zu überwinden, bis ich ſchließlich meine Ausbildung vollenden konnte.“ Und dieſe Schwierigkeiten waren in der That ſo bedeutend, daß nur das energiſcheſte Wollen und die zäheſte Ausdauer zu einem gedeihlichen Ziele führen konnten.

Schon als neunjähriger Knabe begab ſich Bizyenós nach Konſtantinopel, um das Schneiderhandwerk zu erlernen. Er erzählt davon ſehr ſchön in ſeinem Gedichte „Ἡ τέχνη μου“, das mit den Worten beginnt: „Zum Schneiderlein wollte mich ehemals das Schickſal machen — Warum mich deſſen ſchämen und es leugnen? An Nadel und Elle denke ich zwar nicht mehr, aber der Idee der Kunſt erinnere ich mich noch.“

Die Wißbegierde des Lehrlings erregte bald die Aufmerkſamkeit des Meiſters, der es für beſſer fand, ihn in die Schule zu ſchicken, anſtatt ſchneidern zu laſſen. Allein der brave Mann ſtarb viel zu früh und Bizyenós war zum zweiten Male verwaiſt, wie er ſich ſelbſt ausdrückt. Nach unſäglichen Entbehrungen gelang es ihm endlich als Diener der Schule zu Nikoſia auf Cypern angeſtellt zu werden, woſelbſt es ihm möglich wurde, vier Jahre lang altgriechiſch zu ſtudieren. Nachdem er dieſe Schule durchgemacht, führten ihn unerwartet günſtige Umſtände nach Konſtantinopel zurück, wo er ein Jahr im theologiſchen Seminar von Chalki, einer der ſchönen Prinzeninſeln, verblieb. Dort lernte er einen der bedeutendſten griechiſchen Dichter, Elias Tantalides, kennen und wurde ſein Schüler. Dieſer Mann war es, der ihn noch mehr als ſeine

cypriſchen Lehrer zur Poeſie ermunterte und gegen den Willen des noch nicht zwanzigjährigen Jünglings ſeine erſten Gedichte im Druck erſcheinen ließ unter dem Titel: Ποιητικὰ Πρωτόλεια, Γ. Μ. Βιζυηνοῦ ἱεροσπουδάστου τῆς ἐν Χάλκῃ θεολογικῆς σχολῆς. Das Erſcheinen dieſer Erſtlinge (πρωτόλεια) hat nun endlich ſeinen langjährigen Qualen und Leiden ein Ende gemacht, denn einer der hochherzigſten Gönner griechiſcher Kunſt und Wiſſenſchaft, Georgios Zarifi, nahm ſich ſofort ſeiner an, behielt ihn längere Zeit in ſeinem fürſtlichen Hauſe am Bosporus und ſchickte ihn dann noch ein Jahr auf das Gymnaſium nach Athen. Noch vor Ableiſtung des Abiturientenexamens beteiligte ſich Vizyenós an der atheniſchen Dichterkonkurrenz mit ſeinem erſten Epos „Ὁ Κόδρος“ und erhielt von der Univerſität aus der Hand des Königs den Preis. Auf der Univerſität in Athen blieb er nur ein Jahr, bezog dagegen 1875 die Univerſitäten Göttingen, Leipzig, Berlin und wieder Göttingen, woſelbſt er 1881 promovierte. Darnach bereiſte er London, Paris und Italien und ſtudierte eingehend die Sprachen und Litteraturen dieſer Völker. In Deutſchland beſchäftigte er ſich weſentlich mit Philoſophie, Philologie und Kunſtgeſchichte.

Nachdem er ſich auf dieſe Weiſe umfaſſende wiſſenſchaftliche Bildung und Reichtum an Lebenserfahrung erworben hatte, kehrte er nach Athen zurück, wo er als Lehrer der Pſychologie und Logik an allen Gymnaſien thätig iſt. Noch im Jahre ſeiner Rückkehr 1884 habilitierte er ſich mit einer Schrift „Über die Philoſophie des Schönen bei Plotin“ als Dozent an der Univerſität und leſt jetzt Geſchichte der Philoſophie. Außer dieſer Habilitationsſchrift verfaßte er noch einige kleine philoſophiſche Schriften, von denen als bedeutendſte eine Pſychologie und eine Logik, die im Geiſte ſeines Göttinger Lehrers, Profeſſors H. Lotze, geſchrieben ſind, genannt zu werden verdienen. Als Dichter erhielt er noch zweimal den Preis der Univerſität Athen, einmal für eine Sammlung lyriſcher Dichtungen, am Bosporos entſtanden, daher Βοσπορίδες, dann für eine Sammlung Balladen, die aus der Zeit ſeines Aufenthalts in Deutſchland ſtammen, daher Ἑσπερίδες genannt. Beide ſind unveröffentlicht geblieben. Im Jahre 1884 erſchien die mir vorliegende Sammlung Ἀνθιδες αὖραι. Einige Erzählungen und Novellen,

von denen die obenerwähnte autobiographiſche, „die Sünde meiner Mutter“, zuerſt 1883 in franzöſiſcher Überſetzung in der „Nouvelle Revue“ in Paris erſchien, beſchließen ſeine dichteriſche Thätigkeit, über die er ſelbſt folgendes Urteil giebt: „Durch meine Novellen habe ich eine echt nationale, bei uns bis dahin unbekannte, griechiſche Litteratur zu inaugurieren verſucht, durch meine Balladen und Legenden dem poetiſchen Stoff des Neugriechenlandes endgiltige Formen zu geben getrachtet.“ Trotz dieſes ausgeſprochen kunſtdichteriſchen Strebens iſt Bizyenós im vollſten Sinne Volksdichter, er verleugnet weder in der Sprache noch in ſeinen Stoffen den thrakiſchen Volkscharakter. Seine poetiſche Sprache verhält ſich zum Schriftheelleniſchen ungefähr wie Fritz Reuters Sprache zum Hochdeutſchen. Daher die unendlichen Schwierigkeiten, die ſich dem Überſetzer entgegenſtellen. So hat ſich denn auch in der That noch niemand in Deutſchland, außer Profeſſor Dr. A. Boltz in Darmſtadt, von dem wir eine meiſterhafte Überſetzung der thrakiſchen Volksſage „Sophianos“ unſeres Dichters beſitzen, daran gemacht, Bizyeniſche Dichtungen ins Deutſche zu übertragen.

Die Sprache der thrakiſchen Griechen unſcheidet ſich im allgemeinen wenig von der κοινὴ γλῶσσα des heutigen Hellenentums. Bemerkenswert ſind nur zwei Abweichungen. Erſtens iſt den Thrakiern der Hiatus ſo ſehr verhaßt, daß ſie zwiſchen zwei Vokale ein γ einſchieben und alſo ſtatt θεός, θεγός, ſtatt ὡραῖος, ὡραῖγος ſprechen. Zweitens, daß ſie aus den Wörtern auf ων, οντος oder ων, ονος der dritten Deklination nicht wie die andern Griechen Wörter nach der erſten auf οντας oder ονας z. B. aus γέρων γέροντος, γέροντας γερόντου; aus χειμών χειμῶνος, χειμῶνας χειμῶνου bilden, ſondern gleichſilbige nach der zweiten alſo γέρος γέρου, χειμός χειμοῦ. Dieſer Sprache alſo bedient ſich Bizyenós in ſeinen Gedichten, von denen aus der Sammlung Ἀνθίδες αὗραι, die ſeinem Gönner Georgios Zariſi zugeeignet iſt, vier folgen mögen, an denen die Eigentümlichkeit der Bizyeniſchen Muſe klar zu erkennen iſt. Es ſind dies ein lyriſch-epiſches Gedicht oder eine Ballade „Die Wahnſinnige“, ein rein lyriſches „Lied“, eine Fabel „Die Berge und die Wogen“, und ein Märchen „Die Fledermaus“.

Η ΠΑΡΑΦΡΩΝ.

('Επεισόδιον τῶν ἐν Βιζύῃ καταστροφῶν.)

Φορεῖ μυρτόπλεκτο στεφάνι
στ' ἀπόπλεγά της τὰ μαλιά·
περνάει ἀπ' ἔξ' ἀπὸ τὴν στάνη
δειλά κι' ἀργά ἡ κοπελιά,
καὶ τραγουδάει ἀφαιρεμένη
στὴν συμφορά της τὴν βαρειά,
—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει!

Τὴν στάνη βλέπ' ἐρημωμένη,
τ' ἀρνιά 'σὲ χέρι τουρκικό·
μὰ δὲν 'θυμᾶται πιά, ἡ καϋμένη,
πῶς τῆς 'σκοτῶσαν τὸν βοσκό!
Καὶ τραγουδάει, καὶ διαβαίνει
μὲ τὴν νεκρόχλωμη ὄψη της,
—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει!

'Απὸ παιδὶ τὸν ἀγαποῦσε·
κ' ἦταν ὁ γάμος Κυριακή.
Λευκοντυμένη 'καρτεροῦσε
νὰ μαζευθοῦν οἱ χωρικοί,
νἀρθοῦν οἱ φίλ' οἱ καλεσμένοι
ἀπὸ τὰ 'λόγυρα χωριά.

Die Wahnſinnige.

Sie trägt einen Kranz von Myrthengeflecht
in ihren aufgelöſten Haaren;
ſie kommt heraus aus dem Stalle dort,
zaghaft und langſam die Jungfrau
und ſingt geiſtesabweſend
von ihrem ſchweren Unglück:
— Bringet mir Kränze, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet!

Sie ſieht den Stall verödet,
Die Lämmer in der Türken Hand.
Aber ſie ſieht nicht, die Arme,
daß ſie ihren Hirten getötet haben,
und ſie ſingt und geht,
mit todbleichem Angeſicht,
—Bringet mir Kränze, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet!

Von Kind auf liebte ſie ihn
und ſie ſollten am Sonntag ein Paar werden.
Weiß gekleidet wartet ſie,
daß ſich die Landleute verſammeln,
daß die geladenen Freunde
von den umliegenden Dörfern ſich aufmachen.

---

2 ἀπόπλεγα Nom. Plur. Part. Praeſ., thrakiſche Dialektform für das vulgäre ἀποπλέοντας (indeklinabel). μαλλιά Plurale tantum Haar, vom Singular μα(λ)λί(ον), klaſſiſch μαλλός Flocke. — 3 περνάει von περνῶ überſchreiten, einfach gehen, klaſſiſch νάω und περινῶ. — 5 ἀφαιρεμένη Part. Perf. weggenommen, mit Bezug auf den Verſtand: geiſtesabweſend. — 6 στὴν συμφορά Dativus ablativus. — 8 γιατί für edel διατί = propterea quod. — 10 'σὲ = εἰς entſtanden aus ἐνσε. — 14 νεκρόχλωμος totenfarbig. — 17 ἀπὸ παιδὶ von Kindheit an. — 21 νἀρθοῦν = νὰ αἰρθοῦν von αἴρω. — 22 'λόγυρα vollſtändig ἀλλόγυρα entfernt, abgelegen, umliegend.

—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει!

Θωροῦν καπνούς, ἀκοῦν τουφέκια—
Ἔρχετ' ἡ νυμφικὴ πομπή.
Ἀκοῦν φωναῖς καὶ τουμπελέκια:
Ἀνοίξτ'! Ἀνοίξετε νὰ 'μβῇ!
Εἶν οἱ παππάδες φορεμένοι,
κ' εἶναι πολλὴ ἡ ἀργοποριά,
—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει!

Ἀνοίγ' ἡ θύρα καὶ κυττάζουν—
Βόηθα Χριστὲ ἀπ' τὸν οὐρανό!
Δεξιὰ ζερβιὰ οἱ Τοῦρκοι σφάζουν
ὅποιον εὑροῦνε Χριστιανό! . .
Τοὺς Ῥούσσους φεύγουν νικημένοι,
καὶ καίγουν τ' ἄφταστα χωριά—
Κρύψτε τὰ στέφανα καὶ τὰ κεριά,
γιατ' εἴμασθ' ὅλοι 'σκοτωμένοι!

Ἡ στάνη 'γένηκ' ἄνου κάτου,
ἄνου καὶ κάτου τὸ χωριό!
Τρέχ' ὁ γαμβρὸς μὲ τ' ἅρματά του,
τρέχ' ὅλο τὸ συμπεθεριό,
γιὰ νὰ γλυτώσουν τὴν κλεμμένη
ἀπὸ τ' ἀνήμερα θεριά.
—Ποῦναι τὰ στέφανα καὶ τὰ κεριά,
καὶ ποῦν' ἡ νύφ' ἡ 'παινεμένη;

— Bringet mir Kränze, Kerzen mir bringt,
Weil mich mein Bräutigam erwartet!

Man ſieht Rauchwolken, man hört Flintenſchüſſe,
es naht der Hochzeitszug.
Man hört Stimmen und Zymbeln:
Öffnet, öffnet, damit er eintrete!
Es ſind die Prieſter im Ornate
und es iſt ein großer Zug,
— Bringet mir Kränze, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet!

Es öffnet ſich das Thor und man ſieht —
O komm zu Hilfe Chriſtus vom Himmel!
Rechts und links morden die Türken,
was ſie von Chriſten finden! . . .
Sie fliehen beſiegt vor den Ruſſen
und brennen die abgelegenen Dörfer nieder —
Berget die Kränze, berget die Kerzen,
weil wir Alle ermordet werden!

Im Stall wird das Oberſte zu unterſt gekehrt,
Das Oberſte zu unterſt im Dorfe.
Es entweicht der Bräutigam mit ſeinem Wagen,
es entweicht die ganze Schwägerſchaft,
um ſich dem Raube
der wilden Beſtien zu entziehen
Wo ſind die Kränze, wo die Kerzen,
Wo iſt die Braut, die löbliche?

---

25 τουφέκια von τὸ τουφέκι(ον) Flinte, Turkizismus. — 38 καίγουν = καίουν infolge der thrakiſchen Abneigung gegen den Hiatus ein γ eingeſchoben. — 41 ἄνου κάτου = edel ἄνω κάτω kommt ſchon in der klaſſiſchen Gräzität in der Bedeutung: das Oberſte zu Unterſt, vor. — 47 Ποῦναι = ποῦ εἶναι.

Τοὺς 'μέθυσεν ὁ στολισμός της,
τ' ὡραῖο σῶμά της καὶ νιό'
'σκοτῶσαν τὸν γαμβρὸν ἐμπρός της.
'σφάξαν τὸν γέρο της γονιό'
καὶ τὴν ἐσύραν ζαλισμένη
μέσ' στὰ βουνὰ τὰ μακρυά!
—Ποῦναι τὰ στέφανα καὶ τὰ κεριά:
Ποῦν ὁ γαμβρός ποῦ περιμένει:

Den Feind bethört ihr Schmuck,
ihr jugendlich ſchöner Leib;
ſie tödten den Bräutigam vor ihren Augen,
ſie ſchlachten ihren greiſen Vater hin
und ſchleppen die Bewußtloſe
weit fort in die hohen Gebirge.
Wo ſind die Kränze, wo die Kerzen,
Wo iſt der Bräutigam, der wartet?

Τὸν εἶδε λείψανο 'μπροστά της,
σὰν τὴν ἐσέρναν μὲ σπουδή.
Ἐσάλεψαν τὰ λογικά της,
θαρρεῖ πῶς ζῇ, καὶ τραγουδεῖ:
—Παρακαλῶ γονατισμένη,
πάρετε μ' ὅλα τὰ φλουριά,
καὶ φέρτε στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρός μὲ περιμένει!

Sie ſieht ſeinen Leichnam vor ſich,
als ſie der Feind mit wildem Eifer fortreißt.
Es verwirren ſich ihr die Sinne,
ſie wähnt, daß er noch lebe und ſingt:
— Ich beſchwöre euch kniefällig,
nehmt all mein Geld,
Und bringt Kränze, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet.

Κι' ἂν θέτε κι' ἄλλα, αὐτός, τ' ὁμόνω,
θὰ σᾶς τὰ φέρῃ στὴν στιγμή.
Ἀφῆστε τὴν ζωή μου μόνο,
ἀφῆστε μόνο τὴν τιμή!
Γιατὶ μιὰ κόρη κολασμένη
πῶς νὰ καλέσῃ στὰ χωριά:
Φέρτε τὰ στέφανα, φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρός μὲ περιμένει:—

Und wenn ihr auch alles Übrige laßt, er ſelbſt, ich ſchwöre es,
wird es euch augenblicklich wiederbringen,
Laßt nur mein Leben,
Laßt nur meine Ehre.
Weshalb iſt eine Jungfrau gezwungen
durch die Dörfer zu ſchreien:
Bringet die Kränze mir, Kerzen mir bringt,
warum läßt mich mein Bräutigam warten? —

Ψηλὰ στὴν ὄχθη γονατίζει.
νομίζει κάποιος τὴν κρατεῖ.

Sie kniet an einem ſteil abfallenden Ufer
ſie glaubt, es wolle ſie einer feſthalten;

---

59 ἐσάλεψαν Aoriſt von σαλεύω, ἐσάλευσα, eigentümliche Verſchmelzung des υ und σ zu ψ. — 66 στὴν στιγμή Dativus temporis augenblicklich. — 72 γιατ' = warum.

Κάποιος τὴν μάχεται νομίζει,
νὰ τὸν ξεφύγ' ἀδυνατεῖ.
Καὶ κράζει, μ' ὄψ' ἀπελπισμένη
καὶ μὲ νεκρόχλωμη θωριά:
—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά.
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει!

Daß ihr einer entgegenträte, däucht ihr,
ſie an der Flucht zu verhindern.
Und ſie ſchreit verzweifelt
mit todbleichem Angeſicht:
Bringet die Kränze mir, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet!

Ἀπὸ τὴν ὄχθη ξεπετιέται,
πέφτει στῆς λίμνης τὰ νερά!
Ἡ λίμν' ἀνοίγει καὶ σκορπιέται,
καὶ ξανακλείει θλιβερά! . .
Κ' ἔξ' ἀπ' τὴν ἄβυσσο δὲν μένει
παρά ἡ φωνή της ἡ βαρειά:
—Φέρτε τὰ στέφανα! Φέρτε κεριά,
γιατ' ὁ γαμβρὸς μὲ περιμένει! . .

Sie macht einen Sprung vom Ufer
und ſtürzt in die Waſſer des See's,
er öffnet ſich, es teilt ſich die Flut
und umfängt die Unglückliche! . .
Außerhalb des Abgrundes bleibt nichts
als ihre dumpfe Stimme:
— Bringet die Kränze mir, Kerzen mir bringt,
weil mich mein Bräutigam erwartet!

Den Stoff zu dieſem Gedichte nahm Bizyenós aus dem Leben; die Nennung der Ruſſen und Türken führt uns entweder in das Jahr 1829 oder 1854. Soviel erſcheint ſicher, daß die Geſchichte ihm, wie vieles Andere, von ſeiner Mutter erzählt wurde. Die Form iſt eine achtzeilige jambiſche Strophe, die im ſiebenten Verſe zur Erhöhung der dramatiſchen Wirkung daktyliſchen Charakter erhält.

ΑΙΣΜΑ.

Ἔβγα ν' ἀκούσῃς τὸ πουλί,
ποῦ μέσ' στὸν κῆπο κλαίει:
Τὴν ἀπιστία σου λαλεῖ,
τὴν συμφορά μου λέγει.

Καὶ τὸ ἀκοῦνε τὰ κλαδιά,
τὰ λούλουδα τ' ἀκοῦνε,
καὶ τοὺς μαραίνετ' ἡ καρδιά,
καὶ πλέον δὲν ἀνθοῦνε!

Lied.

Heraus und hör das Vögelein
In Deinem Garten ſingen:
Laß Dir das Lied von meiner Pein
Zum falſchen Herzen dringen.

Die Äſte lauſchen weit und breit,
Die Blumen ſeinem Liede,
Mein Herz verzehret ſich im Leid
Treibt nimmer eine Blüte.

---

86 παρά adverbiell in Verbindung mit dem vorangegangenen δὲν nur.

1 ἔβγα von ἐβγαίνω oder ἐβγάζω. — 2 ποῦ, relativ. — 3 und 4 λαλεῖ und λέγει Synonyma, etwa: ſprechen und ſagen; wörtlich: von deiner Untreue ſpricht es und ſagt von meinem Unglück. — 5 ἀκοῦνε = ἀκούουσιν

ΤΑ ΟΡΗ ΚΑΙ ΤΑ ΚΥΜΑΤΑ.

Ἡ Θάλασσα καὶ ἡ Στεριά, εὐθὺς ποῦ εἶχαν ἔβγει
ἀπ' τὴν δημιουργία,
πιασθῆκαν στὰ μαλώματα: ἡ κάθε μιὰ γυρεύγει
νὰ πάρῃ τὰ πρωτεῖα.

—Γιὰ πέσε καὶ προσκύνα με, Στεριά, τὴν ἀδελφή σου!
ἡ θάλασσα φωνάζει.
Ἐγὼ γεννήθηκα πρωτοῦ, κ' εἶμαι τρανότερή σου,
νὰ μὲ τιμᾷς ταιριάζει.

—Ἐμὲ προσκύνα, κράζ' αὐτή. Ἂν ἤμαι κι' ἀπὸ σένα
μικρότερη, τί τάχα;
Ἐγὼ 'χω τόσα δὰ καλὰ παιδάκια γεννημένα,
ἐσὺ νερὸ μονάχα. —

Τότε γυρίζ' ἡ θάλασσα καὶ τὰ παιδιά της κράζει,
τὰν ἦταν κοιμισμένα.

Die Berge und die Wogen.

Die See und die Erde geriethen, sogleich wie
sie geschaffen waren
in einen Streit: eine jede wollte
den Vorrang haben.

Wohlan, beuge dich und bete mich an, Erde, mich, deine Schwester!
rief die See.
Ich war zuerst, und bin bedeutender als du,
du schuldest mir Verehrung.

Bete mich an, rief jene, denn ich bin wohl gar nicht
unbedeutender, als du?
Ich habe schon so viele schöne Kinder gezeugt,
du nur das Wasser.

Darauf erwiderte die See und rief ihre
Kinder, die sich schon gelegt hatten:

---

1 εἶχαν ἔβγει Plusqpf. von ἐβγαίνω oder βγαίνω würde in regelmäßiger Bildung εἶχον ἐβγαλμένος heißen. ἔβγει ist als substantivierter Infinitiv zu einem verloren gegangenen Aorist ἔβγα zu denken. — 3 πιάσθηκαν von πιάνω ergreifen, fassen, halten, nehmen. Ἡ στὰ μαλώματα griffen sich im Wettstreit; γυρεύγει thrakische Form für γυρεύει von γυρεύω suchen. — 4 πάρῃ Conj. fut. abs. von παίρνω. — 5 Γιὰ He, Holla.

—Γιὰ σηκωθῆτε, κύματα! Ἀκοῦτε πῶς χλευάζει,
τὴν μάνα σας, ἐμένα;—

Κ' εὐθὺς ἐπυργωθήκανε τὰ κύματ' ὡς στ' ἀστέρια,
μ' ὅλα τὰ δυνατά τους·
κ' ἐσυμφωνῆσαν στὴν στιγμή, κι' ἁπλώσανε τὰ χέρια
νὰ πνίξουνε τὴν θειά τους.

Μὰ δὲν τὸ ἤθελ' ὁ Θεός. Γι' αὐτὸ ἀσυμφωνία
στὸ μεταξύ τους βάζει.
Κ' ἐνῷ τὸ ἕνα τὴν Στεριὰ προσβάλλει μὲ μανία,
τὸ ἄλλο τους διστάζει.

Τότε φωνάζει κ' ἡ Στεριά, καὶ τὰ βουνὰ ξυπνάει,
ποῦ ἐκοιμοῦνταν κάτω.
Γιὰ πέστε πάνω τους, παιδιά, 'σφαλῆστε τὰ πελάγη
μέσα στῆς Γῆς τὸν πάτο!

Καὶ 'σηκωθήκαν τὰ βουνά, τὰ ὄρη τὰ μεγάλα,
σὰν δράκοι θεριωμένοι.

Wohlan, erhebt euch, Wogen! hört, wie sie mich höhnt,
mich, eure Mutter.

Und sogleich türmten sich die Wogen bis zu den Sternen empor
mit ihrer ganzen Gewalt,
Und sie rauschten im Augenblick zusammen, breiteten die Hände aus,
um ihre Tante zu ertränken.

Aber Gott wollte es nicht. Deshalb
säete er Zwietracht unter sie.
Und während der eine Teil an der Erde
emporschäumte, blieb der andere zurück.

Darauf rief auch die Erde; und es erhoben sich die Berge,
die tief gelegen hatten:
Wohlan, werft euch über sie, Kinder, und engt
das Meer unter der Erde ein.

Und es erhoben sich die Berge, die gewaltigen Felsen,
gleich wilden Drachen.

---

15 σηκωθῆτε Imp. Aor. von σηκόνω. — 20 θειά ἡ Tante, die Erde, Schwester der See, also Tante der Wogen. — 23 ἐνῷ = ἐν ᾧ während, augenblicklich. — 27 πάνω = ἐπάνω; σφαλῆστε Imp. Aor. von ἀσφαλίζω ἀσφαλίσατε oder ἀσφαλίσετε kontrahiert ἀσφαλῖστε und da η = τ so wird ἀσφαλῆστε.

Κι' ὡρμῆσαν πρὸς στὴν Θάλασσα, νὰ μὴν ἀφήσουν στάλα
νερὸ στὴν οἰκουμένη.

Μὰ δὲν τὸ ἤθελ' ὁ Θεὸς. Γιὰ τοῦτο κεραυνόνει
τὴν μάνα τους, τὴν ξέρη.
Καὶ τὰ βουνά, ποῦ τρέχανε, ἡ φρίκη τὰ παγόνει
Στὰ τωρινὰ τὰ μέρη.

Τώρα ποθοῦν τὰ κύματα μὲ βόρυβο μεγάλο
τὴν Γῆ νὰ κατακλύσουν,
μὰ μόλις τῶνα σηκωθῇ, πέρτει χαμαὶ τὸ ἄλλο,
χωρὶς νὰ συμφωνήσουν.

Τώρα τὰ ὄρ' ἐπιθυμοῦν νὰ κλείσουν κάθε κῦμα,
σὰν λάδι στὸ σκαφτέλι,
μά, στερωμένα, δὲν 'μποροῦν νὰ κάμουν ἕνα βῆμα,
γιατ' ὁ Θεὸς τὸ θέλει.

Und ſie ſtürmten gegen die See, um keinen Tropfen
Waſſer auf bewohntem Land zu laſſen.

Aber Gott wollte es nicht. Deshalb tötete er
ihre Mutter, die Trockenheit, mit dem Blitze.
Und die Berge, die ſich bewegt hatten, ließ
der Schrecken zu ihrer jetzigen Geſtalt erſtarren.

Nun wollen die Wogen mit furchtbarem Toſen
die Erde überfluten,
aber kaum erhebt ſich eine davon, ſo fällt
die andere zu Boden, es beſteht kein Zuſammenwirken mehr.

Dann begehren die Berge eine Woge einzuſchließen
wie Oel im Napfe,
Aber hart geworden, können ſie keinen Schritt thun,
weil Gott es wollte.

Η ΝΥΧΤΕΡΙΔΑ.

—Χθὲς ἀκόμ' ἡ νυχτερίδα
ποντικὸς μὲ τὴν οὐρά,
ἔξαφνα καὶ παρ' ἐλπίδα
ποῦ τὰ ἠβρε τὰ φτερά;

Die Fledermaus.

Geſtern war die Fledermaus noch
eine Maus, ein Erdentier,
wer nun ſtattete ſie aus doch
plötzlich für das Luftrevier?

---

1 ἀκόμα noch. — 2 ποντικός Maus; μὲ τὴν οὐρὰ, mit einem Schwanz, klingt hier etwas unpoetiſch. — 3 παρ' ἐλπίδα ganz gleich dem Klaſſiſchen, wider Erwarten.

Εἰς τὴν ἐκκλησιὰν ἐμβῆκε,
στὴν γωνιὰ τοῦ ἱεροῦ,
καί τ' ἀντίδωρον εὑρῆκε
μὲ τὸν τύπο τοῦ Σταυροῦ.

Μετὰ φόβου Θεοῦ τρέχει
καὶ τὸ παίρν' ἀπὸ τὴν γῆ:
δι', ἁγιασμὸ τὸ ἔχει
κι' ὄχι μόνο γιὰ φαγί.

Κ' ἡ εὐλάβεια ἡ τόση,
καὶ ὁ εὐσεβής της νοῦς
τὰ φτερὰ τῆς ἔχουν δώσει,
ποῦ τὴν πᾶν στοὺς οὐρανούς.

Ei in eine Kirch' zu ſchleichen
kam ſie, und an Altars Rand
mit des heiligen Kreuzes Zeichen
ein geweihtes Brod ſie fand.

Und in gläubig ſcheuem Zagen
hob ſie's auf vom kalten Stein,
nicht des Hungers bittres Nagen
trieb ſie, Gottesfurcht allein.

Dieſer Glaube, dieſe Treue
haben Flügel ihr verliehn,
daß ſie zu des Himmels Bläue
gleich dem Vogel möge ziehn.

Dr. A. Boltz ſchreibt mir über dies Gedicht, es ſei durch und durch unwahr. Es ſcheint nach dem griechiſchen Kultus, ſagt er, unmöglich, daß die von der Maus gefundene Hoſtie verloren gegangen. „Dieſe ſchier unmögliche Hoſtie", fährt er fort, „frißt die Maus, aber nicht, wie jede andere bloß aus Hunger, ſondern auch aus Gottesfurcht." Weiter ſcheint ihm gegen die Natur der Fledermaus zu verſtoßen, daß dieſelbe mit Flügeln (φτερά) verſehen wird, daß ſie himmelan (στοὺς οὐρανούς) fliege. Aber all dieſe Einwände fallen vor der Thatſache, daß wir hier der kindlichen Anſchauung eines ungebildeten Volkes gegenüber ſtehen, der Bizyenós Ausdruck verliehen. Der Dichter kritiſiert dieſe Anſchauung nicht, ſondern giebt ſie wieder aus dem Munde des Volkes; wäre es ſeine eigene Dichtung, ſo müßten wir ihn der poetiſchen Unwahrheit zeihen, ſo aber erſcheint es als ein großes Verdienſt, daß er uns die Sagen ſeines Volkes unverfälſcht erzählt.

---

4. Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a. Sektion für alte Sprachen (AS).

Dieſer Sektion wurde in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht

Herr Ferd. Runkel, Journaliſt, Hanau.

---

6 eigentlich: in einem Winkel des Heiligtums.

In der Sitzung vom 30. Januar sprach Herr Dr. Bölte über „Die Komposition der Odyssee".

In der Sitzung am 6. März hielt Herr Gymnasiallehrer Hauschild einen Vortrag über „Einige sichere Kennzeichen des afrikanischen Latein". Der Vortragende ging zunächst davon aus, daß in Werken und Schriften über Tertullian bis auf die neueste Zeit immer nur von seinem afrikanischen oder punischen Latein, seiner Afrizität oder seinen Punismen die Rede gewesen sei, ohne daß jemals auch nur ein Beispiel für diese Idiomatismen beigebracht, beziehungsweise der Beweis erbracht worden wäre, daß und warum die etwa vorgeführten Beispiele nicht blos dem Gebrauche, sondern auch der Herkunft nach allein dem Boden Afrikas zugewiesen werden müßten. Sodann wies er darauf hin, daß andere im Gegensatz zu jenen solche provinziale Schattierungen im Latein entweder überhaupt nicht zugeben oder wenigstens für Afrika von vornherein mit der sogenannten Vulgärsprache ohne weiteres zusammenfallen lassen wollten. So habe auch Vogel in seiner Rezension von Sittls „Lokale Verschiedenheiten der lateinischen Sprache" sich die größte Mühe gegeben, möglichst viele von den durch Sittl behaupteten Afrikanismen als solche abzuweisen, indem er ihr Auftreten als nicht blos auf einem lokalen Gebrauche beruhend nachzuweisen versuchte. Indessen ist die Sache bis heute doch schon soweit über bloße Vermutungen hinausgekommen, daß man mit gutem Grunde von einer Africitas reden kann. Sichere Thatsachen lieferten die vergleichenden Beobachtungen der über eine mehr als tausendjährige Entwickelungsgeschichte des Latein sich erstreckenden grammatischen und lexikalischen Aufgaben des Wölfflinschen Archivs. Es hat sich aus ihnen ergeben, daß gewisse sprachliche Erscheinungen entweder überhaupt nur auf afrikanischem Boden auftreten oder, wenn sie auch in anderen lateinisch sprechenden und schreibenden Provinzen auftauchen, dies erst nachträglich thun, und immer in Abhängigkeit von großen treibenden Kräften des sprachlichen Lebens, wie es z. B. die Kirche und ihre heiligen Schriften waren, deren älteste lateinische Übersetzung sicher auf afrikanischem Boden erwuchs. Vieles mag ja auf das Bestreben, diese Schriften möglichst wörtlich zu übersetzen, zurückgeführt wer-

den müſſen. Wenn wir indeſſen ſehen, daß ſo manche auffallende Erſcheinung ſich nicht durch Überſetzung aus dem Griechiſchen des alten und des neuen Teſtaments erklären läßt, ſo müßte man ſeitens der vorhieronymianiſchen Kirchenſchriftſteller eine direkte Überſetzung aus dem Hebräiſchen ins Lateiniſche annehmen. Da eine ſolche aber nicht nachzuweiſen iſt, ſo werden Verwandtſchaften und Ähnlichkeiten, ja ſogar Gleichheit in Ausdrücken und Wendungen des hebräiſchen Textes einerſeits und der lateiniſchen Überſetzung andrerſeits auf Eigenheiten zurückgeführt werden müſſen, die im ſemitiſchen Sprachcharakter überhaupt begründet waren (Punismen). Daß ſich ſolche auch bei heidniſchen Afrikanern finden, iſt nur ein Beweis mehr für die Richtigkeit dieſer Annahme. In letzterem Sinne beſchränkte der Vortragende ſeine Aufgabe. Er nahm alſo davon aus: 1. die von den Afrikanern wieder aufgefriſchten Elemente der vorklaſſiſchen Litteratur (Archaismen); 2. die von den Afrikanern in die Schrift eingeführten Elemente aus der lateiniſchen Volksſprache überhaupt (Vulgarismen); 3. die von den Afrikanern in die Schrift eingeführten Elemente aus der in Afrika zur beſonderen Provinzſprache ſich ausgeſtaltenden lateiniſchen Verkehrs- und Umgangsſprache (Afrikanismen). Der Vortragende zeigte nun zunächſt in Bezug auf den Wortſchatz, welche Wörter nach den bis jetzt im Wölfflinſchen Archiv erſchienenen lexikaliſchen Artikeln zuerſt bei Afrikanern auftreten oder überhaupt nur bei Afrikanern vorkommen. Hierbei wies er beſonders darauf hin, daß z. B. bibliſche Wendungen wie abante (= avant) virtutem ꝛc. gar nicht als Überſetzungen aus dem Griechiſchen erklärt werden könnten, da der griechiſche Text immer nur eine Präpoſition biete, während das hebräiſche מִלִּפְנֵי das ſemitiſche Analogon biete. Ebenſo konnte er bei den mit in privativum dergeſtalt zuſammengeſetzten Subſtantiven, daß ein entſprechendes Adjektiv überhaupt oder wenigſtens ein bereits ebenſo negiertes Adjektiv nicht ſchon vorgelegen habe, darauf hinweiſen, daß eine ſolche unmittelbare Verbindung von Negation und Subſtantiv im Hebräiſchen gleichfalls ihr Analogon habe. Zum Beweiſe dafür diente u. a. das tertullianiſche immundus = Unzierde, entſprechend einem hebräiſchen לֹא + Subſt. (wie לֹא עַם u. dgl.) Vollends aber Bildungen wie invaletudo, incorruptela, immemoratio, in-

honoratio, involuntas, imbonitas (לֹא טוֹב ꝛc.) und viele andere dergleichen ſind im ganzen übrigen Latein nicht aufzutreiben. Dieſelbe Beobachtung liegt vor für die verba desuperlativa wie intimare, extimare, infimare, postumare, ultimare, minimare, pessimare, (ap)proximare, denen das frühere Latein nur consummare gegenüberzuſtellen hat. (Vgl. הִקְרִיב — הִגִּישׁ — הִטִּיב u. a.)

Eine beſondere Vorliebe zeigt ſich auch für die Bildung von verba inchoativa aus Subſtantiven und Adjektiven und für deren Benutzung als tranſitive Verben (tenebrescere, cinerescere — dulcescere salsuram, puerascere vultum u. a.). Ob nicht auch hier, wo die Inchoativ- in die Kauſativbedeutung übergeht, der Charakter des ſemitiſchen Kauſativſtammes mit ſeinen denominativen Bildungen (הֶאֱזִין — הֶחֱזִיק u. dgl.) mehr oder minder bewußt eingewirkt hat? Dasſelbe dürfte von manchem erſt und nur bei den Afrikanern auftretenden ſeltſamen frequentativen und intenſiven Verbum geſagt werden können; auch die zahlreichen Bildungen auf ficare, die ihrerſeits wieder nur Abkürzungen aus der bei den Afrikanern beliebten Verbindung eines verbalen Begriffes mit facere ſind (vivere facere = vivificare), gehören hierher. Auf die Wortbedeutung übergehend, wurde namentlich auf die Ausdrücke umſonſt (u. a. in vanum = en vain = לְשָׁוְא), ſowie auf medietas (nicht bloß Hälfte = moitié, ſondern auch = Mitte) und penes (= bei in rein lokalem Sinne) hingewieſen. Bezüglich des letzteren wurde die Möglichkeit einer Beeinfluſſung durch מִן und ſeinen Gebrauch nicht ausgeſchloſſen. — Von grammatiſchen Eigentümlichkeiten gelangten zur Beſprechung beſondere Gebrauchsweiſen des ſubſtantivierten Infinitivs (hoc posse = ce pouvoir, illud sapere = le savoir u. a.), die Umſchreibungen des acc. c. inf. (durch quod, quia, quoniam, quatenus), facere mit dem Infinitiv (ſ. o. und = inbere), die diſtributive Gemination (duo et duo = שְׁנַיִם שְׁנַיִם), die umſchreibende Komparation: Celoquia dulciora super mel) beziehungsweiſe die Aufhebung der Komparation durch den Gebrauch des Poſitivs mit räumlich trennenden Präpoſitionen (bonus a = טוֹב מִן, ſelbſt optimus a = beſſer als). An die Bedeutung der Afrikaner für die romaniſche Futur-Um-

ſchreibung (habere c. inf.) und den Satzreim wurde zum Schluſſe nur noch einmal kurz erinnert.

b) Sektion für neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraum vom 1. Januar bis 30. April folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr M. Goldſchmidt, cand. prob., hier,
„ Dr. Joſ. Caro, cand. prob., hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Ferd. Runkel, Journaliſt, Hanau.

In der Sitzung am 30. Januar 1889 hielt Herr Dr. Forte einen Vortrag über „Leopardi", der, abgeſehen von einigen Kürzungen, folgenden Wortlaut hatte.

Si è tanto scritto di Leopardi, che parer deve temerità lo accingersi a parlarne innanzi a filologi che conoscono la storia letteraria del mondo. Ma lo scopo nostro non è già di far scoperte, ma bensì di analizzare le opere dei grandi. di cavarne utile, diletto, insegnamento, verità storica.

Di Leopardi si scrisse molto, ma così diversamente. che alcune questioni rimangono tuttora aperte e forse lo rimarranno sempre. Se avesse vissuto più a lungo e fosse stato robusto, dicono alcuni, avrebbe spiegato l'ingegno di Dante. Tale ipotesi è gratuita.

La personalità Leopardiana è grande così com'è, ed appunto perchè fu così e non altrimenti. Nella miseria d'una vita orba di gioje, con un corpo così malato ed uno spirito così vasto, la poesia di Leopardi crebbe a divenire la più alta lirica della italiana letteratura moderna.

Non esiste ch'io mi sappia una buona biografia di Leopardi, ma le pubblicazioni dell' epistolario per cura di Prospero Viani, il volume delle lettere scritte a Giacomo Leopardi dai suoi parenti, pubblicate per cura di Giuseppe Pergili, i due volumi delle sue opere inedite pubblicate da

Giuseppe Cugnoni forniscono materiale sufficiente per tesserla. Del resto la vita di Leopardi va scritta come la Storia d'un anima. Egli stesso l'ideava, questa storia di un' anima grande, appassionata, impaziente dei ceppi corporei.

Di Leopardi scrissero ottimamente Francesco de-Sanctis, il Professore Mestica, Eugenio Camerini, dai quali tolsi parte delle notizie biografiche e dei cenni critici che andrò svolgendo.

Nello spazio di tempo concessomi, non è possibile dire di Leopardi quanto e come il desiderio vorrebbe; mi limiterò dunque ad accennare i punti più salienti della sua vita toccati da lui stesso nelle sue lettere, ed a definire in poche parole il carattere della sua lirica, e della sua prosa e filosofia.

È una vita piena di dolori, una vita, in cui i sogni d'amore e di gloria d'un' anima eletta svaniscono per risolversi nella disperazione e nel nulla.

Giacomo Leopardi nacque a Recanati, città della Marca d'Ancona, il 29 Giugno 1798, dal conte Monaldo, rigido cattolico, nemico d'ogni libertà e di tutti i liberali, contro i quali scrisse alcuni libri, e dalla Marchesa Adelaide Antici.

„Egli fu (dice Ranieri) di statura mediocre, chinata ed esile, di colore bianco che volge al pallido, di testa grossa, di fronte quadrata e larga, d'occhi cilestri e languidi, di naso profilato, di lineamenti delicatissimi, di pronunziazione modesta e alquanto fioca, e d'un sorriso ineffabile e quasi celestiale."

A dieci anni non ebbe più maestri, e rinchiuso nella biblioteca di suo padre per undici anni, lesse tanti libri, ma distrusse la sua salute. Ce lo dice lui stesso in una lettera al Brighenti (19 Marzo 1819).

„Dai dieci al ventun anno io mi sono ristretto meco stesso a meditare e scrivere, e studiare i libri e le cose. Non solamente non ho mai chiesto un'ora di sollievo, ma gli stessi studj miei non ho domandato nè ottenuto mai che avessero altro ajuto che la mia pazienza e il mio proprio travaglio. Il frutto delle mie fatiche è l'essere disprezzato in maniera straordinaria alla mia condizione, massimamente

in un piccolo paese. Dopo che tutti mi hanno abbandonato, anche la salute ha preso piacere di seguirli. In ventun anno, avendo cominciato a pensare e a soffrire da fanciullo, ho compito il corso delle disgrazie d'una lunga via, e sono moralmente vecchio, anzi decrepito, perchè fino il sentimento e l'entusiasmo, che era il compagno e l'alimento della mia vita, è dileguato per me in un modo che mi raccapriccia. È tempo di morire, è tempo di cedere alla fortuna; la più orrenda cosa che possa fare un giovane, ordinariamente pieno di belle speranze, ma il solo piacere che rimanga, a chi dopo lunghi sforzi, finalmente s'accorga d'esser nato colla sacra e indelebile maledizione del destino."

Già nel 1817 Giordani, il celebre prosatore, scriveva di Leopardi al Brighenti: „Egli è d'una grandezza smisurata, spaventevole . . . . . imaginatevi che Monti e Mai uniti insieme, siano il dito d'un piede di quel colosso, ed ora non ha che ventun anno."

E Giordani aveva ragione, chè l'ingegno di Leopardi giovinetto ci appare fenomenale.

Fanciullo di tredici anni scrive l'arte poetica d'Orazio in ottava rima, all'età di sedici finisce il Saggio sopra gli errori popolari degli antichi, dotta e piacevole satira. Diciasettene traduce la Batrocomiomachia d'Omero in sesta rima, nel 1826 rifà la Batrocomiomachia, e negli ultimi anni scrive in ottava rima i Paralipomeni, nei quali i tedeschi figurano da granchi, gli Italiani da topi, i preti da ranocchie.

In due sue canzonette in Greco trovi le grazie d'Anacreonte, nel Martirio dei Santi Padri tanta semplicità e grazia che il buon padre Cesari crede sia opera del trecento.

Accennai di volo a questi portenti filologici di un giovanetto poco più che trilustre, ma non voglio però fermarmici. La gloria immortale di Leopardi sta nella sua lirica; non oblierò pertanto le bellissime parole di Niebuhr nei suoi Merobaudis carminum reliquiae. „Comes Jacobus Leopardius, Recanatensis, Picens, quem Italiae suae jam nunc conspicuum

ornamentum esse, popularibus meis nuntio; in diesque eum ad majorem claritatem perventurum esse, spondeo: ego vero, qui candidissimum praeclari adolescentis ingenium, non secus quam egregiam doctrinam, valde diligam, omni ejus honore et incremento laetabor."

Leopardi ebbe fin da giovanetto tanta coscienza del suo ingegno, che ripetute volte ne dice sentirsi nato a grandi cose; però sepolto negli studii classici, sembra fino alla sua conversione letteraria guardare con un certo sussiego le lettere italiane, forse perchè non erano improntate a quello spirito di cui egli intendeva rivestirle. Datosi dapprima allo studio indefesso dei cinquecentisti si rivolse poscia pieno di zelo ai trecentisti, dei quali si innamorò, perchè gli pareano più affini ai suoi cari Greci.

Intanto l'Italia prendeva quell'atteggiamento che precede le rivoluzioni. La carboneria si faceva strada, ed uomini potenti ed illustri le s'affigliavano. Ecco apparire sulla scena Santa Rosa, Rossetti, Berchet, Mazzini. Il solitario di Recanati non sapeva nulla di questa nuova Italia di cospiratori. Però il suo spirito rinnovato da altri studj, impressionato da Alfieri suo idolo, indovinò per così dire i tempi. La visita del Giordani poi lo ravvivò e cooperò certo alla sua trasformazione politica, morale, religiosa.

Nel 1818, dopo la sua conversione letteraria e religiosa scrisse le due canzoni, l'una all' Italia e l'altra a Dante. Il concetto generale della canzone all' Italia è il seguente: l'Italia fu grande, e non lo è più.

„O patria mia vedo le mura e gli archi
E le colonne, e i simulacri e l'erme
Torri degli avi nostri,
Ma la gloria non vedo,
Non vedo il lauro e il ferro ond'eran carchi
I nostri padri antichi."

Più che coscienza politica domina in questa canzone sentimento sincero che viene da fervore giovanile e letterario. Al veder l'Italia discorde e serva, il giovanetto s'avvolge nel suo mondo greco e dice:

„O venturose e care e benedette
Le antiche età, che a morte,
Per la patria correan le genti a squadre."

Le ultime tre strofe fanno vedere che Leopardi è tuttora l'erudito, sebbene cominci ad acquistare libertà di concetto e di forma. È Simonide che parla:

„E sul colle d'Antela ove morendo
Si sottrasse da morte il santo stuolo
Simonide salia,
Guardando l'etra e la marina e il suolo.
E di lacrime sparso ambo le guance
E il petto ansante, e vacillante il piede,
Toglieasi in man la lira:
Beatissimi voi
Ch'offriste il petto alle nemiche lance
Per amor di costei che al Sol vi diede;
Voi che la Grecia cole, e il mondo onora."

La canzone a Dante è una specie d'ingrandimento di quella all' Italia con meno spontaneità e meno scioltezza. Queste due canzoni contengono certi latinismi e sentono ancor troppo d'erudizione. Ai puristi non piacquero, e Giordani stesso le criticò. Più tardi infiammarono l'italica gioventù quando gli sbirri la sorvegliavano, e l'irradiarono di patrio amore.

I limiti che mi sono prefissi, non mi permettono di seguire passo a passo il cammino della musa leopardiana, che lasciando sempre più le orme antiche s'innalza a splendida originalità lirica. Col maturarsi del pensiero e della forma, la melanconia diviene sempre più dolorosa ed il fatalismo assume carattere delineato e definitivo.

I due canti „Il Bruto" e „La Saffo" sono ispirati alla disperazione. La solitudine e lo stato cagionevole della sua salute rendono il poeta sempre più concentrato ed incapace di espandersi. Il „Bruto" ha una solennità epica:

„Sudato e molle di fraterno sangue
Bruto per l'atra notte in erma sede,
Fermo già di morir, gl'inesorandi
Numi e l'Averno accusa,
E di feroci note
Invan la sonnolenta aura percote."

La „Saffo“ è una figlia della stessa ispirazione. Nel 1822 Leopardi andò a Roma, dove si volea farlo prete, ma egli non volle. Cercò un impiego ma non l'ottenne in onta alla protezione di Niebuhr ministro di Prussia. Ebbe offerte di una cattedra in Prussia „ma“, come scrive egli a Puccinotti, „abbandonare la mia famiglia e l'Italia, come sopportare il clima della Germania?“

Gli si propone una cattedra di Storia Naturale a Parma ma non credette poterla accettare. Ecco le sue parole: „In quella materia (cioè in Storia Naturale) sono a dir proprio un asino, e mettermi a fare uno studio fondato per impararne quanto bisogna a insegnarla altrui, Dio sa quanto mi sarà possibile con questa salute che . . . . . peggiora ogni giorno. La volontà colla salute può molto, ma senza la salute val poco o nulla . . . . . .“ Quindi continua lagnandosi della tenue provvisione di quattro luigi al mese che sono „al merito mio troppo, ma al bisogno troppo poco.“

Il padre non gli forniva i mezzi di vivere. In una lettera al Colletta dice: „Se voglio vivere fuori di casa, bisogna che viva del mio, voglio dire non di quel di mio padre, perchè mio padre non vuol mantenermi fuori e forse nol può, attesa la scarsezza di denari ecc.“ Il povero ammalato tornò a malincuore a Recanati, dove il clima e la solitudine gli facean male. Dopo qualche tempo ne uscì di nuovo, e si trascinò da Bologna a Milano, a Firenze, a Pisa, lavorando per vivere, spesso tremante di freddo, gli occhi brucianti, gli intestini ammalati.

La sua gibbosità e la sua malattia gli tolsero ogni consolazione, anche quella dell'amore, che egli sentiva così potentemente. In una sua lettera al Giordani dice: „Mi sono rovinato infelicemente e senza rimedio per tutta la vita e rendutomi l'aspetto miserabile . . . . . io so e vedo che la mia vita non può essere altro che infelice; tuttavia non mi spavento e così potesse ella esser utile a qualche cosa, come io procurerò di sostenerla senza viltà.“

Nel 1831 Antonio Ranieri imparò a conoscere Leopardi a Firenze, gli volle bene come a fratello e lo venerò come

maestro. Nell'autunno del 1833 lo condusse seco a Napoli. Pochi giorni prima di morire, cioè il 27 Maggio 1837 Leopardi scrisse al padre: „Se scamperò dal cholera e subito che la mia salute lo permetterà, io farò ogni possibile per rivederla in qualunque stagione; perchè ancor io mi do fretta, persuaso oramai da'fatti di quello che sempre ho preveduto, che il termine prescritto alla mia vita non sia molto lontano. I miei patimenti fisici giornalieri e incurabili sono arrivati con l'età ad un grado tale, che non possono più crescere: spero che, superata finalmente la frivola resistenza che oppone loro il moribondo mio corpo, mi condurranno all'eterno riposo, che invoco caldamente ogni giorno, non per eroismo, ma per il rigore delle pene che provo."

Morì dieciotto giorni dopo, nella seconda invasione del colera a Capodimonte, il 14 Giugno alle cinque dopo mezzogiorno. Ranieri dice: „Il suo cadavere salvato, come per miracolo, dalla pubblica ed indistinta sepoltura dove la dura legge della stagione condannava o appestati, o non, i grandissimi, e piccolissimi, fu sepellito nella chiesetta suburbana di San Vitale nella via di Pozzuoli. Nel vestibolo, una pietra ne fa modesto e pietoso ricordo al passeggero."

Manzoni suo contemporaneo e direi quasi suo antagonista, gli rese omaggio colle parole seguenti dette ad un viaggiatore. „Vous connaissez Leopardi; avez-vous lu ses essais de prose? on n'a pas assez fait attention à ce petit volume: comme style, on n'a peut-être écrit rien de mieux dans la prose italienne de nos jours." Leopardi a sua volta avea scritto al conte Antonio Papadopoli da Pisa nel 1828: „Ho veduto il romanzo del Manzoni, il quale non ostante molti difetti mi piace assai, ed è certamente opera di un grande ingegno; e tale ho conosciuto il Manzoni in parecchi colloquii che ho avuto seco a Firenze. È un uomo veramente amabile e rispettabile."

È veramente toccante di vedere come due genii così diversi si rendono giustizia. L'uno (Manzoni) Volteriano all'e

sordire della sua carriera letteraria, diviene fervoroso cattolico e capo della scuola romantica in Italia, l'altro (Leopardi) da giovinetto, ardente e pietoso diviene il grande lirico del dolore, il filosofo della disperazione, rimanendo però sempre classico; chè come dice Sainte-Beuve egli è „le classique par excellence entre les romantiques."

Sebbene abbia raccolte molte altre notizie sulla vita di Leopardi, credo opportuno far punto per passare a discorrere brevemente del carattere della sua lirica, della sua prosa e della sua filosofia.

I due più grandi lirici, forse i due soli veri e grandi lirici italiani, sono Petrarca e Leopardi: il primo fu il lirico dell'amore, il secondo del dolore e dell'ironia. Leopardi filologo potrebbesi dimenticare, chè la filologia come scienza appartiene a tutta l'umanità, invecchia, perde il suo carattere individuale, si rifà, si amplia anche per opera dei mediocri, e diventa retaggio della generalità. L'arte al contrario rimane individuale, vive eterna, giovane, bella, conservando il suo carattere originale. Leopardi dunque deve la sua immortalità alla sua lirica. S'impronta questa all'idealismo od al realismo? Leopardi è più realista che idealista, o meglio è essenzialmente realista senza rigettare affatto l'idealismo. È egli soggettivo od oggettivo nel suo realismo? Egli è soggettivo per eccellenza.

Per provare che la lirica del Leopardi s'informa a realismo o verismo, basta leggere le sue migliori poesie. Nel Bruto, nella Saffo, nel Consalvo è sempre il poeta nella sua natura intima, il quale dipinge diverse situazioni dell'animo. Mentre il suo contemporaneo Monti dipinge il mondo esteriore, trasportandovi per così dire se stesso, Leopardi non fa che cantare la storia dell'anima sua.

Nelle poesie d'amore troviamo più che nelle altre impresso il verismo della lirica leopardiana. Mentre la Beatrice di Dante è un tipo puramente ideale, e la Laura di Petrarca s'accosta alla realtà, senza esser però ben definita, il povero Leopardi che portò intatto nel sepolcro il fiore della verginità,

amò due volte senza speranza, come nessun uomo avea amato, e le sue donne sono reali.

L'idealista senza il sentimento della natura diviene facilmente fiacco e convenzionale; la rappresentazione esclusiva della natura materiale e sensuale, anche se fatta secondo le leggi dell'arte, offende il vero sentimento estetico. Leopardi verista temperato cantò delle donne e dell'amore così, che ogni giovinetta potrebbe leggere le sue liriche senza arrossire.

Lasciamo la poesia intitolata „Il primo amore" e saltiamo a quella dedicata a Silvia la tessitrice. Quest'amore comincia nel maggio e finisce il 30 Settembre 1818, colla morte della giovinetta.

La tessitrice abita nella casa dirimpetto al palazzo Leopardi, tesse e canta, e del suo canto risuonano le stanze e le vie dintorno: il poeta lascia gli studj, tende verso lei gli occhi e gli orecchi, e mira il ciel sereno, il mare, l'orizzonte stendentesi dall'Adriatico agli Appenini. Quest'amore per Silvia l'ebbe sempre nell'animo fino agli ultimi anni di sua vita.

A Silvia.

„Silvia, rimembri ancora,
Quel tempo della tua vita mortale,
Quando beltà splendea
Negli occhi tuoi ridenti e fuggitivi
E tu, lieta e pensosa, il limitare
Di gioventù salivi?
Sonavan le quiëte
Stanze, e le vie dintorno,
Al tuo perpetuo canto,
Allor che all'opre femminili intenta
Sedevi, assai contenta
Di quel vago avvenir che in mente avevi.
Era il maggio odoroso: e tu solevi
Così menare il giorno.
Io gli studj leggiadri
Talor lasciando e le sudate carte
Ove il tempo mio primo
E di me si spendea la miglior parte,
D'in sui veroni del paterno ostello
Porgea gli orecchi al suon della tua voce

Ed alla man veloce
Che percorrea la faticosa tela,
Mirava il ciel sereno,
Le vie dorate e gli orti;
E quinci il mar da lunge e quindi il monte.
Lingua mortal non dice
Quel ch'io sentiva in seno.
Che pensieri soavi
Che speranze, che cori, o Silvia mia!
Quale allor ci apparia
La vita umana e il fato!
Quando soviemmi di cotanta speme,
Un affetto mi preme
Acerbo e sconsolato,
E tornami a doler di mia sventura.
O natura, o natura
Perchè non rendi poi,
Quel che prometti allor, perchè di tanto
Inganni i figli tuoi?
Tu pria che l'erba inaridisce il verno,
Da chiuso morbo combattuta e vinta,
Perivi, o tenerella. E non vedevi
Il fior degli anni tuoi;
Non ti molceva il core
La dolce lode or delle negre chiome,
Or degli sguardi innamorati e schivi;
Nè teco le compagne ai dì festivi
Ragionavan d'amore.
Anche peria fra poco
La speranza mia dolce: agli anni miei
Anche negaro i fati
La giovanezza. Ahi come,
Come passata sei.
Cara compagna dell'età mia nova,
Mia lacrimata speme!
Questo è quel mondo? questi
I diletti, l'amor, l'opre, gli eventi
Onde cotanto ragionammo insieme?
Questa la sorte delle umane genti?
All'apparir del vero
Tu, misera, cadesti; e con la mano
La fredda morte ed una tomba ignuda
Mostravi di lontano.

*

In un canto a Nerina intitolato „Le Ricordanze“ il verismo è constatato da tanti particolari che si vedono ancor oggi nella casa Leopardi in Recanati.

Nel „Passero solitario“, canto in cui il poeta figura se stesso, troviamo come nelle Ricordanze una piccola parte di realismo oggettivo od esteriore, il soggettivo vi domina come in tutti i canti leopardiani. Il passero solitario stava sul campanile della chiesa di S^t. Agostino: il professore Mestica dice che a Recanati vive ancor oggi chi si ricorda avervelo veduto ai tempi di Giacomo Leopardi. La festa descritta nel canto è quella di S. Vito protettore di Recanati, la quale ricorre il 15 Giugno.

„D'in su la vetta della torre antica
Passero solitario, alla campagna
Cantando vai finchè non more il giorno;
Ed erra l'armonia per questa valle
Primavera d'intorno
Brilla nell'aria, e per li campi esulta,
Sì ch'a mirarla intenerisce il core.
Odi greggi belar, muggire armenti;
Gli altri augelli contenti, a gara insieme
Per lo libero ciel fan mille giri,
Pur festeggiando il lor tempo migliore.
Tu pensoso in disparte il tutto miri;
Non compagni, non voli,
Non ti cal d'allegria, schivi gli spassi;
Canti, e così trapassi
Dell'anno e di tua vita il più bel fiore.

Detto così in pochi cenni del carattere della lirica leopardiana, piacerebbemi dimandare a quali fonti d'ispirazione egli attinse. Alla malinconia ed all'ironia. Quella si manifesta vivissima nei canti del 1819, questa nelle ultime poesie. Non perciò vorrei dire che l'ironia fosse estranea a Leopardi giovinetto; no, perchè poesie del 1812 e 1815 fanno fede del contrario: è però incontestabile che egli dopo esaurita l'effusione del suo dolore melanconicamente gemendo, col crescere delle sue sofferenze, s'avvicinò sempre più alla disperazione, e parve deridere libertà, progresso, civiltà.

L'ultimo canto lirico „Il tramonto della Luna“ scrisse egli poche ore prima della sua morte nell'album d'un amico. Come al tramonto della luna valli e monti imbrunano ed il mondo si scolora, così al dileguarsi della giovinezza la vita diviene deserta e tenebrosa. Però voi, collinette dall' altra parte dell'orizzonte vedrete sorgere un alba novella, ma non la vita, e chiude coi versi seguenti:

„Ma la vita mortal, poi che la bella
Giovinezza spari, non si colora
D'altra luce giammai nè d'altra aurora.
Vedova è insino al fine; ed alla notte
Che l'altre etadi oscura
Segno poser gli Dei la sepoltura.“

Quando Giordani fu a Recanati, consigliò Leopardi giovinetto a cercare dapprima eccellenza nella prosa, quindi nella poesia. Leopardi non era convinto di ciò e rispose, la prosa richiedere maggior maturità di spirito e di gusto, e poi esser la giovanile etade così piena di poesia che l'anima del giovanetto non saprebbe farne senza. Definiamo ora in poche parole il carattere della prosa leopardiana, constatandone imparzialmente pregi e difetti.

La prosa italiana classica finì nel secolo decimosettimo, nel momento in cui nelle altre nazioni s'inaugurava una nuova civiltà, alla quale noi poco participammo.

In questo stadio di letargo, quasi conscii di una certa impotenza ci mettemmo ad imitare i Francesi, ed ecco sortirne una prosa che non rispondeva ai nuovi tempi, ai nuovi pensieri.

La reazione purista capitanata da Giordani tentò una ristaurazione della prosa classica, ma non vi riuscì, perchè cadde nell'affettazione e nel convenzionalismo.

Leopardi avvezzo alla semplicità ed eleganza della prosa greca non approvò nè l'imitazione nè il purismo, ma si diede a tutt'uomo allo scioglimento del grande problema „creare una nuova prosa.“

I difetti essenziali della prosa italiana eran secondo lui: mancanza di energia o mancanza di naturalezza, nella

proporzione seguente; data l'energia mancava la naturalezza, data questa mancava quella. Convinto dell'esattezza di questo concetto, che è giustissimo, volle creare una nuova prosa.

Vi riuscì? No. Perchè quantunque fornito d'ingegno eletto, gigante nella classica coltura, dottissimo negli studj della propria lingua, viveva nella solitudine, ed era per così dire estraneo alla vita ed al pensiero del popolo. È una prosa intellettuale, che ha paura d'ogni movimento dell'immaginazione, d'ogni palpito del sentimento. Una specie della prosa di Nicolò Macchiavelli, però meno dura, più chiara, più eguale. È un grandioso lavoro classico a tocchi severi: vi manca però la vita, vi domina l'aridità.

E la filosofia di Leopardi? Checchè se ne dica, egli non ebbe le doti d'un filosofo.

Il suo concetto filosofico è questo: „L'uomo è necessariamente infelice, egli può tentare e fare ciò che vuole, è nato all'infelicità.“ Non ho abbastanza studiato Schopenhauer per poterne parlare ed ancor meno per farne un parallelo con Leopardi. Però parmi che il filosofo tedesco in onta alle sue stranezze meriti a giusta ragione il nome di filosofo, non però Leopardi. Questi fu bensì nella filosofia degli antichi e dei moderni versatissimo, ma non seppe creare un sistema proprio.

Dalla folta tetraggine del suo umore sorge sovente l'immagine della gioventù, età delle illusioni, della forza, della gioja, ed eccoti il filosofo della disperazione diventar lirico nella filosofia. L'illusione non dura che brevi istanti, e quindi riede l'idea dominante che tutto è vanità, che il fato è inesorabile, che il solo vero è il Nulla.

La misantropia di Leopardi non fu accompagnata nè da odio nè da disprezzo, due sentimenti che richieggono forze superiori a quelle ch'egli possedeva. Nella grandezza dell'odio sarebbesi forse sentito meno infelice che sotto il peso d'una cupa tristezza.

Negli ultimi anni, quando precisamente la sua filosofia avrebbe dovuto essere più vicina alla perfezione, indirizza

alla gioventù molti bei „Pensieri“ fra i quali scelgo il XXXIV°:

„I giovani assai comunemente credono rendersi amabili, fingendosi malinconici. E forse, quando è finta, la malinconia per breve spazio può piacere; massime alle donne. Ma vera, è fuggita da tutto il genere umano; e al lungo andare non piace, e non è fortunata nel commercio degli uomini, se non l'allegria: perchè finalmente contro a quello che si pensano i giovani, il mondo, e non ha il torto, ama non di piangere, ma di ridere.“

Queste parole volli citare alla fine della mia piccola conferenza, per disilludere coloro che pensano ripetere i pensieri di Leopardi ed imitarlo. Giacomo Leopardi fu una triste eccezione della natura umana: teniamo cara la sua memoria, studiamone le opere, ma guardiamoci dall'imitarlo.

In der Sitzung vom 27. März 1889 sprach Herr Oberlehrer Herz über „Wortbedeutung und Bedeutungsentwickelung im Französischen“.

Nicht wenige im letzten Jahrzehnt in Deutschland erschienene Arbeiten, die sich auf französische Grammatik und Litteratur beziehen, auch solche, die Molière betreffen — es soll dies bei Besprechung der Wörter bon-chrétien und péronnelle näher nachgewiesen werden —, zeigen nach der Ansicht des Vortragenden, daß wichtige Artikel des zum Dictionnaire de la langue française von Littré im Jahre 1877 erschienenen Supplementbandes gar nicht oder doch zu wenig berücksichtigt werden. Die folgenden, zur Hauptsache auf langjähriger Benutzung dieses Bandes beruhenden, Mitteilungen über Wortbedeutung und Bedeutungsentwickelung im Französischen, sowie über einige interessante grammatische Punkte bieten daher auch den Fachgenossen vielleicht manches, das bisher deren Beachtung entgangen ist.

Im Supplementbande unter chère bemerkt Littré, daß man heute noch in Lamballe, Côtes-du-Nord, (in der Bretagne) „faire des chères“ für faire une mine gracieuse, faire des caresses sagt. Bekanntlich bedeutet das Wort chère aus etymologischen

Gründen „Antlitz"; in der nun leicht zu erklärenden Bedeutung „Miene, freundliche Aufnahme" lebt also das Wort chère in der Bretagne noch fort. — Die in größeren Wörterbüchern verzeichnete Redensart: „Il ne sait guère quelle chère lui faire, er weiß (vor Freude über seine Ankunft) nicht, wie er ihn aufnehmen soll" wird wohl nicht sehr oft gebraucht. Wie in dem Ausdruck „faire bonne chère" das Wort chère den Sinn von „Bewirtung, Gastmahl" erhalten hat, ist hier nicht weiter auseinanderzusetzen.

In La Mayenne, einem Departement der ehemaligen Provinz Le Maine, sagt man, wie Littré a. a. O. unter fur mitteilt, heute noch: „Le fur de la contribution foncière", um das Verhältnis zwischen der Steuer und dem steuerpflichtigen Einkommen auszudrücken. Das Wort fur, vom lateinischen forum, Markt, Gerichtsstätte, lautete bekanntlich altfranzösisch fuer, feur und bedeutete „Gesetz, Preis, Taxe, Wert". In dem obengenannten Ausdrucke ist diese Bedeutung noch erkennbar. Im Neufranzösischen haben wir das Wort nur noch in dem Ausdruck „au fur et à mesure", wo also fur ganz gleichbedeutend mit mesure ist; wegen dieses Pleonasmus wollten auch französische Grammatiker „au fur et" unterdrücken und nur„ à mesure" beibehalten; im XVI. Jahrhundert sagte man einfach „au fur".

Einen nicht uninteressanten Zusatz giebt Littré a. a. O. zu dem Substantiv viande, das ja nach seiner Ableitung von vivenda zunächst „Lebensmittel" bedeutet. Der französische Gelehrte sagt nun, daß viande seine heutige Bedeutung erst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts erhalten habe, und dann führt er aus Nicot, dessen Trésor de la langue françoise für die Kenntnis der Ausdrucksweise des XVI. Jahrhunderts so wertvoll ist, folgende Stelle an: „En la cour il semble qu'on ait restreint le mot viande à la chair qui est servie à table; car on n'y appelle pas viande le dessert, et, si à un jour de poisson quelqu'un mange de la chair, on dit qu'il mange de la viande". Das Verbum viander zeigt noch den ursprünglichen Sinn; es bedeutet bekanntlich „äßen, weiden (vom Rotwild)"

Viander erinnert an gagner, daß ja nach seiner Herleitung vom ahd. weidanôn oder weidanjan auch ursprünglich „weiden"

bedeutet. Wie dann durch Übertragung vom Jagd- und Hirtenleben auf den Ackerbau sich die Bedeutung „das Land pflügen, bestellen", wie hieraus sich der Sinn „Nutzen aus der Bestellung des Landes ziehen" und schließlich überhaupt „gewinnen, erwerben, verdienen" entwickelte, hat Diez schon vor langer Zeit gelehrt. Das heute ganz gebräuchliche Substantiv „le gagnage, die Gemeindeweide", zeigt noch klar die etymologische Bedeutung. Einen archaischen Sinn hat auch noch das im Supplementbande stehende Wort „la gagnerie", womit nach Littré in einigen Teilen der Bretagne ein Meierhof, eine Meierei bezeichnet wird.

Etwas ausführlicher besprach der Vortragende die immer noch nicht feststehende Begriffsentwickelung des Wortes libertin. Fritzsche sagt in seiner vortrefflichen, 1883 erschienenen Ausgabe des Tartuffe zu v. 314: „Libertin von libertinus, dem zu libertus gehörigen Adjektiv, wurde im XVI. Jahrhundert der Name einer evangelischen Partei in Genf, welche, die bürgerliche Freiheit verteidigend, den strengen Kalvinisten widerstand. Durch die Gegner erhielt deswegen der Ausdruck libertin zuerst den Nebenbegriff eines Freidenkers in religiösen Dingen, eines Menschen, der sich den kirchlichen Satzungen nicht unterwirft; dann nannte man Libertins überhaupt philosophische Freigeister, Atheisten, endlich solche, die ein zügelloses Leben führen, sittenlose Menschen. In letzterem Sinne ist es allein noch gebräuchlich." Diese Erläuterung beruht wohl auf einem Werke Mignets „Etablissement de la réforme à Genève", aus dem auch Littré in seinem Wörterbuch ein Zitat giebt. — Die bekannte Bibelstelle, Apostelgeschichte VI, 9, die bei Le Maistre de Sacy in der Pariser Ausgabe von 1831: „Et quelques-uns de la synagogue, qui est appelée la synagogue des affranchis" lautet, zitiert nun Littré im Supplementbande unter libertin nach einer Ausgabe des Neuen Testamentes vom Jahre 1525 mit den Worten: „Aulcuns de la synagogue laquelle est appellée des libertins", indem er hinzusetzt: „dans le grec λιβερτίνων, dans le latin libertinorum." Er giebt dann zu des libertins die bekannte Erläuterung, die Le Maistre de Sacy schon durch seine Übersetzung andeutet, und fügt hinzu: „C'est probablement de ce passage du Nouveau Testament mal inter-

prété, que vient l'emploi de libertin au sens de: rebelle aux croyances.“ Littrés Ansicht, daß aus dieser Bibelstelle für libertin der Begriff „Freidenker“ hervorgegangen sei, ist vielleicht der oben nach Fritzsche gegebenen Erläuterung vorzuziehen. Der Vollständigkeit wegen wies der Vortragende jetzt noch auf das Wort „libertinisme“ hin, welches Littré in den Additions zu seinem Supplementbande anführt mit der Erklärung: „État d'esprit de celui qui ne s'assujettit ni aux croyances ni aux pratiques de la religion révélée“; es folgt nun für diese Bedeutung von „libertinisme“ eine Stelle aus einem 1598 in Leyden gedruckten französischen Buche und endlich als Etymologie „Libertin au sens ancien.“ Die heutigen französischen Schriftsteller könnten also neben libre penseur das Abstraktum libertinisme für „Freigeisterei“ anwenden, da einerseits durch das gewöhnlich im Sinne von „Ausschweifung, Liederlichkeit“ gebrauchte Wort libertinage jedes Mißverständnis ausgeschlossen wird, und andererseits durch das wieder einzuführende libertinisme die schwerfällige Umschreibung „licence de la pensée“ vermieden und die Verwendung der den hier behandelten Begriff nicht genau deckenden Wörter „incrédulité, scepticisme“ eingeschränkt würde.

In einer La Fontaine'schen Fabel (VII, 4) ist ein gar zu stolzes junges Mädchen zuletzt froh, daß ein Tölpel, ein widerwärtiger, mißgestalteter Mensch, „un malotru“, sie heiratet. Das Wort malotru belegt Littré im Supplementbande mit einer Stelle aus dem Ende des XVII. Jahrhunderts, wodurch eine von Ménage stammende, aus sprachlichen Gründen mit Recht von Diez bekämpfte Etymologie dem Sinne nach bestätigt wird. In seinem Wörterbuch sagt Littré, daß eine französische Form malestrut von male instructus = mal pourvu und eine provenzalische malastrug von malum astrum = qui est sous l'influence d'un mauvais astre in der Bedeutung von malotru verschmolzen seien. Nach Diez kann altfranzösisch malostru für malastru nur von malum astrum abgeleitet werden; ihm stimmt auch Förster im Glossar zu Aiol und Mirabel (zu V. 1882) bei, denn es heißt daselbst: „malostru von malum astrum, malum astrúcum = unglücklich.“ Interessant bleibt es nun immerhin, im Supplementbande Littrés unter ma-

lotru folgendes zu finden: „Voici un exemple de la fin du XVIIe siècle, où malotru est pris dans son sens étymologique de male instructus: En la ville nouvelle d'Amsterdam il y a un amphithéâtre assez malautru, dont la scène est fixe et sur lequel on jouoit des mommeries qui ne sentaient ni sel ni sauge (Sorberiana, éd. de Toulouse 1691 p. 18)." Daß in dieser Stelle das Wort malautru geschrieben wird, wurde noch besonders hervorgehoben.

Unter denjenigen Wörtern, bei denen im Laufe der Zeit eine Bedeutungs-Verschlimmerung eintritt, ist das Verbum épiloguer sehr bekannt. In dem etymologischen Sinne von „den Inhalt kurz wiederholen, zusammenfassen" kommt es im XV. und XVI. Jahrhundert vor; seit dem XVII. Jahrhundert hat es nur noch den Sinn von „bekritteln, tadeln". Das dem Verbum zu grunde liegende Substantiv „épilogue" hat allerdings heute noch durchweg die etymologische Bedeutung von ἐπίλογος, „Schlußrede, Nachwort, Schluß". Folgende Stelle aus Littrés Supplementband, welche zeigt, daß épilogue sich hinsichtlich der Bedeutungsentwickelung späterhin vielleicht dem Verbum anschließen wird, ist wohl der Beachtung wert; Littré sagt nämlich unter épilogue: „Ajoutez: Esprit d'épilogue, disposition à épiloguer, à trouver à redire", dann führt er folgende Stelle aus dem Blatte „Le peuple français" vom 13. April 1870 an: „Ce qui n'est pas changé, c'est la défiance de la gauche, son opposition systématique, son esprit d'épilogue et de chicane" und fügt hinzu: „Cet emploi fort douteux d'épilogue a pourtant une raison dans le verbe épiloguer." — Erwähnenswert ist wohl noch, daß Littré in derselben Spalte seines Buches, unmittelbar vor épilogue das Substantiv épilogage im Sinne von Bekritteln als einen Neologismus aufführt, den er mit einer Stelle aus der „Histoire de ma vie" von Georges Sand belegt, während Peschier in seinem Supplementbande zum großen Mozinschen Wörterbuch das Wort épilogage als einen terme de Mirabeau: „raisonnement d'épiloguenr" angiebt. Auch Sachs zitiert beim Worte épilogage Mirabeau.

Der Vortragende besprach dann die schon eingangs erwähnten Wörter bon-chrétien und péronnelle. In Molières Comtesse

d'Escarbagnas heißt es am Schluſſe der 13. Szene von den Birnen, welche Tibaudier der Gräfin zuſendet: „C'est du bon-chrétien qui est fort beau"; in dem Briefe Tibaudiers, der in der 15. Szene vorgeleſen wird, kommt der vollſtändige Ausdruck „des poires de bon-chrétien" vor. In ſeinem ſo verdienſtvollen Namenbuche zu Molières Werken konnte Fritzſche im Jahre 1868 zur Erklärung des Ausdruckes nur angeben „Chriſtbirne, Apothekerbirne"; aber auch in den Nachträgen zu den Molière-Studien, die im April 1883 in Schweizers Molière-Muſeum erſchienen ſind, ſagt Fritzſche unter Anführung ſeiner Quellen zur Hauptſache nur, daß dieſe Birne aus der Touraine ſei und durch einen gewiſſen Martin, dem man ſie verdanke, ihren Namen erhalten, daß nach einer anderen Quelle Karl VIII. ſie aus Neapel mitgebracht habe und daß die „poires de bon christian" ſchon bei Rabelais IV, 54 erſcheinen. Im Jahre 1874 war nun bereits von Darmeſteter, deſſen Arbeiten ihrem Inhalte nach noch lange nicht genug bekannt ſind, in ſeinem „Traité de la formation des mots composés" auf S. 25 das Richtige angegeben worden, und im Supplementbande Littrés, wo das eben angeführte Werk Darmeſteters zu wiederholten Malen zitiert wird, finden wir die ganze Stelle; ſie lautet: „Poire de bon-chrétien. Ce nom, d'après Caseneuve, vient de saint François de Paule, dit le bon chrétien, qui apporta ces poires d'Italie en France. Cette étymologie est confirmée par deux pièces de vers qu'on lit dans le Journal historique sur les matières du temps (Journal de Verdun, 1730, février et mars). C'est une énigme avec son explication, de laquelle il ressort que c'est Louis XI lui-même qui aurait donné à ces poires le surnom du saint." Darmeſteters Schlußbemerkung „L'étymologie de Ménage πανχρῆστα n'est pas même à discuter" hat Littré nicht abdrucken laſſen. Da nun der von 1483—1498 regierende, bei Fritzſche genannte Karl VIII. ein Sohn Ludwigs XI. war, ſo muß aus chronologiſchen Gründen die von Darmeſteter angeführte Erläuterung die zutreffendere ſein; ſie allein giebt eine genügende Erklärung für den Namen der Birne.

Was das Wort péronnelle betrifft, ſo ſagt Fritzſche in ſeiner 1879 erſchienenen Ausgabe der Femmes savantes zu V. 1146

„péronnelle, eigentlich ein Name, abgeleitet von Petronilla; dann ſchwatzhaftes Frauenzimmer.“ Hierauf verweiſt er auf ſeine Molièreſtudien unter Pernelle. Das daſelbſt über péronnelle Angeführte iſt aber ungenügend und durch die im oftgenannten Supplementband ſtehende Notiz zu erſetzen. Littré führt hier unter Péronnelle aus den von Gaſton Paris veröffentlichten Chansons du XVe siècle zunächſt folgende Stelle an: „Avous (avez-vous) point veu la Perronnelle Que les gendarmes ont emmenee?“ Er giebt hierauf die von Gaſton Paris ſeiner Publikation beigefügte Erläuterung, deren Hauptinhalt folgender iſt: Péronnelle ſei ein Gattungsname geworden, weil die bezügliche Chanson trotz ihres geringen Wertes beim Volke ſehr beliebt geweſen ſei. In der Provence allein lebe die Erinnerung an das alte Lied noch im Volke fort; man ſage dort „cantar la Peronelo“ im Sinne von „parler pour rien“; bei Oudin, Curiositez françoises, finde man „chanter la perronelle“ im Sinne von „dire des sottises, niaiser.“ „Péronnelle“, ſchließt Gaſton Paris, „est proprement le diminutif de Perronne, nom de femme formé sur Pierre“.

Auch ſprichwörtliche Redensarten und Sprichwörter werden im Supplementbande Littrés in neuer Weiſe erläutert.

In „couter des fleurettes; den Hof machen, die Cour ſchneiden“ ſteht a. a. O. unter fleurette folgende Erklärung nach der Revue des langues romanes: „On nomme flouretas, fleurettes, de petits compliments d'amour dont les fleurs sont à la fois le prétexte et les termes de comparaison.“ Dieſe flouretas ſeien im Süden Frankreichs ſchon ſehr frühe im Gebrauch geweſen; in ſeiner Histoire d'Auvergne führe Baluze ein merkwürdiges Beiſpiel aus dem Jahre 1484 an. Fleurette im Sinne von propos galant, galante Schmeichelei, wäre hierdurch alſo erklärt.

Über das Sprichwort „Au bout du fossé la culbute man treibt's ſo lange es geht, einen Tod kann man nur ſterben“, ſagt Littré in ſeinem Wörterbuch, es ſei ſchwierig, die ſinnliche Bedeutung dieſer Worte aufzufaſſen; im Supplementbande führt er nun unter fossè eine Stelle aus einer Zeitung vom 9. Juli 1865 an, in welcher der Schriftſteller die Redensart ſo auffaßt, daß jemand

„court sur une pente au bout de laquelle peut être le fossé.“ Wenn nun auch, sagt Littré, das Beispiel aus unserer Zeit für den Ursprung des Sprichwortes nichts beweisen könne, so habe vielleicht zuerst doch nur die klare Redeweise „au bout le fossé et la culbute“ bestanden, und dann sei dieser Ausdruck im Laufe der Zeit in unverständlicher Weise entstellt worden; in sprichwörtlichen Redensarten kämen solche Entstellungen häufig vor.

Die Richtigkeit dieser Bemerkung Littrés ergiebt sich auch aus der im Supplementbande unter chat erklärten Redensart: „il ne faut pas éveiller le chat qui dort“ im Sinne von: „Rufe nicht eine Gefahr, eine Schwierigkeit hervor, die du vermeiden kannst; die dir nachteilige Aufmerksamkeit, den Zorn eines Mannes, der nicht an dich denkt, sollst du nicht erregen, oder, wie wir sprichwörtlich sagen: Man muß den schlafenden Löwen nicht wecken“. Im XIII. Jahrhundert sagte man aber „éveiller le chien qui dort“; hierzu gibt Littré eine Belegstelle im Wörterbuch und eine zweite im Supplementbande mit dem Zusatze, daß nur infolge eines Irrtums jetzt chat statt chien stehe, denn der Hund sei der Wächter, den man nicht wecken müsse. Der Vortragende führt noch an, daß Sachs „réveiller le chat qui dort“ im Sinne von „réveiller une mauvaise affaire assoupie“ vergessen und zu „il ne faut pas éveiller le chat qui dort“ als zweite Übersetzung „fam.: eine alte Geschichte nicht wieder aufwärmen“ hinzugefügt habe.

Über die bekannte Redensart „coucher à la belle étoile“ sagt Littré a. a. O. unter étoile, sie habe vielleicht anfangs gelautet „coucher à une auberge dont l'enseigne est la belle étoile“; dies zeige auch die im Wörterbuch zitierte Stelle aus dem XVI. Jahrhundert „Estoient logez à l'enseigne de l'estoile“; hinter „à l'enseigne de l'estoile“ fügt Littré in Parenthese bei „en plein air“ und bemerkt zur Erläuterung noch im Supplementbande, es handele sich hier um ein Wortspiel zwischen einem angeblich mit Sternen versehenen Wirtshausschilde und den Sternen des Himmels, unter welchen derjenige schläft, der kein Logis hat.

Die Worte „prendre ses jambes à son cou die Beine in die Hand nehmen (über Hals und Kopf davonlaufen),“ bezeichnen

nach Littré den starken Ausdruck der Bewegung, durch welche sich die Füße beim schnellen Laufe erheben. Zum Beweise für die Richtigkeit seiner Ansicht giebt er im Supplementbande die ihm zugegangene Redensart „mettre les talons aux épaules“. welche durch folgende Stelle aus der Madame Thérèse von Erckmann-Chatrian belegt wird: „La bande (des enfants) se dispersa, les talons aux épaules“. In der Redensart „mettre les talons aux épaules“ darf man wohl den bei Erckmann erklärlichen Einfluß der deutschen Sprache erkennen, und es wäre erwünscht, wenn in den deutsch-französischen Wörterbüchern neben den für „Fersengeld geben“ stehenden Übersetzungen „lâcher le pied, se sauver, fam.: joner des jambes“ auch „mettre les talons aux épaules“ angeführt würde.

Das französische Sprichwort „le papier souffre tout“ entwickelt sich dem Begriff nach vielleicht aus einer Redensart des XIV. Jahrhunderts, welche unter papier im Supplementbande wie folgt angegeben wird: „Li encres n'est mie kiere, et li pappiers est mout deboinares“. Unsere deutsche Ausdrucksweise „das Papier ist geduldig“ entspricht also fast wörtlich der alten französischen: „li pappiers est mont deboinares.“

Der Vortragende berichtete dann über einige wichtige grammatische Notizen, die in Littrés Supplementbande enthalten sind, und beschränkte sich hierbei vorzugsweise auf Punkte, welche den heutigen Sprachgebrauch betreffen.

In den Additions zu seinem Supplementbande sagt Littré, er habe in seinem Wörterbuch angegeben, „daß gens zur Bezeichnung eines Standes, wie in gens de lettres, gens de guerre. gens de cour, ꝛc., immer als Masculinum gebraucht werde;“ bei Voltaire, der in les vrais gens de lettres das Adjektiv nach der Regel als Masculinum behandele, finde sich aber auch folgende Stelle: „Je vois toujours avec horreur de quoi certaines gens de lettres sont capables.“ Das Gehör, bemerkt nun Littré, sei in solchen Fällen oft maßgebend; da nämlich das Ohr an „certaines gens“ gewöhnt sei, so werde man mit Voltaire gegen die Regel auch „certaines gens de lettres“ sagen müssen; aber, abgesehen von diesem besonderen Falle, dürfe, dem oben

angeführten „les vrais gens de lettres“ entsprechend, nur „les mauvais gens de lettres“ u. s. w. vorkommen. Von dieser in „certaines gens de lettres“ liegenden und von Littré wohl gut erklärten Ausnahme hat, soviel ich weiß, keine in Deutschland erschienene Grammatik der französischen Sprache Vermerk genommen. Lücking sagt sogar ohne Einschränkung: les gens d'affaires die Geschäftsleute u. ä. Komposita dulden kein Femininum vor sich, z. B. certains gens d'affaires gewisse Geschäftsleute. Wie man nicht nur tous, sondern die zweigeschlechtigen Pronomina überhaupt vor gens behandelt, ist bekannt und von Benecke und Lücking auch sorgfältig auseinandergesetzt worden. Da nun aber O. Schulze, dieser gründliche Kenner der französischen Grammatik, im Jahre 1881 in der „Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur“ III, 83 und 84, das Wort gens bespreche und in einer Anmerkung wegen der Schwankungen beim Gebrauche des Fürworts quel vor gens auf Poitevins „Cours théorique et pratique de langue française“ (1854) verweise, so erwähnte der Vortragende noch, daß Littré im eigentlichen Supplementbande unter gens ausdrücklich bemerke: „Quels est traité comme tous: Quels honnêtes gens! et: quelles sottes gens!“ Im übrigen vergleiche man noch Plattners Grammatik, § 129.

Unter enfant gibt Littré folgende Anmerkung: „Ploetz, auteur d'une grammaire française populaire en Allemagne, prétend que, au féminin, enfant ne se dit qu'au singulier, et qu'au pluriel ce mot est masculin, même quand il s'agit d'une fille. Mais, s'il est correct de dire: Rose est une jolie enfant, Marguerite est une jolie enfant, il le sera aussi de dire: Rose et Marguerite sont de jolies enfants.“ Ganz genau hat Littré unseren Ploetz nun gerade nicht zitiert, denn in der Schulgrammatik heißt es: „Les enfants im Plural ist meist masculin, selbst von Mädchen (doch auch fém.)“ Überflüssig ist Littrés Bemerkung aber doch nicht, denn Benecke schreibt im Jahre 1882 in der 8. Auflage seiner Grammatik noch über „enfant Kind“: „Man sagt un enfant von einem Knaben, une enfant von einem Mädchen. Im Plural ist es immer männlich.“

Zur Lehre vom Konjunktiv finden wir im Supplementbande mehrere nicht unwichtige Bemerkungen. Das, was in den meisten Grammatiken über die Konjunktion „jusqu'à ce que" steht, genügt für den richtigen Gebrauch derselben. Von großem Interesse dürfte aber eine Auseinandersetzung sein, welche wir im Supplementbande Littrés unter jusque finden. Herr Terzuolo, sagt Littré zur Hauptsache, habe in seinen Studien über das Dict. de l'Ac. franç. dargelegt, daß nach jusqu'à ce que der Konjunktiv stehen müsse, wenn es sich um ein auszuführendes, aber nicht ein ausgeführtes Vorhaben, wenn es sich um ein zu erreichendes, aber nicht um ein erreichtes Ziel handele. Es werden dann drei Beispiele angeführt, in welchen nach dieser Regel statt des Konjunktivs der Indikativ stehen müßte, und Littré fügt hinzu, die Regel des Herrn Terzuolo sei gut; man mache allerdings keinen grammatischen Fehler, wenn man überall den Konjunktiv nach jusqu'à ce que setze, aber durch die Beachtung der Regel komme Genauigkeit und Logik in die Konstruktion; wie Terzuolo richtig bemerke, gebe es auch solche Sätze, in welchen die Wahl des Modus freistehe, da der Sinn nicht ganz bestimmt sei; z. B. Socrate se mit à se promener jusqu'à ce qu'il sentit (ou sentît) ses jambes s'appesantir, puis il se coucha sur le dos. — Pendant les troubles de la capitale, Joly fit un voyage à Rome, et y demeura jusqu'à ce que la tranquillité fut (ou fût) rétablie. Den gegenwärtigen Sprachgebrauch giebt Plattner in seiner Grammatik (§ 244. Anmerkung 2) kurz in folgender Weise an: Jusqu'à ce que wird von vielen stets mit dem Konjunktiv verbunden; unbedingt nötig ist dieser Modus nur bei finalem Sinn.

Unter pouvoir zitiert Littré folgende Stelle aus Voltaire (Stances III):

Peut-être, en vous parlant ainsi,
C'est vous donner trop de louanges;
Mais il se pourrait bien aussi
Que je fais trop d'honneur aux anges.

Littré stellt nun mit Bezug auf „il se pourrait que" die Frage: Que je fais ou que je fasse? und beantwortet sie fol-

gendermaßen: Cela dépend de l'intention de celui qui parle. L'indicatif est plus affirmatif que ne serait le subjonctif.

Unter que führt Littré aus Bérangers „Le troisième mari" eine Stelle an, in welcher que in Verbindung mit einem Verbum im Konjunktiv die Bedeutung von „s'il arrive que" habe; die Stelle lautet:

. . . Taisez-vous,
Lui dis-je, ou que je vous entende!

Dann folgt die Erklärung: C'est une sorte de menace: si je vous entends, je me fâcherai.

Einige Stellen in den Briefen der Madame de Sévigné und eine Stelle bei Molière werden nun noch nach dem Supplementbande erwähnt.

Unter prendre sagt Littré, Madame de Sévigné habe in einem Briefe vom 24. Juli 1675 die Wendung gebraucht: „La fantaisie m'a pris de me lever." Grammatiker hätten nun behauptet, es müsse heißen: „m'a prise". Darauf erwidert Littré: „Sans doute, si l'on fait ici prendre verbe actif; mais il est neutre, et la tournure est plus élégante." Hinsichtlich der nicht korrekten Anwendung der Lehre von der Zeitfolge führt Littré unter vouloir aus den Briefen der Madame de Sévigné zwei Stellen an, in welchen nach einem Perfekt von vouloir im Nebensatze das Perfekt des Konjunktivs folgt, nämlich: 1. Elle n'a jamais voulu qu'il ait été saigné, und 2. Ils n'ont pas voulu que nous soyons partis plus tôt. Dann bemerkt Littré: „On dirait plutôt: qu'il fût saigné, que nous partissions, mais il n'y a rien à redire à ces phrases de Madame de Sévigné".

Was nun die noch zu besprechende Stelle bei Molière betrifft, so handelt es sich in ihr um die Bedeutung von „prêt à". In seinem Wörterbuch sagt Littré, daß prêt à von Personen und Sachen im Sinne von „sur le point de" vorkomme und belegt diese Bedeutung mit Stellen aus Schriftstellern des 17. und 18. Jahrhunderts und mit folgenden zwei Ausdrücken aus dem Dict. de l'Ac.: Une brebis prête à agneler, une poulette prête à poudre; im Supplementbande wird hinzugefügt, daß Molière bei einem aktiven Verbum, dem kein Objektsakkusativ folgt, sich dieser

Wendung bedient habe. Es heißt nämlich im „Monsieur de Pourceaugnac, III, 1“: Nous avons en main divers stratagèmes tout prêts à produire dans l'occasion. Littré giebt nun die Erklärung: Prêt à est ici construit avec produire comme: bon à voir, difficile à prendre, etc.

Wenn bisher gezeigt worden ist, daß Littrés Supplementband es in jeder Beziehung verdient, eifrig zu Rate gezogen zu werden, so darf man doch auch nicht verschweigen, daß manche Punkte des Werkes infolge der großen Fortschritte der romanischen Sprachwissenschaft im letzten Jahrzehnte der Ergänzung oder Richtigstellung bedürfen. Insbesondere wird man die zu den Neologismen gegebenen Etymologien sorgfältig nachzuprüfen haben. So giebt z. B. Littré bei dem als Neologismus gekennzeichneten Adjektiv bombastique auf Grund einer ihm zugegangenen Mitteilung den Namen des 1541 gestorbenen Arztes und Alchemisten Theophrastus Bombastus Paracelsus von Hohenheim als Etymon an; die bezügliche Bemerkung ist zu streichen, denn bombastique hat denselben Ursprung wie das im Deutschen gebrauchte Substantiv „der Bombast“, welches, wie es bei Kluge heißt, im 18. Jahrhundert aus dem englischen bombast entlehnt wurde, das nicht mit griechisch Πομπή Gepränge, französisch pompe verwandt ist; es bedeutet eigentlich „Baumwolle“, dann „auswattiertes Zeug“, zuletzt „aufgeblähte Rede“; sein Ursprung liegt im lateinisch-griechischen bombyx „Seidenraupe, Seide“, wovon ja auch das bei Sachs aufgeführte französische Wort „bombasin“ (Seidenzeug, Doppelbarchent) herstammt.

Unerwähnt soll endlich nicht bleiben, daß Littré manche von ihm angeführte Arbeiten noch ausgiebiger hätte benutzen können; auch hierfür gab der Vortragende ein Beispiel. Über die Etymologie des Wortes bavolet (die Haube, der Halbschleier der Bauernmädchen, der Nackenschleier am Damenhut) ist Littré in seinem Wörterbuch zweifelhaft; er erinnert an bavoler = voltiger. Darmesteter hat indessen in seinem im Supplementbande Littrés oft zitierten „traité de la formation des mots composés“, und zwar in den Notes additionnelles, S. 317, dargelegt, daß bavolet = bas + volet ist; volet bedeute im Altfranzösischen „pièce d'étoffe

flottante (qui vole"; das Wort habe mit dem lateiniſchen velum nichts zu thun); insbeſondere bedeute es auch „pièce d'étoffe qu'on mettait sur la tête". Indem Darmeſteter auf die bei Ducange unter voletus angeführten Beiſpiele verweiſt und von ihnen ein einziges „le voulet ou cuevrechief" mitteilt, faßt er ſeine Erklärung in den Worten zuſammen: „Le bavolet est donc le volet qui est en bas de la tête, qui se met en bas du chapeau sur la nuque." Le morvolant (die Wirrſeide, vom Abhaſpeln des Kokons), ein von Littré etymologiſch nicht erklärtes Wort, erläutert Darmeſteter an derſelben Stelle. „Morvolant", ſagt er, „est **mort** volant; ce mot désigne le déchet de soie (mort) qui tombe (volant) dans le dévidage des cocons".

Auf manche andere Punkte in den Arbeiten Darmeſteters, beſonders auf ſeine Schrift „La vie des mots étudiée dans leurs significations" wäre der Vortragende noch gerne eingegangen, doch mußte er aus Mangel an Zeit hierauf verzichten.

---

5. Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieſer Sektion wurde in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr O. Grimm, Stadtrat, hier,

In der Sitzung vom 7. Januar beſprach Herr Dr. Zirndorfer den „Entwurf zum bürgerlichen Geſetzbuch".

In der Sitzung vom 4. Februar gab Herr Dr. Waldſchmidt einen Bericht über „Sohm, die Genoſſenſchaft".

In der Sitzung vom 18. März beſprach Herr Dr. Wurzmann die Frage: „Kann der Vermieter die Fortſchaffung eingebrachter Sachen verhindern und wie bewirkt er dies?"

Schon in der republikaniſchen Zeit war es in Rom üblich, daß ſich der Vermieter von dem Mieter zur Sicherung für den

rückſtändigen Mietzins die Verpfändung aller von dieſem eingebrachten Sachen im Mietvertrage durch Beifügung einer Verpfändungsklauſel verſprechen ließ.

l. 1 pr. D. de migrando 43, 32. . . . ut, quae in eam habitationem . . . . introducta importata ibi nata factave essent, ea pignori . . . pro mercede eius habitationis (locatori) essent.

In der Kaiſerzeit, unter Trajan und Hadrian, war die Aufnahme der Verpfändungsklauſel ſo ſehr zur Gewohnheit geworden, daß man auch ohne deren ausdrückliche Beifügung den Pfandvertrag als ſtillſchweigend geſchloſſen anſah, indem der Verpfändungswille präſumiert wurde. l. 4 D. in quib. caus. pign. 20, 2 (Neratius Priscus):

Eo iure utimur, ut quae in praedia urbana inducta illata sunt, pignori esse credantur, quasi id tacite convenerit . . . . *)

Dieſe zunächſt nur in Rom und im Umkreiſe der Stadt entwickelte Praxis wurde im Jahre 532 n. Chr. von Juſtinian zum Geſetz für das ganze Reich erhoben.

l. 7 Cod. in quib. caus. 8, 14 (15) Sancimus de invectis a conductore rebus et illatis, quae domino pro pensionibus tacite obligantur, non solum in utraque Roma et territorio earum hoc ius locum habere, sed etiam in nostris provinciis. tali enim iusta praesumptione etiam omnes nostros provinciales perpotiri desideramus.**)

So hat ſich aus dem vertragsmäßigen ein geſetzliches Pfandrecht des Vermieters an den eingebrachten Sachen herausgebildet.

Dieſes***) ſteht zu dem Vermieter****) von ſtädtiſchen Grund-

*) Vergl. ferner l. 4 pr. D. de pactis 2, 14. l. 3, l. 5 § 1 l. 6, l. 7 pr. D. i. q. c. p. 20, 2. l. 32 pr. D. de pign. 20, 1. l. 11 § 5 D. de pign. act. 13, 7. l. 1 D. de migr. 43, 32. l. 5 Cod. de loc. 4, 65; Meißner, Lehre vom ſtillſchweigenden Pfandrechte § 59.

**) Deruburg, Pfandr. Bd. 1 § 36.

***) Vergl. außer den cit.: l. 2 l. 5 pr. D. i. q. c. p. 20, 2. l. 5 Cod. de loc. 4, 65.

****) Mag er Eigentümer der Mietsſache ſein oder nicht, daher auch dem Aftervermieter gegen ſeinen Aftermieter l. 11 § 5 D. de pign. 13, 7. l. 5 pr. i. q. c. p. 20, 2.

ſtücken,*) von Häuſern, Magazinen, Gewölben, Stallungen, Plätzen zum Be- oder Verarbeiten oder zur Lagerung von Objekten u. ſ. w.

Das Pfandrecht *ſichert* alle mittels der actio locati zu verfolgenden Anſprüche aus dem Mietvertrag,**) alſo Forderungen wegen des Mietzinſes,***) wegen Verſchlechterung****) der Mietſachen und wegen Auslagen des Vermieters, ſoweit ſolche auf das Mietverhältnis Bezug haben.

Gegenſtand des Pfandrechts ſind alle vom Mieter in die Mietsſache nicht bloß „gelegentlich, vorübergehend, ohne innere Beziehung zum gemieteten Raum" eingebrachten Sachen, die Illaten†) und zwar Sachen des Mieters, des Aftermieters††) oder dritter Perſonen, falls dieſe der Verpfändung zuſtimmten†††) oder auch

*) l. 3, l. 4 pr. und § 1, l. 6 D. eod. 20, 2. l. 4 pr. D. de pact. 2, 14 l. 198 D. d. V. S. 50, 17. (Begriff der Praedia urbana.) Vergl. Sintenis, Pfandrecht S. 292; Glück, a. a. O. Bd. 18 S. 410 ff.; Holzſchuher, Civilr. Bd. 3 S. 890; Vangerow, Pand. Bd. 1 § 376.

**) l. 2 D. i. q. c. p. 20, 2.

***) l. 1 D. de migr. 43, 32.

****) l. 2 D. i. q. c. p. 20, 2.

†) l. 1 D. de migr. 43, 32. l. 7 § 1. D. i. q. c. p. 20, 2: videndum est, ne non omnia *illata* vel *inducta* sed ea sola, quae, *ut ibi sint*. illata fuerint, pignori sint. Vergl. auch l. 32. D. de pign. 20, 1 . . . qui hoc animo a domino inducti essent. ut ibi perpetuo essent. RG in Strafſ. Bd. 4 S. 201; ROHG Bd. 6 S. 284. Vergl. bezügl. der einzelnen Gegenſtände: Dernburg, Pfandr. Bd. 1 S. 300 ff. u. Glück a. a. O. Bd. 18 S. 418 ff. und über eingebrachte verkäufliche Waren: l. 34 pr. D. de pign. 20. 1. Seuff. Arch. 24 Nr. 194; ROHG Bd. 6 S. 285 u. zit. — Das Pfandrecht ergreift auch der Zwangsvollſtreckung nach § 715 CPO nicht unterworfene Sachen: RG in Strafſ. Bd. 4 S. 198 ff.; in Civilſ. Bd. 18 Nr. 100; Frankf. Rundſchau 1881 S. 362 ff., 1882 S. 230; Altvater in Mecklenburg. Zeitſchrift Bd. 3 S. 78.

††) Deſſen Sachen haften dem Aftervermieter unbedingt (vergl. ob. S. 377 Note ****), aber auch dem erſten Vermieter bezw. Eigentümer der Mietsſache, dieſem jedoch nur bis zu dem von dem Aftermieter dem Aftervermieter geſchuldeten Betrage: arg. D. l. 5 pr. i. q. c. p. 20, 2. l. 11 § 5 D. de pign. 13, 7. Vgl. Glück a. a. O. Bd. 18 S. 429—37 u. zit.; Holzſchuher a. a. O.; Vangerow, Pand. Bd. 1 § 376 S. 850, 851; Dernburg, Pfandrecht Bd. 1 S. 305 ff.; Förſter-Eccius, Preuß. Privat-R. Bd. 2 § 136 Anm. 236. — A. M. Heuß in Zeitſchrift für Civilr. und Proz. Bd. 17 S. 424 ff.

†††) In dieſem Falle handelt es ſich jedoch um eine *vertragsmäßige* Hypothek, welche da, wo partikularrechtlich eine vertragsmäßige Hypothek an

nur wußten, daß der Mieter sie als eigene einbrachte und dessen Absicht, den Vermieter zu hintergehen, unterstützten.*)

Das Pfandrecht des Vermieters **beginnt** nach Abschluß des Mietvertrags mit dem Zeitpunkt der Illation. Dies folgt daraus, daß die Quellen das Pfandrecht an den Invectis et Illatis nicht Invehendis et Inferendis gewähren und ferner aus l. 11 § 2 D. qui pot. 29, 4 . . . . ex eo quod inducta res est.

Diese Stelle spricht zwar nur von dem Konventionalpfandrecht an den eingebrachten Sachen des Pächters; ihre Bestimmung muß jedoch auch für das gesetzliche Pfandrecht des Vermieters gelten.**)

Mit diesem Moment ergreift es alle Ansprüche aus dem Mietvertrage, welche es sichert, mögen diese fällig sein oder nicht.***) Jedoch datiert das Pfandrecht für die aus der ausdrücklichen oder stillschweigenden Relokation entspringenden Ansprüche erst vom Zeitpunkte der Relokation, da****) diese als ein neuer Vertrag†) anzusehen ist.

Das Pfandrecht **dauert** bis zur Erfüllung oder sonstigen Aufhebung aller der Verbindlichkeiten, welche es sichert.††)

Mobilien nicht zulässig ist, wie z. B. in Frankfurt a. M. (Ges. v. 10. Jan. 1837 Ziff. IX b (Ges.- u. Statut-Sammlung Bd. 5 S. 251), erst dann rechtliche Wirkung äußern kann, wenn die Illaten in den Gewahrsam des Vermieters gelangt sind. Vgl. Wolff-Körner, Hauseigentümer und Mieter S. 54.

*) l. 2 Cod. si aliena res 8, 16 l. 20 pr. D. h. t. 13, 7. Vergl. Dernburg, Pfandr. Bd. 1 S. 303 A. 36; A. M. Gesterding, Pfandrecht S. 128.

**) So auch die herrschende Meinung: Glück a. a. O. Bd. 18 S. 421 ff.; Gesterding a. a. O. S. 192; Sintenis a. a. O. S. 374; Schwarze und Heyne, Untersuchung S. 124, insbesondere 135 ff.; Dernburg, Pfdr. Bd. 1 S. 304 ff.; Windscheid, Pand. Bd. 1 § 244 Nr. 1; RG in Strafsachen Bd. 6 S. 302; Holzschuher, Bd. 3 S. 887. — A. M. Schneider in Magazin f. d. D. R. Bd. 2 S. 107.

***) l. 9 pr. D. qui pot. 20, 4. l 1 § 4 D. de migr. 43, 32.

****) Nicht weil es (wie Meißner a a. O. S. 162) meint, in der Macht des Schuldners stand, die Relokation zu unterlassen und mithin die Entstehung der neuen Forderung zu hindern. Gegen Meißner, Schwarze und Heyne a. a. O. S. 124, 125, 135 ff.

†) l. 13 § 11, l. 14 D. loc. cond. 19, 2; Windscheid a. a. O. Bd. 2 § 402 Nr. 3.

††) l. 9 § 3 D. de pign. act. 13, 7. l. 6 Cod. de distr. pign. 8, 27.

Es geht nicht unter durch die Veräußerung der eingebrachten Sachen*), welche dem Mieter, so wenig wie einem anderen Pfandschuldner, verwehrt ist.**)

Es erlosch nach römischem Recht — von gewissen Ausnahmefällen abgesehen —***) auch nicht durch Wegschaffung der Sachen, selbst nicht durch die vom Vermieter geduldete Wegschaffung, sofern nicht etwa in ihr ein Verzicht auf das Pfandrecht zu erblicken war.****)

Unter dem Einfluß des deutschen Rechtes jedoch, welches an beweglichen Sachen nur ein mit der Gewahrsam verbundenes Pfandrecht kennt†) und auch bestehende Pfandrechte durch redlichen Erwerb Dritter††) erlöschen ließ, bildete sich in der gemeinrechtlichen Praxis der Satz aus, daß das Pfandrecht an den mit Wissen und ohne Einspruch des Vermieters fortgeschafften†††) Sachen untergehe,††††) woraus folgt, daß durch die dem Verbote des Vermieters zuwider, beziehungsweise ohne sein Vorwissen geschehene Fortschaffung der Illaten das Pfandrecht nicht verloren geht. Hierin ähnelt das Pfandrecht des Vermieters dem Faustpfandrecht, welches durch freiwillige Besitzesaufgabe von seiten des Pfandgläubigers erlischt.

---

*) res oppignorata non aliter transit, quam cum onere. l. 15 Cod. de pign. 8, 13 (14).

**) l. 12 Cod. de distr. pign. 8, 27.

***) l. 6, l. 9 D. i. q. c. p. 20, 2; l. 34 pr. D. de pign. 20. 1 (vgl. oben S. 378 Anmerkung †).

****) ROHG Bd. 6 S. 287, 288 u. zit.

†) Stobbe, D. Privatr. Bd. 2 § 154; Roth, D. Privatr. Bd. 3. § 323.

††) Stobbe a. a. O. S. 154, 155.

†††) Also nicht bloß veräußerten, aber auf dem Grundstück verbliebenen Sachen. Erk. des Reichsgerichts vom 25. Mai 1881 in Frankf. jur. Rundschau 1882 S. 114.

††††) Dernburg, Pand. Bd. 1 S. 651; ROHG Bd. 6 a. a. O; RG. in Strafsachen Bd. 14 S. 324 ff. Nach Frankfurter Recht kann das Pfandrecht nicht gegen den redlichen Besitzer der Pfandsachen geltend gemacht werden, auch nicht im Falle arglistiger Verschleppung, er müßte denn um diese gewußt haben. Reformation II, T. 19, § 3; Souchay, Anm. zur Frankf. Reform. I S. 456; Wolff-Körner, a. a. O. S. 56.

Das Pfandrecht des Vermieters ist jedoch kein Faustpfandrecht, da der Vermieter die eingebrachten Sachen nicht in seine Detention erhält. Denn ebensowenig wie der Mieter bei dem Einzuge die Absicht hat, dem Vermieter die Gewahrsam der Illaten zu übertragen, hat der Vermieter den Willen, Gewahrsam an ihnen zu ergreifen. Auch ist in der Thatsache, daß die eingebrachten Sachen auf dem Grund und Boden des Vermieters sich befinden, nicht die zum Begriff der Innehabung faktische Herrschaft (corpus) zu erblicken.*)

Das Pfandrecht des Vermieters ist vielmehr eine Hypothek.**) Der Vermieter hat daher alle einem Hypothekengläubiger zustehenden Rechtsmittel.***)

Seine Befugnisse gehen jedoch weiter als die eines gewöhnlichen Hypothekengläubigers. Er ist zunächst befugt, wenn der Mieter vor völliger Befriedigung der Mietansprüche die Illaten aus dem Mietraume fortzuschaffen unternimmt, diese Fortschaffung zu verbieten und selbst gewaltsam zu verhindern (migrare prohibere)****) z. B. durch Aufstellen von Wachen oder zeitweiliges Verschließen

*) l. 30 pr. D. de adq. poss. 41, 2 (Paulus) Qui universas aedes possedit, singulas res, quae in aedificio sunt, non videtur possedisse. Gegen die hiermit nicht im Einklang stehende Ansicht von Savigny, Recht des Besitzes (1865) § 17 f. Ihering im Jahrb. für Dogmat. Bd. 9 Nr. XI S. 136 ff.; Schwarze und Heyne a. a. O. S. 125 ff. Daß der Vermieter die eingebrachten Sachen in seiner Detention habe, behauptet Cretschmar im Arch. f. civ. Prax. Bd. 64, insbesondere S. 318 ff., 331 ff. Allein die von ihm angeführten Quellenstellen beweisen nichts. Die Worte der l. 1 § 5 D. de migrando 43, 32, „quae pignoris nomine teneri non potuerint" bedeuten nicht: „welche nicht im Gewahrsam gehabt werden konnten", sondern ihrem Zusammenhang (vgl. hierüber Dernburg, Pfandrecht Bd. 1 S. 304) nach nur: „Sachen, die nicht dem Pfandverband unterworfen werden konnten." In diesem Sinne wird teneri in den Quellen häufig gebraucht, vgl. z. B. l. 12 § 6. D. qui pot. 20, 4. Cretschmar steht übrigens mit seiner Ansicht allein da.

**) Die im Interesse des Kredits auf Beseitigung der Mobiliarhypotheken hindrängende Entwickelung des neueren Rechts hat jedoch vielfach zu einer Aufhebung dieses Pfandrechts in den Partikularstaaten z. B. in Hannover, Bayern, (cf. RG. in Strafsachen, Bd. 11 S. 226), Württemberg, Sachsen, Mecklenburg) geführt.

***) Schwarze und Heyne a. a. O. S. 127.

****) l. 33 D de damn. inf. 39, 2.

der Zugänge des Hauſes, ohne daß hierdurch dem Mieter die Möglichkeit genommen wäre, ſeine Sachen zu beſitzen und zu gebrauchen.*)

Der Vermieter iſt aber fernerhin nach den Quellen berechtigt, in einem ſolchen Falle die Illaten bis zu ſeiner Befriedigung oder Sicherſtellung pignoris nomine retinere. Dieſe Quellenſtellen lauten:

1. l. 9. D. i. q. c. p. 20. 2. (Paulus):
   Est differentia obligatorum propter pensionem et eorum, quae ex conventione manifestari pignoris nomine tenentur, quod manumittere mancipia obligata pignori non possumus, inhabitantes autem manumittimus, scilicit anteqnam pensionis nomine percludamur: tunc enim pignoris nomine retenta mancipia non liberabimus: et derisus Nerva iuris consultus, qui per fenestram monstraverat servos detentos ob pensionem liberari posse.
2. l. 33 (Ulpianus), l. 34 D. de damn. inf. 39, 2:
   Inquilino non datur damni infecti actio, quia possit ex conducto agere, si dominus eum migrare prohiberet: (Paulus) utique si pro praeterita pensione satisfacere paratus fuit: alioquin iusta retentio pignoris domino fieri videretur. Sed et si quasi pignora retinuerit et ea interierint ruina vicinarum aedium, potest dici etiam pigneraticia actione locatorem teneri, si poterat eas res in locum tutiorem transferre.
3. l. 1 § 5 D. de migr. 43, 32.
   Illud notandum est praetorem hic non exegisse, ut in bonis fuerit conductoris, nec ut esset pignori res illata, sed si pignoris nomine inducta sit. proinde et si aliena sint et si talia, quae pignoris nomine teneri non potuerint. pignoris tamen nomine introducta sint, interdicto hoc locus erit: quod si nec pignoris nomine inducta sint, nec retineri poterunt a locatore.

---

*) Dernburg, Pfandrecht, Bd. 2 S. 332; Altvater in Mecklenb. Zeitſchrift Bd. 3 S. 73; Zirkler, Reviſion, Bd. 2 S. 177.

Der Sinn des Ausdrucks pignoris nomine retinere nun ist bestritten. Jedes Retinere setzt ein Detinere voraus. Da nun, wie oben gesagt, der Vermieter die eingebrachten Sachen nicht in seiner Detention hat, die Quellen ihm aber gleichwohl die Berechtigung des retinere geben, so muß, wenn man nicht willkürlicher Weise dem Ausdruck retinere eine dem sonstigen Sprachgebrauche dieses Wortes zuwiderlaufende, nämlich die Bedeutung von „sich in Besitz setzen“ *) beilegt, angenommen werden, daß dem retinere ein detinere vorausgegangen ist.**)

Die Erlangung dieser Detention kann nun auf Grund eines außerhalb des Mietvertrags laufenden Vertragsverhältnisses z. B. eines Kommodats erfolgt sein oder nicht. Da nun ein derartiges spezielles Vertragsverhältnis jedenfalls bei der Besonderheit des Falles in den Quellen seinen Ausdruck gefunden hätte, ein solches jedoch in diesen in keiner Weise ausgesprochen wird, so muß angenommen werden, daß die Quellen, indem sie dem Vermieter ein retinere gestatten, ihm auch die Befugnis verleihen, die Detention der Sachen selbständig, also auch ohne und selbst gegen den Willen des Mieters zu ergreifen. Diese Annahme findet nun eine direkte Bestätigung in der oben S. 382 angeführten l. 9. cit. Hier heißt es, wenn man mit Mommsen „recludantur“ oder „percludantur“ liest:

Die Freilassung der eingebrachten Sklaven ist verboten nach ihrer Einschließung. Der Vermieter ist also berechtigt: nicht blos domum, sondern mancipia (per-)recludere, die Sklaven zu ergreifen und einzuschließen. Ähnlich, wie nach älterem deutschen Rechte der Vermieter den Mieter wegen des rückständigen Mietzinses an den eingebrachten Sachen pfänden durfte,***) ist ihm hier das Recht der eigenmächtigen Besitzentsetzung des Mieters und der eigenmächtigen Besitzergreifung der Illaten verliehen. Während sonst der Hypothekargläubiger nur im Wege der Klage den Besitz der Pfandsachen erlangen kann — wozu in der Regel ****) Fällig-

*) So Blätter f. Rsanw., Bd. 36 S. 242 ff.

**) So auch Gösch a. a. O. S. 101.

***) Stobbe a. a. O. Bd. 3 § 186 Nr. 9.

****) l. 14 D. de pign. 20, 1.

keit der Forderungen notwendig ist — die eigenmächtige Besitzergreifung von seiten des Hypothekars dagegen als unerlaubte Selbsthilfe geahndet wird,*) wird hier durch die besonderen Verhältnisse zu gunsten des Vermieters eine Ausnahme statuiert, ihm das Recht**) der eigenmächtigen Besitzergreifung ausdrücklich verliehen (Perklusionsrecht).***)

Dies nimmt auch die herrschende Meinung****) an.

Der Vermieter braucht also zur Ergreifung der Gewahrsam der Illaten nicht die Hilfe des Gerichts anzurufen, wie vielfach angenommen wird.†) Denn einmal gewähren die Quellen dem Vermieter das Recht zu retinere schlechthin und sagen von einer richterlichen Einmischung kein Wort. Sodann würde aber auch die Anrufung des Gerichts dem Vermieter nur einen zweifelhaften

*) Paul. Sentent. II 14 § 5 cf. V 26 § 4. l. 2 § 18 D. vi bon. rapt. 47, 8. l. 3 Cod. de pign. act. 8, 14 cf. l. 11 D. de pign. act. 4, 24.

**) Seine Detention ist also keine unrechtmäßige, wie Schneider im Magazin f. d. D. R. S. 105 annimmt.

***) Andere z. B. Schneider a. a. O. S. 101 ff.; Gösch a. a. O. S. 94 L. S. in Blätter für Rechtsanwendung Bd. 25 S. 243; RG in Straff. Bd. 1 S. 429 ff., Bd. 3 S. 24 u. s. w. unterscheiden nicht zwischen Perklusion (Besitzergreifung) und Retention (Zurückbehaltung), obwohl doch verschiedene Stadien der Ausübung des Pfandrechts darunter zu verstehen sind. Daß Perklusion Besitzergreifung, dafür u. a. Förster-Eccius a. a. O. Bd. 3 S. 495, Anm. 96; Motive zur Konkursordnung S. 110; RG in Straff. Bd. 6 S. 324.

****) (Im einzelnen mit teilweise anderer Begründung). RG in Strafsachen Bd. 11 S. 227 ff.; Schwarze und Heyne a. a. O. S. 127 ff.; Holzschuher a. a. O. S. 888 (nach den beiden zuletzt genannten Schriftstellern setzt sich der Vermieter nicht eigenmächtig, sondern vi conventionis tacitae in den Besitz). Dernburg, Pfandrecht Bd. 1 § 36, Bd. 2 § 136; Francke in Iherings Jahrb. Bd. 20 S. 452 ff. Vergl. auch Entw. e. bürgerl. Gesetzb. f. d. D. Reich § 521 u. Motive zu demselben Bd. 2 S. 409 und Wendt in Iherings Jahrb. Bd. 21 S. 56 ff. (wo dargethan wird, daß das Gebiet der erlaubten Selbsthilfe im RR weit ausgedehnter war, als die H. M. annimmt). — Gegen die H. M. von neueren Gösch a. a. O. S. 100 ff.

†) So Glück Bd. 18 a. a. O. S. 427 mit Bezug auf l. 56 D. loc. 19, 2 cf. l. 2 Cod. ut nem. lic. 2, 16. Diese Stellen behandeln aber nur den Fall, daß der Vermieter, wenn der Mieter 2 Jahre abwesend war und während dieser Zeit keinen Mietzins bezahlte, die gerichtliche Öffnung und Aufzeichnung der vorgefundenen Sachen verlangen kann. A. M. ferner Gösch a. a. O. S. 100 ff.

Vorteil bieten, da der Mieter in der Regel viel raſcher räumen als der Vermieter eine gerichtliche Entſcheidung erlangen wird. Es ſteht jedoch ſelbſtverſtändlich dem Vermieter frei, anſtatt der gewaltſamen Verhinderung und Beſitzergreifung nach § 819 CPO eine einſtweilige Verfügung auf Verbot der Fortſchaffung der eingebrachten Sachen oder eine ſonſt geeignete Sicherungsmaßregel zu erwirken.

Hat aber der Vermieter ſich in die Detention der eingebrachten Sachen geſetzt, ſo geſtaltet ſich ſein dem Fauſtpfand nur verwandtes Recht zu einem wirklichen Fauſtpfandrecht. Er hat nun außer der hypothekariſchen Klage auch die Interdikte. Obgleich letzteres in den Quellen nicht ausdrücklich hervorgehoben wird, erſcheint dieſe Annahme doch bei der gleichheitlichen Behandlung, welche Hypothek und Fauſtpfandrecht im Römiſchen Recht erfahren, unbedenklich.*) Er kann ferner, falls die Einbehaltung nicht zu ſeiner Befriedigung führt, ſein Pfandrecht durch Anſtellung der den gerichtlichen Verkauf bezweckenden Pfandklage realiſieren.**)

Zur Anwendung von Eigenmacht iſt der Vermieter jedoch nicht mehr berechtigt, wenn ſeinem Verbote zuwider bezw. ohne ſein Vorwiſſen die eingebrachten Sachen aus ſeinem Grundſtücke fortgeſchafft worden ſind. In dieſem Falle iſt er vielmehr darauf beſchränkt, mit der hypothekariſchen Klage die Zurückſchaffung und, falls der Mieter bereits geräumt hat, die Überlaſſung der Gewahrſam der Illaten zu verlangen.***) Dieſer Anſpruch kann auch gegen dritte, ſelbſt redliche Beſitzer geltend gemacht werden, inſofern nicht die Beſtimmungen der Art. 306 ff. des Handelsgeſetzbuchs entgegenſtehen.****)

Aus dem vorſtehenden folgt nun, daß das Recht des Vermieters, die Fortſchaffung der Illaten zu verhindern, deren Gewahr-

*) l. 5 § 1 D. de pign. 20, 1 cf. § 7. Inst. de act. 4, 6. — Windſcheid, Pand. Bd. 1 § 154 Nr. 3; Sintenis, Civilrecht Bd. 1 S. 618 Nr. 16.

**) Dernburg, Pfandrecht Bd. 2 S. 142 ff.; Frankf. jur. Rundſchau 1881 S. 366; Wolff-Körner a. a. O. S. 58.

***) Dernburg, Pandekten Bd. 1 § 268 S. 651; Wolff-Körner a. a. O. S. 59; Schwarze und Heyne a. a. O. S. 133; Meißner a. a. O. § 65.

****) Nach Frankfurter Recht geht die Klage nicht gegen den redlichen Erwerber. Vergl. oben S. *380* Note †††.

ſam zu ergreifen (Perkluſionsrecht) und ſie zu retinieren ein Ausfluß ſeines geſetzlichen Pfandrechts iſt.*) Daher wird es geltend gemacht wegen derſelben Anſprüche, welche das Pfandrecht ſichert (S. *378*) und an denſelben Gegenſtänden, welche dem Pfandrechte unterworfen ſind, (S. *378*) mit der Maßgabe jedoch:

1) was die Perſonen angeht, denen gegenüber es ausgeübt wird, daß das Pfandrecht wegen ſeines dinglichen Charakters gegen jeden dritten geht, das Recht, die Fortſchaffung der Illaten zu verhindern u. ſ. w quellenmäßig nur gegenüber dem Mieter und Aftermieter**) beſteht, daß daher der Vermieter der Fortſchaffung fremder Sachen durch deren Eigentümer nicht widerſprechen kann;***)

2) was den Gegenſtand angeht, daß das Pfandrecht Sachen dritter nur angreift, falls dieſe der Verpfändung zuſtimmten oder auch nur wußten, daß der Mieter ſie als eigene einbrachte und deſſen Abſicht, den Vermieter zu hintergehen, unterſtützte,****) das Recht, die Fortſchaffung der Illaten zu verhindern u. ſ. w. jedoch an allen Gegenſtänden dritter Perſonen ausgeübt werden kann, falls dieſe nur pignoris nomine introducta sunt d. h. von dem Mieter als die ſeinen eingebracht worden ſind.†)

*) Schwarze und Heyne a. a. O. S. 130 ff.; Dernburg, Pand. Bd. 1 § 268; Dernburg, Pfandrecht Bd. 1 S. 294 ff.; Vangerow, Pand. § 376; Holzſchuher a. a. O. Bd. 3 S. 888; Lenz, Studien S. 117 ff.; Windſcheid, Pand. Bd. 1 §§ 231, 236; Altvater a. a. O. S. 87; Hermann, Mietvertrag § 116 Anm. c.; Frankfurter jur. Rundſchau 1885 S. 73 ff.; RG. in Strafſ. Bd. 6 S. 302 ff. Es iſt alſo kein ſelbſtändiges von dem Pfandrecht des Vermieters unabhängiges Recht, wie früher vielfach angenommen wurde (vgl. RG in Strafſ. Bd. 11 S. 227 ff.) Auf dem Boden dieſer älteren Auffaſſung iſt es in den Partikularſtaaten, welche das Pfandrecht des Vermieters aufhoben, damit nicht beſeitigt worden, ſo in Bayern, vergl. RG in Strafſ. a. a. O. Dagegen iſt es mit dem Pfandrecht da fortgefallen, wo es als deſſen Ausfluß angeſehen wurde, z. B. in Hannover, RG in Strafſ. Bd. 6 S. 300 ff. (vergl. dagegen Schneider a. a. O. S. 101 ff.)

**) l. 11 § 5 D. de pign. act. 13, 7. l. 5 pr. D. i. q. c. p. 20, 2. vergl. oben S. *378* Anm. †††.

***) l. 1 § 5 de migr. 43, 32.

****) S. oben S. *378* ff.

†) l. 1 § 5 D. de migr. 43, 32; Dernburg a. a. O. Bd. 1 S. 304; Windſcheid, Pand. Bd. 1 § 231 Note 5; Seuff. Arch. XXXII Nr. 116. A. M. Schwarze und Heyne a. a. O. S. 134.

Wird über das Vermögen des Mieters der Konkurs eröffnet, so hat der Vermieter nach § 41 Z. 4 der Konkursordnung ein Absonderungsrecht an den eingebrachten Sachen des Mieters*) wegen des laufenden**) und des für das letzte Jahr vor der Eröffnung des Verfahrens rückständigen Zinses, sowie wegen anderer Forderungen aus dem Mietverhältnisse, sofern die Sachen sich noch***) auf dem Grundstücke befinden.****)

Nach § 117 der Konkursordnung ist der Konkursverwalter berechtigt, die Verwertung solcher Sachen nach Maßgabe der Vorschriften über die Zwangsvollstreckung zu betreiben und der Vermieter „kann einer solchen Verwertung nicht widersprechen, vielmehr seine Rechte nur auf den Erlös geltend machen."

Hieraus folgt, daß im Konkurse des Mieters dem Vermieter gegenüber der Fortschaffung durch den Konkursverwalter ein Verhinderungsrecht nicht zusteht, wobei es gleichgiltig ist, ob er bereits die Gewahrsam der Sachen ergriffen hat oder nicht. Was nämlich zunächst den letzteren Fall betrifft, so kann der Vermieter, da er der Verwertung der Illaten nicht widersprechen kann,

---

*) Nicht auch des Aftermieters, da dessen Sachen nicht zur Konkursmasse des Mieters gehören: Förster-Eccius, Preuß. Privatrecht Bd. 2 § 136 S. 250; Fitting, Reichskonkursrecht § 19 Anm. 23; Wilmowski, Konkursordnung zu § 41 Nr. 4 Abs. 3. Über das ihm außerhalb des Konkurses zustehende Pfandrecht an den Illaten des Aftermieters vergl. oben S. 378 Anm. ††.

**) D. h. des seit dem letzten Zahlungstermine zu entrichtenden Zinses der bei der Konkurseröffnung angefangenen und noch fortdauernden Mietsperiode: RG in Civilsachen Bd. 13 S. 253 ff.; Förster-Eccius a. a. O. § 136 Anm. 29.

***) D. h. im Zeitpunkt der Konkurseröffnung, da dieser Zeitpunkt die Rechtsverhältnisse der übrigen Gläubiger zu dem Absonderungsberechtigten fixiert. RG in Civils. Bd. 8 S. 99.

****) Auch durch heimliche oder unter Widerspruch vor der Konkurseröffnung erfolgte Entfernung geht das Absonderungsrecht des Vermieters unter. Die anscheinend gegenteilige Ansicht der Motive (a. a. O. S. 110) ist im Gesetz nicht zum Ausdruck gekommen. Vgl. RG in Civils. Bd. 8 S. 99 ff.; Förster-Eccius a. a. O. Bd. 2 § 136 Anm. 230; Stieglitz, Konkursordnung S. 288; Völderndorff, Konkursordnung S. 454; Gösch a. a. O. S. 113 ff.; Wilmowski, Konkursordnung Anm. 5 zu § 41 (anders 2. Aufl.); Sarwey, Konkursordnung zu § 41 Nr. 13 S. 377. — A. M. Dernburg, Preuß. Privatr. Bd. 1 S. 852 N. 8. Anders außerhalb des Konkurses s. oben S. 380.

auch der dieſe vorbereitenden Inbeſitznahme (§ 107 KO) durch den Verwalter nicht widerſprechen. Was fernerhin den Fall angeht, wenn der Vermieter die Gewahrſam der Illaten bereits ergriffen hat, ſo kann er ebenſowenig einer Inbeſitznahme von ſeiten des Verwalters auf Grund des § 117 der Konkursordnung widerſprechen. Freilich kann dieſe Inbeſitznahme der Sachen ſeitens des Verwalters, falls der Vermieter zu deren Herausgabe nicht bereit iſt, nur auf Grund eines gegen den Vermieter erlangten, auf Herausgabe lautenden Urteils (oder ſonſtigen vollſtreckbaren Titels) bewirkt werden; denn der Verwalter iſt durch nichts zur Selbſthilfe berechtigt und der Eröffnungsbeſchluß gewährt ihm einen vollſtreckbaren Titel nur gegenüber dem Gemeinſchuldner, nicht gegenüber dritten Perſonen.*)

Inſoweit nun aber der Mietvertrag über die Konkurseröffnung hinausläuft und für dieſe Zeit deſſen Erfüllung ſeitens der Konkursmaſſe erfolgen muß, wird die Konkursmaſſe Schuldnerin an Stelle des in Konkurs geratenen Mieters, und inſoweit kann ihr bezw. dem Konkursverwalter gegenüber der Vermieter als Maſſegläubiger die Fortſchaffung der vom Gemeinſchuldner eingebrachten Sachen bis zur Befriedigung ſeiner Anſprüche aus der Zeit nach der Konkurseröffnung widerſprechen.**)

Es fragt ſich nun weiter, ob der Vermieter die Fortſchaffung der eingebrachten Sachen auch einem Pfändungspfandgläubiger beziehungsweiſe dem von dieſem beauftragten Gerichtsvollzieher gegenüber verhindern kann?

a. Hat ſich der Vermieter in Ausübung ſeines Pfandrechts in Beſitz geſetzt, ſo iſt der Gerichtsvollzieher zur Pfändung der Sachen, falls der Vermieter zu deren Herausgabe nicht bereit iſt, nach den Vorſchriften der §§ 713, 712 der Zivilprozeßordnung nicht berechtigt. Dem Gläubiger bleibt in dieſem Falle nur die Pfändung des Anſpruchs des Mieters auf Herausgabe der Sachen. Pfändet der Gerichtsvollzieher ohne Zuſtimmung des Vermieters, ſo kann dieſer die Fortſchaffung durch den Gerichtsvollzieher nicht

*) Wilmowski, Konkursordnung zu § 117 Note 3 Abſ. 2 u. zu § 107 Note 1 a. E.; Sarwey a. a. O. N. 4 zu § 107.

**) RG in Civilſachen Bd. 14 S. 3.

verhindern, ohne sich möglicher Weise nach § 113 des Strafgesetzbuches strafbar zu machen.*) Inwieweit er im übrigen gegen die widerrechtliche Pfändung auf grund der Bestimmungen über die Zwangsvollstreckung vorgehen kann, ob er auf die Beschwerde des § 685 und die Klage aus § 710 CPO beschränkt ist, oder ob ihm auch die Klage aus § 690 CPO zusteht,**) kann hier nicht erörtert werden.

b. hat sich der Vermieter aber nicht in Besitz gesetzt, so kann er nach § 710 CPO der Pfändung der Illaten nicht widersprechen und also auch deren Fortschaffung nicht verhindern. Denn er hat, wenn er sich nicht in ihren Besitz gesetzt hat, wie bereits oben S. *381* ausgeführt, keine Gewahrsam.***)

Der Vermieter hat jedoch in diesem Falle ein Recht auf vorzugsweise Befriedigung aus dem Erlöse.****)

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

*) Vgl. RG. in Strafsachen Bd. 5 S. 298 und auch Rechtsprechg. des RG. in Strafsachen 3, 228.

**) Die Klage aus § 690 geben ihm u. a. Wilmowski Konkurso. Anm. 14 zu § 41 und Cretschmar a. a. O. S. 327. — Vgl. im übrigen Seuffert, Zivilprozeßordnung Anm. 2 b zu § 690 und zit. — Die Klage aus § 710 hat der Vermieter übrigens auch, wenn er das Widerspruchsrecht des § 690 hat, aber von seinem Rechte keinen Gebrauch machen will, Cretschmar a. a. O. S. 325, da der Anspruch auf vorzugsweise Befriedigung gegenüber dem Widerspruchsrecht ein minus ist. Seuffert a. a. O. Anm. 3.

***) Die Streitfrage, ob auch der juristische Besitz als „Besitz" des § 710 anzusehen ist, kann daher unerörtert bleiben. Vgl. einerseits: RG. in Zivils. Bd. 9 S. 427; Wilmowski-Levy, Kommentar zur CPO., Anm. 1 zu § 710; Seuffert a. a. O. S. 788, — andererseits: Voß in Raß. Kün. Bd. 23 S. 269; Glasenapp eod. Bd. 24 S. 256; Nessel eod. Bd. 28 S. 84; Cretschmar a. a. O. S. 326; Sarwey, Civilprozeßordnung zu § 710 Anm. 2.

****) Dies nimmt auch die herrschende Meinung an. Vgl. u. a. RG. in Civils. Bd. 13 Nr. 60; Seuff. Arch. Bd. 36 Nr. 251, Bd. 40 Nr. 186; Frankf. jur. Rundschau 1885 S. 69. ff., S. 147 ff. und die Kommentare zu der Zivilprozeßordnung von Wilmowski-Levy, Seuffert, Struckmann-Koch, Gaupp, Petersen, Hellmann u. s. w. A. M. Cretschmar a. a. O. S. 327 ff. S. 340.

mit Wahlrecht:

Herr Otto Grimm, Stadtrat, hier;

ohne Wahlrecht:

Herr Paul Grotowski, Kaiserlicher Bankbeamter, hier.

In der Sitzung am 14. Januar 1889 besprach Herr Referendar Dahlem „Die Lage des deutschen Münzwesens im Jahre 1871 und die damalige Notwendigkeit eines Währungswechsels".

Mit dem Streben nach politischer Einheit in Deutschland seit den 30er und 40er Jahren verband sich ein gleiches zur Hebung der wirtschaftlichen Verhältnisse. Wie auf der einen Seite die Zollmisere, so war es auf der anderen Seite der Wirrwar im Münzwesen, mit dem sich weiteste Kreise zur Abhilfe beschäftigten. Aufs lebhafteste hierzu gedrängt, gingen manche Staaten selbständig vor, andere, besonders die süddeutschen, verbanden sich gemeinschaftlich, um die Münzzustände zu verbessern. Auch die allgemeine Konvention der Zollvereinsstaaten im Jahre 1838 und der Wiener Münzvertrag strebten ein gleiches an, hatten aber nur geringe praktische Bedeutung. Das Bemühen des Handelsstandes, unterstützt von der Wissenschaft und der lateinischen Münzunion, wurde endlich wirksam gefördert durch die politische Einigung des Reiches bezw. den Art. 4 Abs. 3 der Reichsverfassung und gekrönt durch die Münzgesetze von 1871 und 1873.

Zweierlei ist zu beachten: Deutschlands Münzwesen vor 1871 in internationaler Beziehung und die Münzverhältnisse in Deutschland selbst. Dann wird die Frage, ob ein Währungswechsel überhaupt nötig war, ins Auge zu fassen sein.

Die Betrachtung und Untersuchung der Wechselkurse, welche im allgemeinen ein richtiges Bild von den Kreditverhältnissen eines Landes zum Auslande geben, klärt die erste Frage auf. Am ungünstigsten verhielt sich Deutschland zu Holland, wohin mit Ausnahme des Jahres 1854/55 während der ganzen Zeit von 1850 bis 1869 Metall exportiert wurde.

Anders lauten die Wechselkurse in Hamburg, das der Transitplatz für den deutschen Zollverein gewesen ist und somit als Ver-

mittler zwiſchen Deutſchland und England auftritt, während Berlin eine große Bedeutung im Verkehr mit Rußland und Öſterreich einerſeits und mit Weſteuropa andererſeits gewinnt.

Die Kurſe Hamburg=Berlin und umgekehrt lauten für Deutſchland ſehr günſtig und zeigen einen durchaus ſtabilen Zuſtand an, d. h. daß Metall importiert oder wenigſtens nicht exportiert wurde; der Berliner Wechſelkurs auf London ſtimmt im ganzen mit den Kurſen Berlin=Hamburg. Dasſelbe iſt der Fall zwiſchen den Kurſen Berlin=Paris und Berlin=London, da beide Plätze ja von denſelben Einflüſſen beherrſcht wurden: Getreidepreiſe bezw. Ernten, ruſſiſche Anleihen, Silberbedarf.

Als Geſamtreſultat ergiebt ſich, daß Deutſchlands Edelmetallvorrat ſich ſtets vermehrte. Verfolgt man die Ausprägung an Silbermünzen beiſpielsweiſe in Preußen und zwar in Ein= und Zweithalerſtücken, ſo erkennt man, daß die vorgenommenen Prägungen genau im Verhältniſſe zu den entſprechenden Wechſelkurſen und der Zahlungsbilanz ſtehen.

Hinſichtlich der inneren Geldlage Deuſchlands iſt hervorzuheben, daß von 1857—1871 zehn Millionen Thaler Gold überhaupt und fünfzehn Millionen Thaler Silber jährlich für Münzzwecke verbraucht wurden. Dieſe Quantität Goldes war entſchieden zu gering, und dies iſt auch eine der Urſachen, weshalb eine ſo große Menge fremder Goldmünzen allmählich in Deutſchland zirkulierte. So war beiſpielsweiſe im ſüdlichen Deutſchland viel franzöſiſches Gold vorhanden, wie denn auch im Jahre 1857, als bei 115 Kaſſen in Württemberg 31 % Gold ſich vorfand, dieſes aus 46 % Napoleonsd'or, 38 % Friedrichsd'or, 4 % Piſtolen, 2 % württembergiſchen Dukaten und 10 % anderen Goldmünzen beſtand! An zirkulierenden Münzen herrſchte eine bunte Mannigfaltigkeit, entſprechend und ähnlich den bunten politiſchen Zuſtänden. In Preußen exiſtierte der Silberthaler und als Landesgoldmünze der Friedrichsd'or, das Wertverhältnis beider war 1 : 13,85 (im freien Verkehr 1 : 14,67). Da im übrigen Deutſchland noch eine Menge von Münzſyſtemen beſtand und die Unzuträglichkeiten der Verſchiedenheit und Unſicherheit der Münzverhältniſſe immer empfindlicher wurden, ſo traten die meiſten der an Preußen grenzenden

*

Staaten dem Thalerfuße bei. In Süddeutschland war der sogen. 24½-Guldenfuß angenommen durch die Münzkonvention zwischen Bayern, Württemberg, Baden, dem Großherzogtum Hessen, Nassau und Frankfurt vom 25. August 1837.

Eine weitere Besserung in den Verhältnissen trat durch die allgemeine Münzkonvention der zum Zoll- und Handelsvereine verbundenen Staaten vom 30. Juli 1838 zu Dresden ein, wonach entweder der 14-Thalerfuß oder der 24½-Guldenfuß, im Verhältnisse des Thalers zu 1¾ Gulden und des Gulden zu 4/7 Thaler, als Landesmünzfuß Geltung haben sollte.

Über Goldmünzen ward keine Bestimmung getroffen. Aber seit dem 1. Januar 1832 erhielt der Friedrichsd'or bei den preußischen Kassen einen Wert von 5⅔ Thaler Kurant. Da verschiedene Staaten jene Vereinbarungen nur mit gewissen Modifikationen annahmen, so bestanden im Oktober 1871 in Deutschland noch 7 Münzsysteme (das Frankensystem in Elsaß-Lothringen eingerechnet).

An Papiergeld waren im Jahre 1872 insgesamt etwa 239 Millionen Thaler ungedeckter Noten vorhanden, d. i. auf den Kopf der Bevölkerung etwa 6 Thaler reinen Papier- oder Scheingeldes. Ungewöhnlich hoch war die Anzahl der von den einzelnen Kleinstaaten ausgegebenen Scheine: so hatte Reuß jüngere Linie 320,000 Thaler und Schaumburg-Lippe 251,000 Thaler ausgegeben.

Die Geldverhältnisse Deutschlands waren zwar, wie schon hervorgehoben, in internationaler Beziehung befriedigend und die Erörterungen über zunehmende Verarmung unbegründet: dennoch aber war der bisherige Zustand unhaltbar. Der gesteigerte Verkehr, die immer größer und ausgedehnter sich gestaltende Industrie bedingte eine größere Menge von Zahlungsmitteln in Gold. Auch darf nicht verkannt werden, daß die große Menge der verschiedenen Münzsorten eine Reihe wirtschaftlicher Nachteile im Gefolge hatte. Das Papiergeldwesen erforderte ebenfalls dringend eine Regelung, denn das Verhältnis der von den Kleinstaaten ausgegebenen Scheine war ungesund und vermehrte nur die Unsicherheit der Münzzustände. War eine Regelung des Münzwesens von Reichswegen geboten, so mußte auch die Frage entstehen, ob man nicht einen Schritt weiter gehen und die bestehende Silberwährung verlassen solle.

Unzweifelhaft konnte dieſe bei Umänderung des deutſchen Münzweſens nicht aufrecht erhalten werden. Die Goldmünzen ſtanden weder in einem feſten und rationellen Verhältniſſe zu unſeren Rechnungsmünzen, noch ſchloſſen ſie ſich den Münzſyſtemen anderer Länder an; im inneren Verkehr hatten ſie ſich nicht einzubürgern vermocht und auch im internationalen Verkehr eine Bedeutung nicht erlangen können, da ſie ebenſo ſehr der Ummünzung bedurften wie Goldbarren. Daher war der Verkehr auf die unbequemen Silbermünzen angewieſen geweſen. Dies führte aber mit Notwendigkeit zu einem ſehr umfangreichen Umlaufe papierner Zahlungsmittel. Ein Beweis war die große Menge von Papierſcheinen zu 1, 5 und 10 Thalern. Auch die allgemeine Entwickelungsſtufe, welche die Volkswirtſchaft in Deutſchland erreicht hatte, bedingte Gold, für das ferner der Umſtand ſpricht, daß, je größer die Quote iſt, welche der auswärtige Handel vom Geſamtverkehr eines Volkes bildet, um ſo erwünſchter das Gold iſt.

Wie ſehr aber unſere *nationale* Arbeitsteilung gewachſen war, zeigte die Zunahme der betriebenen Eiſenbahnen von (1855) nur 873 auf 2565 geographiſche Meilen (1872), wie ſehr die internationale Arbeitsteilung, zeigt, daß die geſamte Aus- und Einfuhr des Zollvereins des Jahres 1851 zu 355 Millionen Thaler geſchätzt iſt, 1870 aber zu 1040 Millionen.

Natürlich iſt bei der Silberwährung die Zirkulation von Gold nicht ausgeſchloſſen: es muß dann entweder dem Golde ein feſter geſetzlicher Silberpreis gegeben werden, und dann exiſtiert faktiſch die Doppelwährung, oder es bleibt die Beſtimmung des Kurswertes dem Privatabkommen überlaſſen, und er iſt dann ein ſtets wechſelnder.

War man ſich einmal klar, daß das Gold in die Währung gezogen werden müſſe, ſo handelte es ſich alsdann um die Alternative: ob Gold- oder Doppelwährung. Liegt ſchon an und für ſich bei jedem Währungswechſel eine große Schwierigkeit darin, „daß er das Volk gleichſam zur Umrechnung ſeines wirtſchaftlichen Einmaleins“ nötigt, ſo mußte bei den verwickelten und unklaren Münzverhältniſſen die Entſcheidung doppelt ſchwierig ſein. Es ſind in ſolchem Falle Fragen zu löſen, von denen der Chemiker

Dumas ſagte: „Die Menſchen, welche dieſe Fragen zum erſtenmale erfaſſen, löſen ſie auf der Stelle, die, welche ſie mit Sorgfalt ſtudiert haben, zögern; die, welche genötigt ſind, praktiſch darauf einzugehen, zweifeln und ſtehen ſtill, erſchreckt über das Gewicht einer ungeheuren Verantwortlichkeit."

In der Sitzung vom 11. Februar ſprach Herr Carl Hecht über „Münzreform und Schuldkontrakte."

Der weſentliche Inhalt ſeiner Ausführungen, welche in dieſem Teile einer älteren Arbeit des Vortragenden entnommen waren, behandelte die Umwandlung aller auf Silber lautenden Verpflichtungen in ſolche auf Gold beim Übergange von einer Silber- oder Doppelwährung zur Goldwährung. Die Wirkung ſolcher Konverſion „auf die ökonomiſchen Verhältniſſe jener wichtigen Teile des volkswirtſchaftlichen Körpers, deren Einnahmen, aus Produktionen ſchwankenden Ertrages, feſte Verbindlichkeiten in Geld gegenüberſtehen" wurde erörtert und dabei die deutſche Münzreform und die Einſtellung der Silberprägungen innerhalb der lateiniſchen Münzkonvention beiſpielsweiſe erläutert.

Geldſchulden auf längere Termine werden unter dem Eindrucke des Wertverhältniſſes kontrahiert, wie es zur Zeit ihrer Aufnahme zwiſchen der Geldware, ſei dieſe nun Gold oder Silber, und den anderen Waren beſteht. Für den beſonderen Schuldner iſt dabei ſpeziell diejenige Ware maßgebend, aus welcher er ſeine die Zahlungsverbindlichkeiten deckenden Einnahmen zu erwarten hat. Jenes Wertverhältnis iſt natürlich nichts weniger als beſtändig, und kann während langer Dauer eines Schuldkontraktes ſich ganz außerordentlich verſchieben. Daraus ergiebt ſich ein bedeutender, der Aufnahme von Schulden beiwohnender Mißſtand, der jedoch als eben von der Geld- und Kreditwirtſchaft bedingt, auf welcher unſer ganzer ſozialer Aufbau beruht, von allen Schuldnern, als ihnen unvermeidlich auferlegt, hingenommen werden muß. Es iſt nicht nur das Mißliche der Unſicherheit, welches ſie beſchwert; die Schuldner ſehen ſich vielmehr in der Regel gerade ſolchen Veränderungen des Wertverhältniſſes gegenüber, durch welche ſie thatſächlich belaſtet werden. Namentlich in einer Zeit, welche durch

eine beträchtliche Zunahme der Produktivkraft der Arbeit infolge fortschreitender Technik und der Anwendung mehr und mehr vervollkommneter Maschinen charakterisiert ist, verfolgen die Warenwerte im allgemeinen die Tendenz zu sinken. Ich rede hier zunächst nicht von dem in Geld ausgedrückten Marktpreise der Waren, der nur eine Annäherung an den (gleichfalls in Geld auszudrückenden und also relativen) Marktwert darstellt, sondern von dem absoluten Werte, von dem was die Ware kostet, im Sinne des ersten Rodbertusschen Theorems:

„Alle wirtschaftlichen Güter kosten Arbeit und kosten nur „Arbeit."

Glücklich, wenn der Schuldner seinen Nachteil dadurch gemindert sieht, daß der Wert der Geldware, auf welche er sich verpflichtet hat, sich gleichfalls in absteigender Linie bewegt: der Wert, sage ich, das was das Edelmetall „kostet", nicht der Zinsfuß für Darlehen, welchen die begriffsverwirrende Sprache sogenannter Fachblätter gemeinhin als „Geldwert" aufführt, während er doch nur allenfalls als Leihwert des Geldes bezeichnet werden dürfte. Beim Silber ist solche Wertverminderung eingetreten, welche als auf Vermehrung der Fundorte und auf Vervollkommnung der Gewinnungsmethoden beruhend, auch dann sich hätte durchsetzen müssen, wenn in den Hauptländern die freie Prägung des Silbers mit konstanter Relation zwischen Gold und Silber sich erhalten hätte; die Geltung der beiden Metalle, ihre „Kaufkraft", wäre dann wesentlich durch den Wert des „billigeren" bestimmt worden. Wesentlich, nicht ausschließlich; denn der Wert des Goldes hätte doch mitgewirkt, bei der Bildung des Durchschnittswertes, bezw. der Durchschnittsgeltung, welche sich dann auf die beiden Metalle nach dem Verhältnis von 1 : 15½ verteilt haben würde. Bedenken wir jedoch, daß auch unter den verschlechterten Absatzverhältnissen für Silber größere Wertmengen davon, als von Gold in den Verkehr gebracht werden, so können wir nicht zweifeln, daß bei unveränderten Konsumbedingungen das Silber den weitaus größten Quotienten zur gemeinsamen Wertbildung geliefert haben würde. Eine Abschätzung aller Einwirkungen, so daß man ziffermäßig bezeichnen könnte, wie stark etwa in dem gedachten Falle die gemein-

ſame Wertveränderung ſich von derjenigen unterſchieden haben würde, welche das Silber allein aufweiſt, läßt ſich jedoch unmöglich geben. Wir müſſen deshalb, da wir, der Überſichtlichkeit halber, mit Zahlen operieren wollen, zunächſt annehmen, es wäre die Geltung der beiden Metalle bei einem Weiterbeſtehen des feſten Verhältniſſes doch ausſchließlich durch den Wert des „billigeren“ beſtimmt worden. Die Einwirkung des Goldes ſoll dann in einem Vorbehalte berückſichtigt werden, der an geeigneter Stelle einſchaltungsweiſe ausgeſprochen werden wird. Indem wir ſo verfahren, ermöglichen wir uns auch, bei den Wertvergleichungen, zu welchen noch geſchritten werden muß, alle Werte ohne weiteres auf die Rechnungseinheit der Reichsmark zurückzuführen. Ein Einſchalten der hypothetiſchen Werte, welche Gold und Silber bei Fortdauer des feſten Verhältniſſes erlangt haben könnten, würde das Verlaſſen der Anwendung eines bequemen Maßſtabes und die vielen ſchwierige Emanzipation von einer Vorſtellungsweiſe erfordern, welche die Gewöhnung an ſolchen Maßſtab ausgebildet hat.

Die Gelegenheit, den Schaden, welchen die Wertreduktion ihres eigenen Produktes ihnen zufügte, durch die gleichzeitige Wertreduktion der Goldware teilweiſe ausgeglichen zu ſehen, iſt den Schuldnern in Deutſchland, wie nicht minder in Frankreich, entzogen worden. Was in dem einen Lande der Übergang zur Goldwährung bewirkte, mit Umrechnung aller Silberkontrakte in Gold, auf der Baſis eines Verhältniſſes, wie es damals noch beſtand, und als nachher weiterbeſtehend nimmermehr vorausgeſetzt werden durfte, iſt in dem anderen Staate genau ebenſo durch die einfache Schließung der Prägeſtätten für das Silber herbeigeführt worden. In beiden Ländern iſt noch Silbergeld reichlich vorhanden, hier Thaler ꝛc., dort Fünffrankenſtücke, ein Umſtand, der die oberflächliche Betrachtung leicht irreführt, und zu dem Glauben verleitet, als ſei gar keine wirkliche Veränderung für den Schuldner eingetreten: er könne ja immer noch in Silber zahlen, wozu das Material zur Verfügung ſtehe. Dieſe Thaler und dieſe Fünffrankenſtücke ſind jedoch nur äußerlich Silber. Indem die Münzſtätten dem Edelmetalle verſchloſſen wurden, ſind die vorhandenen geprägten Stücke von der Beziehung zu ihm losgelöſt; ſein Wert iſt nicht mehr

für ihre Geltung bestimmend: sie beziehen sich vielmehr auf Gold, zu welchem sie tarifiert sind. So ist ein Thaler = $^3/_{20}$, sogar das minderhaltig geprägte Fünfmarkstück unveränderlich = $^1/_4$ eines goldenen Zwanzigmarkstückes und sie bedeuten thatsächlich, das eine $^1/_{465}$, das andere $^1/_{279}$ Pfund Feingold, wenigstens solange Erschütterungen fern bleiben, welche für das Behaupten des Zwangskurses jener Silbermünzen sich als störend erweisen möchten. Die Schuldner in Deutschland würden in solchem öffentlichen Unglücke keine Erleichterung finden, nachdem ihre Verpflichtungen nun einmal auf Gold lautend konvertiert sind. Inzwischen ist festzuhalten, daß sie auch heute Gold zahlen, einerlei ob sie Gold- oder Silbermünzen auf den Tisch legen. Wie sehr sie durch dieses Verhältnis geschädigt werden, möchte ich an dem bedeutenden Beispiele der weizenbauenden deutschen Landwirte zeigen. Ziffermäßig genau läßt sich indeß der Schaden nicht feststellen, da die Preisreduktion des Silbers sich doch nicht völlig deckt mit der Verminderung des Wertes, d. h. mit der Verbilligung der Produktion. In der Preisreduktion ist etwas eingeschlossen, was mit den verminderten Produktionskosten nichts zu thun hat, nämlich die Wirkung eben jener großen Einschränkung des Konsumgebietes, deren Rückschlag sich in einer sinkenden Bodenrente der Fundgruben äußert. Dem fremden, erst durch die Gesetzgebung hineingetragenen Elemente, welches die Veränderung des Silberpreises enthält, steht jedoch in dem Marktpreise unseres Vergleichsproduktes — es ist ja von Weizen in Deutschland die Rede — ein analoges Element gegenüber, der Zollzuschlag, die Wirkung des unglücklichen Versuches, ein Übel durch ein anderes zu verbessern. So werden die Preise der beiden Waren doch beiläufig dasselbe Verhältnis zeigen, wie es auch ohne gesetzgeberischen Eingriff allein durch die veränderte Produktivität der Arbeit sich gestaltet haben würde, und ich darf mir deshalb gestatten, das Preisverhältnis, wie es in den Notierungen nach der Goldmarkwährung zur Erscheinung kommt, für das Wertverhältnis zu setzen.

Es galten 1873:

100 ko Weizen	ℳ	23
100 „ Silber	„	18000

100 ko Gold	ℳ	279000
100 „ Silber in gemünzten Stücken .	„	18000
und es galten 1887:		
100 ko Weizen	ℳ	15½
100 „ Silber	„	13000
100 „ Gold	„	279000
100 „ Silber in Thalerstücken, ja sogar die denselben gleichgestellten 90 ko in Fünfmarkstücken.	„	18000

Somit war im Jahre 1873 das Verhältnis von Weizen zu Silber = 1 : 782,6; es ist heute wie 1 : 837. Aber das Verhältnis zu dem in Gold konvertierten Silber ist wie 1 : 1161 und zeigt seit 1873 genau dieselbe prozentuale Veränderung, welche in dem Verhältnisse von Weizen zu Gold eingetreten ist, nämlich von 1 : 12130 auf 1 : 18000. Mit anderen Worten, soweit dem Erlöse aus der Weizenernte Zahlungsverbindlichkeiten der Landwirte gegenüberstehen, wäre für sie auch bei fortdauernder Silberzahlung ein Verlust entstanden, ein Ergebnis aus dem weiter oben charakterisierten, unsicheren Verhältnisse, welches mit jeder Verpflichtung auf eine andere Ware, als aus welcher das Einkommen gezogen wird, unvermeidlich verknüpft ist. Dieser Verlust blieb aber so auf etwa 7 % beschränkt (837 : 782,6), während die Konversion in Gold ihn auf beiläufig 48 % (1161 : 782,6) erhöht hat. (Hier ist anzumerken, wie weiter oben in Aussicht gestellt, daß diese Berechnung auf der Voraussetzung beruht, die gemeinsame Wertveränderung der beiden Metalle wäre bei einem Erhalten des festen Verhältnisses unter ihnen ausschließlich durch die Wertreduktion des „billigeren" bestimmt worden. Diese Voraussetzung trifft jedoch, wie ausdrücklich bemerkt wurde, nicht zu, und ist nur der Übersichtlichkeit halber diesen Ausführungen unter Vorbehalt zu grunde gelegt worden. Der hypothetische Verlust ist in Wirklichkeit nicht genau zu schätzen. Sein Prozentsatz ist zwischen den Zahlen 7 und 28½ zu suchen.) In Deutschland hat man die Schwere dieser Veränderungen weniger zu empfinden geglaubt, weil gleichzeitig damit eine Reduktion des Zinsfußes eingetreten ist, welche in den jährlichen Leistungen der Schuldner einen Teil der Wirkung

jener Wertverſchiebung ſcheinbar aufheben konnte. Die Annahme jedoch, daß der Rückgang des Zinsfußes eben wieder der Goldwährung zu danken ſei, iſt durchaus irrig. Es werden allerdings, ein Umſtand, worauf ſich jene Annahme weſentlich ſtützt, mehr ausländiſche Guthaben als früher in Deutſchland gehalten. Aber abgeſehen davon, daß dieſes der politiſchen Machtſtellung des deutſchen Reiches ebenſowohl und vielleicht in höherem Grade als der Goldwährung verdankt wird, konnten jene Guthaben wohl den Zinsfuß für Diskonten, für täglich kündbare Gelder ꝛc. beeinfluſſen; auf den Zinsfuß für dauernde Anlagen konnte ihre Einwirkung nur eine ſehr mittelbare, eine anregende, keineswegs eine beſtimmende ſein. Die durchgreifende Veränderung des Zinsfußes für permanente Anlagen beruht auf Urſachen ganz anderer Art, und es heißt ſich mit einer der bedeutendſten ſozialen Erſcheinungen unſerer Zeit billig abfinden, wenn man durch eine auf der Oberfläche liegende Erklärung ihr genügt zu haben glaubt. Sie beruht auf einem Prozeſſe ſozialer Umgeſtaltung, der in England und Frankreich längſt im Gange war, und nun auch in Deutſchland ſich raſch vollzieht. Es iſt das rieſige Anwachſen der in großen Händen konzentrierten Forderungen, welches in einer Art von Selbſtkorrektur den Zinsfuß auf dieſe und freilich auch auf alle Forderungen herabdrückt, weil eine immer größere Quote der Zinſen nicht verzehrt, nicht in Waren aus der allgemeinen Produktion verlangt wird, ſondern auf dem Markte neue Gelegenheit zu Schuldkontrakten ſucht. (Die durchſchnittliche Verſchlechterung der Rentabilität induſtrieller Anlagen ſpielt dabei mit; doch ſteht auch dieſe wieder mit jener großen Urſache ſozialer Umgeſtaltung in einem Zuſammenhange, welchem nachzugehen indeß hier zu weit führen würde.) Eine Erleichterung, welche ſie der Goldwährung zu danken hätten, bedeutet alſo der verbilligte Zinsfuß für die Geldſchuldner, Landwirte und andere, nicht. Selbſt eine thatſächliche Kompenſation für den ihnen durch die Goldwährung zugefügten Schaden iſt darin nicht zu finden, da dem geringeren Zins erhöhter Nominalbetrag der Geſamtſchulden gegenüberſteht. Die Verbannung des Silbers von den Münzſtätten bleibt voll verantwortlich für den ganzen unmittelbaren Schaden, welcher den Schuldnern in Deutſchland und Frankreich durch ſie bereitet worden iſt.

In der Sitzung vom 25. Februar sprach Herr Albert Jaffé über „Die Gewinnbeteiligung des Arbeitnehmers".

Der Vortragende sieht in der allgemeinen Einführung der Gewinnbeteiligung des Arbeitnehmers an den Erträgnissen der kaufmännischen, gewerblichen und landwirtschaftlichen Unternehmungen, wenn auch keine Lösung der sozialen Frage, so doch ein Mittel zur Förderung des sozialen Friedens. Unserer Zeit scheint es vorbehalten zu sein, den Arbeitnehmer von einem allzu großen Drucke des Kapitalismus zu befreien. Bei richtiger Organisation der Gewinnbeteiligung dürfte der Unternehmer gut fahren, und der Arbeitnehmer in sittlicher und materieller Hinsicht wesentlich gehoben werden, wie dieses auch die Praxis in Frankreich ergeben hat. Ein anzustrebendes Ziel ist es, daß die Unternehmungen kraft der Gewinnbeteiligung allmählich in den gemeinsamen Besitz der Unternehmer und der Angestellten übergehen. Wird dieses Ziel erreicht, so würde dadurch den sozialistischen und sozialdemokratischen Bemühungen nach mancher Richtung der Nährboden entzogen. Die drei Faktoren der Produktion sind die Intelligenz (also die Leitung), das Kapital und die Arbeit. Nachdem die Handlungsunkosten gedeckt, nachdem auf die Arbeitnehmer die tagesüblichen Löhne bezw. Gehalte entfallen sind, nachdem das Kapital den landesüblichen bezw. statutarischen Zinsfuß genossen hat, nachdem endlich je nach Art des Geschäftes oder Betriebes, ein entsprechender Betrag für Verlustfälle und ungünstige Konjunkturen in Reserve gestellt worden, bis ein Reservefonds von ausreichender Höhe gebildet ist, sollte durch Statut der Direktion bezw. dem Unternehmer, abgesehen von dem diesem bestimmten Gehalte für die Geschäftsführung, ein mäßiger Prozentsatz des Gewinnes gewährt, und sodann der verbleibende Rest gleichmäßig unter Kapital und Arbeit verteilt werden, denn Kapital und Arbeit sind an sich gleichwertige Faktoren. Eine allgemeine Einführung der Gewinnbeteiligung ist freilich ohne einen gewissen gesetzlichen Zwang nicht zu erwarten, ein solcher Zwang aber ist im Schutzzollstaate berechtigt.

Des weiteren gab der Vortragende eine kurze Entwicklungsgeschichte des Gedankens der Gewinnbeteiligung: er legte seiner Besprechung in der Hauptsache die Untersuchungen der „Société

Digitized by Google

formée pour faciliter l'étude pratique des diverses méthodes de participation du personel dans les bénéfices de l'entreprise“ in Paris und diejenigen des Profeſſors Böhmert zu Grunde. Leclaire in Paris hat einen der erſten Verſuche im Jahre 1840 gemacht, und Frankreich leiſtet auf dieſem Gebiet überhaupt das Beſte und Meiſte. Die vorerwähnte Pariſer Geſellſchaft hat auf der Antwerpner Ausſtellung 1885 das Ehrendiplom erhalten, und plant mit Genehmigung des Miniſters für Handel und Gewerbe in Verbindung mit der diesjährigen Pariſer Ausſtellung einen internationalen Kongreß behufs Beſprechung dieſer Frage und anderer auf dem Gebiete der Wohlfahrtseinrichtungen für die arbeitende Klaſſe liegender Fragen. Dieſe Geſellſchaft hat 98 Etabliſſements mit Gewinnbeteiligung ermittelt. Die Beteiligungen ſind zum geringen Teil unbeſtimmte und ſchwanken in der Mehrzahl zwiſchen $1^1/_2$ und 45 Prozent. Lami, Mitglied der internationalen Jury der Antwerpner Ausſtellung, ſpricht ſich gegen Beteiligung der Arbeitnehmer an den Verluſten aus; er bezw. die Jury erklärt ſich für Bildung von Reſervefonds. Der Kongreß der sociétés savantes à la Sorbonne will den Arbeitnehmern keine Kontrolle über die Aufmachung der Bilanzen zugeſtehen und ſchlägt eventuell die Ernennung eines gemeinſamen Experten vor. Huet in Delft ſpricht dem Kapital vorweg einen Zinsgenuß zu und will die Verteilung des Gewinnes ſodann auf Grund der Kapitaliſierung der Löhne und Gehalte einerſeits und des Kapitals andererſeits vorgenommen wiſſen. Basbaret, Paris, wünſcht vom Staate nur Unterſtützung durch Schaffung öffentlicher Kaſſen behufs Einlage und Verzinſung der aus der Gewinnbeteiligung der Arbeitnehmer entſtandenen Beträge. Profeſſor Böhmert (ſiehe ſein Werk „Die Gewinnbeteiligung, Unterſuchungen über Arbeitslohn und Unternehmergewinn“ und den „Arbeiterfreund“) hat im Jahre 1877 120 Fälle mit Gewinnbeteiligung und ähnlichen Löhnungsmethoden ermittelt. Auch nach dieſen Ermittelungen ſteht Frankreich an der Spitze. Er ſagt, „die Gewinnbeteiligung pflegt nach Höhe der vereinbarten Löhne berechnet zu werden“ — ein Modus, mit dem er ſich einverſtanden erklärt. „Die Löhne müſſen unabhängig davon die marktmäßigen bleiben. Die Gewinnbeteiligung muß reichlich

bemeſſen, im voraus feſtgeſtellt werden und ſich auf die größtmögliche Zahl der Arbeitnehmer erſtrecken; Reſervefonds müſſen gebildet werden. Die Gewinnanteile müſſen vollſtändig oder teilweiſe als obligatoriſche Erſparniſſe dienen und die Arbeitnehmer ſo viel wie möglich am Miteigentum des ſozialen Aktivums beteiligt werden. Die Unterſuchung zeigt an 120 praktiſchen Fällen, daß ſich der Gedanke in der Mehrzahl derſelben bewährt hat und richtig und geſund iſt. Eine einfache Formel läßt ſich dafür nicht aufſtellen; auch iſt der freiwilligen Einführung der Gewinnbeteiligung vor einem geſetzlichen Zwange der Vorzug zu geben.“ Hier mag erwähnt werden, daß die Orleansbahn von 1844 bis 1883 in Form von Tantiemen an Angeſtellte und Arbeiter 70 Millionen Franken verteilt hat. Im Jahre 1882 beſchäftigte ſich die Stadt Paris mit der Frage, und die Kommiſſion entſchied ſich unter drei gemachten Vorſchlägen für die Gewährung von Prämien an diejenigen Unternehmer ſtädtiſcher Arbeiten, welche die Gewinnbeteiligung in ihren Geſchäften eingeführt haben. Im Jahre 1883 erſchienen in der „Social-Correſpondenz“ einige ausgezeichnete anonyme Arikel, die ſich für die Gewinnbeteiligung ausſprachen; der Vortragende tadelt daran nur, daß der Gegenſtand in Verbindung mit dem Aktiengeſetze gebracht iſt. Sodann beleuchtet er an drei Beiſpielen den großen Erfolg der in Frankreich gemachten Verſuche. Der bereits erwähnte Pariſer Stuben- und Gebäudemaler Leclaire hat ſein aus kleinen Anfängen entſtandenes Geſchäft in eine Kommandit-Geſellſchaft auf Aktien mit einem Kapital von 400,000 Franken umgewandelte und die gegenſeitige Hilfsgeſellſchaft der Arbeiter iſt mit 200,000 Franken Kommanditär der Geſellſchaft. Die Arbeiter wählen jetzt, nach dem Tode Leclaires, ſelbſt ihre Chefs. Im Jahre 1876 waren 1081 Arbeiter beſchäftigt. Nachdem anfänglich die Hälfte des Geſchäftsgewinnes verteilt wurde, gelangen jetzt 75 % davon an die Arbeiter und Angeſtellten zur Verteilung. Die Geſamtſumme der gewährten Gewinnanteile betrug bis 1876 1,760,017 Franken. In den 6 Jahren bis 1882 hat ſich die Summe faſt verdoppelt. Im Jahre 1882 ſtellte ſich das Verhältnis der bar bezahlten Gewinnanteile zu den Löhnen auf 22½ %. Das Vermögen der Hilfsgeſellſchaft war 1877 auf 933,652 Franken

angewachsen. Diese Kasse zahlt d. Z. an 28 Rentner je 1000 Franken und an 11 Wittwen der Arbeiter je 500 Franken jährliche Pension. Leclaire reservierte sich 6000 Franken Arbeitslohn für seine Leistung als Geschäftsführer und starb 1872 mit Hinterlassung von 1,200,000 Franken. Godin errichtete Mitte der 40er Jahre mit wenigen Arbeitern eine Fabrik gußeiserner Waren in Guise. 1884 zählte die Fabrik gegen 1400 Arbeiter. 1859 baute er das Familisterium, ein großartiges musterhaftes Arbeiterwohnhaus, mit dem Verkaufslokalitäten, Anlagen, Bäder, Wäschereien und Vergnügungsräume verbunden sind. Nachdem er seine Arbeiter bis 1880 in kleinem Maßstabe am Gewinn beteiligt hatte, wandelte er das Etablissement in eine Kommanditgesellschaft um. 25 % des Reingewinnes fallen nunmehr dem Reservefonds zu, 25 % der Direktion und 50 % entfallen auf Kapital und Arbeit. Letztere werden pro rata der Zinsen und Löhne verteilt. Im Jahre 1883 betrugen die Zinsen 230,000 Franken, die Löhne 1,888,000 Franken. Die Gewinnanteile vermitteln den allmählichen Übergang des Etablissements in die Hände der Arbeitnehmer. Im Jahre 1883 besaßen diese bereits ein Dritteil des Kapitals und zusammen 1,969,000 Franken, und in 4 Jahren sind den Arbeitern im ganzen 2,566,000 Franken in Form von Gewinnanteilen zugekommen. Die Leitung liegt in den Händen Godins und der Elite der Arbeiter. Mit dem Etablissement sind Invaliden- und Krankenkassen, Versicherung des notwendigsten Lebensunterhaltes, Arzneifonds, Erziehungs- und Unterrichtsanstalten, Kindernähranstalt und Krippe verbunden. Der Erfolg ist nach jeder Richtung ein durchschlagender. Es folgte noch eine Schilderung des weltbekannten Modewarengeschäfts „au bon marché“ in Paris mit Bezug auf Gewinnbeteiligung und Wohlfahrtseinrichtungen. Schließlich erwähnte der Vortragende die von der französischen Regierung im Jahre 1883 hierüber veranstaltete Enquete. Diese ermittelte, daß die ersten Anfänge mit der Einführung der Gewinnbeteiligung in Frankreich von 1835 datieren, daß die Entwicklung im Anfange langsam aber stetig vor sich ging und seit 1870 wesentlich an Bedeutung gewonnen hat. Die vernommenen Sachverständigen sprachen sich sehr günstig über die erzielten Resultate aus. Das soziale, sittliche und wirtschaftliche

Niveau des Arbeiters ist gehoben worden, und die Harmonie zwischen Kapital und Arbeit wurde wesentlich gefördert. Streike sind ausgeblieben, Trinken und Blaumachen verschwindet. Der Geschäftsgewinn hat sich vermehrt, festes Personal wurde erlangt, Arbeitskräfte, Aufsichtspersonal und Rohmaterial gespart, Arbeitsgeräte geschont, und die Arbeit wurde besser, und schneller besorgt. Es ist zu wünschen, daß diese Ergebnisse in Deutschland allgemein bekannt werden, damit auch hier das System der Gewinnbeteiligung mehr Boden gewinne.

In der Sitzung vom 11. März hielt Herr Dr. jur. Max Quarck einen Vortrag „Zur äußeren Geschichte der Fabrikinspektion in Deutschland".

Die kritische und vergleichende Geschichte der deutschen Fabrikinspektion ist noch so wenig geschrieben, wie diejenige der deutschen Arbeiterschutzgesetzgebung (vgl. Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie, II. Band, S. 638. Anm. 218). Die erstere würde ja nur einen Teil der letzteren bilden. Gar zu lang und weitschichtig brauchte eine derartige Arbeit auch nicht zu werden, denn der Entwicklungsgang, der zu beschreiben wäre, ist noch sehr kurz. Immerhin bleibt es bezeichnend, daß wir in der deutschen Fachlitteratur früher eine Darstellung des Werdeganges der englischen Fabrikinspektion (von Weyer, Tübingen 1888) bekommen haben, als die der gleichen sozialen Einrichtung in Deutschland. Dasjenige, was sich noch am meisten einem Anfang von kritischer Geschichtsschreibung in der gewünschten Richtung nähert, sind unzweifelhaft Thuns Arbeiten; sie können dem zukünftigen Historiographen des Gebietes zum Muster dienen.*) Aber der beste Teil

*) Im folgenden wird versucht, die bisherige Litteratur über den Gegenstand möglichst genau zusammenzustellen, da auch dies bisher noch nicht geschehen ist. In chronologischer Reihenfolge sind folgende Schriften zu nennen, wenn von Rentzsch „Volkswirtschaftslehre" abgesehen wird, in der noch in den 60er Jahren von „sogenannten" deutschen Fabrikinspektoren die Rede war: Artikel „Der Normalarbeitstag und die Fabrikinspektoren" von Dr. Karl Braun in „Jahrbuch für Volkswirtschaft", herausgegeben von Dr. W. Eras, 3. Jahrgang, Leipzig, O. Wigand, 1869, S. 10—40. — Artikel „Fabrikgesetzgebung" von E. Meier, S. 396 ff. des „Rechtslexikon"

der Thun'schen Vorarbeiten erstreckt sich nur auf die preußische Fabrikinspektion, und gerade die systematische Darstellung der bundesstaatlichen Einrichtungen für Beaufsichtigung der Fabriken, sowie die Geschichte der Reformbestrebungen seit dem Reichsobligatorium von 1878 fehlen noch.

Wenn Elster a. a. O. über Thun hinaus zurückgehen zu müssen glaubt und die Fabrikkommissare, welche in Preußen bereits zu Anfang des 18. Jahrhunderts angestellt wurden, als eine Art Vorgänger der heutigen auffaßt („ihre Aufgaben waren in vielfacher Beziehung die gleichen, wie die unserer Fabrikinspektion"), so verkennt er wohl, daß das Amt dieser Kommissare lediglich im handelspolitischen und steuerlichen Interesse des Staates errichtet wurde und beim Fehlen industrieller Zustände, welche den heutigen auch nur entfernt ähnlich gesehen hätten, mit dem Arbeiterschutz nicht das geringste zu thun hatte. Denn daran muß man doch festhalten, daß wir heute unter dem technischen Ausdrucke „Fabrikinspektion" in der Staatswissenschaft nur diejenige Beaufsichtigung

---

von Holtzendorff, 1. Auflage, Leipzig 1870. — „Verhandlungen der Eisenacher Versammlung zur Besprechung der sozialen Frage am 6. und 7. Oktober 1872." Auf Grund der stenographischen Niederschrift von Heinrich Roller in Berlin, herausgegeben vom ständigen Ausschuß. Leipzig 1873, namentlich S. 65 ff. — Artikel „Der Arbeitsvertrag in seiner systematischen Stellung, eine Studie zur Fabrikgesetzgebung" von P. Holdheim, S. 247 ff. der „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft", 30. Jahrgang, 2. Heft, Tübingen 1874. — Artikel „Beiträge zur Geschichte der Gesetzgebung und Verwaltung zu Gunsten der Fabrikarbeiter in Preußen" von A. Thun, S. 59 ff. der „Zeitschrift des K. Preußischen Statistischen Bureaus", 17. Jahrgang, 1877, Berlin. — Artikel „Die Fabrikinspektion insbesondere in England und der Schweiz" von Dr. V. Adler in „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", N. F., Band 8, 3. Heft, S. 193 ff., Jena. — „Die Industrie am Niederrhein und ihre Arbeiter." Von A. Thun, 1879, Leipzig. 1. Teil, S. 178 — Artikel „Die Fabrikinspektoren in Deutschland". Von A. Thun im „Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirtschaft im Deutschen Reiche". N. F., 5. Jahrgang, 1. Heft, Leipzig 1881, S. 55. ff. — Artikel „Die deutschen Fabrikinspektoren" von P. Dehn in „Annalen des Deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik", Jahrgang 1881, Leipzig, S. 153 ff. — Artikel „Die deutsche Fabrikinspektion" von P. Dehn in „Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft", 38. Jahrgang,

der Industrie verstehen, welche zum Schutze des Lohnarbeiters vor den schlimmsten Einwirkungen der kapitalistischen Produktionsweise auf das geistige und das materielle Dasein der Beschützten ausgeübt wird, und zwar durch einzelne Beamte, nicht durch Kommissionen mehr oder weniger gemischter Art oder durch Korporationen. Wenigstens drängt die moderne Entwickelung der Fabrikinspektion in ihrer sich in verschiedenen Ländern mehr und mehr nach dieser Richtung vervollkommnenden Gestalt dazu, das Merkmal der Aufsicht durch Einzelbeamte nunmehr ebenfalls als wesentlich in die Definition des Begriffes mit aufzunehmen. Die Fabrikkommissare unter Friedrich Wilhelm I. von Preußen gehören also nicht in die eigentliche Geschichte der deutschen Fabrikinspektion, weil sie nicht zum Schutze der Arbeiter gegen Mißstände der kapitalistischen Großproduktion da waren, und es gehören ferner nicht in sie die von Thun näher geschilderten preußischen Lokalkommissionen vom Jahre 1845 oder die korporativen Gewerberäte von 1849. Die Geschichte der modernen deutschen Fabrikinspektion hebt vielmehr erst an mit dem preußischen Gesetz vom 16. Mai 1853*) über die

1882, Tübingen. S. 184 ff. — Artikel „Die Berichte der deutschen Fabrikinspektoren für 1881" von H. Braun in „Neue Zeit" (Stuttgart, Dietz) 1883, S. 73 ff. — Artikel „Die Fabrikinspektionsberichte und die Arbeiterschutzgesetzgebung in Deutschland" von L. Elster in „Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik", N. F., 11. Band, 5. Heft, Jena 1885, S. 393 ff. — Schönberg, Handbuch der politischen Ökonomie, 2. Auflage, Tübingen 1886, 2. Band, S. 636 ff. — Artikel „Die deutsche Fabrikinspektion im Jahre 1887" von M. Quarck in „Archiv für soziale Gesetzgebung und Statistik", 1889, Tübingen, 2. Band, 2. Heft, sowie eine Reihe Aufsätze von A. Bebel über die deutschen Inspektionsberichte in den letzten Jahrgängen der „Neuen Zeit" (Stuttgart, Dietz). Charakteristisch für die vielfache Vernachlässigung des Gegenstandes in der staatswissenschaftlichen Litteratur ist auch der Umstand, daß in Marquardsens neuem, dem volkswirtschaftlichen Handbuch von Schönberg nachgebildeten „Handbuch des öffentlichen Rechts" (Freiburg, Mohr) die Einrichtung des Fabrikinspektorates in den verschiedenen Staatsrechtsmonographien der deutschen Einzelstaaten zum teil gar nicht erwähnt und von den Verfassern gar nicht gekannt scheint, obgleich vielfach unwichtigere und untergeordnetere Behörden aufgezählt werden.

*) Preuß. Gesetzsammlung 1853, S. 225, Nr. 3750 (vollständig abgedruckt in der „Gesetzsammlung für die Kgl. Pr. Staaten, 1866—1865". Chronologische Zusammenstellung ꝛc. Berlin, Heymann 1866., 1. Abt. 2. Band, S. 503.)

Beschäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern in Fabriken, dessen § 11 folgendes bestimmt:

> Die Ausführung dieser Bestimmungen soll, wo sich dazu ein Bedürfnis ergiebt, durch Fabrikinspektoren als Organe der Staatsbehörden beaufsichtigt werden.
>
> Diesen Inspektoren kommen, soweit es sich um Ausführung der Vorschriften dieses Gesetzes und das Regulativ vom 9. März 1839 handelt, alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden zu.
>
> In welcher Weise sie eine stehende örtliche Aufsicht zu bilden, dieselbe zu unterstützen und zu leiten und mit der vorgesetzten Behörde einen fortgehenden Verkehr zu erhalten haben, werden die Minister für Handel und Gewerbe und öffentliche Arbeiten, der Unterrichtsangelegenheiten und des Innern bestimmen.
>
> Die Besitzer gewerblicher Anlagen sind verpflichtet, die auf Grund dieses Gesetzes auszuführenden amtlichen Revisionen zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, zu gestatten."

Die erste Dienstanweisung für einen Fabrikinspektor erfloß nun in Ausführung der Alinea 3 obiger Gesetzesbestimmung für den Aufsichtsbeamten zu Arnsberg am 20. Dezember 1854, (vgl. M. Bl. d. i. V. 1855, S. 31), also immerhin erst länger als ein Jahr nach der gesetzlichen Einführung der Inspektion. Die exakte Feststellung des Textes der verschiedenen Instruktionen wäre auch eine Aufgabe der künftigen Historiographie unserer Fabrikinspektion.*) Inwiefern die Bewegung von 1848 mitbestimmend auf die Schöpfung der neuen Staatseinrichtung wirkte, hat leider auch noch kein wirtschaftlicher Geschichtsschreiber festzustellen gesucht, obgleich doch der Zusammenhang zwischen den Arbeiterforderungen der Sturmjahre, die sich auf staatliche Überwachung und Organisation der Arbeit bezogen, und dem neugeschaffenen Institut in die Augen

*) Ein Anfang mit der Sammlung bezw. dem Abdruck neuerer Instruktionen ist gemacht in: „Fabrikgesetzgebung des Deutschen Reichs und der Einzelstaaten Handbuch ꝛc., bearbeitet von einem Mitgliede des Reichstages" ꝛc. (Berlin 1873, Fr. Kortkampf), wo S. 187 die alte badische, S. 188 die sächsische Instruktion steht, ferner in: „Die deutsche Gewerbeordnung, nebst Vollzugsvorschriften (unter besonderer Berücksichtigung des Großherzogtums Baden)" von Dr. K. Schenkel (Tauberbischofsheim, J. Lang 1884), wo die badische Instruktion nebst vielen interessanten Bemerkungen über das Partikularrecht der badischen Inspektion sich findet, endlich in: „Deutsche Gewerbeordnung" von Illing, 2. Aufl. (Berlin 1886, A. Haack), wo S. 130 die neueste preußische Instruktion abgedruckt ist.

ſpringt. Daß die Geſetzgebung auch nur den Fortſchritten der ſich entwickelnden Großinduſtrie nachfolgte, ergiebt ſich daraus, daß in großen Zwiſchenräumen zunächſt Beamte für die gewerbfleißigſten Gegenden, für Aachen, Düſſeldorf und Arnsberg ernannt wurden, und die Inſpektion von Mitte der fünfziger bis Ende der ſechziger Jahre ſo gut wie einſchlief. Daß aber dieſen erſten Beamten wenigſtens vollſtändiges polizeiliches Verfügungsrecht belaſſen war, ſcheint aus den Auszügen hervorzugehen, welche bis jetzt einzig und allein Thun („Induſtrie am Niederrhein“ a. a. O.) nach ihren Berichten gab.

Im Jahre 1869 wurde die Gewerbeordnung für den Norddeutſchen Bund kodifiziert, weſentlich auf Grund der bisherigen preußiſchen Beſtimmungen. Wo ſo vieles gründlich neu und halbwegs einheitlich im Gewerbeweſen geordnet wurde, hätte wohl auch die Reform der Aufſicht über die Arbeiterſchutzbeſtimmungen nicht fehlen ſollen. Aber die Gewerbereform von 1869 geſchah ſo ſehr im Intereſſe nur der beſitzenden Klaſſen, hatte der freien Entfaltung des kapitaliſtiſchen Induſtriebetriebes ſo viel alte Zunftſchranken aus dem Wege zu räumen, daß für die Arbeiterfürſorge keine Zeit übrig blieb. Daß die Fabrikinſpektion bei der Gewerbereform des Jahres 1869 aus den oben angedeuteten Gründen zu kurz kam, beſtätigt der Überblick über die Verhandlungen, den Thun im „Jahrbuch“ ꝛc. a. a O. giebt. Nachgetragen muß dem Thunſchen Berichte über die Verhandlungen werden, daß vom Abgeordneten v. Branchitſch (Genthin) allerdings ein Antrag auf Anſtellung von Inſpektoren als Bundesbeamte, welche mit den amtlichen Befugniſſen einer Polizeibehörde die Ausführung der die Beſchäftigung der jugendlichen Arbeiter betreffenden Beſtimmungen überwachen ſollten, geſtellt war, aber auf die Ausführung des Präſidenten des Bundeskanzleramtes Delbrück hin abgelehnt wurde.*) Delbrück hob im weſentlichen hervor, daß er das Inſtitut zwar im allgemeinen für nützlich halte, daß es aber bei dem Mangel eines allſeitigen Bedürfniſſes, an welches er nicht glaube, kaum ratſam erſcheine, es als eine organiſche Einrichtung für das ganze Bundesgebiet hinzuſtellen. Die Vorlage

*) Stenograph. Ber. des Abg.-Hauſes. S. 683, zitiert nach Kah, Die Gewerbeordnung (Würzburg 1873) S. 211, Anm.

nehme ja auch auf das Institut insoweit Rücksicht, als nach ihr dort, wo solche Beamte angestellt würden, ihnen immer noch die Befugnisse der Polizeibehörden zustehen sollten.

Hätte man es freilich einigermaßen Ernst mit der Aufnahme der Einrichtung in die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes genommen, die ja nun doch formell geschah, so wären gewiß schon jetzt den vergrößerten Verhältnissen entsprechend, eine Art Zentralisation der Einrichtung einerseits, und andrerseits Bestimmungen geboten gewesen, welche den anderen Bundesstaaten außer Preußen die verfassungsmäßige Einführung des Instituts, selbst wenn man diese noch fakultativ ließ, plausibler gemacht hätte. So ging aber bezüglich der Fabrikinspektion in die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes im wesentlichen die zwanzig Jahre alte preußische Bestimmung ohne Ansehung der veränderten Verhältnisse ihres Geltungsgebietes über, wie folgende Wiedergabe zeigt. Der § 132 (§ 138 des Regierungsentwurfes von 1868 und 1869) der neuen Gewerbeordnung lautete:

„Wo die Aufsicht über die Ausführung der vorstehenden Bestimmungen (§§ 128—133) eigenen Beamten übertragen ist, stehen denselben bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Fabriken zu.

Die auf Grund der Bestimmungen der §§ 128—133 auszuführenden amtlichen Revisionen der gewerblichen Anstalten sind die Besitzer derselben verpflichtet zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, während die Anstalten im Betriebe sind, zu gestatten."

Man kann sogar finden, daß diese nunmehr für die 24 Staaten des Norddeutschen Bundes bezw. später des Deutschen Reiches geltende Bestimmung über Fabrikinspektion eine Abschwächung ihres alten preußischen Musters vom Jahre 1853 ist und deshalb ernstliche Bedenken tragen, den Satz Dehns zu unterschreiben, daß 1869 „der Grund gelegt worden sei zu einem neuen Werke." Die alte preußische Bestimmung betonte in ihrem Eingange wenigstens noch die Bedürfnisfrage und sagte, Fabrikinspektoren als Organe der Staatsbehörden sollten da eingesetzt werden, „wo sich dazu ein Bedürfnis ergiebt". Sie legte also die Prüfung der Bedürfnisfrage in jedem einzelnen Industriebezirk mindestens sehr nahe, während die neue norddeutsche Gewerbeordnung dies unterläßt, indem sie mit den

Worten beginnt: „Wo die Aufsicht . . . eigenen Beamten übertragen ist . . .“ In der alten preußischen Bestimmung (Al. 2) wird auch das Thätigkeitsgebiet der Beamten noch einigermaßen spezifiziert und von einer „stehenden, örtlichen“ Fabrikaufsicht gesprochen, was an die „ständige, soziale Enquete“ erinnert, welche die Wissenschaft von den Inspektoren erwartete.

Kein Wunder, daß die sich verschärfenden Industriezustände wenigstens in einzelnen Bundesstaaten zu Anläufen einer Verallgemeinerung der Fabrikinspektion trieben. Dehn glaubt, auch den in Baden durch Verfügung vom 26. Dezember 1871 gemachten Versuch, eine partikulare Fabrikinspektion einzuführen, hierher rechnen zu dürfen. Brentano und Thun verneinen dies, der letztere charakterisiert jedoch das Vorgehen in Baden noch immer nicht treffend genug. Dieses muß als eine Reaktion bezeichnet werden, welche die Abschwächung der alten preußischen Fabrikaufsichtsbestimmung durch den Norddeutschen Reichstag noch übertrifft. Von den Inspektoren als direkten „Organen der Staatsbehörden“, wie das Gesetz von 1853 so klar und bestimmt sagte, griff man in Baden zurück auf eine Art freiwilliger Aufseher ohne Besoldung im Ehrenamte, die vom Bezirksrat in größerer Anzahl für einen Bezirk, jedoch ohne örtliche Abgrenzung des Wirkungskreises für den einzelnen, ernannt wurden.*) Das hieß eigentlich die preußischen Lokalkommissionen vom Jahre 1845 wiederbeleben und die ganze Errungenschaft des Gesetzes von 1853 negieren. Ein genauer Kenner der badischen Verhältnisse, der seit langem in einer Stellung sich befindet, die ihm richtigen Einblick in die Dinge ermöglicht, schreibt dem Vortragenden über den 1871er Versuch kurz und bündig: „Das Ergebnis dieser zahlreichen ehrenamtlichen Inspektoren war gleich Null.“ Auch hier ist die Rückwirkung der Arbeiterbewegung der sechziger Jahre, deren Forderungen bezüglich Fabrikinspektion der Abgeordnete Schweitzer im Norddeutschen Reichstage zum Ausdruck brachte, noch kaum wissenschaftlich erörtert. Den ersten entschiedenen Schritt vorwärts machte dann endlich das Königreich

*) Vgl. S. 26 u. 33 des Protokolls der „Eisenacher Konferenz“, auch Schmollers Äußerung S. 49. Dehn (in „Annalen“ 2c. a. a. O.) S. 159 spricht irrtümlich nur von einem Inspektor.

Sachsen, welches wegen seiner hohen Gewerbeentwickelung wohl auch Preußen einmal den Rang ablaufen durfte: Anfangs März 1872 gelang es der sächsischen Regierung, das Einverständnis der Landstände, nicht ohne Widerspruch allerdings, dazu zu erhalten, daß „man den Versuch mache, die Dampfkesselrevisionsbeamten zugleich als Aufsichtsbeamte . . . . zu benützen." Man hatte eben die Erfahrung gemacht, daß „Anzeigen von Kontraventionen aus den Kreisen der Beteiligten selbst nur selten vorkommen",*) und eine königliche Verordnung vom 4. September 1872 ließ die Wirksamkeit von vier Inspektoren am 1. Oktober d. J. beginnen. Daß die sächsischen Gewerbeinspektoren aus den mit der Kesselrevision betrauten Beamten hervorgingen, hängt ihnen heute noch nach, da sie dieses Nebenamt noch immer außer den stetig wachsenden Hauptgeschäften besorgen müssen. Vielfach wird deshalb dafür plädiert, ihnen die Kesselrevision abzunehmen, die übrigens meines Wissens auch noch in kleineren Staaten, z. B. im Fürstentum Schwarzburg-Rudolstadt, mit der Fabrikinspektion verbunden ist. Selbst eine Unternehmervereinigung, die Leipziger Handelskammer (vgl. Hirths Annalen, Jahrgang 1874, S. 431), hat sich für diese Erleichterung ausgesprochen, während Thun (in Jahrb. für Gesetzgebung a. a. O., S. 75) ziemlich alleinstehend eine Ausdehnung der sächsischen Einrichtung auf Preußen befürwortet, freilich nur, weil sich Dampfkesselrevisionsvereine dort nicht bewährt hätten, und mit dem Hinzufügen, daß die Gewerberäte dann Assistenten bekommen müßten.

In Preußen hatte man ja inzwischen auch einige neue Inspektoren angestellt. Aber Minister Dr. Achenbach hielt am 6. Februar 1875 im preußischen Abgeordnetenhause eine Rede über diese sogenannte „Reorganisation" des Inspektorates, die gerade nicht viel Reformierendes versprach. Und die Thatsachen bestätigten seine Worte. Es ist nämlich bis jetzt in der Litteratur überhaupt noch nicht hervorgehoben worden, daß die neue Instruktion der neuen Beamten (vorgedruckt den ersten, durch Druck veröffentlichten Berichten von 1874, Berlin, v. Decker) zum ersten Male die bis-

*) Vgl. Dehn („Annalen" a. a. O.), der die sächsischen Verhandlungen bis jetzt am ausführlichsten dargestellt hat, obgleich diese offenbar noch reichen Stoff zur Ausbeute bieten.

herige polizeiliche Befugnis des alten preußischen Inspektors dahin beschränkte, daß er „polizeiliche Verfügungen nur in solchen Fällen zu erlassen hat, wo er ein sofortiges Einschreiten für notwendig erachtet" (§ 7 al. 1). Damit war ein großer Rückschritt gegen 1853 gethan, wenn man auch neue Beamten anstellte.

Es kommt nun die Geschichte der „geheimen" Reform des Fabrikinspektorates im Sinne einer Bundeseinrichtung. Lohren, keine einzige amtliche Quelle sonst, hat nämlich in einer Broschüre, betitelt: „Entwurf eines Fabrik- und Werkstättengesetzes zum Schutz der Frauen- und Kinderarbeit, hergeleitet vom Standpunkte der ausländischen Konkurrenz" (Potsdam, Gropius, 1877), mitgeteilt, es sei Mitte der siebziger Jahre im Ministerium — im preußischen — eine erste Novelle zur Reichsgewerbeordnung ausgearbeitet worden, welche in fünf Paragraphen die obligatorische Einführung der Fabrikinspektoren für das Reich anordnete. Bei der Seltenheit der Lohrenschen Schrift seien die sonst nirgends gedruckten Paragraphen als historisches Dokument hier wiedergegeben. Sie lauteten:

§ 132. Die Aufsicht über den konzessionsmäßigen Bestand und Betrieb der im § 16 und dessen Ergänzungen aufgeführten Anlagen, sowie über die Ausführung der Bestimmungen der §§ 107—107 e und 128—131 (Fabriken-Inspektion) ist ausschließlich oder neben den ordentlichen Polizeibehörden besonderen Beamten zu übertragen.

§ 132 a. Den Beamten der Fabriken-Inspektion stehen für ihren Wirkungskreis in dem ihnen zugewiesenen Bezirke alle amtlichen Befugnisse der ordentlichen Polizeibehörden — mit Ausschluß des Rechtes, Polizeiverordnungen zu erlassen — zu.

Über die gegen ihre Verfügungen zulässigen Rechtsmittel, über den Instanzenzug und das Verfahren bestimmen die Landesgesetze.

§ 132 b. Den Beamten der Fabriken-Inspektion muß auf Vorzeigung ihrer Legitimation der Zutritt zu jeder ihrer Aufsicht unterstehenden im Betriebe befindlichen Anlage, in allen ihren Teilen sofort und zu jeder Zeit, gestattet werden.

Die Besitzer und Leiter der fraglichen Anlagen haften für die Befolgung dieser Vorschrift durch die in ihrem Dienste stehenden Personen, welchen die Überwachung der Zugänge zu der Anlage übertragen ist.

§ 132 c. Die Beamten der Fabriken-Inspektion sind berechtigt, die Besitzer und Leiter der ihrer Aufsicht unterstehenden Anlagen, sowie die in den letzteren beschäftigten Personen über die in ihren Wirkungskreis fallenden Thatsachen und Verhältnisse zu vernehmen.

Digitized by Google

§ 132 d. Die Ortspolizeibehörden sind verpflichtet, den Beamten der Fabriken-Inspektion auf ihr Ansuchen bei der Revision der in ihrem Bezirk belegenen Anlagen, sowie bei den in § 132 c bezeichneten Vernehmungen Assistenz zu leisten und den auf Vornahme eigener Revisionen oder Vernehmungen gerichteten Requisitionen derselben Folge zu geben.

Wenn Thun („Jahrbuch" ꝛc. a. a. O.) Recht hat, scheiterten diese Bestimmungen an dem Widerstande der Großindustriellen, denen allein sie zur Begutachtung vorlagen. Im späteren Regierungsentwurf einer Gewerbeordnungsnovelle waren sie nicht mehr enthalten. Vor der letzteren brachten noch die sozialdemokratischen Abgeordneten Fritzsche, Bebel und Genossen am 11. April 1877 einen umfangreichen Antrag auf Errichtung einer Reichsarbeitsinspektion ein, den Thun ganz übergeht. Erst die nach der ersten Lesung der Regierungsnovelle (2. März) im Jahre 1878 vom Reichstag gewählte Kommission setzte das Obligatorium der Fabrikinspektion für alle Einzelstaaten durch (vgl. zu diesen ziemlich bekannten und verschiedentlich breit behandelten Diskussionen*) den Kommissionsbericht vom 11. April 1878 [Aktenstück Nr. 177, S. 1185 ff. der Drucksachen des Reichstages], sowie die stenographischen Sitzungsberichte vom 9. und 18. Mai 1878), aber gegen den fortwährenden Widerspruch der verbündeten Regierungen. Der neue § 139 b der Reichsgewerbeordnung lautet jetzt:

„Die Aufsicht über die Ausführung der Bestimmungen §§ 135 bis 139 a sowie des § 120 Absatz 3 in seiner Anwendung auf Fabriken ist ausschließlich oder neben den ordentlichen Polizeibehörden besonderen von den Landesregierungen zu ernennenden Beamten zu übertragen. Denselben stehen bei Ausübung dieser Aufsicht alle amtlichen Befugnisse der Ortspolizeibehörden, insbesondere das Recht zur jederzeitigen Revision der Fabriken zu. Sie sind, vorbehaltlich der Anzeige von Gesetzwidrigkeiten, zur Geheimhaltung der amtlich zu ihrer Kenntnis gelangenden Geschäfts- und Betriebsverhältnisse der ihrer Revision unterliegenden Fabriken zu verpflichten.

Die Ordnung der Zuständigkeitsverhältnisse zwischen diesen Beamten und den ordentlichen Polizeibehörden bleibt der verfassungsmäßigen Regelung in den einzelnen Bundesstaaten vorbehalten.

Die erwähnten Beamten haben Jahresberichte über ihre amtliche Thätigkeit zu erstatten. Diese Jahresberichte oder Auszüge aus denselben sind dem Bundesrat und dem Reichstag vorzulegen.

*) Gensel, „Das G., betr. die Abänderung der GO." (Schmollers Jahrbuch II. Bd. 3. Heft, S. 206).

Auf Antrag der Landesregierungen kann für ſolche Bezirke, in welchen Fabrikbetriebe gar nicht oder nur in geringem Umfange vorhanden ſind, durch Beſchluß des Bundesrates von der Anſtellung beſonderer Beamten abgeſehen werden.

Die auf Grund der Beſtimmungen der §§ 135—139 a ſowie des § 120 Abſatz 3 in ſeiner Anwendung auf Fabriken auszuführenden amtlichen Reviſionen müſſen die Arbeitgeber zu jeder Zeit, namentlich auch in der Nacht, während die Fabriken im Betriebe ſind, geſtatten."

Ein genauer Vergleich dieſes Paragraphen mit dem § 11 des preußiſchen Geſetzes vom 16. Mai 1853 (vgl. S. *407* oben) und dem § 132 der GO. für den Norddeutſchen Bund von 1869 (vgl. S. *409* oben) iſt in mehr als einer Richtung intereſſant. Nach der alten preußiſchen Beſtimmung ſoll die Inſpektion imperativ dort eintreten, „wo ſich dazu ein Bedürfnis ergiebt". Die Gewerbeordnung für den Norddeutſchen Bund gab dieſe erſte ſozialpolitiſche Errungenſchaft gänzlich auf, traf von Bundeswegen überhaupt keine Beſtimmung über die Übernahme der Fabrikinſpektion auf das Bundesgebiet, ſondern ſtellte die Einrichtung einer ſolchen durchaus in das Belieben der Einzelſtaaten. Demgegenüber bedeutet das Reichsobligatorium von 1878 freilich einen gewiſſen Fortſchritt. Aber ſeine Konſequenzen ſind abſolut nicht gezogen: die Beamten werden doch wie im alten Norddeutſchen Bund von den Einzelſtaaten ernannt und beaufſichtigt, und die Ausnahmebeſtimmung in Abſatz 4 des § 139 b geſtattete einigen Staaten wiederum durchzuſchlüpfen (Lübeck, Mecklenburg-Strelitz und die beiden Lippe). Am bedeutſamſten aber iſt der verſtecktere Rückſchritt, der gemacht wurde. Sämtliche Einzelſtaaten einigten ſich nämlich nach 1878 im Bundesrat über die gemeinſamen Hauptbeſtimmungen einer Dienſtanweiſung, in welcher den Inſpektoren auch noch jene polizeiliche Notbefugnis, welche die preußiſche Dienſtanweiſung vom Jahre 1874 vorſah, genommen wurde. Die betreffende Beſtimmung (vgl. preußiſche Dienſtanweiſung vom 24. März 1879, M. Bl. S. 152) lautet:

„Den Aufſichtsbeamten ſtehen nach § 139 b Abſatz 1 der GO. die amtlichen Befugniſſe der Ortspolizeibehörden zu. Sie ſollen indeſſen von dem Rechte, Strafmandate oder polizeiliche eventuell im Wege adminiſtrativen Zwanges durchzuführende Verfügungen zu erlaſſen, *keinen Gebrauch machen*."

Das Ergebnis ist ein äußerlicher Fortschritt, der sich im Reichsobligatorium auszudrücken scheint, aber ein gewaltiger innerlicher Rückschritt, da gerade mit der Ausdehnung des Instituts den Beamten jede selbständige Machtbefugnis aus der Hand genommen wird. Juristisch ist diese Nichtausführung einer Gesetzesbestimmung auf administrativem Wege durchaus zulässig. Ob sich der Reichstag die Sache politisch gefallen lassen will, ist eine andere Frage. Bis jetzt ist er in den langatmigen Diskussionen*) über Vermehrung des Fabrikinspektionspersonals und die seit 1885 nur auszugsweise gegebenen Berichte der Beamten auf die Haupt- und Grundfrage der Angelegenheit seltsamer Weise gar nicht eingegangen. Neu ist im § 139 b der revidierten Reichsgewerbeordnung doch noch der die Berichterstattung betreffende Absatz, der sich weder im alten preußischen Gesetz, noch im § 120 der Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes findet, was übrigens Preußen nicht gehindert hatte, bereits von 1874 ab Berichte, die veröffentlicht wurden, von seinen Inspektoren zu fordern. Da es in der Bestimmung des § 139 b, die Veröffentlichung der Inspektorenberichte betreffend, der Regierung freigelassen war, die Originale

*) Zur Erleichterung einer künftigen Bearbeitung dieser Verhandlungen seien deren Daten hier zusammengestellt. Reichstag: 23. März 1881, 1. Dezember 1881, 14. Februar 1883, 8. Januar 1885, 5. März 1885, 11. März 1885, 2.—4. und 11. Dezember 1885, 15. März 1886, 17. März 1886, 6. Dezember 1886, 28. März 1887, 17. Januar 1888, 20. Januar 1888, 19. Januar 1889. Preußisches Abgeordnetenhaus: 8. Januar 1880, 10. März 1882, 19. Dezember 1883, 23. März 1886, 19. Januar 1887, 26. März 1887, 7. Februar 1888, 23. Februar 1888, 9. Februar 1889. Eine Weiterbildung der deutschen Fabrikinspektion war versucht in dem bekannten Arbeiterschutzantrage der Abgg. Grillenberger, Bebel u. Gen. vom 29. Januar 1885 (Arbeitsämter), der nach einem Begräbnis in einer Kommission am 19. November 1885 wieder eingebracht wurde. Er führte nur zur Annahme einer Reichstagsresolution (17. März 1886), in welcher der Herr Reichskanzler um Vermehrung der Aufsichtsbeamten und Verkleinerung der Aufsichtsbezirke dort ersucht wird, „wo sich das Bedürfnis einer solchen Maßregel herausgestellt hat". Einen entsprechenden Antrag erhob das preußische Abgeordnetenhaus in seiner Sitzung vom 26. März 1887 zum Beschluß, ohne daß die betreffenden Regierungen bis jetzt diesen Anregungen Folge gegeben hätten. Ein Antrag auf Veröffentlichung der preußischen Originalberichte wurde am 7. Februar 1888 im preußischen Landtage abgelehnt.

oder Auszüge aus ihnen zu veröffentlichen, so war es natürlich, daß man an maßgebender Stelle sehr bald zu Auszügen neigte, nachdem von 1879 bis 1884 einschließlich die Originale veröffentlicht worden waren. Staatsminister von Boetticher hat in einer kürzlich stattgehabten Reichstagssitzung mitgeteilt, daß der Absatz der Berichte bisher nie über 2000 Exemplare stieg, obgleich von Behörden ꝛc. allein 1200 fest genommen werden müßten.

* * *

Zum Schluß sei die Entwicklung der Fabrikinspektion in Deutschland noch einmal kurz zusammengefaßt und ihr gegenwärtiger Stand in den hauptsächlichsten Einzelstaaten festgestellt.

In Preußen besteht das Fabrikinspektorat seit dem 16. Mai 1853, zuerst nur mit wenigen Beamten für den Westen der Monarchie, seit 1875 für weitere Teile des Königreichs, seit 1879 für sämtliche Provinzen. Den Titel „Gewerberäte" führen die Inspektoren kraft landesherrlichen Erlasses seit 1879.

In Sachsen wurde die Fabrikinspektion eingeführt durch Verordnung vom 4. September 1872, weiter ausgebildet durch Verordnung vom 11. März 1884, wo auf Anregung der sozialdemokratischen Abgeordneten des Landtages eine wesentliche Vermehrung der Beamten stattfand.

Nach Inkrafttreten des Reichsobligatoriums von 1878 folgten erst die übrigen deutschen Staaten, namentlich in Süddeutschland, nach.

Bayern*) erhielt durch Verordnung vom 17. Februar 1879 drei, durch Verordnung vom 8. Juli 1886 vier Inspektoren. In Württemberg trat die Inspektion auf Grund der Verordnung vom 2. Oktober 1879 in Kraft, in Baden durch Verordnung vom 30. Januar 1879. Die übrigen Einzelstaaten führten die Fabrikaufsicht sämtlich im Laufe desselben Jahres ein, bis auf Mecklenburg-Strelitz, Schaumburg-Lippe, Lippe, Lübeck und Elsaß-Lothringen. Die vier erstgenannten ließen sich auf Grund des Absatz 4 des § 139 b der GO. von der Pflicht zur Errichtung

*) Der Bericht einer Reichstagskommission vom 11. April 1878 enthält die Bemerkung, daß man in Bayern vor 1878 „wiederholt vergeblich" um die Einführung der Fabrikinspektion nachgesucht habe.

des Inſpektorates dispenſieren*) (vergl. die einzige amtliche Mitteilung hierüber in den „Amtlichen Mitteilungen aus den Berichten der mit der Beaufſichtigung der Fabriken betrauten Beamten“ für 1885, S. 2). Lübeck hat jedoch darauf verzichtet, länger als bis Ende 1886 von der Dispenſation Gebrauch zu machen und durch Senatsbeſchluß vom 8. November 1886 einen Fabrikinſpektor eingeſetzt, welcher ſeit 1. Januar 1887 fungiert. Auch Mecklenburg-Strelitz einerſeits und die beiden Lippe andererſeits haben nach der Berufszählung von 1882 mindeſtens ebenſoviele Fabrikbetriebe als Lübeck.**) Elſaß-Lothringen unterlag bis zum 1. Januar 1889 der GO. überhaupt noch nicht und entbehrte deshalb jeder Fabrikinſpektion. Seit jenem Datum iſt mit der Reichsgewerbeordnung auch die Fabrikaufſicht in den Reichslanden eingeführt,***) nur daß ſie ſich vorläufig nicht ſo weit erſtreckt, wie im Reiche, weil den elſaß-lothringiſchen Induſtriellen die Befugnis zugeſtanden wurde, bis zum 1. Januar 1891 Kinder im zarten Alter und länger als 6 Stunden, ſowie jugendliche Arbeiter länger als 10 Stunden zu beſchäftigen.****) Im Großherzogtum Heſſen gaben die zwei ſozialdemokratiſchen Landtagsabgeordneten zu Beginn vorigen Jahres die Anregung zur Schaffung der Stelle eines zweiten Aufſichtsbeamten, die bei den Ständen von der Regierung durch eine Propoſition im Juli 1888 beantragt wurde. Nachdem ſich ſämtliche Handelskammern des Landes, mit Ausnahme derjenigen von

---

*) Die Angabe Dehns in den „Annalen“ S. 164, daß Oldenburg ſich ohne Inſpektion befinde, iſt unrichtig.

**) Nach den „Vorläufigen Ergebniſſen“ kamen in den Gewerbearten, die einen weſentlich fabrikmäßigen Charakter tragen, auf Mecklenburg-Strelitz 5022, in Schaumburg-Lippe 3885 und in Lippe 6634 Erwerbsthätige, während Lübeck für etwa 2117 in Fabriken Erwerbsthätige (vgl. „Amtl. Mitt.“ ꝛc. für 1887 S. 6) doch einen Aufſichtsbeamten für nötig hielt.

***) Der tüchtigſte der preuß. Aufſichtsbeamten, Dr. Wolff aus Düſſeldorf, wurde zu ihrer Wahrnehmung nach Straßburg verſetzt.

****) Als bezeichnend mag hier angemerkt werden, daß elſäſſiſche Abgeordnete bei der Beratung des Einführungsgeſetzes im Reichstage (Dezember 1887) für die Induſtriellen wohl gegen die ihrer Anſicht nach zu kurze Übergangsfriſt bezw. der Beſchäftigung von Kindern und jugendlichen Arbeitern, nicht aber gegen die alsbaldige Einführung der Inſpektion mit 1. Januar 1889 proteſtierten.

Offenbach, zustimmend geäußert haben, steht die Annahme der Proposition durch die Stände unmittelbar bevor.*) In der württembergischen zweiten Kammer erklärte Minister von Schmid (April 1889) auf eine Anregung des Abg. Gröber, man erörtere an maßgebender Stelle ebenfalls eine Vermehrung des Aufsichtspersonals.

Die Zunahme des Gesamtpersonals der deutschen Fabrikinspektion seit Einführung des Instituts in Preußen hat der Vortragende versucht, nach den „Amtlichen Mitteilungen" aus den Berichten der Aufsichtsbeamten mit möglichster, freilich nicht absolut erreichbarer Vollständigkeit in nachstehender Tabelle zusammenzustellen. Es gab

Ende des Jahres	in Preußen		in Sachsen		in Bayern		in Württemberg		in den sonstigen Staaten		insges. in Deutschland Fabrik-Aufsichtsbeamte
	Inspekt.	Assistent.	Inspekt.	Assistent.	Inspekt.	Assistent.	Inspekt.	Assistent.	Inspekt.	Assistent.	
1853	3	—	—	—	—	—	—	—	—	—	3
1875	10	—	4	—	—	—	—	—	—	—	14
1876	16	—	4	—	—	—	—	—	—	—	20
1880	19	—	5	?	3	—	2	—	17	—	46
1882	18	—	5	?	3	—	2	—	18	—	46
1884	18	—	7	12	3	—	2	—	18	—	60
1885	18	3	7	12	4	—	2	—	19	2	67
1887	18	5	7	14	4	—	1	1	18	3	71

Das allgemeine Ergebnis dieser Zusammenstellung ist eine stetig aufsteigende Zahl in der Rubrik sämtlicher deutscher Aufsichtsbeamten. Könnte man aber daneben die statistische Reihe setzen, welche den Aufschwung der Industrieunternehmungen zur gleichen Zeit darstellt, so würde der Vergleich jedenfalls nicht vorteilhaft für die deutsche Fabrikinspektion ausfallen.

*) Während der Drucklegung dieser Skizze genehmigten die hessischen Stände die Schaffung einer zweiten Fabrikinspektorenstelle, und der zweite Beamte wurde bereits Ende Juli von der Regierung ernannt, sodaß er schon im letzten Halbjahr 1889 amtieren wird.

In der gemeinschaftlichen Sitzung der Volkswirtschaftlichen und der Juristischen Sektion vom 25. März sprach Herr Stadtrat Dr. Flesch über den „Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuches und das Armenwesen."

Der Vortragende führte in einer längeren, etwa 1½ stündigen Darlegung ungefähr Folgendes aus.

Auf den ersten Anblick könne es scheinen, als ob die Beordnung des bürgerlichen Rechts gerade für das Armenwesen nur von untergeordnetem Interesse sei. Wer Armenunterstützung gebe, wolle keine privatrechtlichen Beziehungen zwischen sich und den Armen herstellen; für die Unterstützten aber, d. h. die Armen und Vermögenslosen, werden, gerade so lange sie arm und unterstützungsbedürftig seien, eben wegen ihrer Vermögenslosigkeit, die Vorschriften des Vermögensrechts — man denke an das Erbrecht, eheliche Güterrecht, Recht des Grundbesitzes u. s. w. — nur recht wenig Wichtigkeit haben. Zudem seien, was die Bildung der gesellschaftlichen Klassen, die Scheidung zwischen Besitzenden und Nichtbesitzenden angehe, die Paragraphen der Zivilgesetzbücher lange nicht von so ausschlagender Bedeutung, als die volkswirtschaftlichen Gesetze, die nur theoretisch erkannt würden, und die, ohne irgend erzwingbar zu sein, genauer eingehalten und einflußreicher seien, als alle privatrechtlichen Vorschriften.*)

*) Man kann diese „Gesetze" auch in Paragraphen bringen und sich dadurch das im Text Gesagte verdeutlichen. Redner führte als Beispiele an:

Der Verkaufspreis hat die Produktionskosten zu übersteigen. Jeder Produzent ist verpflichtet, bei Bestimmung des Verkaufspreises als Produktionskosten denselben Betrag einzusetzen, den sein unter günstigeren Verhältnissen (insbesondere mit billigerem Arbeitslohn, besseren Maschinen u. s. w) arbeitender Konkurrent aufwenden muß.

Der Arbeitslohn hat sich nach den Preisen der für den Unterhalt des Arbeiters und seiner Familie unentbehrlichen Bedürfnissen zu richten. Der Unternehmer ist berechtigt, ihn einseitig herabzusetzen, sobald die Preise jener Bedürfnisse im Fallen begriffen sind.

Beide „Gesetze" sind keine erzwingbaren Vorschriften; sie drücken lediglich Erfahrungen aus, die das ungehinderte Spiel von Angebot und Nachfrage in der Güterproduktion, bezw. bei der Feststellung des Arbeitslohnes mit Notwendigkeit mit sich bringt. Aber sie sind Erfahrungssätze, die keine der be-

Andererseits aber ständen Privatrecht und Armenpflege in engster Beziehung; das letztere ergänze gewissermaßen das erstere in der Aufgabe, allen Gliedern der Gesellschaft die Befriedigung ihrer Bedürfnisse zu ermöglichen; das Privatrecht enthalte die gerichtlich anerkannten Regeln, nach denen sich der Übergang wirtschaftlicher Güter aus einem Privatvermögen in das andere vollziehe; es reguliere diese Wertverschiebungen durch Verträge (insbesondere Kaufverträge, Mietverträge, Arbeitsverträge), oder verpflichte gewisse Personen, andere Personen auch ohne vorausgegangenen Vertrag zu unterhalten. Wer aber solche Verträge nicht abschließen könne (insbesondere Kinder, Geisteskranke, aber auch Sieche, Arbeitsunfähige, die niemanden finden, der mit ihnen kontrahieren möchte), und zu wessen Gunsten eine solche Unterhaltspflicht nicht bestehe, für den sorge nicht das Privatrecht, sondern die Armenpflege.

Zum Vertragsabschlusse selbst gehöre ferner bereits der Besitz eines gewissen Quantums äußerer Güter (Kleidung, Obdach, Arbeitsgerät u. s. w.); wem dies fehle, der sei thatsächlich außer Stande sich im Weg des Privatrechts, d. h. durch Abschluß von Verträgen, zu unterhalten, und bleibe hierzu unfähig, bis ihm das Nötige von dritter Seite und ohne Gegenleistung gegeben (geschenkt oder geliehen) sei. Den Eintritt dieser Notwendigkeit, d. h. der Armenunterstützung zu fördern, sei volkswirtschaftlich vom höchsten Interesse; und namentlich die Armenpflege habe zu prüfen, ob die Vorschriften des bürgerlichen Rechts hier ausreichend seien. Nehme man nun dazu, daß die Armenpflege selbst durch verschiedene Organe geübt würde, die als Inhaber von großen, besonderen Zwecken gewidmeten Vermögen privatrechtlich mancherlei besondere Bedürfnisse und Interessen hätten, so gelange man zu einer Dreiteilung des Stoffes. Es seien zu prüfen

1) die Organe der Armenpflege und der Entwurf;

2) welche Bestimmungen enthalte der Entwurf, um den Eintritt der Armenunterstützung unnötig zu machen?

---

stehenden bürgerlichen Gesetzgebungen zu korrigieren versucht und die für die Scheidung zwischen Reich und Arm wichtiger sind, als die positive Regelung des Kaufvertrags oder Arbeitsvertrags überhaupt sein kann.

3) welche Beſtimmungen ferner, um den Urſachen der Armut entgegenzutreten?

I. Organe der Armenpflege ſeien die Gemeinden (Ortsarmenverbände), die milden Stiftungen und die Vereine.

Bezüglich der Gemeinden als Träger der öffentlichen Armenpflege enthalte der Entwurf nichts Neues; insbeſondere verweiſe er bezüglich des Waiſenrats, des Vormundſchaftsrechts der von der Gemeinde verwalteten Verpflegungsanſtalten an ihren Pfleglingen, des Erbrechts der öffentlichen Armenanſtalten (Einführungsgeſetz 79—81) lediglich auf das Landesrecht.

Ebenſo laſſe er die Landesgeſetze über die Verwaltung und Beaufſichtigung der milden Stiftungen einfach fortbeſtehen (Einführungsgeſetz Artikel 49, Entwurf § 60 ff.); insbeſondere bleibe alſo der geradezu ſinnloſe Zuſtand fortbeſtehen, daß überhaupt kein Mittel gegeben ſei, die einmal erlaſſenen Satzungen einer Stiftung veränderten Verhältniſſen anzupaſſen.*)

Zweckmäßig ſei, daß Vermächtniſſe „zu Gunſten der Armen" der öffentlichen Armenkaſſe zufielen (§ 1776 E.).

Nicht geregelt ſei die für die öffentliche Armenpflege höchſt wichtige Frage, ob Armenunterſtützungen zurückgefordert werden dürfen, wenn der Unterſtützte ſpäter zu Vermögen gelange; dagegen ſei der Erſatzanſpruch des Armenverbandes gegen die alimentationspflichtigen Verwandten durch § 755 das Entwurfs wohl genügend beordnet.

II. Armenunterſtützung brauche nicht einzutreten, obwohl jemand ſelbſt für ſich zu ſorgen außer Stand ſei, wenn er das Notwendige *von Dritten erhalte*.

Dies trete ein 1) wenn ſich der Dritte hierzu im Voraus durch Vertrag verpflichtet habe (Unfallverſicherung, Feuerverſicherung; Lebensverſicherung zu gunſten der Hinterbliebenen); 2) wenn er zu der Leiſtung als der an der Bedürftigkeit *Schuldige geſetzlich verpflichtet ſei* (Schadenerſatzpflicht); 3) wenn er auf Grund eines anderen perſönlichen Verhältniſſes zum Bedürftigen *alimentationspflichtig* ſei.

*) Anders im römiſchen Recht, l. D. de annuis 33, i — in omnibus, ubi auctoritas sola testatoris est, neque omnimodo spernenda, neque omnimodo observanda est u. ſ. w.

Zu 1. Der Versicherungsvertrag sei im Entwurf nicht geregelt; es käme daher hier, abgesehen von einzelnen Bestimmungen, die gewissen Personen eine Versicherungspflicht vorschrieben (1001, 1247, 1531, 1877, 1068 u. s. w.), eigentlich nur die Vorschrift des § 1940 in betracht, wonach es zulässig sei, im Wege des Vertrags über den eigenen Nachlaß zu verfügen; eine Bestimmung, die, nach den Motiven, insbesondere um deswillen getroffen sei, weil sie zur Ermöglichung des Eintritts in gewisse Versorgungs-, Armen- und Krankenanstalten kaum zu entbehren sei.

Zu 2. Die Verpflichtung, Ersatz für angerichteten Schaden zu leisten, sei in den §§ 704 ff. in sehr richtiger Weise geregelt, und zwar viel ausgedehnter und weniger schwerfällig, als im gemeinen Rechte. Zu bedauern sei nur, daß die betreffenden Bestimmungen nach wie vor nicht den Arbeitern zu gunsten kämen, die durch Verschulden (leichte oder grobe Nachlässigkeit) ihrer Arbeitgeber verunglückt seien, da das gänzlich unberechtigte und verwerfliche Privileg der Freiheit der Arbeitgeber von persönlicher Schadenersatzpflicht, das § 95 des Unfallversicherungsgesetzes geschaffen habe, noch fortbestehe.

Zu 3. Der Entwurf dehne die Unterhaltspflicht weiter aus, als das hiesige Recht. Er verpflichte nicht nur die Eltern und Kinder zu gegenseitiger Alimentation, sondern statuiere auch eine Unterhaltspflicht der Geschwister gegen einander (§1480); ferner eine Unterhaltspflicht des bei der Ehescheidung für den schuldigen Teil erklärten Ehegatten gegen den anderen geschiedenen Ehegatten (§ 1454). Andererseits beschränke er die Haftpflicht aus unehelichem Verkehr. Die sog. Defloration sgebühr fällt weg (§ 1577). Wer als Vater eines unehelichen Kindes in Anspruch genommen wird, kann sich nach dem Entwurf — nach Ansicht des Referenten durchaus zu Unrecht — von seiner Unterhaltspflicht gegen das Kind durch den Nachweis befreien, daß ein anderer in der kritischen Zeit mit der Mutter zu thun hatte (§ 1572).

III. Die Ursachen der Verarmung ließen sich einteilen in zufällige, persönliche und soziale, je nachdem die Armut veranlaßt worden sei, durch zufällige Ereignisse, die dem Verarmten zugestoßen sind (Feuersbrunst, Blitzschlag, Krankheit oder Siechtum u. s. w.),

oder durch persönlich von ihm zu vertretende Thatsachen, also als Folge seiner Charakterfehler, Laster und dergleichen, oder durch Thatsachen, die in den allgemeinen Verhältnissen begründet seien, die also auf eine große Anzahl Personen gleichmäßig einwirken, und deren Wirkungen sich der Einzelne regelmäßig nicht entziehen könne*) (ungenügende Zahl von vorhandenen Wohnungen; drückende gesetzliche Bestimmungen u. s. w.). Bezüglich der zufälligen Ursachen sei kaum mehr zu nennen als die schon erwähnten Vertragsverpflichtungen (Versicherungspflicht, Schadenersatzpflicht); allenfalls noch die ganz verfehlte Vorschrift des § 734, wonach Schaden, den ein Tier anrichte, vom Eigentümer nur dann ersetzt zu werden brauche, wenn er die Sorgfalt eines ordentlichen Hausvaters bezüglich Verhinderung des Tieres an Schadenzufügung verletzt habe.**) Bezüglich der persönlichen Ursachen sei zu erwähnen, daß § 708 ausdrücklich bestimme, daß selbstverschuldete Trunkenheit nicht von der Schadenersatzpflicht für den im Trunk angerichteten Schaden befreie. Ferner aber gehöre hierher die außerordentliche Einschränkung der Ehescheidungsgründe. Wo wirtschaftlicher Ruin und Armut infolge der persönlichen Eigenschaften des einen Ehegatten (Liederlichkeit, Trunksucht, unheilbare Geisteskrankheit) drohe, sei oft die Ehescheidung das einzige Mittel zur Verhütung des gänzlichen Vermögenverfalls. Dagegen sorge der Entwurf besser als das geltende Recht für die Kinder, die infolge Verschuldens der Eltern oder eines Elternteils in Gefahr der Verwahrlosung und des Vermögenverfalls ständen, da es z. B. ausdrücklich vorschreibe (§ 154), daß auch bei Vernachlässigung des Kindes (nicht nur bei Mißbrauch des Erziehungsrechts) die elterliche Gewalt ganz oder teilweise entzogen werden könne.

---

*) Vergl. Fleisch, die Ursachen der Armut und die Krankenversicherung (Heft 14 der Sozialen Zeitfragen, Minden i. W., 1886).

**) Beispiel: Der Hund des X beißt den A; A wird arbeitsunfähig und klagt gegen X auf Schadenersatz. X wendet ein, J, ein dritter, habe den Hund gereizt; dieser habe sich infolgedessen von der Kette losgerissen, und leider den A gebissen. Nach dem Entwurf würde A abgewiesen, und X brauchte keinen Pfennig zu zahlen.

*

Die sozialen Ursachen der Verarmung endlich lägen, auch soweit sie der Gesetzgebung überhaupt zugänglich seien, mehr im Gebiete des öffentlichen, als des Privatrechts. Der Entwurf könne sie daher höchstens nebensächlich berühren, vermeide aber auch jede Gelegenheit hierzu gewissermaßen mit Ängstlichkeit. Er spreche z. B. sonderbarer Weise fast nur von Miete eines „Grundstücks"; nun sei es aber bekanntlich Thatsache, daß die meisten Menschen nicht ein „Grundstück" mieteten, sondern eine Wohnung, die gemeinschaftlich mit vielen anderen Wohnungen auf einem „Grundstücke", d. h. in einem Gebäude, das auf dem Grundstücke stehe, eingerichtet sei. Dieses Zusammenhäufen vieler „Wohnungen" auf einem „Grundstücke" aber bedürfe eben der Regelung; und die Benutzung des Grundstückes zur Herstellung von Wohnungen bezw. die Erleichterung des Baues und der Verwaltung von Mietshäusern sei gesetzlich zu begünstigen. Ein Gesetz, das jetzt erscheine, wo in allen Städten das Vorhandensein von Wohnungsnot, d. h. von Mangel an Wohnungen, anerkannt sei, dürfe diesen Verhältnissen gegenüber nicht als Vogel Strauß den Kopf in den Sand stecken und sich anstellen, als ob das regelmäßige Verhältnis das sei, daß jeder sich ein Grundstück miete und auf diesem Grundstücke allein für sich seine Haushaltung führe.

Ebenso lasse der Entwurf den Arbeitsvertrag ungeregelt, beseitige die Verschiedenheit des Eherechts zwischen Bayern und dem übrigen Deutschland nicht, die fortwährend geradezu beispiellose Härten hervorrufe und die unsittlichsten Verhältnisse begünstige.*)

Das Gut der Rechtseinheit, das der Entwurf schaffen will, sei gewiß wertvoll, aber die Vereinigten Staaten in Nordamerika und die Schweiz und unser eigenes Land beweisen, daß ein Land sehr wohl wirtschaftlich vorwärts kommen könne, trotz der Verschiedenheit der Privatrechte in den einzelnen Landesteilen, deren Nachteile die Juristen, insbesondere die Richter und Anwälte, vielfach überschätzten. Jedenfalls aber bedürfe der Entwurf, wenn er

*) Für Bayern ist die Giltigkeit der Ehe an die Einwilligung der Heimatsgemeinde des Ehemannes gebunden, und die Gemeinde macht von ihrem Recht, den Konsens zu verweigern, sehr oft Gebrauch. Dann ist der Betreffende zur Eheloſigkeit oder — zum Konkubinat gezwungen.

Gesetz werden solle, noch einer gründlichen Bearbeitung und Revision vom sozialpolitischen Standpunkt.

In der sich an den Vortrag anschließenden Erörterung trat zunächst Herr Rechtsanwalt Dr. Benkard der vom Vortragenden am Entwurfe geübten Kritik entschieden entgegen und wies darauf hin, daß, wenn auch manche Bestimmungen des Entwurfes der Verbesserung fähig oder bedürftig seien, dieser doch im ganzen ein vortreffliches Werk sei, für das man der mit seiner Abfassung betrauten Kommission um so größeren Dank schulde, wenn man die Schwierigkeiten bedenke, mit welchen sie infolge der staatlichen und Stammeseigentümlichkeiten und -ansprüche habe kämpfen müssen. Redner warnte eindringlich davor, sich durch die leider allzudeutsche Neigung zur Kritik, insbesondere zu der von Einzelpunkten, die Freude am Ganzen zerstören zu lassen, und betonte schließlich, daß nach seiner Auffassung im Falle der Wahl zwischen Annahme des ganzen Entwurfs in seiner jetzigen Gestalt oder Scheitern des Gesetzgebungswerkes überhaupt, man sich unbedenklich für ersteres entscheiden müsse: so wichtig sei es, das Ziel einer einheitlichen Gesetzgebung auf dem Gebiete des Privatrechts in Deutschland endlich einmal zu erreichen.

Herr Dr. Schnapper-Arndt bemerkte, daß es wohl fraglich sei, ob gegenwärtig eine kritische oder nicht vielmehr eine antikritische Tendenz bei uns vorherrsche; ihn hätten u. a. namentlich die Bemerkungen des Vortragenden über den Mangel von Bestimmungen über das Gesindewesen sehr sympathisch berührt; gerade auf dem Gebiete des Gesinderechts hätte sich mehr Rechtsungleichheit als vielleicht auf irgend einem anderen Gebiete bis in die heutige Zeit fortgeerbt.

Herr Dr. Singer (Wien) wies auf eine im Braunschen Archive für soziale Gesetzgebung und Statistik enthaltene Abhandlung von Professor Anton Menger hin, welche die Beziehungen des Gesetzentwurfs zur rechtlichen Stellung des Arbeiterstandes erörtere; die in ihm enthaltene Kritik habe manche Berührungspunkte mit der von dem Vortragenden geübten.

In der Sitzung am 8. April sprach Herr Professor Oelsner über „Wesen und Entwicklung der Hausindustrie".

**

In den Verhandlungen des Reichstages über die Alters- und Invalidenversicherung der Arbeiter wurde wiederholt auf die Unklarheit des Begriffes „Hausgewerbe" hingewiesen und dessen schärfere Definition gewünscht. Als sehr zeitgemäß ist daher die neueste Veröffentlichung des Vereins für Sozialpolitik zu begrüßen, der auf Grund seines im Juli 1887 versandten Fragebogens die Verhältnisse der Hausindustrie in ganz Deutschland durch eine Reihe von Spezialuntersuchungen festzustellen und zu beschreiben unternommen hat. Von den zwei soeben erschienenen Bänden enthält der erste zunächst, von der Hand des Professor Stieda, eine übersichtliche Darstellung des Gegenstandes auf Grund der bereits vorliegenden gedruckten Quellen; der zweite dagegen macht mit den Berichten über die Ergebnisse selbständiger praktischer Forschungen den Anfang: er enthält drei wertvolle Arbeiten von Lehmann, Gau und Neubert über das nördliche Thüringen. Daß auch diese wichtige Enquete des Vereins nicht den strengsten Anforderungen der statistischen Methode entsprechen wird, geht schon aus den vorliegenden ersten Proben hervor; sie zeigen zugleich, daß sie es oft nicht kann. Wenn z. B. in Erfurt und Langensalza je 50—100 Beamtenwitwen oder Frauen und Töchter von Beamten, zum Teil aus den besseren Ständen, sich durch Häkelei und Strickerei von wollenen Phantasieartikeln für Erfurter und Apoldaer Fabriken einen ständigen Nebenverdienst erwerben, so entziehen sich die Einzelheiten durchaus jeder näheren Beobachtung, da man aus Rücksicht auf die Lebensstellung der Arbeiterinnen möglichste Diskretion bewahrt. Auch läßt sich ohne genaue Buchführung in den Privathaushalten eine streng wissenschaftliche Enquete schlechterdings nicht erreichen; und Haushaltungsbücher führt man in den Kreisen der Hausindustrie ebenso selten wie in anderen Arbeits- und Berufskreisen. Doch bieten schon die vorläufig dargebotenen Beobachtungen einen einigermaßen festen Anhaltspunkt für die Beurteilung des Wesens und Wertes der in Frage stehenden Betriebe.

Die Hausindustrie findet sich in Stadt und Land, vornehmlich jedoch auf dem Lande.

Sie läßt sich oft als dezentralisierter Großbetrieb bezeichnen, insofern ein für den großen Markt bestimmter und daher in Masse

produzierter Artikel nicht im geschlossenen Etablissement, sondern in den zerstreut liegenden Behausungen zahlreicher Arbeiter verfertigt wird. Der Unternehmer, auch Verleger genannt, verteilt die Aufträge, bald, indem er zugleich das Material liefert, wie z. B. die Erfurter Konfektionäre die Kleiderstoffe den Schneidern oder die Elberfelder und Berliner Fabriken den Eisenacher Plüschwebern die Garne, welche aus England nur in größeren Quantitäten bezogen werden können; bald, ohne den Rohstoff zu liefern, sodaß z. B. die Schuhmacher und Sattler das Leder, die Korbflechter die Weide teuer genug von Händlern beziehen. Das Engagement der Arbeiter, die eventuelle Verteilung der Materials, die öftere Kontrolle der Arbeit, deren Einsammlung und Ablieferung, endlich die Auszahlung des Lohnes geschieht vielfach durch Mittelspersonen, die sogenannten Faktore, deren manchmal einer mehrere Fabriken zugleich vertritt — ein Amt, das hie und da sogar Pastoren übernehmen. In mancher Fabrik besteht die Einrichtung, daß der Faktor an den „Liefertagen" zugleich die „Lohnzettel" vorzulegen hat, auf denen die Arbeiter unter genauer Angabe des gelieferten Quantums über die empfangene Zahlung quittieren.

Zuweilen dagegen arbeitet der Hausindustrielle ganz für eigene Rechnung und Gefahr, sodaß er selbst nicht nur für Beschaffung des Rohmaterials, sondern auch für den Verkauf der Waren sorgt. So fehlt der Ostheimer Schuhmacher auf keinem Jahrmarkt von Meiningen bis Schweinfurt; mancher Holzschnitzer sucht während des Sommers seine Ware hausierend in Badeorten und Touristengegenden abzusetzen; die Zigarrenarbeiter verkaufen ihr Produkt gern an Gastwirte und kleine Krämer.

Eine weitere Mannigfaltigkeit zeigt sich in der mehr oder minder konstanten Inanspruchnahme des Arbeiters durch sein Gewerbe. Für den einen bildet es den Hauptberuf, für den anderen nur eine Nebenbeschäftigung. Daher die Unterscheidung zwischen Sommer- und Winterarbeitern, d. i. solchen, die im Winter und Sommer, und solchen, die nur im Winter das Hausgewerbe treiben, während des Sommers hingegen ihre Felder bewirtschaften oder als Maurer oder Tagelöhner ihr Brot suchen. Vielfach bringt es das Gewerbe selbst mit sich, daß Schwankungen in der Beschäfti-

gung eintreten: für den Schuhmacher, den Messerschmied stockt der Absatz in den Sommermonaten, für den Plüschweber, Korbmacher u. a. im Herbst. Wem es so an der vollen Verwendung seiner Zeit fehlt, der ist genötigt, wenigstens einen Teil des Jahres in den Bergwerken Westfalens, als Steinarbeiter, als Scherenschleifer oder bei der Landwirtschaft einen anderweitigen Verdienst zu suchen; mancher arbeitet wohl auch nebenher als Handwerker für Privatkundschaft.

Die wichtigsten Zweige der Hausindustrie sind natürlich diejenigen, die dem Manne während des ganzen Jahres eine, wenn auch nicht gleichmäßige, so doch ständige und gesicherte Thätigkeit und Einnahme gewähren, wie z. B. die Plüschweberei im Eisenacher Oberland. Auch hier treten ja, da fast jeder Weber etwas Land zum Anbau seines Bedarfs, sowie zur Erhaltung einer Kuh oder Ziege besitzt, häufig genug unvermeidliche Stockungen ein; außerdem, bei der größeren Freiheit der Hausindustrie, allerlei „Kunstpausen" durch den Besuch der Jahrmärkte, die vierten Feiertage u. s. w. Der Arbeitgeber hat sich jedoch gewöhnt, mit solchen Unterbrechungen zu rechnen, und sie haben daher keinerlei Störung der Beziehungen zur Folge.

Bei solcher Verschiedenheit der Erscheinungen begreift sich die Schwierigkeit, die Stellung der Hausindustrie neben dem Fabrikbetrieb und dem Handwerk durch eine scharfe Begriffsbestimmung zu präzisieren. Sie unterscheidet sich von der Fabrik durch die Arbeit im Hause, in der Regel auch durch Nichtanwendung kostspieliger Maschinen; sie unterscheidet sich vom Handwerk durch die Massenproduktion und den Absatz in die Ferne. So erklärt auch Stieda als die charakteristischen Eigentümlichkeiten dieser Unternehmungsform: „die Massenproduktion, die Arbeit im Hause, den Absatz außerhalb des Produktionsortes durch Vertrieb im großen." Alle anderen, daher zum Teil sich widersprechenden Charakterzüge sind nur akzidenteller, nicht substantieller Natur.

Nach dieser Erörterung des Wesens der Hausindustrie wandte sich der Vortragende zu deren sozialen Lage und zur Prüfung ihrer Lebensfähigkeit.

Die häuslichen Zustände sind freilich kümmerlich genug: eine vielstündige Tagesarbeit, ein Lohn, der sich nirgends bis zu 20 Mk.

in der Woche erhebt (die Feinschnitzerei z. B. bringt bei 16stündiger Arbeit nur 12—18 Mk.; in der Korbflechterei gilt an einem Orte geradezu der im Zuchthaus bezahlte Arbeitslohn); dabei die Wohnungsverhältnisse so dürftig, daß der Vorzug des Aufenthaltes im Hause, des Zusammenlebens der Familie weit eher ein Nachteil ist: dient doch ein einziges Zimmer oft als Wohn- und Schlafraum, als Küche und Werkstatt; die Ernährung endlich äußerst mangelhaft, einförmig und unschmackhaft, ihr Reizmittel und ihre Würze allenfalls der Alkohol:

„Kartoffeln in der Früh',
Zu Mittag in der Brüh',
Des Abends mitsamt dem Kleid,
Kartoffeln in Ewigkeit."

Wäre nun bei so kümmerlichem Fortbestand am Ende die Lebensfähigkeit der ganzen Betriebsart in Zweifel zu ziehen? Für manches Gewerbe gewiß, wo die fabrikmäßige Herstellung der handlichen Anfertigung eine vernichtende Konkurrenz macht. Die Zahl der Messerschmiede z. B. ist im Eisenacher Oberland wie in Ruhla so herabgesunken, daß das Gewerbe in absehbarer Zeit wohl gänzlich aufhören wird; ähnliches gilt von den Knopfmachern und Korbflechtern im Merseburgischen.

Andererseits verschafft gerade der Fabrikbetrieb dem Hausgewerbe vielfach neue Beschäftigung. Die Porzellanmaler holen sich aus den Fabriken Porzellangeschirr, Pfeifenköpfe und dergleichen, um sie nach Mustern zu Hause zu malen. Eine erst 1887 gegründete Fabrik stilisierter Holzartikel (Wandschränkchen, Handschuhkasten, altdeutscher Kassetten u. s. w.) läßt alle an den Fabrikaten anzubringenden Verzierungen, wie Figuren, Wappen, Füllungen durch die Holzschnitzer der Umgegend herstellen, dann in der Fabrik fertig montieren. Umgekehrt geben Handschuhfabriken das zugeschnittene Leder den Näherinnen zum Fertigmachen ins Haus.

Im allgemeinen freilich hat das Hausgewerbe im Fabrikwesen seinen gefährlichsten Feind; wo es daher vor ihm zurückweichen muß, kommt es darauf an, ein neues verwandtes Gebiet ausfindig zu machen, auf dem es vor jener Gegnerschaft noch geschützt ist. Seitdem die Leinen- und Baumwollenweberei nicht mehr

lohnend war, kam im Eisenachischen die Plüschweberei, insbesondere die Herstellung von glatten und gemusterten Wollplüschgeweben auf, welche zur Zeit noch beinahe ausschließlich Produkte der hausgewerblichen Handweberei sind; mit sehr glücklichem Erfolge geschah dies noch neuerdings, 1884, in Ostheim durch die Bemühungen des dortigen Gewerbevereins, dessen Vorsitzender ein Lehrer des Ortes ist. Eine sehr bemerkenswerte Entwickelung hat in den letzten drei Jahrzehnten die Eisenacher Korkindustrie durchgemacht. Ein dortiger Bankier führte sie 1855 mit 12 Arbeitern ein: gleich im ersten Jahre wurden vier Millionen Stopfen verfertigt, im Jahre 1884 bestanden bereits drei Verlagsgeschäfte mit je 300 Arbeitern in etwa 35 Ortschaften des Oberlandes. Der Zolltarif des Jahres 1879, der auf ausländische Korkstopfen einen Zoll von 30 Mk. für 100 kg legte, hatte viel zur Förderung der Produktion beigetragen; aber schon 1883 wurde dieser Satz Spanien gegenüber auf 10 Mk. ermäßigt und dadurch den billigeren spanischen Korken Eingang verschafft. Eine noch größere Schädigung brachte der mehr und mehr in Aufnahme kommende „Patentverschluß"; auch wurde vor kurzem in einer Fabrik mit der maschinellen Herstellung von Stopfen begonnen, und so droht diesem Zweige der Hausindustrie nach kaum 30jähriger Blüte ein allem Anschein nach unaufhaltsamer Rückgang.

Vom sozialpolitischen Standpunkt aus wäre ein solcher Niedergang des Hausgewerbes, wenn er sich verallgemeinerte, sehr zu beklagen. Es trägt doch immerhin, wenn auch nur kümmerlich, zum Lebensunterhalt der armen Landbevölkerung bei. Besser ein wenn auch geringer Verdienst oder Nebenverdienst, als wirtschaftlicher Notstand, der das platte Land in immer bedenklicherem Grade entvölkern und seine Bewohner in die großstädtischen und großgewerblichen Zentren treiben würde. Bei der größeren Wohlfeilheit des Lebens im Dorfe und bei der Bedürfnislosigkeit der meisten Hausgewerbetreibenden sind ihre äußeren Verhältnisse doch mindestens nicht schlechter als die der Fabrikarbeiter und ihrer Familien.

Gar mancherlei läßt sich durch öffentliche Fürsorge für die Hebung ihrer Lage thun. Vor allem müßten die Arbeiter durch Errichtung von Fachschulen und Lehrwerkstätten tüchtig vorgebildet

werden und alles Neue sich sofort aneignen können, um möglichst Vollkommenes zu leisten. Durch Anbau des Nutzholzes in Staatsforsten würde den Schnitzern erspart werden, ihr Material aus weiter Ferne zu beziehen; auch Rohstoff- und Vertriebsgenossenschaften würden die Arbeit gewinnbringender machen.

Unsere Thüringer Berichte wissen Rühmliches von den hochherzigen Bemühungen des Weimarischen Fürstenhauses, insbesondere der Großherzogin Sophie, der im ganzen Vaterlande gefeierten Förderin der Goethe-Studien, auch auf diesem sozialen Gebiete zu erzählen. Holzschnitzer wurden zu ihrer kunstgewerblichen Ausbildung nach dem Ausland geschickt; die Mittel zur Errichtung der Ostheimer Lehrwerkstätte für Plüschweber — rund 6000 Mk. — wurden zu $^1/_6$ von der Stadtgemeinde, zu $^5/_6$ von der Großherzogin bewilligt; durch die Fürsorge dieser Fürstin wurden 1878 in Frankenheim fünf Doppelwohnhäuser mit einem Kostenaufwande von 50 000 Mk. erbaut.

Stieda sieht die Hauptaufgabe, welche die Hausindustrie zu lösen gehabt habe, darin, daß sie auf das Zeitalter der Fabriken vorbereitete. Wir halten, bis die Enquete des Vereins für Sozialpolitik sich über alle Teile des deutschen Landes verbreitet und ein endgiltiges Urteil ermöglicht haben wird, an der auch von Schmoller wiederholt ausgesprochenen Hoffnung fest, daß die Hausindustrie sich auch in Zukunft wird behaupten können, und die Prophezeiung ihres Unterganges sich nicht erfüllen wird.

6. Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

Dieser Abteilung wurde in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht

Herr Dr. med. Kuthe, Oberstabsarzt a. D., hier.

In den Sitzungen vom 25. Januar und 25. Februar sprach Herr Prof. Dr. med. Flesch „Über Verbrechergehirne".

Die Wahl des hier zu behandelnden Themas bedarf zunächst einer kurzen Begründung. Wiederholt ist den Untersuchungen,

welche sich mit ihm beschäftigen, der Einwand entgegengestellt worden, daß es nicht gerechtfertigt ist, von Verbrechergehirnen als einem besonderen naturwissenschaftlichen Begriff zu sprechen. Auch uns liegt es fern, ein spezifisches Verbrechergehirn anzunehmen. Wir gebrauchen diese Bezeichnung als Schlagwort, indem wir die von Benedict in Wien, Lombroso in Turin und anderen behandelten Fragen über die Beschaffenheit des Gehirnes bei Verbrechern zur Diskussion bringen, ohne damit in diesen Gehirnen eine eigenartige Bildung zu sehen. Freilich mag uns entgegengehalten werden, daß überhaupt eine einheitliche naturwissenschaftliche Auffassung des Verbrechens nicht möglich sei. Thatsächlich ist ja der Begriff des Verbrechens zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Völkern nicht derselbe. Die Geschichte zeigt, daß namentlich bezüglich der sogenannten Sittlichkeitsverbrechen die Auffassung der einzelnen Völker große Änderungen durchlaufen hat. Die Geschwisterehe der alten Ägypter würde heute ein schweres Verbrechen darstellen. Die Auffassung der Päderastie bei den alten Griechen würde heutzutage überall zum Konflikte mit dem Strafgesetze führen. Die Rechtsprechung verschiedener Völker zeigt auch heute noch große Ungleichheit, beispielsweise bezüglich der Behandlung des Selbstmordversuches, der in England als strafbare Handlung dem Strafrichter untersteht. Es müssen, anknüpfend an die allmähliche Entwickelung der Moralbegriffe, als Verbrechen solche Handlungen aufgefaßt werden, welche sich mit dem bei dem Erzeugnis einer Entwickelungseinheit, einem Volke, gebildeten Moralbegriffe in Widerspruch setzen. Nur diese Auffassung kann uns über die Verschiedenheit des juristischen Begriffes hinaussetzen. Wir beschäftigen uns also mit den Gehirnen solcher Individuen, welche durch ihre Handlungen ein unregelmäßiges Verhalten bezüglich ihrer psychischen oder besser moralischen Entwickelung gezeigt haben. Daß wir dabei nicht jedes Individuum, das einmal mit dem Strafrichter in Konflikt gekommen ist, als Verbrecher auffassen, versteht sich von selbst. Erst die fortgesetzte Bethätigung strafbarer Handlungen ohne genügende Notlage, also das Verbrechen in wiederholtem Rückfalle, oder einschneidende schwere Vergehen gegen das Leben oder gegen die Person können von uns als Verbrechen aufgefaßt werden.

Digitized by Google

Indem wir dem Begriffe des Verbrechens die Unfähigkeit, sich in seinen Handlungen den allgemeinen Moralbegriffen unterzuordnen, zu Grunde legen, erscheint uns der Verbrecher dem Geisteskranken nahegestellt. In beiden Fällen sind die Handlungen aus dem Bereiche der bei dem normalen Menschen sie beherrschenden, durch Erziehung und Übung eingewurzelten, Motive entrückt. Sie folgen momentanen Impulsen, ohne die maßgebende Einwirkung logischen Denkens, ohne Rücksicht auf die Zweckmäßigkeit der Handlungen im sozialen Leben, ohne Verständnis der aus jener Zweckmäßigkeit entspringenden Moralgesetze. Für diese Zusammenstellung von Verbrechen und Geisteskrankheit spricht deren gemeinsames Auftreten innerhalb einzelner Familien. Man braucht hier nicht auf sogenannte Verbrecherfamilien zurückzugehen. Hier bliebe immer der Einwand, daß gleichartige Erziehungseinflüsse den Ursprung der verbrecherischen Anlage verschuldeten. Auch solche Fälle genügen uns nicht für die Beweisführung, in welchen unheilbare Geisteskrankheit dem vorangegangenen Verbrechen sich allmählich anschließt, wie in dem bekannten Fall Korinsky-Ebergenyi: das Gutachten der Irrenärzte, welche bei beiden Angeklagten psychische Belastung annahmen, fand nach Jahren durch ausgesprochene Geisteskrankheit der beiden seine Bestätigung. Wohl aber lassen sich hier die zahllosen Fälle heranziehen, in welchen die nächststehenden Familienglieder unter der gemeinsamen Belastung von Verbrechen und Geistesstörung, wir wollen hinzufügen von Epilepsie und Nervenkrankheiten, leiden. Von bekannt gewordenen Fällen mag hier der Attentäter Kullmann erwähnt werden, bei welchem ein Teil der begutachtenden Ärzte die erbliche Belastung durch Nachweis geistiger Störung bei Eltern und Großeltern hervorhob. Aus eigener Kenntnis mögen zwei Beispiele hier angeführt sein.

Vor nicht langer Zeit wurde ein Bankbeamter, der eine der ersten Stellen an einem der angesehensten Bankgeschäfte bekleidete, wegen Unterschlagung verurteilt, obwohl sogar die geschädigte Partei, wäre dies unter den besonderen Umständen möglich gewesen, auf Bestrafung verzichtet hätte, um sich den ausgezeichneten Beamten zu erhalten. Dieser hatte große Unterschlagungen begangen unter dem Druck von Erpressungen, welchen er infolge einer

geſchlechtlichen Verirrung ausgeſetzt war. Eine Schweſter des Verurteilten, die in guten Verhältniſſen lebte, hat ohne jede nachweisbare Veranlaſſung ihrem Leben durch Phosphor ein Ende gemacht. Das Kind einer anderen Schweſter zeigte eine ſeltene Form akuter Geiſtesſtörung im frühen Lebensalter. — Noch kraſſer geſtaltete ſich das Schickſal einer anderen Familie. Von zwei Brüdern, welche in glücklicher äußerer Lage lebten, machte der eine im ſiebzigſten Jahre ſeinem Leben durch Selbſtmord ein Ende. Von deſſen Kindern ſind zwei zu Verbrechern geworden: ein Sohn ſchon in jugendlichem Alter, durch Unterſchlagungen, die er als Lehrling verübte, und welchen er fortgeſetzt neue Unterſchlagungen und Fälſchungen folgen ließ, ein anderer Sohn, der mit leichtſinnigen Streichen den Militärdienſt begann und als Deſerteur die erſte ſchwere Strafe erhielt. Eine Tochter iſt ſelbſt geſund, hat aber einem mikrokephalen Kinde, das bald nach der Geburt ſtarb, und einer noch lebenden idiotiſchen Tochter das Leben gegeben. Von einer dritten ſelbſt normalen Tochter ſtammt ein halb idiotiſcher Sohn. Von einer vierten Tochter ſtammen vier normale Kinder. Von dieſen aber hat eine Tochter ein mit einem angeborenen Herzfehler behaftetes Kind. Der andere Bruder hatte fünf Kinder: von dieſen ſind drei an Schwindſucht und Krebs, eine Tochter geiſteskrank im Irrenhauſe geſtorben; nur eine Tochter lebt und hat normale Kinder. Wir werden ſogleich auf die Rolle dieſer Krankheiten in der Charakteriſtik der verbrecheriſchen Anlage zurückzukommen haben.

Indem wir die hier erörterte Auffaſſung des Verbrechens der Betrachtung zu grunde legen, kommen wir dazu, bei dem Verbrecher ähnliche pſychiſche Grundlagen erwarten zu dürfen, wie bei Geiſteskranken.

Die anatomiſche Unterſuchung einer größeren Zahl von Verbrechergehirnen läßt in der That an ihnen teils angeborene teils erworbene Anomalien erkennen. Dieſe Unregelmäßigkeiten ſind aber ſelbſtverſtändlich ebenſowenig unter allen Umſtänden dieſelben, wie die bei den Störungen der Geiſtesthätigkeit nachweisbaren. Wir können überhaupt nicht erwarten, eine ſolche Gleichartigkeit zu finden, die verbrecheriſche Handlung iſt ja doch nicht die direkte Folge einer beſtimmten körperlichen Anlage, ſie entſpringt Impulſen der ver-

ſchiedenſten Art, bei Individuen, welche dieſen Antrieben in irgend welcher Art geſchwächt gegenüberſtehen. Das Verbrechen ſelbſt wird je nach der Art des Impulſes ſich verſchieden geſtalten, weder braucht die Grundlage eine gleichartige zu ſein, noch werden gleichartige verbrecheriſche Handlungen dieſelbe Grundlage erwarten laſſen, ebenſowenig, wie ſie auf gleichartige Impulſe zurückzuführen ſind. Da das Verbrechen nicht ohne äußere Anläſſe im Kampfe ums Daſein zu ſtande kommt, da ſchließlich immer die Einflüſſe der Lebensverhältniſſe, der Kampf um das Daſein dem Verbrechertum zu grunde liegen, wird es ſchwer ſein, allein aus Unterſuchungen der Gehirne von Verbrechern direkte Schlüſſe zu ziehen. Es wird dies nur möglich ſein auf Grund des Vergleiches der „Verbrechergehirne“ mit den Gehirnen ſolcher Individuen, bei welchen eine ausreichend lange Lebensdauer vorangegangen iſt, in welcher die Angriffe im Kampfe ums Daſein, Hunger, Not, Krankheit, Verführung, Aufreizung durch Alkohol u. ſ. f. ohne Erfolg angeſtürmt ſind. Wir haben zum Vergleiche die Gehirne von Pfründnern des Juliushoſpitals zu Würzburg benutzt, die nicht vor erreichtem ſiebzigſten Lebensjahre und nur bei gutem Leumund Aufnahme gefunden haben. Außerdem läßt ſich auch nachweiſen, daß auch ohne dieſe Auswahl ſich bei dem Vergleiche von Verbrechern mit dem großen Durchſchnitt, ohne jede Rückſicht auf die Vorgeſchichte, namentlich hinſichtlich der pathologiſchen Befunde, eine größere Belaſtung in ähnlicher Weiſe wie bei Geiſteskranken zeigt.

Wir haben bereits betont, daß die Eigentümlichkeiten der Gehirne von Verbrechern teils erworbene, teils angeborene ſeien. Die erworbenen Eigentümlichkeiten ſind krankhafte Veränderungen, die, wie direkte Vergleiche zeigen, im ganzen mit den krankhaften Veränderungen übereinſtimmen, welche auch bei Geiſteskranken in beſonderem Maße angetroffen werden. Zum teil ſind dieſe Veränderungen das direkte Produkt der Laſter, die als Hauptquellen des Verbrechens bekannt ſind, insbeſondere des Alkoholismus, der ja auch unter den Urſachen der Geiſteskrankheiten eine Hauptrolle ſpielt. Es finden ſich an den Verbrechergehirnen auffallend häufig entzündliche Veränderungen an den Hirnhäuten neben Verdickungen der Schädelknochen und Veränderungen der Gehirnſubſtanz der

verſchiedenſten Arten. Die Veränderungen der Hirnhäute ſind dieſelben, wie ſie als Produkt des Alkoholismus zum Nachweis kommen. Bei den Veränderungen der Gehirnſubſtanz ſpielen neben eigentlichen krankhaften Prozeſſen äußere Gewalten, Verletzungen, eine weſentliche Rolle. Nur beiläufig ſei hier hinzugefügt, daß auch die Unterſuchung der Todesurſache und der nebenſächlichen, krankhaften Befunde am ganzen Körper durch das Überwiegen der Tuberkuloſe und der Herzerkrankungen, durch das relativ häufige Vorkommen bösartiger Geſchwülſte eine nahe Beziehung zu den Befunden an Geiſteskranken ergiebt,*) eine Beziehung, die in dem oben erwähnten Familienbilde uns auffallen muß.

Die angeborenen Unregelmäßigkeiten bieten ein größeres Intereſſe, weil deren Nachweis für die Auffaſſung des Verbrechens und damit für die Geſtaltung ſeiner juriſtiſchen Behandlung von Bedeutung ſein mußte. Eine beſondere Statiſtik über die Häufigkeit von tiefgreifenden Gehirnmißbildungen bei Verbrechern gegenüber anderen Individuen liegt bis jetzt nicht vor, indeſſen können wir aus eigener Erfahrung behaupten, daß jedenfalls Befunde dieſer Art uns bei einer großen Zahl von Sektionsbefunden, außer bei Geiſteskranken ausſchließlich bei Verbrechern und Selbſtmördern vorgekommen ſind. Wenn auch hier der Zufall eine Rolle geſpielt haben mag, ſo darf, angeſichts der immerhin nicht geringen Erfahrung über die wir verfügen, die Thatſache regiſtriert werden. Eine ſyſtematiſche Unterſuchung haben wir dagegen nach einer Seite vorgenommen, indem wir verſucht haben, das Verhalten der Gehirnoberfläche bei Verbrechern einer ſpeziell vergleichenden Betrachtung zu unterwerfen.

Es ſteht feſt, daß die Oberfläche des Großhirnes der Sitz der geiſtigen Funktionen iſt. Es liegt eine Reihe von Thatſachen vor, wonach die Geſtaltung dieſer Oberfläche zum teil mit der geiſtigen Entwickelung des Individuums in Wechſelbeziehung ſteht. Es er-

*) Es haben ſich beiſpielsweiſe bei 54 in dieſer Hinſicht unterſuchten Verbrecherleichen 31 Todesfälle infolge von Tuberkuloſe, 11 infolge von Herzkrankheiten, 5 infolge bösartiger Tumoren nachweiſen laſſen. (Fleſch, Unterſuchungen über Verbrechergehirne. Anatomiſche und anthropologiſche Studien. 1. Teil, Würzburg, A. Stubers Verlag 1882.)

ſcheint bekanntlich dieſe Oberfläche nicht glatt, ſondern gefaltet, ſo daß wir in ihr Wülſte und Furchen wahrnehmen. Im allgemeinen pflegen die Gehirne hochentwickelter Individuen an Furchen reicher zu ſein als der Durchſchnitt. Allerdings iſt die Furchung in ihren Grundlagen von ganz anderen Einflüſſen abhängig. Das Bild der Furchung bei verſchiedenen Gehirnen iſt ein ungleichartiges. Wir müſſen es betrachten, indem wir, auf grund zahlreicher Einzelbeobachtungen, ein den Durchſchnitt repräſentierendes Schema aufſtellen, mit welchem wir die Schwankungen, die zur Beobachtung kommen, vergleichen. Das Verdienſt des Wiener Irrenarztes Profeſſor Benedict war es, zuerſt darauf aufmerkſam gemacht zu haben, daß am Verbrechergehirn Abweichungen von dem Schema auffallend häufig zur Beobachtung kommen. Leider hat ſich Benedict auf einen Irrweg begeben, indem er verſuchte, dieſe Abweichungen auf beſtimmte Typen zurückzuführen, indem er weiter glaubte, dieſe Typen im Sinne der Darwinſchen Theorie als ataviſtiſche Bildungen, als Rückſchläge in die primitive Anordnung ſpeziell des Raubtiergehirns auffaſſen zu ſollen. Betrachtet man nämlich die Furchen des menſchlichen Gehirns, ſo findet man, daß ſie eine gewiſſe Regelmäßigkeit ihres Verhaltens zeigen, in der Weiſe, daß die Mehrzahl von ihnen für gewöhnlich auf der Oberfläche in beſtimmter Anordnung frei ausläuft. Eine Art der Unregelmäßigkeiten, welche zur Beobachtung kommen, beſteht darin, daß einzelne Furchen ſtatt frei zu endigen in benachbarte Furchen einmünden. Man kann, nach einem von Benedict gebrauchten Bilde, ſich dies ſo vorſtellen, daß man an dem normalen Gehirne in jeder Furche ein ſelbſtändiges Thal ſieht, während man im anderen Falle in einer Furche ſchwimmend von dieſer aus in jede andere gelangen kann. Benedict wollte dieſen „konfluierenden Typus“ bei Verbrechern beſonders häufig antreffen. Er glaubte ihm durch den Vergleich mit dem Raubtiergehirne eine ataviſtiſche Bedeutung zuſprechen zu können. An der Oberfläche des Raubtiergehirns finden ſich nämlich drei durchgehende konzentriſche halbkreisförmige Furchen. Eine von Benedict aufgenommene Ableitung der Furchen des Primaten-(Menſchen- und höhere Affen-)Gehirns von dem Raubtiergehirn beſteht darin, daß

geſagt wird, im Primatengehirne ſeien drei Furchenbögen durch die Einſchiebung einer Gehirnregion unterbrochen worden, in welcher eine quere Furche auftritt. Dieſe quere Furche, Zentralſpalte genannt, zeigt für gewöhnlich keinerlei Verbindungen mit vor oder hinter ihr gelegenen Längsfurchen. Bei dem konfluierenden Typus kann ſowohl von vorn als von hinten her eine longitudinale Furche ſich mit jener Querfurche verbinden. Benedict faßt dies Vorkommen, durch welches eine die ganze Oberfläche durchziehende Furche, analog einer durchgehenden Bogenfurche des Raubtiergehirnes entſteht, als einen Rückſchlag zu der nach ſeiner Meinung urſprünglichen Bildung auf. Es entſpricht leider die Benedictſche Auffaſſung den Thatſachen nicht. Eine genaue Unterſuchung des Entwickelungsplanes des menſchlichen Gehirnes zeigt, daß die vor der Zentralſpalte gelegenen Längsfurchen nichts mit den Bogenfurchen des Raubtiergehirns gemein haben, daß ſonach auch ihre Verbindungen mit den rückwärts gelegenen Längsfurchen nicht jene ataviſtiſche Bedeutung haben können. Wir finden den konfluierenden Typus an Gehirnen mit reich entwickelter Furchung. Thatſache iſt, daß ein nicht geringer Teil der Verbrechergehirne dieſe reiche Furchung zeigt. Wir ſehen aber darin nichts für das Verbrechergehirn Charakteriſtiſches, am allerwenigſten eine ataviſtiſche Bildung. Unter den zahlreichen von uns unterſuchten Verbrechergehirnen ſind ſolche, bei welchen im Gegenteil der unregelmäßige Charakter ſich darin gezeigt hat, daß Furchen, die im Schema untereinander zuſammenhängen, getrennt geblieben ſind. Es exiſtiert ſogar eine, von uns gerade an einem Verbrechergehirn beobachtete, äußerſt ſeltene Trennung zweier gewöhnlich zuſammenhängender Furchen, die weit mehr als irgend eine Konfluenz als Atavismus zu deuten iſt. Beide in betracht kommende Furchen finden ſich am hinteren Ende des Gehirnes an deſſen Innenfläche. Die vordere vertikale Furche wird Parietooccipitalſpalte, die hintere horizontale Spalte Fissura calcarina genannt. Beide laufen unten ſpitzwinkelig zuſammen. Sie ſind an dem Gehirne der höheren Affen zuweilen, an dem der niederen immer getrennt. Der ſie trennende Wulſt der Gehirnſubſtanz tritt bei dem Menſchen außerordentlich ſelten im Scheitel des Winkels zu Tage. Wo dies der Fall iſt, haben wir dann in

der Trennung zweier ſonſt zuſammenhängender Furchen eine unzweifelhaft ataviſtiſche Bildung vor uns.

In ähnlicher Weiſe müſſen wir auch einem anderen von Benedict als ſpezifiſch für das Verbrechergehirn angeſehenen Vorkommen entgegentreten. Der vordere Teil des Gehirnes zeigt gewöhnlich eine Scheidung in drei Längswülſte durch zwei Längsfurchen; zuweilen kann ſich aber eine dritte Furche hinzugeſellen. Dann finden wir vier Längswülſte. Benedict glaubt in dieſem Vorkommen einen Rückſchlag in die drei Bogenfurchen des Raubtiergehirns, deren wir vorhin gedachten, zu ſehen. Wir haben bereits betont, daß die Längsfurchen des Stirnhirnes neu hinzugekommene Anordnungen des Primatengehirnes darſtellen, daß ſie alſo nichts mit den urſprünglichen Bogenfurchen zu thun haben. Eine Vermehrung von ihnen, die ſich in der That gleichfalls häufig bei Verbrechergehirnen findet, hat daher ebenſowenig eine ataviſtiſche Bedeutung wie das Auftreten des konfluierenden Typus. Im Gegenteil müſſen wir in der Vermehrung der für das menſchliche Gehirn ſo charakteriſtiſchen Längsfurchen des Stirnhirnes den Ausdruck einer reichen und nicht einer unvollkommeneren ataviſtiſchen Bildung ſehen. So ſehr wir das große Verdienſt Benedicts, zuerſt auf die Unregelmäßigkeiten der Hirnbildung bei Verbrechern hingewieſen zu haben, anerkennen, ſo entſchieden müſſen wir alſo ſeinen Deutungen entgegentreten. Um zu verſtehen, welche Unregelmäßigkeiten des Gehirnes als bedeutungsvolle Abweichungen von dem normalen Schema aufzufaſſen ſind, muß das Weſen der Oberflächenentwickelung, muß die Urſache der Furchung des menſchlichen Gehirnes klargeſtellt werden. Über die Urſache dieſer Furchung iſt viel geſtritten worden. Im allgemeinen ſind kleine Gehirne ungefurcht, große Gehirne ſind reich an Furchen. Bei nahe verwandten Tierarten iſt die Oberfläche des Gehirnes bei kleineren glatt, bei den größeren manchmal ſehr kompliziert gefurcht. Wächſt die Maſſe des Gehirnes, ſo wächſt deſſen Oberfläche, wenn keine Faltungen eintreten, nicht im gleichen Verhältnis. Bekanntlich wächſt die Oberfläche einer Kugel nur im Quadrat, während die Maſſe im Kubus zunimmt. Nun beſteht das Gehirn aus zwei Subſtanzen: eine, die graue, bildet eine oberfläch-

liche Rindenschicht, der Kern ist eine weiße Substanz. Unter der Voraussetzung, daß zwischen der grauen und der weißen Substanz ein bestimmtes Mengenverhältnis notwendig sei, muß man annehmen, daß beide auch proportional wachsen, daß also mit der Vergrößerung des Gehirnes entweder neue Hohlräume in der weißen Substanz auftreten — dies ist bisher nicht nachgewiesen —, oder daß die graue Rinde sich in Falten legt, um so an Terrain zu gewinnen. So einleuchtend diese Betrachtung auf den ersten Blick erscheint, so kann sie uns doch nicht genügen, weil danach die Furchung im großen und ganzen einen gleichartigen Charakter zeigen müßte. Eine solche rein mechanische Ursache der Furchung würde uns daher keine Erklärung für deren große Mannigfaltigkeit ergeben. Es lassen sich auch direkt eine Reihe von Einflüssen nachweisen, die, ganz unabhängig von der Masse des Gehirnes, den Charakter der Furchung bestimmen.

Es würde zu weit führen, die Gesetze, welchen die Furchung unterliegt, hier einzeln auszuführen; im ganzen läßt sich sagen: daß sie in erster Linie abhängig ist von der Körpergröße, von der Ausbildung einzelner Organe insbesondere der höheren Sinnesorgane, von der Schädelform, in zweiter Linie von den Wechselbeziehungen, welche sich von der Ausbildung der einzelnen Teile ableiten, und von dem Nährbedürfnis der Substanz. Der Größenentwickelung schieben wir das Auftreten von Furchen überhaupt zu; der speziellen Ausbildung einzelner Organe die reichere Furchenbildung an einzelnen speziell mit diesen Organen zusammenhängenden Hirnabschnitten; der Schädelform die Richtung einzelner Furchenzüge. Den Wechselbeziehungen der einzelnen Hirnteile, die durch Faserzüge der weißen, zentralen Masse vermittelt werden, glauben wir das Auftreten in ihrer Entwickelung neuer Wülste und Furchenzüge beimessen zu müssen. Den Ernährungsbedürfnissen des Gehirnes entspricht das Erscheinen untergeordneter Furchen, insofern anscheinend die breiten, glatten Rindengebiete eine bestimmte Größe nicht überschreiten können, ohne daß, behufs reichlicher Blutzufuhr, neue Falten der das Gehirn überziehenden Gefäßhaut sich in sie einstülpen. Unregelmäßigkeiten der Furchung werden entstehen, je nachdem einer oder der andere der genannten Einflüsse

nicht zur Geltung kommt. Wir werden, bei ſonſt regelmäßiger Furchenordnung, in einem ſehr ſpärlichen Vorkommen von Furchen an einem großen Gehirne (die Größe des Gehirnes geht im allgemeinen mit der Körpergröße Hand in Hand) einen Defekt ſehen, weil es uns anzeigt, daß im Verhältnis zur Körperentwickelung wenig aktive Gehirnſubſtanz gebildet iſt. Unvollkommene Bildung einzelner Hauptfurchen, Mangel dieſer oder der ſie enthaltenden Hirnteile deuten uns Verkümmerung der Beziehungen zu den entſprechenden Körperorganen an. Anomalien der Richtung können den Rückſchluß auf atypiſche Kopfentwickelung geſtatten. Jede Art dieſer Unregelmäßigkeiten, wenn ſie auffällig hervortritt, geſtattet uns ein Gehirn als atypiſch zu bezeichnen. Unterſuchen wir in dieſem Sinne eine größere Anzahl von Verbrechergehirnen, ſo werden wir uns überzeugen, daß eine weit größere Zahl als atypiſch zu bezeichnen iſt, als unter gleichviel Gehirnen anderer Herkunft. Benedict hat zuerſt ausgeſprochen, es gäbe keinen typiſchen Verbrecherſchädel, der Verbrecherſchädel ſei atypiſch, d. h. von dem normalen Typus abweichend, gebildet. Dasſelbe gilt von dem Verbrechergehirne. Es giebt kein typiſches Verbrechergehirn, wohl aber iſt die Mehrzahl der Gehirne von Verbrechern atypiſch gebildet.

Wir können hier, wo uns der Nachweis im einzelnen nicht möglich iſt, die Theſe aufſtellen, daß bei der Mehrzahl, vielleicht bei allen Verbrechern, das Gehirn, ſei es auf dem Wege krankhafter Entartung, ſei es durch abnorme Bildung, atypiſch iſt. Das Organ, welches als Träger der ſeeliſchen Verrichtungen erſcheint, zeigt bei Verbrechern ähnlich wie bei Geiſteskranken eine von der Norm abweichende Beſchaffenheit. Wir müſſen wie bei der Beurteilung von Geiſteskranken, bei der von Verbrechern nach einem Zuſammenhang zwiſchen der abnormen Gehirnanlage und den krankhaften perverſen Gehirnverrichtungen ſuchen.

Der Nachweis des häufigen atypiſchen Verhaltens der Verbrechergehirne iſt Sache des Anatomen, mithin iſt unſere Aufgabe abgeſchloſſen. Wenn wir noch einige Worte über die praktiſche Konſequenz dieſes Nachweiſes hinzufügen, ſo geſchieht es, weil uns bisher bei jeder Beſprechung dieſer Frage der, wie uns ſcheint unbegründete, Einwand entgegengeſetzt worden iſt, daß, wenn das

Verbrechen ſich von der anormalen Beſchaffenheit des Gehirns ableite, eine Verantwortlichkeit nicht mehr exiſtiere, daß der Verbrecher ſonach auch nicht zur Verantwortung gezogen, das heißt nicht beſtraft werden könne. Sich praktiſch mit der Thatſache abzufinden, daß ein großer Teil der Verbrecher, vielleicht die ganze Zahl der ſchweren und unverbeſſerlichen Verbrecher unter dem Druck abnormer Bildung handelt, iſt Sache des Juriſten. Wir glauben aber, daß die Möglichkeit ſich mit den Thatſachen abzufinden, gerade in gewiſſen von juriſtiſcher Seite vertretenen Forderungen für die ſtrafrechtliche Behandlung bereits gegeben iſt. Nach unſerer Auffaſſung muß bei dem Strafvollzug der Schutz der Geſellſchaft vor dem unter einem belaſtenden Drucke handelnden Individuum in den Vordergrund treten. Die Aufhebung des Strafmaßes und eine davon untrennbare, in Amerika ſogar praktiſch verſuchte Umgeſtaltung des Strafvollzuges bietet das Mittel dazu. Die heutzutage noch alltägliche Wiederentlaſſung unverbeſſerlicher Gewohnheitsdiebe oder die Freilaſſung der durch Mordverſuche oder durch ſexuelle Attentate gefährlich gewordenen Individuen nach abgelaufener Strafzeit muß unmöglich gemacht werden. Der Einwand, daß auf dieſem Wege die Gefängniſſe überfüllt, die Koſten des Strafvollzuges unerſchwingliche werden müßten, dürfte ſich bald als nichtig erweiſen. Thatſächlich füllen ſich ja die Gefängniſſe immer wieder in einem ganz enormen Prozentſatze mit wiederholt beſtraften Individuen. Deren dauernde Detention würde alſo keine weſentliche Mehrung der Inhaftierten bedeuten, da der Zwiſchenraum zwiſchen zwei Strafen meiſt ein ſehr kurzer iſt. Thatſächlich liefert außerdem die Fortpflanzung des Verbrechers außerhalb des Gefängniſſes immer neue Verbrecher. Das zeigen die Akten über die Familien der Zuchthäusler nur zu oft. Die Einführung von Detentionsanſtalten zu lebenslänglicher Entfernung des Verbrechers aus der Geſellſchaft würde den beſten Schutz der Geſellſchaft ermöglichen und zugleich dazu beitragen die Zahl der Verbrecher zu vermindern. Selbſtverſtändlich dürfte dieſe lebenslängliche Einſperrung bei leichteren Vergehen erſt eintreten, wenn die Unverbeſſerlichkeit nachgewieſen iſt, wenn der erziehende Einfluß der Haft nach den erſten Beſtrafungen ſich als unwirkſam erwieſen hat. Dies weiter auszuführen iſt nicht Sache der anato-

miſchen Unterſuchung: möge es dieſer nur gelingen, den Nachweis der pſychiſchen Belaſtung des Verbrechers ſoweit durchzuführen, daß die Ausbildung des Strafrechtes durch den Juriſten ſich der Anerkennung der aus den anatomiſchen Unterſuchungen gewonnenen Thatſachen nicht länger entziehen kann.

In der Sitzung am 1. März hielt Herr Dr. H. Dobriner einen Vortrag „Über die Ähnlichkeit geradliniger Figuren und über Verhältniſſe und Proportionen zwiſchen Strecken".

Trotzdem die Arbeiten von Weierſtraß, Dedekind u. a. eine allen Anforderungen mathematiſcher Strenge genügende Theorie der Irrationalzahlen geſchaffen haben, wird von berufener Seite*) der Standpunkt geltend gemacht, daß die Sätze der Algebra möglichſt ohne Benutzung der Irrationalzahlen und unter Vermeidung von ſonſtigen unendlichen Prozeſſen abzuleiten ſeien. Da dieſe Forderung ſicherlich mit noch größerem Rechte in der Geometrie erhoben werden darf, ſo muß es auffallen, daß die Elementarplanimetrie beim Aufbau der Ähnlichkeitslehre noch immer auf den Begriff des Verhältniſſes inkommenſurabler Strecken angewieſen iſt. Dieſer Übelſtand iſt um ſo empfindlicher, als ſtrenge Feſtſetzungen über den Begriff ſolcher Verhältniſſe und über den Sinn, welcher den Rechenoperationen mit ihnen beizulegen iſt, dem Anfänger nicht geboten werden können, weil ſie ein hohes Maß mathematiſchen Verſtändniſſes vorausſetzen.

Ich habe nun in Folgendem den Verſuch gemacht, die Lehre von der Ähnlichkeit geradliniger Figuren auf rein planimetriſcher**) Grundlage aufzubauen, und mit Benutzung der dabei gewonnenen Hilfsmittel für die Proportion zwiſchen 4 Strecken eine rein geometriſche Definition aufzuſtellen, die völlig ausreichend iſt, ſo lange eine zahlenmäßige Auswertung der Streckenverhältniſſe nicht in betracht zu ziehen iſt.

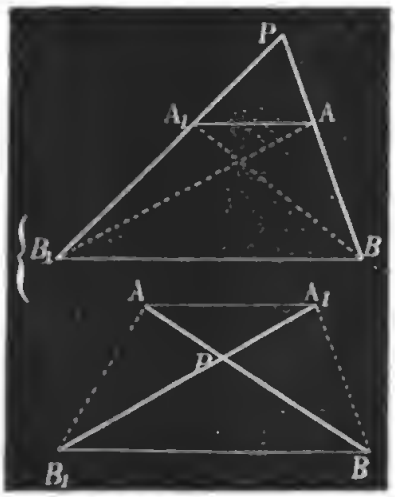
*) Vgl. Kronecker: Grundzüge einer arithmetiſchen Theorie der algebraiſchen Größen.

**) Mir iſt natürlich nicht unbekannt, daß mit Zuziehung räumlicher Figuren eine weſentlich einfachere Begründung möglich iſt.

In Paragraph III zeige ich, daß ſich die fundamentalen Sätze über Proportionalität, wenn man ſie nur unter Vorausſetzung kommenſurabler Strecken gelten laſſen will, auch ohne Kenntnis des Begriffs irrationaler Verhältniſſe beweiſen laſſen. Der Schlußparagraph liefert an mehreren Beiſpielen den Nachweis für die Exiſtenz inkommenſurabler Strecken.

I.

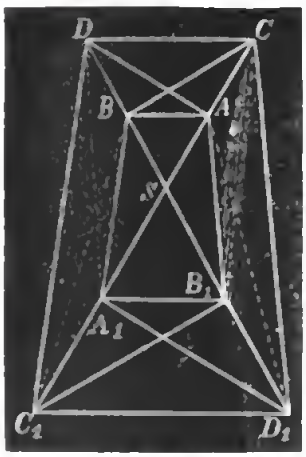
Winkelgleiche Dreiecke laſſen ſich bekanntlich — auf doppelte Weiſe — in ſolche Lagen bringen, daß die gleichen Winkeln gegenüberliegenden Seiten parallel verlaufen. Hieran knüpft ſich die Frage, ob es auch mehreckige Figuren von der gegenſeitigen Beziehung giebt, daß jeder Ecke der einen Figur eine Ecke der anderen entſpricht, und daß jede Linie zwiſchen zwei Ecken der einen Figur parallel iſt der Linie zwiſchen den entſprechenden Ecken der anderen Figur.



Figur 1.

Ich ſchicke zwei Hilfsſätze voraus, auf die ich wiederholt bezug zu nehmen habe.

1) Wenn zwei von einem Punkte P ausgehende Linien von einem Parallelenpaar in den Punkten A, B bezw. A_1, B_1 geſchnitten werden, ſo ſind die Dreiecke PAB_1 und PBA_1 gleich. (Fig. 1).



Figur 2.

2) Umkehrung: Iſt $\triangle PAB_1 = PBA_1$, ſo iſt $AA_1 \parallel BB_1$.

Zunächſt ſoll nun gezeigt werden, daß zwiſchen Vierecken die hervorgehobene Beziehung beſtehen kann.

3) Wenn in zwei vollſtändigen Trapezen 5 Seiten paarweiſe parallel ſind, ſo ſind auch die ſechsten Seiten parallel.

Zum Beweiſe bringt man die Trapeze in eine ſolche Lage, daß zwei nicht parallele Gegen-

ſeiten des einen denſelben Graden angehören wie die entſprechenden Seiten des anderen. Sind in Fig. 2 die Linien AB, CD, A_1B_1 und C_1D_1 einander parallel, ſo kann man die Unterſuchung entweder auf die Trapeze ABCD und $A_1B_1C_1D_1$ erſtrecken oder auf ABA_1B_1 und CDC_1D_1. Im erſten Falle hat man zu zeigen, daß $BC \parallel B_1C_1$ ſein muß, wenn $AD \parallel AD_{11}$ iſt; im zweiten, daß $A_1B \parallel C_1D$, wenn $AB_1 \parallel CD_1$.

A) Iſt $AD \parallel AD_1$, ſo hat man nach 1)

a) $\triangle SAD_1 = SDA_1$, weil $AD \parallel A_1D_1$,
b) $\triangle SAD_1 = SBC_1$, „ $AB \parallel C_1D_1$,
c) $\triangle SDA_1 = SCB_1$, „ $CD \parallel A_1B_1$,

folglich: d) $\triangle SBC_1 = SCB$ und nach 2) $BC \parallel B_1C_1$,
e) $\triangle SDA_1 = SBC_1$ „ „ „ $DC_1 \parallel BA_1$,
f) $\triangle SAD_1 = SCB_1$ „ „ „ $D_1C \parallel B_1A$.

B) Iſt $AB_1 \parallel CD_1$, ſo hat man nach 1)

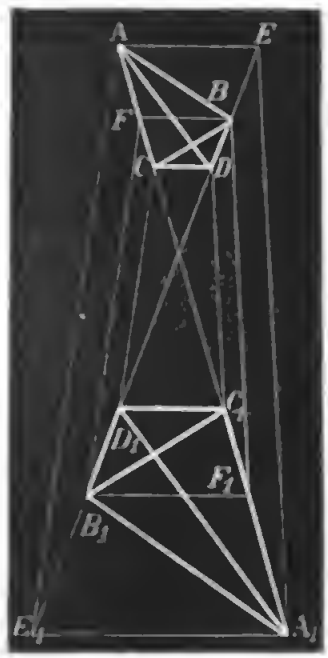
a) $\triangle SD_1A = SB_1C$, weil $AB_1 \parallel D_1C$,
b) $\triangle SD_1A = SC_1B$, „ $C_1D_1 \parallel AB$,
c) $\triangle SB_1C = SA_1D$, „ $CD \parallel A_1B_1$,

folglich: d) $\triangle SA_1D = SC_1B$ und nach 2) $A_1B \parallel DC_1$,
e) $\triangle SC_1B = SB_1C$ „ „ „ $CB \parallel C_1B_1$,
f) $\triangle SD_1A = SDA_1$ „ „ „ $AD \parallel A_1D_1$.

In dieſen Beweiſen enthält die Zeile d) jedesmal die Beſtätigung der eigentlichen Behauptung, während e) und f) Material zum Beweiſe des folgenden Lehrſatzes liefern.

4) Wenn in zwei vollſtändigen Vierecken 5 Seiten paarweiſe parallel ſind, ſo ſind auch die ſechsten Seiten parallel.

Es mögen auch hier zwei Gegenſeiten des einen Vierecks denſelben Graden angehören wie die entſprechenden Seiten des anderen Vierecks, ſo daß man in Figur 3 nur noch $AB \parallel A_1B_1$, $CD \parallel C_1D_1$ und $AD \parallel A_1D_1$ vorauszuſetzen braucht.



Figur 3.

Zieht man AE, BF, A_1E_1 und B_1F_1 parallel zu CD und C_1D_1, ſo genügen ſo-

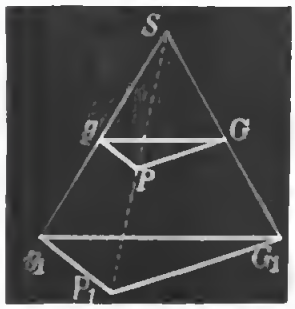
wohl die Vierecke ABEF und $A_1B_1E_1F_1$, als auch die Vierecke ACDE und $A_1C_1D_1E_1$ der Voraussetzung A). Es ist also $AE_1 \parallel FB_1$ und $CD_1 \parallel AE_1$, mithin $FB_1 \parallel CD_1$ und schließlich, da jetzt CDBF und $C_1D_1B_1F_1$ die Voraussetzung B) erfüllen, auch $BC \parallel B_1C_1$.

Die eingangs aufgeworfene Frage erledigt sich nun auch leicht in ihrem ganzen Umfange.

Einer gegebenen Figur (ABC..P..) ordnet man zwei beliebige Punkte G und g als Grundpunkte zu, wählt auf einer zu Gg parallelen Geraden — von übrigens beliebiger Lage — zwei Punkte G_1 und g_1, und läßt jedem Punkte P der ersten Figur denjenigen Punkt P_1 entsprechen, in welchem sich die durch G_1 und g_1 parallel zu GP und gP gezogenen Linien schneiden. Die von den Punkten ($A_1B_1C_1..P_1..$) gebildete Figur steht dann offenbar (4) zu (ABC..P..) in der Beziehung, daß die Verbindungslinien zwischen entsprechenden Punktpaaren parallel sind.

Die beiden Figuren heißen ähnliche Figuren und man sagt von ihnen, — so lange sie die vorhin beschriebene gegenseitige Lage beibehalten, — daß sie sich in perspektivischer Lage befinden. Diese Bezeichnung stützt sich auf folgende Eigenschaft derselben:

5) Sämtliche Verbindungslinien zweier entsprechenden Punkte gehen durch einen und denselben Punkt, (— den Schnittpunkt S von GG_1 und gg_1.)



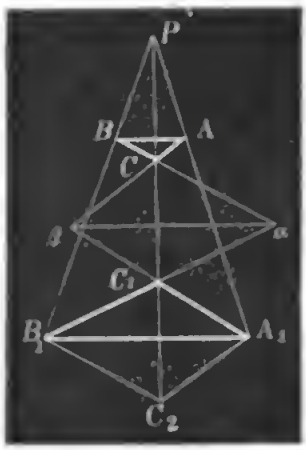
Figur 4.

Da nämlich die Vierecke gGPS und $g_1G_1P_1S$ fünf parallele Seitenpaare besitzen, so müssen die sechsten Seiten SP und SP_1 einer Geraden angehören (Fig. 4.) — Spezialisieren wir diesen Satz auf Dreiecke, so lautet er:

6) Sind die Seiten zweier Dreiecke parallel, so gehen die Verbindungslinien entsprechender Ecken durch einen Punkt, — oder in anderen Worten, — so sind die Dreiecke perspektivisch.

7) Umgekehrt: Sind in zwei perspektivischen Dreiecken zwei Seiten paarweise parallel, so sind es auch die dritten.

Haben zwei perſpektiviſche Dreiecke ABC und $A_1B_1C_1$ (Fig. 5) nur die Seiten AB und A_1B_1 parallel, während ſich die Seiten BC und B_1C_1 in α, AC und A_1C_1 in β ſchneiden, ſo konſtruiert man das zu ABC perſpektiviſch ähnliche Dreieck $A_1B_1C_2$. Dieſes iſt perſpektiviſch zu $\beta\alpha C$ in bezug auf das Projektionszentrum C_1, und überdies iſt $\alpha C \parallel B_1C_2$ und $\beta C \parallel A_1C_2$; folglich (7) iſt auch $\alpha\beta \parallel A_1B_1$:

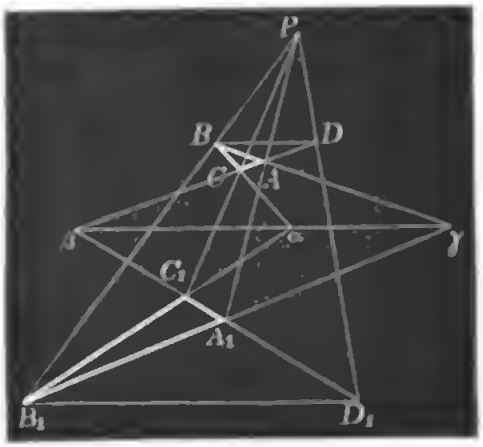


Figur 5.

8) Wenn zwei perſpektiviſche Dreiecke nur ein Paar paralleler Seiten beſitzen, ſo liegen die Schnittpunkte der beiden anderen Paare entſprechender Seiten auf einer zu den erſten parallelen Graden.

9) Umgekehrt: Zwei Dreiecke mit einem Paar paralleler Seiten ſind perſpektiviſch, wenn die Schnittpunkte u. ſ. w.

Zum Schluß betrachten wir perſpektiviſche Dreiecke ABC und $A_1B_1C_1$ mit durchweg verſchieden gerichteten Seiten (Fig. 6). Schneiden ſich AC und A_1C_1 in β, BC und B_1C_1 in α, ſo ziehe man von B und B_1 die Parallelen zu $\alpha\beta$ und beſtimme ihre Schnittpunkte mit AC und A_1C_1. Dann ſind die Dreiecke CBD und $C_1B_1D_1$ nach 9) perſpektiviſch,



Figur 6.

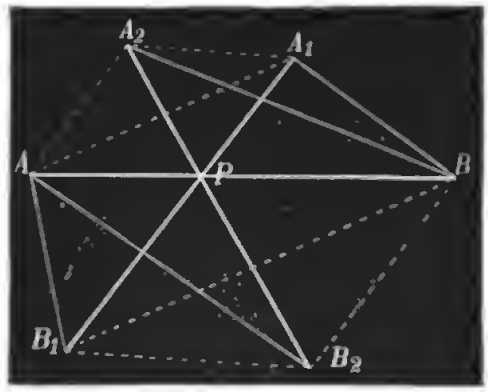
mithin auch die Dreiecke ABD und $A_1B_1D_1$. Wendet man auf dieſe den Satz 8) an, ſo findet man, daß ſich AB und A_1B_1 auf $\alpha\beta$ ſchneiden:

10) Die entſprechenden Seiten perſpektiviſcher Dreiecke ſchneiden ſich in drei Punkten einer Geraden.

11) Umgekehrt: Zwei Dreiecke ſind perſpektiviſch, wenn die Schnittpunkte entſprechender Seiten auf einer Geraden liegen.

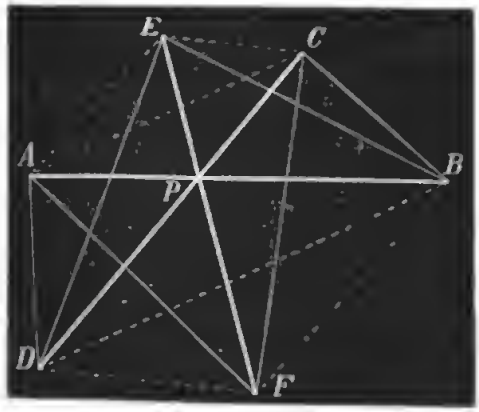
II.

Es seien in Figur 7 PAB_1 und PBA_1 zwei gleiche Dreiecke, so daß (2) $AA_1 \parallel BB_1$. Kann dann PA_1B_1 durch Drehung um P in die Lage von PA_2B_2 kommen, so müssen die Grundlinien A_1A_2 und B_1B_2 der gleichschenkligen Dreiecke PA_1A_2 und PB_1B_2 parallel sein, folglich ist auch (7) $AA_2 \parallel BB_2$ und (1) $\triangle PBA_2 = PB_2A$.



Figur 7.

Ferner möge in Figur 8 $\triangle PAD = PCB$ und $\triangle PAF = PBE$ sein, also (2) $AC \parallel BD$ und $AE \parallel BF$; dann ist auch (7) $CE \parallel DF$ und (1) $\triangle PCF = FED$.



Figur 8.

Bezeichnet man mit $\triangle(\alpha; a.b)$ den Flächeninhalt des durch die Seiten a und b und den eingeschlossenen Winkel α bestimmten Dreiecks, so lassen sich die eben abgeleiteten Resultate folgendermaßen aussprechen:

12) Ist für irgend einen Winkel α $\triangle(\alpha; a.b) = \triangle(\alpha; c.d)$, so ist auch für jeden anderen Winkel β $\triangle(\beta; a.b) = \triangle(\beta; c.d)$.

13) Wenn $\triangle(\alpha; a.d) = \triangle(\alpha; b.c)$ und $\triangle(\beta; a.f) = \triangle(\beta; b.e)$ ist, so ist auch für jeden beliebigen Winkel γ $\triangle(\gamma; f.c) = \triangle(\gamma; d.e)$.

Führt man ferner für den Inhalt des durch die Seiten a und b und den Winkel α bestimmten Parallelogramms das Zeichen $\Pi(\alpha; a.b)$ und für den Inhalt des Rechtecks aus a und b das kürzere Zeichen a.b ein, so daß $a.b = \Pi(90^0; a.b)$ ist, so ist zunächst klar, daß man in 12) und 13) für $\triangle$ auch Π setzen darf, weil $\Pi(\alpha; a.b) = 2\ \triangle(\alpha; a.b)$, und daß diese Sätze durch angemessene Verfügung über die Winkel in die folgenden übergehen:

14) Iſt a.b = c.d, ſo iſt für jeden Winkel α Π (α; a.b) = Π(α; c.d) [und umgekehrt].

15) Wenn a.d = b.c und a.f = b.e iſt, ſo iſt auch d.e = c.f.

Ich ſtelle nun den Begriff des Verhältniſſes zweier Strecken a und b durch folgende Definitionen feſt:

16) Definition*): Das Verhältnis zweier Strecken a und b iſt eine gewiſſe Beziehung zwiſchen denſelben rückſichtlich ihrer Größe; ſie wird durch das Zeichen a : b ausgedrückt.

17) Definition: Zwei Verhältniſſe a : b und c : d ſind einander gleich, wenn das Rechteck aus a und d gleich dem Rechteck aus b und c iſt.

18) Definition: Das Verhältnis a : b iſt größer (kleiner) als das Verhältnis c : d, wenn das Rechteck a.d größer (kleiner) iſt als c.b.

Mit Benutzung dieſer Definitionen ſchließt man aus (14) und (15):

19) Vier Strecken liefern gleiche Verhältniſſe (bilden eine Proportion a : b = c : d), wenn für irgend einen Winkel α Π(α; a.d) = Π(α; b.c) oder △(α; a.d) = △(α; b.c) iſt.

20) Wenn zwei Verhältniſſe einem dritten gleich ſind, ſo ſind ſie ſelber gleich.

Dieſer letzte Satz weiſt erſt das Verhältnis als eine (mathematiſche) Quantität aus, die allein abhängig iſt von ihren konſtituierenden Elementen a und b.

*) Vgl. Euklid V. def. 3. — Bei Van Swinden (Elemente der Geometrie, hsg. v. Jacobi, Jena 1834, S. 80—81, Anmerkung 4) findet ſich die Notiz: „Man iſt ziemlich allgemein darüber einig, daß die in Rede ſtehende Erklärung des Euklides dunkel iſt und R. Simſon vermutet, daß ſie nicht durch den ausgezeichneten Geometer ſelbſt, ſondern durch eine ſpätere unkundige Hand in den Text gekommen iſt.“ — Die, meines Erachtens unanfechtbare, Feſtſtellung des Verhältnisbegriffes durch def. 3, 5, 7 zeigt nur, eine wie viel tiefere Einſicht Euklid in das Weſen mathematiſcher Definitionen beſaß, als ſeine ſpäteren Ausleger!

Ich brauche hier nicht im einzelnen nachzuweisen, wie aus den vorangestellten Definitionen die Natur dieser Abhängigkeit und die sonstigen Eigenschaften von Proportionen abzuleiten sind. Es genüge der Hinweis, daß die arithmetische Begründung der Proportionenlehre gleichfalls von der Relation $a.d = b.c$ ausgeht. Zum Schluß muß aber noch hervorgehoben werden, daß man beim Nachweise von proportionalen Strecken an ähnlichen Punktreihen oder an ähnlichen Figuren stets auf den Fundamentalsatz:

21) *Wenn zwei von einem Punkte P ausgehende Linien von einem Parallelenpaar in den Punkten A,B bezw. A_1,B_1 geschnitten werden, so gilt die Proportion*

$$PA : PB = PA_1 = PB_1$$

zurückgeht, und daß dieser Satz nichts anderes ist als das Resultat der Kombination von 1) und 19).

III.

In diesem Paragraphen soll — wie schon in der Einleitung angedeutet wurde — nur die Kenntnis rationaler Verhältnisse vorausgesetzt werden und demgemäß die Benutzung irrationaler Verhältnisse völlig ausgeschlossen sein. Wird der Begriff des (rationalen) Verhältnisses zwischen kommensurablen Strecken in der üblichen Weise eingeführt, so läßt sich leicht der Satz beweisen, welcher zu der allgemeinen Definition 17) Anlaß gegeben:

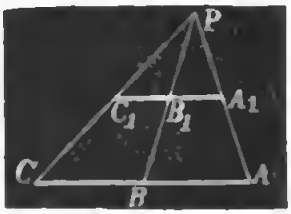
22) *Ist das Verhältnis der kommensurablen Strecken a und b gleich dem der kommensurablen Strecken c und d, so ist das Rechteck aus a und d gleich dem Rechteck aus b und c.*

Aus diesem folgt dann weiter, daß, wenn auch a und c kommensurabel sind, ein gleiches von b und d gelten und die Proportion $a : c = b : d$ bestehen muß. Da aber die Kommensurabilität von a und b einerseits und von c und d andererseits noch keineswegs zur Folge hat, daß auch a und c kommensurabel sind, so darf man im allgemeinen nicht in $a : b = c : d$ die inneren bezw. äußeren Glieder mit einander vertauschen.

Hat man in der bekannten Weise unter Voraussetzung rationaler Verhältnisse den Satz 21) bewiesen, so darf man ihn nach dem Gesagten nicht zur Ableitung des anderen Satzes benutzen,

nach welchem auf zwei parallelen Geraden ähnliche Punktreihen entstehen, wenn sie von den Strahlen eines Büschels geschnitten werden. Wir schaffen uns vielmehr ein neues Fundament für ihn in folgendem Satze:

23) Schneiden drei Strahlen eines Büschels auf einer Geraden zwei gleiche Strecken ab, so müssen sie auf jeder zu der ersten parallelen Geraden gleichfalls gleiche Stücke abschneiden.



Figur 9.

Es sei in Figur 9 $AC \parallel A_1C_1$, $AB = BC$ und $A_1B_1 = B_1C_1$; zieht man die drei Linien PB, BB_1 und PB_1, so erhellt, daß $\triangle PA_1C_1$ sowohl durch die gebrochene Linie PBB_1 als durch die gerade PB_1 halbiert wird, daß mithin B und B_1 auf einem Strahle durch P liegen.

Es bedarf keiner näheren Ausführung, wie mit Hilfe von 23) die Erweiterung auf den Fall bewirkt wird, daß die Strecken, welche die drei Strahlen ausschneiden, nicht gleich sind, sondern in einem rationalen Verhältnis zu einander stehen.

In der Ähnlichkeitslehre stützt sich auf 21) der Satz:

24) Wenn zwei entsprechende Seiten zweier ähnlichen Dreiecke ein (rationales) Verhältnis haben, so hat jedes andere Paar entsprechender Seiten das gleiche Verhältnis.

Eines besonderen Beweises hingegen bedarf der Satz, den man sonst aus diesem durch Vertauschung der Glieder einer Proportion herzuleiten pflegt:

25) Wenn zwei Seiten eines Dreiecks ein rationales Verhältnis haben, so stehen die beiden

Figur 10.

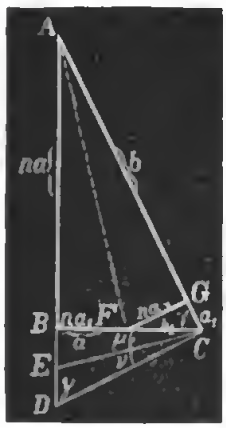
entſprechenden Seiten eines ähnlichen Dreiecks in demſelben Verhältnis zu einander.

Man bringt die beiden ähnlichen Dreiecke ABC und $A_1B_1C_1$ in perſpektiviſche Lage (Fig. 10), beſtimmt ihren Ähnlichkeitspunkt P und zerlegt die Seiten AB und AC, die das rationale Verhältnis $m:n$ haben, in m bezw. n gleiche Teile. Die Strahlen von P aus durch die Teilpunkte zerlegen (nach 23) A_1B_1 in m gleiche Teile x und B_1C_1 in n gleiche Teile y. Es gilt zu zeigen, daß $x = y$. Iſt $AD = AB : m$, $AE = AC : n$, $A_1D_1 = A_1B_1 : m = x$ und $A_1E_1 = A_1C_1 : n = y$, ſo iſt auf die perſpektiviſchen Dreiecke ADE und $A_1D_1E_1$ der Satz (7) anwendbar, folglich $DE \parallel D_1E_1$ und, weil $AD = AE$, auch $A_1D_1 = A_1E_1$.

IV.

Bei Euklid X. 117 findet ſich der Satz: „In jedem Quadrat iſt die Diagonale der Seite in Länge inkommenſurabel“ und zwar mit einem weſentlich arithmetiſchen Beweiſe. Der mehr geometriſche Beweis, den einzelne Lehrbücher bringen, rührt von Van Swinden her (a. a. O. S. 76—78, Anmerkung 2.). Man kann durch ein ähnliches Verfahren weit allgemeinere Sätze begründen.

26) Wenn in einem rechtwinkligen Dreieck eine Kathete ein aliquoter Teil der anderen iſt, ſo ſind Hypotenuſe und Katheten inkommenſurabel.



Figur 11.

Es ſei (Fig. 11) $BC = a$, $AB = n.a$ und $AC = b$, ſo iſt zunächſt $b > na$. Errichtet man $CD \perp AC$, ſo iſt $BCD \sim$ (winkelgleich) BAC und mithin (25) $BD = \frac{a}{n}$, folglich $b < na + \frac{a}{n}$. Man gelangt aber zu einer noch tiefer liegenden oberen Grenze, wenn man die Transverſale nach der Mitte (E) von BD zieht. Da dieſe mit CD einen kleineren Winkel (ν) als mit BC (μ) bildet, ſo iſt $\sphericalangle CEB (= \nu + \gamma) < ECA (= \mu + \gamma)$ und $b < na + \frac{a}{2n}$.

Ich ziehe nun die Winkelhalbierende AF und fälle die Senkrechte FG auf AC, dann iſt $\triangle GCF \sim BCA$ und mithin, wenn

$CF = b_1$, $CG = a_1$ gesetzt wird, $FG = FB = na_1$. Nun ist $b = na + a_1$ und $a = b_1 + na_1$, folglich

$$a_1 = b - na; \qquad a = b_1 + na_1;$$
$$b_1 = (1 + n^2)a - nb; \quad b = (n^2 + 1)a_1 + nb_1.$$

Da $b < na + \frac{a}{2n}$, so ist $a_1 < \frac{a}{2n}$. Schneide ich nach demselben Verfahren von GCF ein Dreieck mit den Seiten a_2, na_2, b_2 ab, so wird $a_2 < \frac{a_1}{2n}$ sein u. s. f. Die Seiten a_1, a_2, a_3 ... müssen also schließlich kleiner als jede noch so kleine Strecke werden. — Hätten nun a und b ein gemeinschaftliches Maß m, so müßte dieses auch Maß von a_1 und b_1, a_2 und b_2, ... sein, was unmöglich ist, weil die Seiten a_i von einem bestimmten Index an definitiv unter m bleiben

Die vorstehenden Gleichungen liefern für das irrationale Verhältnis b : a eine Entwickelung in einen Kettenbruch.

Setzt man nämlich:

$$b + na = c \quad , \quad b_1 + na_1 = c_1 \, , \ldots,$$

so findet man

$$c = 2nc_1 + a_1, \quad c_1 = 2nc_2 + a_2, \ \ldots,$$
$$a = c_1 \quad , \quad a_1 = c_2 \quad , \ \ldots,$$

folglich ist

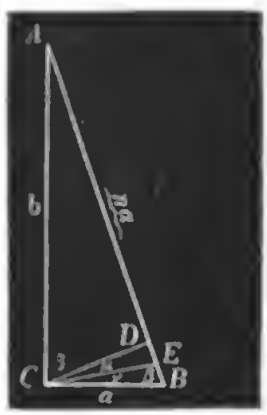
$$\frac{c}{a} = 2n + \frac{a_1}{c_1}, \quad \frac{c_1}{a_1} = 2n + \frac{a_2}{c_2}, \ \ldots$$

und

$$\frac{c}{a} = \frac{b}{a} + n = 2n + \frac{1}{2n} + \frac{1}{2n} + \ldots\ldots$$

27) Wenn in einem rechtwinkligen Dreieck eine Kathete ein aliquoter Teil der Hypotenuse ist, so ist diese der anderen Kathete inkommensurabel.

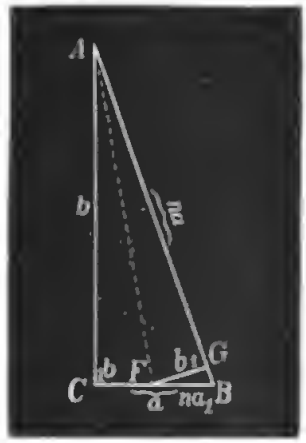
Es sei (Fig. 12) $CB = a$, $AB = na$, $AC = b$, also $b > (n-1)a$; zieht man $CD \perp AB$, so ist $BCD \sim BAC$ und (25) $DB = \frac{a}{n}$, also $b > na - \frac{a}{n}$. Die Transversale CE nach der Mitte von BD bildet wiederum mit BC einen kleinen Winkel (ν) als mit CD (μ),



Figur 12.

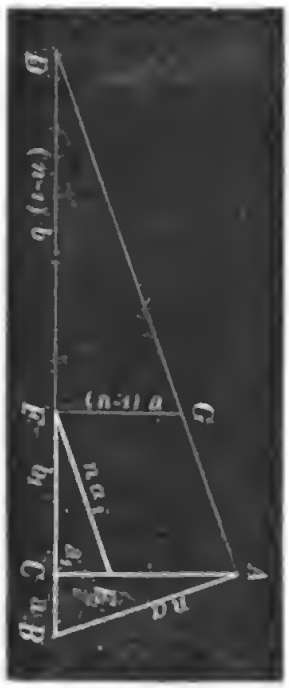
folglich $\sphericalangle AEC(=\beta+\nu) < ACE(=\beta+\mu)$ und $b < na - \frac{a}{2n}$.

Führt man dieselbe Konstruktion wie vorhin aus, so gelangt man zu dem Dreieck GBF (Fig. 13) mit $GB = a_1$, $BF = na_1$, $GF = FC = b_1$ und findet, wenn man wiederum $b + na = c$, $b_1 + na_1 = c_1$ setzt:



Figur 13.

$$CB = a = b_1 + na_1,$$
$$AG = b = na - a_1$$
$$= nb_1 + (n^2 - 1)a;$$
$$c = 2nc_1 - a_1,$$
$$a = c_1,$$
$$\frac{c}{a} = 2n - \frac{c_1}{a_1};$$
$$a_1 = na - b,$$
$$a_1 < \frac{a}{n}, \left(\text{wegen } b > na - \frac{a}{n}\right).$$



Figur 14.

Man schafft sich nun genau von oben eine Reihe von Dreiecken mit immer kleiner werdenden Seiten und gelangt zum Schluß, daß a und b inkommensurabel sind. Der Kettenbruch für ihr irrationales Verhältnis ist aus den Gleichungen

$$\frac{c}{a} = 2n - \frac{a_1}{c_1}, \quad \frac{c_1}{a_1} = 2n - \frac{c_2}{a_2}, \ldots.$$

ableitbar:

$$\frac{c}{a} = \frac{b}{a} + n = 2n - \frac{1}{2n} - \frac{1}{2n} \ldots.$$

Auf die übliche Entwicklung in einen Kettenbruch mit durchweg positiven Elementen führt eine etwas kompliziertere Konstruktion (Fig. 14).

Ich ziehe $AD \perp AB$, mache $AE = (n-1)a$, ziehe $EF \parallel AD$ und $FG \parallel AC$. Dann ist zunächst $\triangle GFD \sim ABC$, folglich (nach 24), da $GF = (n-1)a$, $FD = (n-1)b$; ferner $ABD \sim CBA$

und (25) $BD = n^2 a$; ſchließlich iſt $ECF \sim ABC$, alſo $EF = na_1$, wenn $EC = a_1$ und $CF = b_1$ geſetzt wird.

Man hat demnach:

$$a_1 = b - (n-1)a \quad ; \quad 2(n-1)a = (n-1)a_1 + b_1;$$
$$b_1 = (n^2-1)a - (n-1)b; \quad 2b = (n+1)a_1 + b_1.$$

Setzt man:

$$(n-1) = m, \quad b + (n-1)a = c, \quad b_1 + (n-1)a_1 = c_1,$$

ſo findet man:

$$c = c_1 + a_1 \quad ; \quad c_1 = c_2 + a_2 \; ; \quad c_2 = c_3 + a_3 \quad ; \ldots$$
$$2ma = c_1 \quad ; \quad 2ma_1 = c_2 \quad ; \quad 2ma = c_3 \quad ; \ldots$$
$$\frac{c}{a} = 2m + \frac{2ma_1}{c_1} \; ; \quad \frac{c_1}{2ma_1} = 1 + \frac{a_2}{c_2} \; ; \quad \frac{c_2}{a_2} = 2m + \frac{2ma_3}{c_3} \; ; \ldots,$$

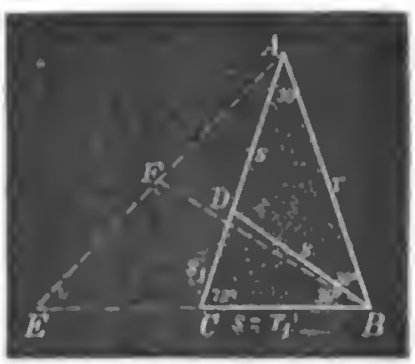
folglich iſt

$$\frac{c}{a} = \frac{b}{a} + m = 2m + \cfrac{1}{1 + \cfrac{1}{2m + \cfrac{1}{1 + \cfrac{1}{2m + \ldots}}}}$$

28) **Die Seite des regulären Zehnecks und der Radius ſeines Umkreiſes ſind inkommenſurabel.**

Der bekannten Figur 15 entnimmt man ohne weiteres die Gleichungen:

$$s = r_1 \quad ; \quad s_1 = r - s$$
$$r = r_1 + s_1; \quad r_1 = s$$



Figur 15.

welche in Verbindung mit den entſprechenden Relationen zwiſchen den Seiten der reduzierten Dreiecke die Kettenbruchentwicklung

$$\frac{r}{s} = 1 + \cfrac{1}{1 + \cfrac{1}{1 + \ldots}}$$

liefern. Es fehlt noch die Angabe von rationalen Brüchen, zwiſchen denen dies Verhältnis liegt. In $\triangle ABD$ iſt $r < 2s$. Verdoppelt man BC bis E, ſo muß in dem Dreieck ABE die Transverſale nach der Mitte F von AE mit der kleineren Seite AB einen größeren Winkel bilden als mit der größeren Seite BE. Ihre Neigung gegen die Baſis BC iſt alſo geringer als die der winkelhalbierenden

*

BD, folglich ist $AD = s < \frac{2}{3} r$. Das Verhältnis $\frac{s}{r}$ liegt also zwischen $\frac{1}{2}$ und $\frac{2}{3}$; es ist bekanntlich $= \frac{1}{2}(\sqrt{5}-1) = 0{,}618$. Da nun $s = r_1 < \frac{2}{3} r$, $r_2 < \frac{2}{3} r_1, \ldots$ so können nach den schon mehrfach dargelegten Gründen r und s kein gemeinschaftliches Maß besitzen.

In den Sitzungen vom 22. März und vom 9. April 1889 sprach Herr Oberlehrer Dr. O. Rausenberger über „Wirbelbewegung und Wirbelstürme".

Der Zweck des nachstehenden Vortrages ist ein doppelter. Einerseits erscheint es dem Vortragenden wünschenswert, die Fundamente der in mancher Beziehung schon so weit entwickelten Wirbeltheorie einer neuen Erörterung zu unterziehen und einige Punkte, über die vielleicht noch nicht die nötige Klarheit herrscht, eingehender zu beleuchten; andrerseits soll die Theorie der Wirbelbewegung zu einer erneuten Behandlung der Theorie der Wirbelstürme verwertet werden.

Die meisten theoretischen Untersuchungen über Flüssigkeitsbewegungen gehen, um analytische Schwierigkeiten zu vermeiden, von der Annahme einer sogenannten idealen Flüssigkeit aus. Die ideale Flüssigkeit ist durch das Fehlen jeder Reibung zwischen benachbarten Teilchen charakterisiert; der Druck, den diese aufeinander ausüben, hat daher keine seitlichen Komponenten, er steht in jeder angenommenen Trennungsfläche auf dieser senkrecht. Hieraus läßt sich dann der Schluß ziehen, daß der auf ein Flüssigkeitsteilchen von allen Seiten her ausgeübte Druck der gleiche ist. Die bekannten Fundamentalgleichungen der Hydromechanik

$$1) \qquad \varepsilon \frac{d^2x}{dt^2} = \varepsilon X - \frac{\partial p}{\partial x}, \quad \varepsilon \frac{d^2y}{dt^2} = \varepsilon Y - \frac{\partial p}{\partial x}, \quad \varepsilon \frac{d^2z}{dt^2} = \varepsilon Z - \frac{\partial p}{\partial z},$$

in denen ε die Dichtigkeit, p den Druck an der Stelle x, y, z bezeichnet, während X, Y, Z die auf die Masseneinheit einwirkenden Kraftkomponenten darstellen, sagen aus, daß die Beschleunigung eines Teilchens einerseits durch die wirkende freie Kraft, andrerseits durch die Differenzen des Druckes an verschiedenen Stellen erzeugt wird.

Zu den Gleichungen (1) ist dann noch eine Relation zwischen Druck und Dichtigkeit, sowie die sogenannte Kontinuitätsgleichung beizufügen, welche aussagt, daß dasselbe Flüssigkeitsteilchen immer dieselbe Masse besitzt. Ist die Flüssigkeit begrenzt — sei es durch feste Wände, sei es durch eine freie Oberfläche —, so müssen Teilchen, die in einem Augenblick der Grenzfläche angehören, immer an dieser bleiben.

Alle Untersuchungen über ideale Flüssigkeiten haben nur so lange Geltung, als die Bewegung eine stetige ist. Für die Innehaltung der Stetigkeit liefert aber die Grundvoraussetzung, daß die Teilchen einer Verschiebung keinen Widerstand entgegensetzen, durchaus keine Garantie. Wenn in Wirklichkeit die Stetigkeit nur ausnahmsweise reißt, so müssen hierfür eigentlich die kapillaren Kräfte, welche sonst hier nicht in betracht gezogen werden, verantwortlich gemacht werden. Auch ist zu beachten, daß Flüssigkeiten bei negativem Druck, d. h. Zug zerreißen, wenigstens wenn dieser eine gewisse Größe übersteigt.

Setzen wir die Stetigkeit der Bewegung voraus, so lehrt die Deformationstheorie, daß jedes Flüssigkeitsteilchen, welches in einem Augenblick die Gestalt einer Kugel besitzt, während der Bewegung im allgemeinen in ein Ellipsoid übergeht. Der Mittelpunkt der Kugel bleibt der Mittelpunkt des Ellipsoids, kann aber natürlich eine Verschiebung erleiden. Von den Durchmessern der Kugel, welche ursprünglich aufeinander senkrecht waren, behalten nur diejenigen diese Richtung zueinander bei, die in die Hauptachsen des Ellipsoids übergehen. Ist letzteres ein Rotationsellipsoid oder eine Kugel, so finden sich natürlich unendlich viele solcher Hauptachsen vor. Nun sind zwei Fälle möglich: die Achsen, welche in die Achsen des Ellipsoids übergehen, behalten ihre ursprüngliche Richtung im Raume bei, oder dies geschieht nicht. Im letzteren Falle sagt man, das Flüssigkeitsteilchen habe eine Rotation ausgeführt. Nach alledem erleidet ein Flüssigkeitsteilchen drei verschiedene Bewegungsvorgänge: a) eine Translation des Mittelpunktes (Schwerpunktes); b) eine Deformation; c) eine Rotation.

Die Flüssigkeitsbewegungen werden meistens unter der Voraussetzung untersucht, daß die wirkenden freien Kräfte eine Kräfte-

funktion beſitzen: dieſe Vorausſetzung entſpricht der Wirklichkeit wohl immer, wenn es ſich nicht gerade um relative Bewegungen handelt. Schon in der „Analytiſchen Mechanik“ von Lagrange finden wir die Erkenntnis, daß bei Vorhandenſein einer Kräftefunktion zwei weſentlich verſchiedene Bewegungsformen der idealen Flüſſigkeit möglich ſind, die nicht ineinander übergeführt werden können. Bezeichnen u, v, w die Komponenten der Geſchwindigkeit eines Flüſſigkeitselementes, ſo finden im erſten Falle die Gleichungen

$$2) \qquad \frac{\partial w}{\partial y} - \frac{\partial v}{\partial z} = 0, \quad \frac{\partial u}{\partial z} - \frac{\partial w}{\partial x} = 0, \quad \frac{\partial v}{\partial x} - \frac{\partial u}{\partial y} = 0$$

ſtatt, aus denen folgt, daß dann u, v, w die Differentialquotienten derſelben Funktion φ nach x, y, z ſind. Sind die Gleichungen (2) in irgend einem Zeitmomente befriedigt, ſo ſind ſie es immer und umgekehrt. Der wahre Inhalt dieſer Gleichungen wurde erſt ſpäter vollſtändig erkannt; namentlich v. Helmholtz verdanken wir die Klarlegung der beſtehenden Verhältniſſe. Die linken Seiten der Gleichungen (2) ſind nichts anderes als die doppelten Komponenten der Rotation. Es gelten daher die folgenden Sätze:

Ein Flüſſigkeitselement, welches zu irgend einer Zeit nicht rotiert, rotiert niemals; ein Flüſſigkeitselement, welches zu irgend einer Zeit rotiert, rotiert immer.

Die beiden Grundformen der Flüſſigkeitsbewegung ſind daher

a) die rotationsfreie Bewegung;

b) die rotierende Bewegung.

Im erſten Falle ſind die Geſchwindigkeitskomponenten die Differentialquotienten derſelben Funktion φ nach x, y, z: es exiſtiert ein ſogenanntes Geſchwindigkeitspotential.

Exiſtiert eine ideale Flüſſigkeit, welche ſich zu irgend einer Zeit in vollſtändiger Ruhe befindet, ſo läßt ſie ſich durch die gewöhnlichen mechaniſchen Hilfsmittel nicht direkt in eine rotierende Bewegung verſetzen; durch Umrühren, Ausgießen u. ſ. w. werden nur rotationsfreie Bewegungen erzeugt. Indirekt wäre allerdings auch die Erzeugung rotierender Bewegung nicht ausgeſchloſſen. So könnte man z. B. eine Waſſermenge durch Kälte in einen Eisblock verwandeln, dieſen dann in rotierende Bewegung ſetzen und

während derſelben durch Erwärmen wieder den flüſſigen Zuſtand herbeiführen, in dem dann die Rotation fortgeſetzt würde. In der Wirklichkeit treten indeſſen dieſe Verhältniſſe nicht mit Schärfe hervor; da bei keiner Flüſſigkeit die innere Reibung fehlt, können nichtrotierende Flüſſigkeiten mit der Zeit in den Zuſtand der Rotation übergeführt werden. Immerhin erſcheint es angemeſſen, die nichtrotierende Bewegung in erſter Linie ins Auge zu faſſen.

Die angeſtellten Betrachtungen gelten ſowohl für inkompreſſible als kompreſſible Flüſſigkeiten; die ſpezielleren Ausführungen geſtalten ſich jedoch für die erſteren weit einfacher und führen zu umfaſſenderen Reſultaten als bei den letzteren. Dies iſt hauptſächlich dem Umſtande zu verdanken, daß für inkompreſſible Flüſſigkeiten die Kontinuitätsgleichung bei Vorhandenſein eines Geſchwindigkeitspotentials φ die einfache Geſtalt

3) $$\frac{\partial^2\varphi}{\partial x^2} + \frac{\partial^2\varphi}{\partial y^2} + \frac{\partial^2\varphi}{\partial z^2} = 0 \text{ oder } \Delta\varphi = 0$$

annimmt. Dies iſt die partielle Differentialgleichung, welcher das gewöhnliche Newtonſche Potential in Räumen genügt, welche von Maſſe frei ſind. Hierdurch wird eine umfaſſende Verwertung der ſehr ausgebildeten Potentialtheorie für die Hydrodynamik ermöglicht. Bei kompreſſiblen Flüſſigkeiten iſt 3) durch die kompliziertere Relation

4) $$\frac{\partial p}{\partial t} + \frac{\partial p}{\partial x}\frac{\partial\varphi}{\partial x} + \frac{\partial p}{\partial y}\frac{\partial\varphi}{\partial y} + \frac{\partial p}{\partial z}\frac{\partial\varphi}{\partial z} + p\Delta\varphi = 0$$

zu erſetzen.

Von der eigentlich rotatoriſchen Bewegung iſt die Wirbelbewegung, mit der wir uns in der Folge zu beſchäftigen haben, weſentlich zu unterſcheiden, wenn ſie auch meiſtens als ein Spezialfall der erſteren behandelt wird. Wir haben es hier mit einer Flüſſigkeitsbewegung zu thun, die im allgemeinen rotationslos iſt, bei der aber einzelne in ſich zurücklaufende oder in der Bewegung der Flüſſigkeit endende Linien, ſogenannte Wirbellinien vorhanden ſind, in denen eine Rotation von unendlicher Geſchwindigkeit auftritt. Dieſe Wirbel ſind nichts anderes als eine Unterbrechung der im allgemeinen ſtetigen Bewegung. Ebenſo wie die analytiſchen Funktionen notwendigerweiſe gewiſſe Unſtetigkeitspunkte

beſitzen, deren Exiſtenz aus der Beſchaffenheit der ſonſt ſtetigen Funktionen folgt, ſo exiſtieren auch zahlreiche Flüſſigkeitsbewegungen, die im allgemeinen ſtetig und dabei rotationslos ſind, deren Beſchaffenheit es aber mit ſich bringt, daß in einzelnen Linien die Stetigkeit und Rotationsloſigkeit eine Unterbrechung erleidet. Hier exiſtiert ein Geſchwindigkeitspotential, das aber in den Wirbellinien unendlich vieldeutig wird.*)

Es iſt nicht unſere Abſicht, das ſämtliche, über Wirbellinien vorhandene Material hier anzuführen; dagegen wird es von Vorteil ſein, das einfachſte Beiſpiel der Wirbelbewegung eingehender zu behandeln, da dieſes für den Charakter der Wirbelbewegung überhaupt typiſch iſt. Ein nach allen Dimenſionen kleines Teilchen eines beliebigen Wirbels ſtimmt während einer beſchränkten Zeit mit dem hier zu betrachtenden annäherungsweiſe überein.

Wir denken uns ein cylindriſches Gefäß mit einer Flüſſigkeit gefüllt: die Bewegung möge in allen Querſchnitten kongruent ſein, ſo daß es genügt, eine ebene Bewegung (in der xy-Ebene) zu betrachten. Ferner möge die Bewegung in einem Punkte nur eine Funktion ſeines Abſtandes $\rho = \sqrt{x^2 + y^2}$ von der Cylinderachſe ($x = y = 0$) ſein; alle Teilchen mögen mit gleichbleibender Geſchwindigkeit kreisförmige Bahnen beſchreiben. Wir haben dann

5) $$x = \rho \cos \omega t, \quad y = \rho \sin \omega t,$$

worin ω eine Funktion von ρ iſt. Es folgt hieraus

$$u = \frac{dx}{dt} = -\rho\, \omega \sin \omega t, \quad v = \frac{dy}{dt} = \rho\, \omega \cos \omega t$$

oder

6) $$u = -\omega y, \quad v = \omega x.$$

Soll die Bewegung rotationsfrei ſein, ſo iſt wegen 2) die Bedingung

7) $$\frac{\partial v}{\partial x} - \frac{\partial u}{\partial y} = 0$$

zu erfüllen. Nun iſt

---

*) Eine umfaſſende Behandlung der möglichen Unſtetigkeiten einer im allgemeinen ſtetigen Flüſſigkeitsbewegung beabſichtigt der Vortragende an anderer Stelle zu geben; die wichtigſten Grundlagen hierzu enthält bereits die Arbeit von F. Klein: „Über Riemanns Theorie der algebraiſchen Funktionen und ihrer Integrale", Leipzig 1882.

$$8)\quad \begin{cases} \frac{\partial v}{\partial x} = \omega + \frac{\partial \omega}{\partial x} x = \omega + \frac{d\omega}{d\rho}\frac{\partial \rho}{\partial x} x = \omega + \frac{d\omega}{d\rho}\frac{x^2}{\rho}, \\ \frac{\partial u}{\partial y} = -w - \frac{d\omega}{d\rho}\frac{y^2}{\rho}, \end{cases}$$

so daß aus 7)

$$9)\quad 2\omega + \frac{d\omega}{d\rho}\frac{x^2+y^2}{\rho} = 0 \text{ oder } 2\omega + \rho\frac{d\omega}{d\rho} = 0$$

wird. Durch Integration folgt aus 9)

$$\log \rho^2 + \log w = \log \omega \rho^2 = \text{Const.}$$

oder

$$10)\quad \omega = \frac{\omega_0}{\rho^2},$$

wovon ω_0 eine Konstante bezeichnet. Hiernach ist

$$11)\quad x = \rho \cos \frac{\omega_0 t}{\rho^2},\ y = \rho \sin \frac{\omega_0 t}{\rho^2},$$

$$12)\quad u = -\frac{\omega_0}{\rho}\sin\frac{\omega_0 t}{\rho^2} = -\frac{\omega_0}{\rho^2} y,\ v = \frac{\omega_0}{\rho}\cos\frac{\omega_0 t}{\rho^2} = \frac{\omega_0}{\rho^2} x.$$

Für die Gesamtgeschwindigkeit erhalten wir

$$13)\quad \sqrt{u^2 + v^2} = \frac{\omega_0}{\rho}.$$

Die Geschwindigkeit ist also dem Abstande von der Zylinderachse umgekehrt proportional.

Durch Umrühren kann man in jedem Wasserglase eine Bewegung erzeugen, welche der hier beschriebenen so nahe kommt, als es eben das Vorhandensein der Reibung zuläßt. Da bei dieser Bewegung offenbar keine Volumänderung eintritt (oder auch die Befriedigung der Gleichung 3) unmittelbar zu verifizieren ist), so ist sie nämlich für eine inkompressible Flüssigkeit möglich; daß sie auch bei einer gasförmigen Flüssigkeit vorkommen kann, werden wir noch zu zeigen haben. Das Geschwindigkeitspotential ist übrigens

$$14)\quad \varphi = \omega_0 \operatorname{arctg} \frac{y}{x};$$

für $x = 0$, $y = 0$ wird es unbestimmt.

Denkt man sich aus dem Zylinder einen gleichachsigen kleineren ausgeschnitten, so kann in dem übrig bleibenden Hohlraume die beschriebene Bewegung ohne jede Stetigkeitsunterbrechung vor sich gehen. Fällt jedoch der innere Zylinder weg, so treten in der Zylinderachse unendliche Geschwindigkeiten auf; hier ist also eine Wirbellinie vorhanden. Die Intensität der Bewegung hängt

übrigens nur von der einzigen Konstanten ω_0 ab, welche die Winkelgeschwindigkeit in der Einheit der Entfernung von der Achse darstellt.

Die gegebene Entwickelung der elementaren Wirbelbewegung zeigt deutlich, wie die Bewegung, die in einiger Entfernung von der Wirbellinie sehr langsam verlaufen kann, gegen diese hin an Intensität immer zunimmt, ein Umstand, der die verheerende Wirkung der Wirbelstürme bereits hinreichend erklärt. Wenn wir nirgends eine unendliche Geschwindigkeit bemerken, so hängt dies nicht nur von der Reibung, sondern auch von dem folgenden Gesetze ab, dessen Bedeutung für die Wirbelbewegung nicht allgemein genügend gewürdigt zu werden scheint.

Aus den Fundamentalgleichungen der Hydrodynamik läßt sich, falls die wirkenden Kräfte eine Kräftefunktion U besitzen und ein Geschwindigkeitspotential φ existiert, leicht die folgende (dem Prinzip der Erhaltung der lebendigen Kraft entsprechende) Gleichung ableiten:

$$15)\quad P = U - \frac{\partial\varphi}{\partial t} - \frac{1}{2}\left[\left(\frac{\partial\varphi}{\partial x}\right)^2 + \left(\frac{\partial\varphi}{\partial y}\right)^2 + \left(\frac{\partial\varphi}{\partial z}\right)^2\right] + \text{Const.},$$

worin bei inkompressibeln Flüssigkeiten

$$16)\quad P = \frac{p}{\varepsilon},$$

bei Gasen aber, falls etwaige Wärmeänderungen nicht in betracht gezogen werden,

$$17)\quad P = a^2 \log p + \text{Const.}$$

zu setzen ist; hierbei ist nach dem Mariotteschen Gesetz

$$18)\quad a^2 = \frac{p}{\varepsilon}$$

zu nehmen.

Die Formel 15) zeigt, inwiefern der Druck bei bewegten Flüssigkeiten (hydrodynamischer Druck) sich von demjenigen bei ruhenden (hydrostatischer Druck) unterscheidet. Bei ruhenden Flüssigkeiten ist nämlich

$$19)\quad P = U + \text{Const.},$$

der Druck also in allen Niveauflächen der gleiche. In 15) stellt rechts der eingeklammerte Ausdruck das Quadrat der Geschwindigkeit dar; zunehmende Geschwindigkeit wirkt also (wenn nicht alle

Teile der Flüſſigkeit gleichmäßig bewegt ſind) **vermindernd** auf den Druck ein. Außerdem tritt das nicht ſo einfach zu interpretierende Glied $\frac{\partial \varphi}{\partial t}$ auf. Wenn die Bewegung **ſtationär** iſt, d. h. wenn zu verſchiedenen Zeiten an gleichen Orten immer die gleichen Bewegungsvorgänge ſtattfinden, was z. B. bei der einfachſten beſprochenen Wirbelbewegung der Fall iſt, ſo kommt dieſes Glied ganz in Wegfall.

Bei unſerer Wirbelbewegung muß, bei ſtetigem U, gegen die Wirbellinie hin eine **Druckverminderung** eintreten. In der Wirbellinie ſelbſt wird $P = -\infty$, alſo bei inkompreſſibeln Flüſſigkeiten

20) $$p = -\infty,$$

bei Gaſen

21) $$p = 0.$$

Da Flüſſigkeiten bei einem negativen Drucke*) zerreißen, ſo wird ſich bei inkompreſſibeln Flüſſigkeiten um die Wirbellinie ein ſchlauchartiger Hohlraum bilden müſſen. Die Anſätze hierzu ſind in der Natur fortwährend zu beobachten; doch kommt es infolge der Reibung nicht zur vollſtändigen Entwickelung dieſer Wirbelſchläuche.

Nehmen wir an, daß die vorhin beſchriebene elementariſche Wirbelbewegung unter Einwirkung der Schwere in einem zylindriſchen Gefäße vor ſich geht, welches oben offen iſt, ſo muß ſich hier eine freie Oberfläche bilden, für die $p = 0$ iſt (oder p konſtant iſt, was die Entwicklung nicht modifiziert. Iſt die poſitive z-Achſe vertikal aufrecht gerichtet, ſo haben wir für $\varepsilon = 1$

22) $$U = -gz,$$

und aus 15) wird

$$p = -gz - \frac{1}{2}\left[\left(\frac{\partial \varphi}{\partial x}\right)^2 + \left(\frac{\partial \varphi}{\partial y}\right)^2\right] + \text{Const.}$$

oder wegen 13)

23) $$p = -gz - \frac{\omega\omega^2}{2p^2} + \text{Const.}$$

*) Wenigſtens wenn er eine gewiſſe Größe überſchreitet. Wir wollen hier annehmen, daß überhaupt kein negativer Druck vorkommen kann.

Für die freie Oberfläche*) erhalten wir demnach die Gleichung dritten Grades

24) $$2gz + \frac{\omega^2}{x^2 + y^2} + \text{Const.}$$

Bei Gasen wird gegen die Wirbellinie hin der Druck und damit die Dichtigkeit verschwindend klein, so daß auch hier keine Teilchen eine unendliche Geschwindigkeit erlangen. Übrigens ist jetzt leicht nachzuweisen, daß die elementare Wirbelbewegung auch bei Gasen möglich ist, falls U nicht von x, y, t abhängt. Ersetzt man nämlich 4) durch die äquivalente Gleichung

25) $$\frac{\partial P}{\partial t} + \frac{\partial P}{\partial x}\frac{\partial \varphi}{\partial x} + \frac{\partial P}{\partial y}\frac{\partial \varphi}{\partial y} + \frac{\partial P}{\partial z}\frac{\partial \varphi}{\partial z} + a^2 \Delta\varphi = 0,$$

benutzt 15) und 12), so erhält man zunächst

26) $$P = U - \frac{1}{2}\frac{\omega_0^2}{\rho^2} + \text{Const.}$$

und erkennt dann leicht, daß 25) befriedigt ist.

Wir nahmen bisher an, daß die ganze betrachtete Flüssigkeitsmasse an der Wirbelbewegung beteiligt sei. In der Natur kommt es aber häufig vor, daß sich Flüssigkeitsmengen gegen andere diskontinuierlich bewegen. So kann es leicht geschehen, daß die wirbelnde Flüssigkeit mit Flüssigkeitsteilen in Berührung tritt, welche an der Wirbelbewegung nicht teil nehmen. Die in der Nähe der Wirbellinie vorhandene Druckverminderung muß dann auf die letzteren aspirierend wirken. So erklärt sich in einfachster Weise die so bekannte saugende Kraft der Wirbel. Hat sich z. B. in der Luft ein vertikaler Wirbel gebildet, so wird er wie eine Pumpenröhre von oben und unten her Luft in seine luftverdünnten Räume einsaugen; es wird sich ein vertikal aufwärts und ein vertikal abwärtsgehender Luftstrom bemerklich machen, dessen Teile infolge der Reibung bald in die Wirbelbewegung mit hineingezogen werden. So erklärt sich die spiralförmige Luftbewegung im Innern eines

*) Die Bedingung, daß Teilchen der Flüssigkeit, die in einem Augenblicke der Oberfläche angehören, dies immer thun, ist hier offenbar erfüllt. — Die Gleichung 24) findet sich in der Abhandlung von A. G. Greenhill: „Plane vortex motion", Quart. Journal o. p. a. a. mathem., Bd. 15 S. 10. Auf die eigentümlichen Oberflächenverhältnisse bei komplizierteren Wirbelbewegungen soll hier nicht eingegangen werden.

Wirbels ohne Zuhilfenahme anderweitiger Entwickelungen. Der Vortragende glaubt daher, daß man zur Erklärung der Wirbelbewegung nicht von dem vertikalen Strome auszugehen braucht, wie dies von verschiedener Seite geschehen ist: der vertikale Strom ist eine notwendige Folge des Wirbels. Unmittelbar verständlich ist jetzt der Bewegungsvorgang in den sogenannten Wasserhosen oder Tromben. Es sind hier mehr oder weniger vertikale Luftwirbel vorhanden, die, ohne daß ihre aspirierende Kraft durch seitliche Luftzufuhr abgeschwächt würde, von unten her Wasser, von oben her die höheren Luftmassen, in denen sich Wolken bilden, aufsaugen.

Wir haben bis jetzt nur einen Wirbel angenommen, dessen Wirbellinie ihre Stellung nicht ändert. Indessen kann auch die Wirbellinie selbst sich bewegen. Ersetzt man das Geschwindigkeitspotential 14) durch das allgemeinere

$$27) \qquad \varphi = \omega \operatorname{arctg} \frac{y}{x - ct},$$

so definiert dieses eine Wirbelbewegung, welche mit der Geschwindigkeit c in der Richtung der positiven x-Achse fortschreitet. Doch genügt dieses Geschwindigkeitspotential nur der Kontinuitätsgleichung bei einer inkompressibelen Flüssigkeit, nicht bei einem Gase. Auf die möglichen Bewegungen mehrerer Wirbellinien gegeneinander wollen wir hier nicht eingehen; es genügt uns, die Elementarbeschaffenheit der Wirbel untersucht zu haben.

Von den mannigfachen Theorien, welche die Entstehung der Wirbelstürme zu erklären suchen, dürfte die Buys-Ballot'sche gegenwärtig die meisten Anhänger besitzen. Vorwiegend durch stärkere Erwärmung wird an manchen Stellen der Erde die Luft aufgelockert und hierdurch ein barometrisches Minimum erzeugt. Auf dieses Minimum strömt von allen Seiten die Luft zu; doch werden die Luftströmungen durch die Rotation der Erde auf der nördlichen Halbkugel nach der rechten, auf der südlichen nach der linken Seite hin abgelenkt. So wird schließlich die Luft veranlaßt, eine Wirbelbewegung wie das Minimum auszuführen, auf der nördlichen Halbkugel gegen den Sinn des Uhrzeigers drehend, auf der südlichen im Sinne des Uhrzeigers. Auch barometrische Maxima

ſollen durch Abſtrömen der Luft Wirbelbewegungen veranlaſſen, deren Richtung aber die entgegengeſetzte iſt; doch zeigen dieſe ſogenannten Antizyklone niemals eine bedeutende Intenſität.

Wenn es nun auch nicht ausgeſchloſſen iſt, daß Wirbelſtürme mitunter in der beſchriebenen Weiſe entſtehen, ſo hält es doch der Vortragende für unwahrſcheinlich, daß dies im allgemeinen der Fall iſt. Zunächſt muß es auffallen, daß die durch barometriſche Maxima erzeugten Antizyklone ſo ſehr hinter den Zyklonen zurückſtehen, welche die Minima umkreiſen. Bei jedem heftigeren Wirbelſtrome iſt ein deutlich ausgebildetes Minimum vorhanden. Ferner müßte man erwarten, daß ein durch lokale Beſonderheiten veranlaßtes Minimum eine feſte Stelle einnimmt; aber dies iſt nur eine Ausnahme: die Minima bewegen ſich vielmehr meiſtens, oft mit Sturmesgeſchwindigkeit weiter. Auch geht die Drehungsbewegung keineswegs immer in dem von Buys-Ballot hergeleiteten Sinne vor ſich; die heftigſten Wirbelſtürme treten gerade unter niedrigen Breiten auf, wo der Einfluß der Erdrotation ein verſchwindend geringer iſt. Alle dieſe Einwände geben begründete Veranlaſſung, ſich nach einer anderen Zyklonaltheorie umzuſehen.

Der Vortragende glaubt, daß eine ſolche aus der bereits erörterten Wirbeltheorie ſich ergiebt.*) Die Wirbel ſind im allgemeinen nicht das Produkt eines vorhandenen Minimums, ſondern das Minimum wird umgekehrt durch den vorhandenen Wirbel hervorgerufen. In der That muß nach den ausführlich beſprochenen Geſetzen der Druck nach dem Zentrum des Wirbels hin abnehmen, alſo hier ein Minimum veranlaſſen. Daß der Druck hier nicht gleich Null iſt, wie die Theorie zu fordern ſcheint, ſondern ſich auf einer relativ beträchtlichen Höhe hält, erklärt ſich einerſeits durch die Reibung der Luft, die keinen vollkommenen Wirbel aufkommen läßt, hauptſächlich aber durch das Zuſtrömen von Luftmengen, welche nicht in die Wirbelbewegung mit fortgeriſſen ſind. Hieraus erklärt ſich auch, daß der Sturm gerade im Zentrum des Wirbels nicht am hef-

*) Vgl. hiermit die Unterſuchung von Fournier, Comptes Rendus, B. 100, S. 47, die übrigens nicht von den allgemeinen hydrodynamiſchen Geſetzen ausgeht.

tigſten toſt, daß hier vielmehr meiſtens relative Ruhe herrſcht. Man befindet ſich hier eben in der zugeſtrömten Luft, welche an der Wirbelbewegung nicht Anteil nimmt. Je abgeſchloſſener der Wirbel gegen das Zuſtrömen iſt, deſto intenſiver dürfte ſich bei ſonſt gleichen Verhältniſſen ſeine verheerende Wirkung entfalten.

Wie entſtehen aber die Wirbelbewegungen? Wir haben bereits hervorgehoben, daß die meiſten ſonſt ſtetigen Flüſſigkeitsbewegungen notwendigerweiſe zu gewiſſen Stetigkeitsunterbrechungen, d. h. meiſtens Wirbellinien führen. Für inkompreſſible Flüſſigkeiten laſſen ſich dieſe Betrachtungen ſehr exakt durchführen, da hier die Reſultate der Potentialtheorie zu verwerten ſind. Auf Gaſe laſſen ſie ſich nicht ohne weiteres übertragen; doch ſind auch hier keine allzuſtarken Abweichungen zu erwarten. Nach dieſen Unterſuchungen iſt in einem einfach zuſammenhängenden Raume überhaupt keine rotationsfreie Flüſſigkeitsbewegung möglich, ohne daß mindeſtens eine Wirbellinie entſteht. Der Hohlraum, den die atmoſphäriſche Luft ausfüllt, iſt einfach zuſammenhängend; man erkennt leicht, daß er nur durch zwei durchſchneidende Linien in einen zweifach zuſammenhängenden verwandelt werden kann. Führt alſo die atmoſphäriſche Luft überhaupt irgend eine rotationsfreie Bewegung aus, ſo müſſen mindeſtens zwei Wirbellinien entſtehen. Freilich ſind dieſe Betrachtungen auch deshalb nicht vollkommen exakt, weil die atmoſphäriſche Luft nicht als rotationsfrei anzuſehen iſt und auch die Rotation der Erde eine relative Kraft veranlaßt, welche keine Kräftefunktion beſitzt; doch ſind dieſe Umſtände nicht imſtande, die entwickelten Verhältniſſe vollkommen umzuſtoßen. Übrigens iſt es einleuchtend, daß bei der ſehr unregelmäßigen Bewegung der Luft zahlreiche Wirbel entſtehen müſſen; insbeſondere dürften Teile der Atmoſphäre, welche durch umgrenzende Gebirge u. ſ. w. bis zu einem gewiſſen Grade abgeſchloſſen ſind und für ſich einen einfach abgeſchloſſenen Raum füllen, leicht zur Quelle von Wirbelſtürmen werden.

Der ganze Vorgang mag etwa folgendermaßen verlaufen. Durch die verſchiedene Erwärmung an verſchiedenen Stellen der Erdoberfläche werden zunächſt Luftbewegungen von oft ſehr unregelmäßigem Charakter hervorgerufen. Dieſe Bewegungen veran-

laſſen notwendiger Weiſe die Bildung von gewiſſen Wirbellinien, und es iſt nach dem Früheren unmittelbar einleuchtend, daß auch ſonſt ſehr ruhig vor ſich gehende Bewegungen ſich in der Nähe der Wirbellinie zu auffallender Intenſität ſteigern. Die Rotation der Erde mag dazu beitragen, den Drehungsſinn der Wirbel in der Mehrzahl der Fälle nach dem Buys-Ballotſchen Geſetze zu lenken; doch iſt auch die umgekehrte Drehung nicht ausgeſchloſſen. Die örtliche Konfiguration einer Gegend mag in vielen Fällen den Verlauf der ganzen Erſcheinung nach immer wiederkehrenden Geſetzen geſtalten. Die Wirbel, und mit ihnen die durch ſie erzeugten Minima, können ſich nach Früherem mit beliebiger Geſchwindigkeit fortbewegen.

Vielleicht geben die vorſtehenden Betrachtungen dazu Veranlaſſung, die Geſetze der Luftbewegung unter Zugrundelegung der allgemeinen Prinzipien der Aëromechanik erneuten Unterſuchungen zu unterwerfen.

III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethelitteratur. II.

Von Professor Dr. Max Koch zu Marburg i. H.

Mit Recht hat man die Bibliographie als die Magd der Litteraturgeschichte bezeichnet, und vor dem früher häufigen Irrtume Herrin und Dienerin mit einander zu verwechseln weiß man sich jetzt, vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, wohl zu hüten; dafür lernten wir aber die guten Dienste der Magd viel besser zu würdigen und auszunutzen: auf dem einfachen bibliographischen Grundriß lassen sich anziehende Wohnräume errichten. Aus der trockenen Angabe: dieses Werk, jene Sammlung der Arbeiten eines Schriftstellers ist im so und so vielten Jahre seines Wirkens oder erst nach seinem Tode erschienen, eine neue Auflage ist früher oder später notwendig geworden, setzt sich für den Kundigen eine Litteraturgeschichte im kleinen zusammen. Scherer hat in seiner „Poetik" äußerliche Dinge, wie Honorar, Absatz u. s. w. behandelt. In die Poetik paßt dies wohl kaum hinein; der Litteraturgeschichte würden ein paar kulturhistorische Abschnitte nicht zum Schaden gereichen. Der Nachdruck z. B. ist nicht nur für die Gestaltung des Wortlautes ungemein wichtig, wie uns gerade die Geschichte von Goethes Werken in höchst anschaulicher Weise lehrt,*) das frühe oder späte, vereinzelt oder zahlreiche Auftreten von Nachdrucken und unrechtmäßigen Sammlungen, ihre Veranstaltung durch Schriftsteller — z. B. Schubarts und der Landgräfin Karoline Ausgaben Klopstocks, oder Buchhändler — z. B. die Himburgsche

*) Michael Bernays, „Über Kritik und Geschichte des Goethischen Textes." Berlin 1866 (Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung).

Goetheausgabe — giebt uns die ſicherſten Aufſchlüſſe über des Dichters Stellung zum Publikum. Die neuere Geſetzgebung hat dem Nachdrucke ein Ende bereitet; allein die Feſtſtellung wie viele, d. h. wie wenige Schriftſteller und Muſiker nach Ablauf der geſetzlichen Schutzfriſt noch nachgedruckt werden, wird für die Litteraturgeſchichte des nächſten Jahrhunderts in betracht kommen. In Scherz und Ernſt iſt ſchon darauf hingewieſen worden, daß die Beſitzer von Leihbibliotheken uns den beſten Aufſchluß über die Beliebtheit der einzelnen Schriftſteller geben könnten. Über alles mögliche werden ja Statiſtiken abgefaßt; für die Kulturgeſchichte wäre es doch von Intereſſe feſtzuſtellen, in wie vielen Exemplaren Goethes und Schillers Werke verbreitet ſind. Die Litteraturgeſchichte muß, wenn ſie die Einwirkungen eines Schriftſtellers auf ſeine Zeitgenoſſen verfolgen will, dem Zeitpunkt des Erſcheinens der Werke in Buchform beſondere Aufmerkſamkeit ſchenken. Bei mehr als einem Dichter können wir feſtſtellen, daß ſein Einfluß auf die Entwickelung der Litteratur und damit auch ſeine Anerkennung ſeitens der Litteraturgeſchichte eine viel größere geweſen ſein würde, wenn eine Sammlung ſeiner Werke früher ſtattgefunden hätte. Die Einzeldrucke von Klopſtocks Oden begannen ſchon 1749, aber erſt mit der Sammlung von 1771 tritt ſeine Lyrik auch für weitere Kreiſe wirkungsvoll neben die Meſſiade. So iſt auch von der Lyrik des Dichters von Götz und Werther lange Zeit nur wenig die Rede geweſen; in Almanachen und Zeitſchriften blieben die größtenteils namenlos gedruckten Gedichte zerſtreut und vergeſſen; erſt im vierten Bande der Himburgſchen Ausgabe 1779 ward eine Sammlung der „vermiſchten Gedichte“ zuſammengeſtellt, erſt 1789 veröffentlichte Goethe ſelbſt eine ſolche.

Für den „Götz von Berlichingen“ hat ſich bekanntlich ſo wenig wie für „die Räuber“ ein Verleger finden laſſen: der Erfolg von Werthers Leiden machte Goethes Dichtungen zu einem begehrenswerten Verlagsartikel. Der Buchhändler Chriſtian Friedrich Himburg in Berlin gab ſchon 1775 zwei Bände von „v. Goethens Schriften“ heraus, denen 1776 ein dritter, 1779 mit der dritten Auflage dieſer drei Bände noch ein vierter folgte. Auch eine Arbeit Herders („Denkmal Huttens“) hatte „der freche

Sofias“ hineingerafft, deſſen Unternehmen der Dichter 1779 mit der, erſt im 8. Bande der nachgelaſſenen Werke (1833) gedruckten Abſage

„. . ich ſchreibe nicht um Porzellan noch Brod
Für die Himburgs bin ich todt“

verurteilte. Er fühlte ſich durch die leidige Spekulation verletzt. Da er ſelbſt jedoch nicht mehr die erſten rechtmäßigen Drucke ſeiner Werke beſaß, ſah er ſich genötigt, nun dieſen Berliner Nachdruck für ſeinen Handgebrauch zu benutzen, und dadurch ſind, wie Bernays nachgewieſen hat, eine Anzahl ſinnſtörender Änderungen in alle folgenden Ausgaben eingedrungen. Gerade dieſe Eigenmächtigkeit des Berliner Verlegers mußte Goethe den Vorſatz nahe bringen, ſelbſt eine Sammlung ſeiner Werke zu veranſtalten. Wohl gleichzeitig mit dem Plane der italieniſchen Reiſe reifte auch dieſes Vorhaben. Reiſe und Ausgabe ſollten im Leben des Menſchen wie des Schriftſtellers einen Abſchnitt bilden. Die zehn Jahre im Weimariſchen Hof- und Staatsdienſt hatten eine neue Exiſtenz in ſeinem Innern begründet. Er mußte den Wunſch hegen auch dem Publikum nicht länger ausſchließlich als der Dichter des Götz und Werther zu gelten; daß dieſes liebe Publikum an Iphigenie und Taſſo wenig Geſchmack finden würde, ſollte ihm erſt ſpäter ſchmerzlich klar werden. Nach mannigfachen Verhandlungen ſtand der Entſchluß feſt, im Verlage von Georg Joachim Göſchen in Leipzig acht Bände Schriften herauszugeben. Im 6. Stücke des „Journals von und für Deutſchland“ kündigte Goethe 1786 dieſe Sammlung an. Die Ausgabe, welche dann zwiſchen 1787 und 1790 erſchien, geſtaltete ſich vielfach anders, als jene Ankündigung es erwarten ließ. Der Fauſt erſchien wirklich nur als Fragment, Egmont und Taſſo dagegen vollendet, die Iphigenie in fünffüßigen Jamben, die übrigen Werke hatten eine von der früheren weit abweichende Form erhalten. „Es iſt mir“, ſchrieb er im September 1787 von Rom aus, „wirklich ſonderbar zu Mute, daß dieſe vier zarten Bändchen, die Reſultate eines halben Lebens, mich in Rom aufſuchen. Ich kann wohl ſagen: es iſt kein Buchſtabe darin, der nicht gelebt, empfunden, genoſſen, gelitten, gedacht wäre, und ſie ſprechen mich nun alle deſto lebhafter an.“

*

Dem ersten Bande ist eine Subskriptionsliste vorangedruckt; sie umfaßt 303 Namen: also eine sehr schwache Beteiligung, wenn wir uns erinnern, daß für Klopstocks Gelehrtenrepublik (1773) Göttingen allein 342 Subskribenten stellte; freilich war von Klopstocks Freunden eine Thätigkeit entfaltet worden, die Goethe nicht zu Hilfe gerufen hatte. Immerhin war für den Autor des Werther die Subskribentenzahl eine unverhältnismäßig kleine; in seiner Vaterstadt fanden sich 8 Teilnehmer. In Straßburg waren es 2, in Dresden und Hannover 4, Breslau und Hamburg 5, Königsberg 12, Wien 17, Berlin 19; in München, wo 1781 sich doch 50 Pränumeranten für Voß' Homer-Übersetzung gefunden hatten, lebte ein Subskribent — der preußische Gesandte. Auch Weimar ist in der Liste nur einmal, durch Hofrat Wieland, vertreten. Der Absatz der Schriften muß sich freilich bald besser gestaltet haben, denn Göschen selbst gab hinter Goethes Rücken einen billigeren Nachdruck in vier Bänden heraus und entschädigte sich so für die Höhe des von Goethe geforderten Honorars, tausend Thaler. Der Dichter war mit seinem Verleger in jeder Weise unzufrieden und suchte sich für die Fortführung der Ausgabe einen andern Buchhändler. Im Verlage Johann Friedrich Ungers zu Berlin erschienen zwischen 1792 und 1800 „Goethes neue Schriften" in sieben Bänden. Großkophta, Reinecke Fuchs, Wilhelm Meisters Lehrjahre sind zuerst in dieser Sammlung erschienen; der letzte Band brachte Elegien, Epigramme, Lieder und Balladen in reicher Auswahl. Allein, auch zusammengenommen, enthielten beide Sammlungen der „Schriften" und „neuen Schriften" keine Gesamtausgabe von Goethes Werken. Durch Schiller war er allmählich wieder mitten in das litterarische Treiben hineingezogen worden, und wenn Schiller starb, ehe er eine Gesamtausgabe seiner Arbeiten herstellen konnte, so mußte das dem zurückgebliebenen Freunde gleichsam eine Mahnung sein, Vorsorge zu treffen. Cotta hatte schon durch Schiller seinem Wunsche, Goethes Verleger zu werden, zu wiederholten Malen Ausdruck gegeben. In Cottas Verlage erschienen zwischen 1806 und 1810 „Goethes Werke" in dreizehn Bänden, zum erstenmale den ganzen ersten Teil des „Faust" enthaltend. Aber auch „Hermann und Dorothea", „Achilleis", „die Wahlver-

wandtſchaften", „Die Laune des Verliebten", „Natürliche Tochter" u. a. m. fanden hier zuerſt Aufnahme in einer Sammlung von Goethes Werken. Hier zum erſtenmale füllten die Gedichte den erſten Band, eine Anordnung, welche dann alle folgenden Ausgaben ausnahmslos beibehielten. Lange hatte Goethe ſelbſt geſchwankt, nach welchen Grundſätzen er ſeine Arbeiten ordnen ſollte; ſchließlich lehnte er jedoch eine Reihenfolge nach der Entſtehungszeit ab, um „nach gewiſſen innern Beziehungen" zu ordnen. Körner dagegen hat bekanntlich ſeine Ausgabe von Schillers ſämtlichen Werken (1812) nach chronologiſchen Grundſätzen geordnet, und ihm folgend haben auch die meiſten ſpäteren Schilleraus gaben die Einteilung in drei Perioden beibehalten. Goethe hat in dem „Dichtung und Wahrheit" einleitenden Briefe die Frage der Anordnung der Schriften geſtreift. „Dichtung und Wahrheit" ſelbſt wie „Epimenides Erwachen", „Pandora", „Benvenuto Cellini", „Rameaus Neffe" vermehrten die zweite Cottaſche Ausgabe von „Goethes Werken", die zwiſchen 1815 und 1819 in zwanzig Bänden erſchien. Gleichzeitig mit dieſer Ausgabe kam der „weſtöſtliche Divan", kamen die einzelnen Hefte von „Kunſt und Altertum", die „italieniſche Reiſe" heraus. Die Scheu vor der Veröffentlichung mancher Jugenddichtung verſchwand in dem Grade als der alte Dichter ſelbſt ſeine Vergangenheit, ja ſelbſt das unmittelbar noch Erlebte als Gegenſtand der Geſchichte betrachtete. So wollte er eine abſchließende Ausgabe ſeiner Werke herſtellen, die mehr als alle vorhergehenden bringen, nach Vollſtändigkeit ſtreben ſollte. Zugleich wollte er, beſonders auf Betreiben ſeines Sohnes, ſeiner Familie möglichſten Gewinn ſichern. Es erfolgten ſo die Bewerbungen um das Privilegium gegen Nachdruck in den einzelnen Staaten des deutſchen Bundes und die Verhandlungen mit den einzelnen Buchhändlern, aus denen nach manchen Verdrießlichkeiten Cotta als Verleger von „Goethes Werken. Vollſtändige Ausgabe letzter Hand" hervorging. Von 1827 bis 1830 erſchienen die vierzig Bände dieſer Ausgabe; nach Goethes Tode folgten 1832 und 1833 fünfzehn, 1845 fünf Bände von „Goethes nachgelaſſenen Werken", ſo daß die volle Ausgabe letzter Hand ſechzig beträgt. Der Kanzler v. Müller, Riemer und Eckermann waren von Goethe ſelbſt mit

der Herausgabe beauftragt worden. Die beiden letzteren besorgten 1836/37 auch noch eine Quartausgabe in zwei (vier Halb-) Bänden „Goethes poetische und prosaische Werke“ und veröffentlichten in ihr eine Reihe Goethescher Arbeiten zum erstenmale. Es folgte nun die lange Reihe der Cottaschen Ausgaben, in denen sich Textverderbnisse von einer zur andern forterbten, bis Wilhelm Vollmer, dem neben Goedecke auch das Hauptverdienst an der großen kritisch-historischen Schillerausgabe gebührt, von 1869 an bessernd eingriff. Seine letzte Arbeit, die 36bändige Ausgabe von „Goethes sämtlichen Werken“ in der „Cottaschen Bibliothek der Weltlitteratur“ (1881—1885) verdient gerade wegen der Textbehandlung mehr Beachtung und Lob als ihr bisher zu teil geworden ist.

Mit dem Erlöschen des Cottaschen Privilegiums ward ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Goetheausgaben eröffnet. Heinrich Kurz begann in einer zwölfbändigen Auswahl (Hildburghausen 1869) die abweichenden Lesarten aufzunehmen; die Dichtungen „des jungen Goethe“ in ihrer ersten Gestalt nebst den Briefen gab S. Hirzel (Leipzig 1872) in drei Bänden heraus.*) 1868 erschien der erste Band der Hempelschen Ausgabe, deren erste Auflage 1879 mit dem 36. Teile abgeschlossen ward; von der zweiten Auflage liegen die drei ersten Bände (Berlin 1882—1884) in G. v. Loepers trefflicher Bearbeitung vor. Die Vorzüge der in ihren einzelnen Teilen zwar sehr verschiedenwertigen Hempelschen Ausgabe sind längst allgemein anerkannt; ihre Überlegenheit gegenüber allen andern wurde auch dadurch bezeugt, daß man sich rasch daran gewöhnte nach ihr statt wie früher nach der Ausgabe letzter Hand anzuführen. Kritische Textrevisionen, Erläuterungen und orientierende Einleitungen sind hier zum erstenmale in einer Goetheausgabe vereint worden. In der Neubearbeitung der Gedichte hat dann v. Loeper den Kommentar noch weiter anwachsen lassen: von den 560 Seiten des ersten Bandes z. B. gehören nur 286 dem Texte der Gedichte selbst. Die Ausgabe ist inzwischen ins Stocken geraten, da v. Loeper durch die Erschließung des Goethe-

*) Der junge Goethe. Seine Briefe und Dichtungen von 1764—1776. Drei Teile. Zweiter unveränderter Abdruck. Leipzig 1887 (Verlag von S. Hirzel).

archivs und die aus ihm hervorgehende Weimarer Goetheausgabe in Anspruch genommen wurde. Gegenwärtig sind zwei Gesamtausgaben von Goethes Werken im Erscheinen begriffen: die im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen herausgegebene Weimarische und die einen Bestandteil von Joseph Kürschners „Deutscher Nationallitteratur" bildende. G. v. Loeper hat als „eine Vorstudie für jene Weimarische Ausgabe" einen maßlos heftigen Angriff gegen diese letztere „als die wichtigste der neuen Konkurrenzausgaben Goethes" gerichtet, auf welchen Düntzer mit einem Aufsatze „Goethes lyrische Gedichte und Herr Gustav v. Loeper in Berlin" geantwortet hat. Die beiden Ausgaben sind indessen so verschiedenartig, daß man sie kaum als Konkurrenzausgaben bezeichnen kann.

Von Kürschners Ausgabe*) liegen 18, von der Weimarischen Ausgabe liegen 12 Bände bis zur Stunde vor. Von den 18 Bänden hat Schröer die Dramen (Bd. 6—10), Düntzer den Faust (Bd. 12), Divan, die lyrischen und epischen Gedichte (Bd. 1—5), die italienische, Schweizer- und Rheinreisen sowie die Campagne in Frankreich (Bd. 21—23), R. Steiner die naturwissenschaftlichen Schriften (Bd. 33 und 34) herausgegeben. v. Loepers Kritik hat nur an der Bearbeitung der lyrischen Gedichte zu tadeln gefunden, und unbedingt gebührt hierin Loepers eigener dreibändiger Ausgabe der Vorzug. Im ganzen genommen wird man indessen die Goetheausgabe der Nationallitteratur als einen Fortschritt auch gegenüber der Hempelschen bezeichnen müssen, und, da die Weimarische Ausgabe doch hauptsächlich für Goetheforscher und Litterarhistoriker bestimmt erscheint, verdient Kürschners Ausgabe für weitere Kreise gegenwärtig am meisten empfohlen zu werden. Ihren Bedürfnissen wird durch Einleitungen und reichhaltige Einzelerklärung Sorge getragen, ohne daß die Sucht nach Popularisierung wissenschaftliche Anforderungen unterdrückte. Im Gegenteile darf eine Arbeit wie Rudolf Steiners Einleitungen zu den naturwissenschaftlichen Schriften Goethes geradezu als das beste bezeichnet werden, was in dieser Frage überhaupt

*) Deutsche Nationallitteratur. Historisch kritische Ausgabe. Unter Mitwirkung herausgegeben von Josef Kürschner. Goethes Werke Bd. 82—116. Berlin und Stuttgart 1882—1889. (Verlag von W. Spemann.)

geschrieben worden ist.*) Steiner betrachtet Goethes naturwissenschaftliche Arbeiten nicht im Hinblick auf ihre einzelnen Ergebnisse sondern im Zusammenhange mit Goethes ganzem Wesen. In seiner Methode, in seiner großen Anschauung liege das Entscheidende: „Das Bedeutsame der Pflanzenmetamorphose liege z. B. nicht in der Entdeckung der einzelnen Thatsache, daß Blatt, Kelch, Krone identische Organe seien, sondern in dem großen gedanklichen Aufbau eines lebendigen Ganzen durcheinanderwirkender Bildungsgesetze, welcher daraus hervorgeht und der die Einzelnheiten, die einzelnen Stufen der Entwickelung, aus sich heraus bestimmt." Steiners Ausgabe wird so ungemein belehrend, weil er überall bestrebt ist das Studium der Einzelheiten dem Leser durch die Darlegung von Goethes großartiger Ideenwelt zu beleben. Das einzelne soll innerhalb der Weltanschauung Goethes verstanden werden. Steiners zahlreiche Vorgänger**) suchen die einzelnen Behauptungen, Untersuchungen Goethes auf Grundlage der heutigen Naturwissenschaften zu bestätigen oder zu widerlegen. Steiner sucht nachzuweisen wie die einzelne Anschauung mit Goethes ganzer Persönlichkeit und Weltanschauung zusammenhängt. Wir sollen von ihm lernen, wie man an die Natur Fragen zu stellen hat. Ich verweise besonders auf die ebenso kurze als lichtvolle Charakterisierung der Kantschen Grundsätze (Bd. 2, S. LVII) und die Darlegung von Goethes Verhältnis zu Kant. Die Reihenfolge der naturwissenschaftlichen Schriften ist nach Steiner's Anordnung eine von der gewöhnlichen abweichende; er stellt Goethes morphologische Arbeiten in den ersten Band, das auf Naturwissenschaften im allgemeinen sich Beziehende in den zweiten, da Goethe selbst überall von der Einzelnbeobachtung ausgegangen und diese dann erst auf ihre allgemeine Gesetzmäßigkeit

*) Über Steiner und seine „Erkenntnistheorie der Goetheschen Weltanschauung" vergl. Seite *231* dieses Bandes.

**) Unter ihnen muß an erster Stelle Kalischer mit seiner Einleitung zu Goethes naturwissenschaftlichen Schriften in der Hempelschen Ausgabe (1877) genannt werden. C. G. Carus „Goethes Verhältnis zur Natur und Naturwissenschaft" Leipzig 1843. Oskar Schmidt „Goethes Verhältnis zu den organischen Naturwissenschaften" Berlin 1853. Virchow „Goethe als Naturforscher und in besonderer Beziehung auf Schiller" Berlin 1861. Häckel „Die Naturanschauung von Darwin, Goethe und Lamarck" Jena 1882.

Digitized by Google

hin geprüft habe. Steiner beſchuldigt die neuere Naturwiſſenſchaft Goethe grundſätzlich falſch zu verſtehen.*) „Jene Form der Realität, die Goethe zu Grunde legte, die objektive, konkrete Idee“ kenne ſie nicht. Man wird gegen manche Einzelheit in Steiners Darlegung Einwendungen erheben können: ich kann z. B. Hartmann nicht die große Bedeutung zugeſtehen wie Steiner ſie ihm beilegt; allein für die Beurteilung von Goethes naturwiſſenſchaftlicher, und damit überhaupt philoſophiſcher Stellung ſind Steiners Einleitungen grundlegend. Eine neue und beſſere Auffaſſung dieſer Seite von Goethes Weſen iſt damit gegeben.

Wenn Steiners Arbeit ſomit auch den wertvollſten Teil von Kürſchners Goetheausgabe ausmacht, ſo verdienen doch auch Schröers und Düntzers Arbeiten volle Beachtung. Düntzer konnte für den Fauſt wie für den Divan und die Gedichte überall auf ſeine Erläuterungen verweiſen und aus dieſen ſchöpfen. Die Zuſammenſtellung der epiſchen Dichtungen (Hermann, Achilleis, ewiger Jude, Reineke) in einem Bande empfiehlt ſich für den Gebrauch, wenn auch die Reihenfolge innerhalb des Bandes Widerſpruch hervorrufen muß. Düntzers Bearbeitung der italieniſchen Reiſe in der Hempelſchen Ausgabe hat einſtimmige Anerkennung gefunden, die Neubearbeitung in der Nationallitteratur hat ihren beſonderen Wert durch die Heranziehung des inzwiſchen veröffentlichten Tagebuchs der italieniſchen Reiſe;**) Düntzer hat die urſprüngliche Faſſung

*) Einen Beleg für dieſe Behauptung Steiners kann die neueſte Arbeit auf dieſem Gebiete liefern, R. Fr. Jordan, „Goethe und noch immer kein Ende! Kritiſche Würdigung der Lehre Goethes von der Metamorphoſe der Pflanzen“ Hamburg 1888 (Verlagsanſtalt und Druckerei A. G.). Virchow-Holtzendorff Heft 52. Jordan erklärt „die Wiſſenſchaft muß mechaniſch ſein, denn die mechaniſchen Vorgänge ſind dem menſchlichen Geiſte die faßlichſten;“ Goethes Leiſtungen ſpricht er wiſſenſchaftlichen Wert, ihm ſelbſt „einen rechten wiſſenſchaftlichen Sinn“ ab. Natürlich beruft ſich Jordan auf die vielbeſprochene Rede Du Bois-Reymonds „Goethe und kein Ende“ (Leipzig 1883): von Steiners Abhandlungen dagegen ſcheint er nichts gehört zu haben.

**) Tagebücher und Briefe Goethes aus Italien an Frau von Stein und Herder. Schriften der Goethegeſellſchaft. Im Auftrage des Vorſtands herausgegeben von Erich Schmidt. 2. Band. Weimar 1886 (Verlag der Goethegeſellſchaft).

des Reiseberichts in den Anmerkungen wiedergegeben, so daß seine Ausgabe die interessante Vergleichung aufs bequemste gestattet. Schröers Ausgabe der Dramen ist eine hervorragende Leistung. Seine Einleitungen geben auf alle durch die neueste Forschung angeregten Fragen Auskunft, die Anmerkungen enthalten an Lesearten, Wort- und Sacherklärung reiches Material. Es ist zum erstenmal, daß Goethes sämtliche dramatische Werke einheitlich mit solch umfassendem Kommentare herausgegeben worden sind. Auch die von Schröer getroffene Gruppierung der Dramen ist eine lehrreiche. Er teilt die sechs Bände in zwölf Gruppen. Voran stellt er die Werke, in denen sich eigene Gefühlserlebnisse besonders abspiegeln, wie Laune des Verliebten, Stella; daran reiht er die satirischen Szenen. Die Singspiele,*) die geschichtlichen Dramen in Prosa und die Dramen in Jamben füllen je einen Band. Den nächsten bilden die Fragmente antiken Charakters: Prometheus, Pandora u. a. und die unter dem Einflusse der französischen Revolution entstandenen Prosadramen. Der letzte (noch nicht erschienene) Band soll in fünf Gruppen die Übersetzungen, Festspiele, Theaterszenen, Theaterreden und Maskenzüge enthalten. Das alte Einteilungsschema ist damit durchbrochen, um schon durch die äußerliche Anordnung einen leichten Überblick der verschiedenen Arten von Goethes Thätigkeit für das Drama und Theater zu ermöglichen. Schröers mustergiltige Bearbeitung der Dramen hat bis jetzt noch nicht die Beachtung gefunden, die ihr gebührt; wie aber die Trefflichkeit und der große Nutzen von Kürschners Nationallitteratur überhaupt erst nach und nach das Vorurteil überwindet, welches bei uns jedem Bestreben strenge Wissenschaftlichkeit und Popularisierung zu vereinen entgegensteht, so wird auch Schröers Arbeit sich noch die ihr vollgebührende Ehrenstellung innerhalb der Goethelitteratur erwerben.

Ich möchte im Anschluß an die Goetheausgabe der Kürschnerschen Nationallitteratur noch auf einige andere Bände des großen Unternehmens hinweisen, die gleichfalls als Beiträge zur Goethelitteratur genannt werden müssen. Ungefähr gleichzeitig mit der

*) „Goethes Singspiele im Verhältnis zu den Weißischen Operetten" behandelt die auf Fortsetzung berechnete Studie von W. Martinsen, Dresden 1887 (Verlag der J. Richerschen Buchhandlung in Gießen).

Veröffentlichung des ersten (einzigen) Bandes „Wilhelm Meisters Wanderjahre oder die Entsagenden“ (Stuttgart 1821) durch Goethe gab der Pfarrer Pustkuchen ein gegen Goethe gerichtetes Machwerk, die sogenannten falschen Wanderjahre (Quedlinburg 1821/1822), heraus. Es war „eine neue Form des alten Hasses, mit dem“, wie Goethe über andere Angriffe Eckermann gegenüber sich äußerte, „man mich seit Jahren verfolgt und mir im stillen beizukommen sucht. Ich weiß recht gut, ich bin vielen ein Dorn im Auge, sie wären mich alle gern los.“ Goethe gab in einer Reihe von Xenien und Invektiven seiner Entrüstung über den Pustrich und seine Teufelsjungen-Küchenschar Ausdruck.

„Pfaffen wußten sich zu rühren
Die alles breit ins Schlechte führen;
Sie finden alles da und hie
So dumm und so absurd wie sie.“

Sich selbst mit Reuchlin vergleichend forderte er neue Hutten und Sickingen zu seiner Verteidigung gegen „die obskuren Kutten“ heraus. Tieck übernahm diese Verteidigung in der Novelle „Die Verlobten“ 1822,*) der junge Immermann trat mit einem eignen Büchlein hervor: „Brief an einen Freund über die falschen Wanderjahre Wilhelm Meisters und ihre Beilagen. — Ein ganz frisch schön Trauerspiel von Pater Brey dem falschen Propheten in der zweiten Potenz“ (Münster 1822). Die Nachahmung des Goetheschen Fastnachtsspieles war bereits von Bobertag in Immermanns Werke aufgenommen worden. Brief und Satire liegen jetzt in Kürschners Nationallitteratur als Neudruck vor.**) Was Immermann hier über Goethes Entwickelung, über das Verhältnis von Kunst- und Sittengesetz sagt, verdient mehr als mancher belobte Beitrag der neuesten Goethelitteratur beherzigt zu werden, und da die Abhandlung Immermanns fast verschollen war, sei ihre neue Ausgabe hier eigens erwähnt. Einen anderen Beitrag für die Kenntnis Goethes bietet A. Sauers musterhafte Ausgabe der „Stürmer

*) Tiecks Werke. Zweiter Teil. Kürschners deutsche Nationallitteratur Bd. 144 II. Berlin und Stuttgart (Verlag von W. Spemann).

**) Immermanns Werke. Erster Teil. Zweite Abteilung. Kürschners deutsche Nationallitteratur 159, II.

und Dränger".***) Von den Werken der Goetheſchen Jugendgenoſſen Klinger, Lenz, H. L. Wagner, Maler Müller erhalten wir eine genügende Auswahl und lebensvolle Charakteriſtiken. Um die Wichtigkeit dieſer Ausgabe für die Goetheſtudien zu beweiſen, braucht man nur den Neudruck der Wagnerſchen Satire „Prometheus, Deukalion und ſeine Recenſenten" (Düſſeldorf 1775) mit ihren Illuſtrationen (ſ. u. über Froitzheim) und der „Kindermörderin" zu erwähnen. Erſt durch Sauers Ausgabe iſt weiteren Kreiſen die Möglichkeit geboten, ſich ein ſelbſtändiges Urteil über die Thaten jener jugendlich ungeſtümen Dichter zu bilden, als deren gleichſtehender Genoſſe Goethe bei ſeinem erſten Auftreten betrachtet worden iſt.

Von jenem erſten Auftreten des unbekannten Frankfurter Advokaten, 1773, bis zur Gründung der Goethegeſellſchaft in Weimar, 1885, welche Schickſale ſind über die Nation ergangen! wie hat das geiſtige gleich dem ſozialen und politiſchen Leben ſich verändert, wie viel Ruhm iſt ſeitdem aufgeblüht und verwelkt! Fragen wir nach dem Verſtändniſſe und der Anerkennung, die Goethe im Laufe des Jahrhunderts unter uns gefunden hat, ſo erwächſt daraus der Maſſe und ihren Führern eben kein neuer Ruhmesanſpruch, wie Viktor Hehn in ſeiner Betrachtung „Goethe und das Publikum, eine Litteraturgeſchichte im Kleinen" zu unſerer Beſchämung nachgewieſen hat. Aber mächtig und ſiegreich, heilbringend und reinigend hat ſich in all der Zeit Goethes Genius bewährt. Und natürlich war der Wunſch die Spuren ſeiner Erdentage in möglichſter Vollſtändigkeit zu beſitzen, ſein Leben und Wirken bis ins kleinſte zu durchforſchen. Wie viel die gedruckten Werke auch darboten, die ungedruckten Schätze des Goethehauſes in Weimar hielten den Wunſch nach ihrer Veröffentlichung lebendig. Seit Lachmann durch ſeine Ausgabe von Leſſings Werken auch für die Werke neuhochdeutſcher Klaſſiker ſtrengere Anforderungen begründet hatte, wurde der Wunſch nach einer umfaſſenden Goetheausgabe rege. Die bewundernswerten Ausgaben, welche die Franzoſen von ihren grands Ecrivains

***) Stürmer und Dränger. Kürſchners deutſche Nationallitteratur. Bd. 79—81.

herſtellten, mußten zur Nacheiferung reizen. Hat die vor zwei Jahren begonnene Weimariſche Goetheausgabe*) alle berechtigten Anforderungen erfüllt? Einem ſo ſorgfältig durchberatenen großen Werke gegenüber Ausſtellungen zu erheben, iſt eine unerfreuliche, ich möchte faſt ſagen unerlaubte Beſchäftigung, und ich halte mich grundſätzlich lieber an das Poſitive, dem ich für Förderung danken kann, als daß ich auf Mängel hinweiſe. Hier liegt dem Unparteiiſchen jedoch die Pflicht auf auch das zu erwähnen, was bei dem großen Unternehmen den Erwartungen vieler nicht entſprochen hat.

Ich habe ſoeben die zur Nachahmung aufgeſtellte That von Lachmanns Leſſingausgabe gerühmt und wiederhole, daß ich ſtreng philologiſche Textbehandlung für die Werke auch unſerer neuhochdeutſchen Klaſſiker fordere. Die kritiſch-hiſtoriſche Schillerausgabe, Suphans Herderausgabe, Munckers Neubearbeitung des Lachmannſchen Leſſing, Sauers philologiſche Herſtellung der Werke Chr. E. v. Kleiſts, Munckers kritiſche Bearbeitung von Klopſtocks Oden rühme ich unbedingt. Aber zweierlei möchte ich feſtgehalten wiſſen. Es iſt doch ein großer Unterſchied, ob wir aus ſpäteren, vielleicht in andere Mundart übertragenen zu verſchiedenen Zeiten in verſchiedenen Ländern hergeſtellten Handſchriften den echten Wortlaut eines Sophokles oder Wolframs von Eſchenbach wieder rekonſtruieren ſollen, oder ob wir es mit Handſchriften eines Autors zu thun haben, der auf Grund dieſer Handſchriften ſelbſt vor etwa ſechzig Jahren die Drucklegung ſeiner Werke leitete. Nicht alle für die Bearbeitung antiker und mittelhochdeutſcher Schriftſteller wohlbewährten Grundſätze ſind nun auch unter ſo ganz anderen Verhältniſſen zu empfehlen. Die genaue Beſchreibung des Papiers, ob mit Tinte oder Bleiſtift geſchrieben u. ſ. w. iſt hier wirklich zu entbehren, und das um ſo mehr — damit gelangen wir zum zweiten Punkte —, weil die Brauchbarkeit der Ausgabe darunter

*) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachſen-Weimar 1887—1889 (Hermann Böhlau). Von den vier Abteilungen — I. Werke, II. naturwiſſenſchaftliche Schriften, III. Tagebücher, IV. Briefe — ſind bis jetzt erſchienen: I. 2 Bde. Gedichte, 2 Bde. Divan, 3 Bde. Fauſt. III. 2 Bde. Tagebücher 1775—1800. III. 3 Bde. Briefe 1764—1778.

leidet. Wohl niemand wird der Goedekeſchen Schiller- und der Suphanſchen Herderausgabe das Lob philologiſch ſtrenger Textbehandlung verſagen; in beiden iſt aber auch den Nichtphilologen noch die Möglichkeit gegeben ſich ein klares Bild von der Textgeſchichte zu ſchaffen. In der Weimarer Goetheausgabe wird auch dem in kritiſchen Textausgaben Geübten der Überblick ziemlich ſchwer, dem bloßen Litteraturfreunde unmöglich. Goedeke hat bei einigermaßen tiefgehenden Änderungen beide Faſſungen eines Gedichtes abdrucken laſſen; die Weimarer Ausgabe ſcheint ihren Stolz darein zu ſetzen, für den Leſer keine ſolche, auch dem ſtrengſten Philologen erwünſchte Erleichterung eintreten zu laſſen. „Geheimnisvolle Zeichen zu erfinden", ſchreibt Schröer in ſeiner Fauſtausgabe, „Abkürzungen, die man auswendig lernen muß, um ein Buch zu verſtehen, haben wir vermieden und ſuchten überall ſo verſtändlich als möglich zu ſein, obwohl wir wiſſen, wie viel gelehrter es ausſieht, wenn man das Gegenteil anſtrebt." Das hat die Weimarer Ausgabe gethan, in ihr gilt beinahe der Grundſatz, daß „Gelehrſamkeit und Verſtändlichkeit ſich ausſchlöſſen". Nun iſt jeder, der z. B. über die Entſtehungszeit eines Goetheſchen Gedichtes etwas wiſſen will, genötigt, noch eine andere Ausgabe zur Hand zu nehmen. Nicht der Philologie, ſondern einem gelehrt und vornehm Scheinenwollen iſt damit gedient. Scherer ſelbſt hat 1879 einen Kommentar mit Anmerkungen und Erläuterungen im „jungen Goethe" vermißt und das „ziemlich allgemein in weiteren Kreiſen" darnach geäußerte Verlangen als berechtigt anerkannt.*) Nun erhalten wir endlich die lang erſehnte große, abſchließende Goetheausgabe. Wenn mit Recht das Hauptbeſtreben dabei auf einen vollſtändigen kritiſchen Apparat gerichtet ſein mußte, ſo hätte dabei doch auch auf Nichtphilologen etwas Rückſicht genommen werden können, jedenfalls aber war ſachliche Belehrung nicht mit ſolcher Strenge auszuſchließen, wie es leider geſchehen iſt. Das läßt ſich vielleicht bei

*) Die an den Litterarhiſtoriker zu ſtellenden philologiſchen Anforderungen hat keiner ſtrenger erfüllt als Th. W. Dangel; man vergl. aber ſeinen Programmaufſatz „Einleitung zu dem Kommentar zu Goethes Werken" in den „geſammelten Aufſätzen", Leipzig 1855, in ſeinem Gegenſatze zu den Prinzipien der Weimariſchen Ausgabe.

den Werken, die ja in anderen Ausgaben kommentiert vorliegen, noch rechtfertigen; allein bei den Tagebüchern und Briefen? Es ist eine sachlich durchaus gerechtfertigte Kritik, die H. Düntzer übte, als er nun „Goethes Tagebücher der sechs ersten Weimarischen Jahre in lesbarer Gestalt und sachlich erläutert" herausgab.*) Wenn er am Texte selbst des Verständnisses wegen Auflösungen vornahm, so hat er doch in den Anmerkungen unter — nicht schwer auffindbar hinter — dem Texte die philologischen Anforderungen berücksichtigt. Aus der, nur allzuüberfüllten Schatzkammer seiner Einzelerkenntnisse gab er die Erklärungen, welche Goethes lakonische Eintragungen erst verständlich für weitere Leserkreise machen. Bleibt der Edelstein auch ohne Fassung gleich wertvoll, so kommt sein Wort doch erst in kunstgemäßer Fassung zur vollen Geltung. Ohne Erläuterungen sind diese Tagebücher nur dem Goethephilologen verständlich und lesbar. Gerade ihm jedoch wäre es Pflicht, den gehobenen Schatz zum Gemeingute zu machen; auch dadurch dient er der Wissenschaft. In einem zünftlerischen philologischen Vornehmthun dagegen besteht nun und nimmer die wahre Wissenschaftlichkeit: das ist einfach verkehrt, und die Franzosen haben in ihrer neuesten Diderot- und Voltaireausgabe mit kommentierten Briefen der Wissenschaft viel größeren Dienst erwiesen als es durch den diplomatischen „Rohdruck" der Weimarer Ausgabe geschieht. Die Franzosen haben ihre großen Ausgaben zu Nationalwerken zu gestalten verstanden; die Weimarer Goetheausgabe ist von engherzigen Fachmännern für ihre Zunftgenossen berechnet. Daß nun aus dieser Ausgabe nicht nur die im Goethearchive vorgefundenen ungedruckten Gedichte „aus hochbedencklichen Christlichen vrsachen" ausgeschlossen bleiben, sondern sogar längst und wiederholt gedruckten Gedichten die Aufnahme verwehrt wurde, steht in eigentümlichem Widerspruche mit dem Eifer, der jede abweichende Schreibung dem kritischen Apparate einverleibt. I, 465 verweist v. Loeper auf Düntzers geschmähte Ausgabe von Goethes Gedichten II, 2, 215: dort möge man die aus der Weimarer Ausgabe verbannten erotischen Distichа nachlesen!

*) Leipzig 1889 (Verlag der Dyckschen Buchhandlung).

Aus Goethes Briefen und Gesprächen wissen wir, daß er mit der Anordnung in der „Ausgabe letzter Hand“ wenig zufrieden war; in einigen Fällen war diese ganz gegen seinen Willen von der Buchhandlung getroffen worden; die Scheidung in Werke, die bei seinem Leben erschienen, und den zwei Gruppen der nachgelassenen Schriften konnte nicht gerade dazu beitragen, die Verteilung, wie die Ausgabe letzter Hand sie darbot, als eine musterhafte erscheinen zu lassen. Für eine große Goetheausgabe hatte Düntzer 1857 Vorschläge, ich möchte nicht sagen, durchaus zu billigende, doch wohlerwogene und der Erwägung werte Vorschläge gemacht.*) Dagegen ist Scherers Versuch „über die Anordnung Goethescher Schriften“ (Goethejahrbuch III, 159; IV, 51; V, 258), die künstlerische Berechtigung der herkömmlichen Reihenfolge nachzuweisen, wohl für Niemand überzeugend ausgefallen. Auch von Loeper hatte sich in seiner Ausgabe der Gedichte keineswegs durch die Ausgabe letzter Hand einengen lassen. Nichts destoweniger wurde beschlossen für die Weimarer Goetheausgabe die „Ausgabe letzter Hand“ als Vorlage der Einteilung zu wählen. Daß der Beginn der Ausgabe überhastet wurde, ist von den Redaktoren selbst angedeutet worden. Hohlere Phrasen aber als Hermann Grimms „Vorwort“ haben wohl niemals die ersten Blätter eines großen litterarischen Unternehmens verunziert.

Da ich einmal im Rahmen dieser „Litteraturübersichten“ die Weimarische Ausgabe zu besprechen gezwungen war, konnte ich mich der unangenehmen Pflicht des ehrlichen Aussprechens der eignen Überzeugung nicht entschlagen. Dem einmaligen Hervorheben grundsätzlicher Bedenken lasse ich gerne die rühmende Anerkennung der einzelnen Bände zu wiederholtenmalen folgen. Die erste Lieferung (5 Bde.) ist im Herbste 1887, die zweite (3 Bde.) im Oktober 1888, die dritte (4 Bde.) im Januar 1889 ausgegeben worden. Der III. Abteilung, den „Tagebüchern“ ist vielleicht mit der gespanntesten Erwartung entgegengesehen worden. Bruchstücke aus den Tagebüchern hatte Riemer schon 1841 veröffentlicht, weitere Stellen

*) Die Herstellung einer vollständigen kritischen Ausgabe von „Goethes Werken“ im 2. Hefte der „Deutschen Vierteljahrsschrift“.

wurden 1848 und 1874 mitgeteilt. Robert Keil gab „Goethes Tagebuch vom 11. März 1776 bis 5. März 1782“ heraus,*) jedoch nach einer Abschrift, die weder vollständig noch überall dem Wortlaute gemäß war, wie die Weimarer Ausgabe nun zeigt. Allein wie wenig war das, da man wußte, daß Goethe den größten Teil seines Lebens hindurch eifrig ein Tagebuch geführt habe. Lückenlos vermag freilich auch die Weimarer Ausgabe es nicht zu bieten. Ein kleines Bruchstück ist von der Schweizerreise des Jahres 1775 erhalten, in ihm die erste Fassung des Liedes „Auf dem See“; von der nur bis Heidelberg führenden Reise des Oktobers 1775 sind ebenfalls einige bereits längst bekannte Blätter mitgeteilt. Die Weimarer Tagebücher — durchschossene Kalender — beginnen mit dem 11. März 1776 und führen bis zum 14. Juni 1782. Von diesem Tage bis zum Beginne der italienischen Reise klafft eine Lücke; das bereits früher in den Schriften der Goethegesellschaft veröffentlichte Tagebuch der Reise ist jetzt mit einigen verbesserten Lesungen ohne Erich Schmidts reichhaltige Anmerkungen in den ersten Band der Tagebücher aufgenommen. Für die Jahre 1788 und 1789 fehlen die Aufzeichnungen ganz; für die Reise nach Venedig (1790) haben wir Aufzeichnungen von Goethes Diener, Paul Götzen; das Notizbuch der schlesischen Reise hat 1884 Zarncke mühevoll entziffert und erläutert.**) Von 1791 bis 1797 sind die Tagebücher teilweise und sehr kurz geführt; von 1797 an werden sie wortreicher, geleiten uns auf der Reise durch Schwaben und die Schweiz. In Eckermanns Bearbeitung hatte dies Reisetagebuch bereits in Goethes nachgelassenen Werken teilweise Aufnahme gefunden. Mit dem 31. Dezember 1780 endet der zweite Band. Als Bearbeiter sind Burckhardt, E. Schmidt und Wahle genannt. Für die Zeitbestimmung einzelner Gedichte, Quellennachweise, bisher unbekannte dichterische Pläne sind die neu mitgeteilten Tagebücher ungemein aufschlußreich; auch für das Verhältnis zu Schiller ergiebt sich manches aus ihnen. Die „Briefe“, von denen zwei Bände W. Freiherr v. Biedermann, den dritten Fr. Strehlke be-

*) Leipzig 1875 (Verlag von Veit & Comp.).

**) Goethes Notizbuch von der Schlesischen Reise im Jahre 1790. Herausgegeben von Friedrich Zarncke. Leipzig 1884 (Breitkopf & Härtel).

arbeitet hat, haben vor der Hand unter 772 Nummern nur 10 bisher ungedruckte bringen können; davon drei Geschäftsbriefe aus Frankfurt an Joh. Gg. Christoph Steche in Göttingen, fünf an den Minister von Fritsch, einen an Fritz Stolberg. Der Inhalt der ersten beiden Bände (1764 — November 1775) deckt sich außerdem mit den bereits im „jungen Goethe" vereinten Briefen, wenn sich auch im einzelnen manche verbesserte Lesarten ergeben. Als Zarncke im Tagebuch der Schlesischen Reise ein Verzeichnis der im August und September von Goethe abgeschickten Briefe mitteilte, ergab sich statt der von Strehlke verzeichneten acht*) die Zahl von achtundzwanzig Briefen, ein Beispiel statt vieler für den Umfang des Goetheschen Briefwechsels und die Lückenhaftigkeit des uns zugänglichen Materials. Von diesen fehlenden zwanzig Briefen wird die neue Ausgabe gewiß manche bringen, andererseits liefert gerade sie den Beweis, daß eine große Anzahl Goethescher Briefe unwiederbringlich verloren sind. Burkhardt teilt nämlich im 3. Bande die Verzeichnisse der von Goethe 1775—1778 zur Post gegebenen Sendungen aus Goethes Ausgabenbüchern mit; ein beträchtlicher Teil dieser Briefsendungen ist nicht mehr vorhanden. Freilich bietet die neue Briefausgabe zusammengehalten mit den Tagebüchern auch trotz dieser Lücken einen vollständigeren Einblick in Goethes Leben, als er bisher möglich war. Die Einordnung der Briefe nach der Zeitfolge, nicht nach Personen, ist für diese Ausgabe die einzig richtige. Ebensowenig kann über die Berechtigung Tagebücher und Briefe den Werken anzureihen ein Zweifel sein: auch Lachmann hatte seiner Lessingausgabe zwei Bände Briefe beigegeben, im zweiten die Briefe an Lessing. Die Mitteilung der Briefe an Goethe im Rahmen der Ausgabe ist des Umfangs wegen unmöglich; schon ohne sie wird die Bändezahl ungefähr 150 betragen. Allein kurze Sacherklärungen zu Briefen und Tagebüchern waren unerläßlich; im zweiten Bande der Tagebücher haben die Redaktoren selbst ihre Notwendigkeit zugestanden.

Von der II. Abteilung der Ausgabe, den naturwissenschaftlichen Schriften, ist bisher noch kein Band erschienen. Bei

*) Goethes Briefe. Chronologisches Briefverzeichnis. Berlin 1884 (Verlag von G. Hempel. Bernstein & Frank).

den sieben vorliegenden Bänden der ersten Abteilung haben von Loeper, Erich Schmidt, Burdach, Siegfried und Seuffert sich in die Arbeit geteilt.

In Gustav v. Loeper haben die Gedichte den berufensten Herausgeber gefunden. Die Einteilung der beiden Bände entspricht genau den beiden ersten Bänden der Ausgabe letzter Hand, nur daß die Lesarten im ersten Bande 116, im zweiten 72 Seiten in Anspruch nehmen; von den 72 Seiten des zweiten Bandes entfallen freilich 6 mit Nachträgen und Verbesserungen zum ersten Bande. Die stark abweichenden Lesarten der ersten Fassung der „Brautnacht" („Hochzeitlied an meinen Freund")*) suche ich aber in beiden Bänden vergeblich. Das neubenutzte handschriftliche Material ist sehr umfangreich; für die Zeitbestimmung ist ein von Bäbe Schultheiß (vgl. S. 238 dieses Bandes) vor der italienischen Reise angelegtes Verzeichnis der Goetheschen Gedichte wichtig. Von den ungedruckten Gedichten erhalten wir, dank der bereits gerügten kleinlichen Prüderie, nur Bruchstücke und Andeutungen. Als besonders wichtig hebe ich hervor: eine Strophe zu „Glück und Traum", arg verstümmelte Nachträge zu den römischen Elegien, weitaus die wertvollste neue Spende der ersten Bände; von einer größeren Anzahl ungedruckter Distichen werden blos Andeutungen und vereinzelte Verse gegeben. Unter der Unmasse nur dem Litterarhistoriker wertvoller Lesarten verborgen werden die herrlichen neuen Gaben Goethescher Dichtung freilich wenig Beachtung finden; mit Recht hat E. Schmidt wenigstens die bedeutendsten Fragmente zum II. Faust diesem selbst beigefügt statt sie unter den Lesarten zu vergraben. Für das Studium bieten nun freilich die Lesarten eine kaum zu erschöpfende Fundgrube. Als besonders lehrreich in Hinsicht auf Metrik hebe ich A. W. Schlegels Verbesserungsvorschläge (I, 424) hervor. Noch reicher fast als für die lyrischen Gedichte ist das für den westöstlichen Divan verwertete Material; auch hier haben Loeper und Düntzer durch ihre trefflichen Ausgaben (Berlin 1872, Stuttgart 1887) vorgearbeitet. In

*) Enthalten in Goethes Brief an seine Schwester, Oktober 1767, zuerst mitgeteilt 1886 im Goethe-Jahrbuch VII, 84. — Zu den Lesarten des Gedichtes „Christel" fehlt auch in den Nachträgen V. 29 [laufft] läuft.

*

der „Ausgabe letzter Hand“ füllt der Divan den 5., die „Noten und Abhandlungen“ den 6. Band; in der Weimarischen Ausgabe haben K. Burdach den Divan als 6., K. Siegfried und B. Seuffert die Noten als 7. Band bearbeitet. Gerade die Gedichte des Divans hat Goethe vor und nach der ersten Veröffentlichung (1819) vielfach umgearbeitet, so daß schon die Herausgeber der Quartausgabe*) sich veranlaßt sahen z. B. von dem Gedichte „auserwählte Frauen“ beide Fassungen nebeneinander mitzuteilen. Auch nach dem Abschlusse der Sammlung hat Goethe noch Divansgedichte verfaßt, von denen im 56. Bande der Ausgabe letzter Hand zehn mitgeteilt wurden; von 1836 an wurden sie mit anderen in die einzelnen Bücher des Divans aufgenommen. In der vorliegenden Ausgabe dagegen sind alle diese Gedichte (31), darunter auch zwei noch ungedruckte („So der Westen wie der Osten“; „So traurig, daß in Kriegestagen“), in eine eigene Gruppe „aus dem Nachlaß“ zusammengestellt worden. Lesarten und Paralipomena umfassen 183 Seiten. Wenn auch Erklärungen und Quellennachweise, wie Wurm, Simrock, v. Loeper und Düntzer sie für den Divan in reichem Maße geliefert haben, von der Weimarischen Ausgabe ausgeschlossen sind, so hat Burdach doch eine Reihe von Stellen nachgewiesen und mitgeteilt, die als Anregung Goetheschen Gedichten zu grunde liegen; für die Zeitbestimmung der Gedichte vollends hat er viel mehr als v. Loeper bei den lyrischen Gedichten geleistet. Nach dem von E. Schmidt beim Abdruck des Göchhausenschen Faustmanuskriptes gegebenen Beispiele hat Burdach aus den Tagebüchern (1814—1819) alle auf den Divan bezüglichen Stellen im Auszuge mitgeteilt. Ein von Goethe selbst in Wiesbaden am 30. Mai 1815 hergestelltes Register verzeichnet „des deutschen Divans mannigfaltige Glieder“ (hundert Nummern), welche bis zu diesem Tage gedichtet waren. Damit ist eine sichere Grundlage für alle Zeitbestimmungen gegeben. Ein für Cotta bestimmtes Briefkonzept

*) Die Ablehnung „pedantischer Einförmigkeit“ im Vorberichte der Redaktoren billigt gewiß jeder; in bibliographischen Angaben wäre aber Einförmigkeit zu wünschen. Burdach und v. Loeper verzeichnen die zweibändige Ausgabe von 1836/37 als 4°, E. Schmidt, als Lexikon-8°; Schmidt und v. Loeper die Taschenausgabe „letzter Hand“ als 16°, Seuffert als kl. 8°.

aus dem gleichen Monat enthält neben dem Plane der Ausgabe auch die Charakteristik des Werkes durch den Dichter selbst. Außer einer großen Anzahl von Einzelhandschriften (94) stand auch die fast vollständige Reinschrift des ganzen Werkes von Goethes eigener Hand dem Herausgeber zu Gebote. Das handschriftliche Material war in erwünschtester Fülle vorhanden, und Burdach hat seine Aufgabe glänzend gelöst. Für die Weglassung des in der Hempelschen wie in der Kürschnerschen Ausgabe wiedergegebenen arabischen Titelblattes von 1819 ist wohl Burdach nicht verantwortlich. In den wenig bedeutenden „Paralipomena" bietet eine Verdeutschung aus der englischen Übersetzung der Moallakät, die Goethe schon 1784 vorgenommen hat, das meiste Interesse. Im Gegensatze dazu lagen für die „Noten und Abhandlungen" keine Handschriften, dafür aber manche Vorarbeiten und Entwürfe den Herausgebern vor. Die Auszüge, die Goethe sich aus den einschlägigen Werken machte, sollen nach Seufferts Angabe zeigen, daß er wirklich eingehend sich doch nur mit Hammers Geschichte der schönen Redekünste Persiens beschäftigt habe (?); die Gutachten, welche er sich bei einzelnen angesehenen Orientalisten, besonders Kosegarten und Diez einholte, werden ebenfalls verzeichnet. H. F. v. Diez preist einmal Goethes Fähigkeit in den Geist des Orients einzudringen, während manche Professionsverwandte „vor Worten den Geist nicht sehen können". Den Hauptbestandteil der Paralipomena bilden aber die Entwürfe zu der in den „Abhandlungen" selbst veröffentlichten kritischen Bibelstudie „Israel in der Wüste". Sie bieten sachlich nicht eben Neues, allein die langsame Entstehung, das stets neue Aufgreifen des Problems zu beobachten ist merkwürdig genug, so daß wir diese Mitteilung aus dem Goethearchiv zu den höchst dankenswerten Gaben rechnen dürfen.

Für die Erklärung der Gedichte des Divan ist bereits viel geschehen; auffallen muß es, daß sowohl Düntzer, wie v. Loeper an den „Noten und Abhandlungen" mit einem flüchtigen Seitenblick vorbeieilen. Mögen orientalische „Professionsverwandte" auch eingehendes Quellenstudium in Goethes Arbeit vermissen und Seuffert die flüchtige Redaktion der Noten mit Recht tadeln, Goethes ganze geistige Eigenart tritt gerade in dieser Beigabe zum Divan in voller

Macht hervor; neben der „Geschichte der Farbenlehre“ — von ihrem didaktischen und polemischen Teile wohl zu unterscheiden — hat Goethe in Prosa sich vielleicht nirgends offener ausgesprochen als in den „Noten und Abhandlungen“. v. Loeper erinnert bei „Israel in der Wüste“ an die beiden theologischen Jugendschriften von 1773. Über Goethes Christentum ist so viel geschrieben worden, aber eine eingehende Untersuchung über Goethes Verhältnis zur theologischen Wissenschaft seiner Zeit ist, so viel ich weiß, nicht vorhanden. Goethe selbst erwähnt an früherer Stelle der „Noten und Abhandlungen“ Eichhorn; im Umgange mit Herder mußten theologische Fragen zur Verhandlung kommen, mindestens in der Zeit von Lessings Fragmente-Kampf. Das Verhältnis der Bibelexegese „Israel in Egypten“ zu den Untersuchungen des Wolffenbüttler Ungenannten wäre zu prüfen. Die Abschweifungen auf biblisches Gebiet im vierten und im zwölften Buche von „Dichtung und Wahrheit“ gehören in diesen Kreis. Nicht nur die Übersetzung des hohen Liedes, sondern auch das Studium des Koran fällt in die Frankfurter Jugendzeit. Mohammed hat Goethe in den verschiedensten Lebensabschnitten beschäftigt; 1773/74 als Held eigener Tragödiendichtung, 1799 bei der Übersetzung von Voltaires Tragédie 1808 in der Unterredung mit Napoleon,*) von 1814 an im Zusammenhange mit der Arbeit am Diwan. Die Neigung zur orientalischen Poesie ist in Goethe zuerst durch Herder in Straßburg geweckt worden; ihre besondere Pflege im zweiten Jahrzehnt unseres Jahrhunderts ist nicht Laune des Alters, Ergreifen eines bisher Fremden, sondern in des Dichters ganzer Entwickelung wohlbegründet, Hervortreten eines längst Vorbereiteten. Durch die Verwertung aller der Aufzeichnungen des Goethearchivs gewährt uns die Weimarer Ausgabe lehrreichen Überblick, das langsame, über Jahrzehnte sich erstreckende Reifen der einzelnen Werke in Goethes Geist zu verfolgen.

Wir denken dabei in erster Reihe an das Werk, an dem Goethe in jedem Lebensabschnitte gearbeitet hat, den „Faust“, welchen

*) Für Napoleons Ansicht über Voltaires Mahomet wie für seinen vielbesprochenen Tadel von Werthers Leiden vgl. Otto Harnack „zwei litterarische Aufsätze Napoleons des Ersten“ in der „Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte“. N. F. II, 176, Berlin 1889 (Verlag von A. Haack).

Erich Schmidt in Band 14 und dem Doppelbande 15, entsprechend Band 12 und 41 der „Ausgabe letzter Hand“, herausgegeben hat. 1782 ist im dritten Bande von Seckendorfs „Volks- und andere Lieder“ (Dessau) zum erstenmale etwas aus Goethes Werk, von dem schon seit neun Jahren in der litterarischen Welt die Rede war, veröffentlicht worden: „Der König von Thule. Aus Goethes Dr. Faust“, und zwar in einer älteren Fassung:

„Es war ein König in Thule
Ein goldnen Becher er hatt
Empfangen von seiner Buhle
Auf ihrem Todesbett.“

1790 folgte im 7. Bande von „Goethens Schriften“ und in Einzelausgabe „Faust. Ein Fragment“;*) 1808 im 8. Bande von „Goethes Werken“ der ganze erste Teil, 1827 im 4. Bande der „Ausgabe letzter Hand“ als „Zwischenspiel zu Faust“ die „Helena. Klassisch romantische Phantasmagorie“, 1828 im 19. Bande die ersten 1424 Verse des zweiten Teiles und erst nach Goethes Tode 1832 der ganze zweite Teil. Seit der Quartausgabe von 1836 (I, 2, 178—181) kamen noch die „Paralipomena zu Faust“ ergänzend zu dem abgeschlossenen Werke. Es ist bekannt, wie es E. Schmidts Finderglück gelang, eine ältere Fassung der Dichtung, als das während und unmittelbar nach der italienischen Reise zum Drucke bearbeitete Fragment sie bietet, aufzufinden.**) In der Weimarischen Ausgabe ist der sogenannte „Urfaust“ nicht selbständig, sondern nur in den Lesarten zum ersten Teil aufgelöst aufgenommen worden. Das Goethearchiv selbst bot für den ersten Teil wenig Neues. Da für die „Zueignung“ keine Handschrift vorlag, konnte die strittige Lesart „Leid“ oder „Lied“ im 21. Verse („Mein Leid ertönt der unbekannten Menge) nur auf Grundlage der ersten Drucke

*) Im Neudrucke herausgegeben 1882 von W. L. Holland, Freiburg i. B. (Akademische Buchhandlung von J. C. B. Mohr), und mit bibliographischen Angaben von B. Seuffert als Heft 5 der „Deutschen Litteraturdenkmale“, Heilbronn (Verlag von Gebrüder Henninger).

**) Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift, herausgegeben von Erich Schmidt. Weimar 1887. Zweite verbesserte Auflage 1888 (Hermann Böhlau).

hin für Schröer (Leid) und gegen Düntzer entschieden werden. Die Paralipomena konnten nicht nur in dem 1836 Mitgeteilten verbessert und ergänzt, sondern auch durch Ungedrucktes vermehrt werden. Sind es auch nur einzelne Verse und Andeutungen, so sind es doch wertvolle Schnitzel vom edlen echten Stoffe des vollendeten Werkes. Daß Goethe die Walpurgisnacht nicht nach dem ursprünglichen grotesken Plane im Stile des Aristophanes ausgeführt hat, ist ewig Schade; das dafür eingeschobene Xenienfüllsel bietet keinen Ersatz. Auch das Schema zur akademischen Disputation, bei welcher Mephisto zum erstenmale (?) als fahrender Schüler sich einführt, bietet einem jeden Leser wertvolle Ergänzung der ausgeführten Szenen.

Über Stellung und Bedeutung der Göchhausenschen Abschrift in der Entwickelungsgeschichte des Faust ist bereits eine ganze Legion von Aufsätzen und Untersuchungen veröffentlicht worden; am eingehendsten und besten hat nach meiner Ansicht R. Weltrich sich darüber geäußert.*) Es war natürlich, daß man in der ersten berechtigten Freude über den hochwichtigen Fund durch ihn alle Fragen gelöst glaubte. Das ist nun doch nicht der Fall; über die erste Entstehungszeit (1770—1775) ist auch durch den neuen Fund nichts entschieden, und zweifellos waren in dem von Goethe selbst geschilderten Kodex noch Entwürfe, Planskizzen vorhanden, die abzuschreiben es Fräulein von Göchhausen an Lust oder Gelegenheit mangelte. Der erste Teil des Faust enthält eine Prosaszene und in den 23 anderen Szenen 4612 Verse, das Fragment von 1790 in 17 Szenen 2137. Die ältere Niederschrift umfaßt in 18 Szenen 1435 Verse und außerdem drei Prosaszenen. Der große, bis auf Marlowe zurückgehende Eingangsmonolog Fausts, seine Beschwörung des Erdgeists und Unterredung mit Wagner sind im wesentlichen auch in der früheren Form vorhanden, freilich mit zahlreichen bemerkenswerten Abweichungen im einzelnen. Schon die Anfangsworte lauten ein wenig anders:

*) „Goethes Faust in der Göchhausenschen Abschrift" im „Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes" Nr. 14—39. Dresden 1888 (Verlag von L. Ehlermann).

„Hab nun ach die Philoſophey
Medizin und Juriſterey
Und leider auch die Theologie
Durchaus ſtudirt mit heißer Müh."

Auch der im Fragmente mitgeteilte Schluß der zweiten Unterredung Fauſts mit Mephiſto fehlt, die Schülerſzene zeigt eine burſchikos ſtudentiſche Färbung, Spott über die Gewinnſucht der Profeſſoren und Wohnungsvermieter Leipzigs. Auerbachs Keller iſt nicht nur in Proſa, die Zauberpoſſen werden auch von Fauſt ſelbſt ausgeführt, dem alſo das tolle Zauberweſen damals noch nicht wie ſpäter widerſtand. Die Entſtehung der Hexenküche in Italien war bekannt; die von Moritz in Rom abgeſchriebene kleine Szene „Was giebt's Mephiſto haſt du Eil'?" ſteht auch in der Göchhauſenſchen Niederſchrift, wo ſie ſich unmittelbar an Auerbachs Keller reiht. Die Szene „Wald und Höhle" iſt ebenfalls erſt in Italien oder bald nach der Rückkehr entſtanden, aber die darin enthaltene Klage „Was iſt die Himmelsfreud' in ihren Armen" finden wir ſchon im Urfauſt. 1790 endete die Dichtung mit der Szene im Dom. Fräulein v. Göchhauſen liefert uns auch Valentins Monolog und in einem ſich anſchließenden Geſpräche Fauſts mit Mephiſto jene Klage. Mephiſtos Ständchen und Valentins Tod ſind erſt um die Wende des Jahrhunderts ausgeführt worden. Die vorangehenden Gretchenſzenen ſind alle in der älteren Niederſchrift faſt gleichlautend enthalten, von der Walpurgisnacht nichts, wohl aber die Proſaſzene „Trüber Tag, Feld" und die ihr ſich anſchließenden freien Rhythmen. Die ganze Kerkerſzene folgt in Proſa. v. Loepers ſchon 1870 aufgeſtellte Behauptung, von der Kerkerſzene müſſe eine ältere proſaiſche Form vorhanden geweſen ſein, hat ſich alſo vollſtändig richtig erwieſen. Goethes Erzählung ſeines Verſuches „durch ihre Natürlichkeit und Stärke im Verhältnis gegen das andre ganz unerträgliche" Szenen in Reimen zu bringen (5. Mai 1798 an Schiller) konnte ſich auch nur auf die Kerkerſzene beziehen. Das äſthetiſche wie philologiſche Intereſſe, welches die lehrreiche Vergleichung beider Faſſungen dieſer Szene bietet, iſt gleich groß. Die Wandlung von Goethes Stil und Kunſtanſchauung tritt nicht leicht ſo greifbar wie hier entgegen, ich meine freilich, in ſolcher Weiſe, daß ſie auch jene bekehren müßte, welche

so gerne Klage führen über Goethes klassizistische Abwendung von der Darstellungsart seines Götz.

Von den zum ersten Teile des Faust aus dem Goethearchive gespendeten Beigaben hebe ich noch besonders die Inszenierungsversuche hervor. Die ganze Abteilung bis zum Spaziergang wollte Goethe für Weimar als „Monodrama" bearbeiten: er hat hierfür gekürzt, allein auch manche Übergänge neu gedichtet. Zum ersten Teile gehören, glaube ich, auch die vier „Abschied" überschriebenen Stanzen, welche als Gegenstück zur „Zueignung" das Werk schließen sollten: E. Schmidt hat mit ihnen den II. Faust geschlossen. Durch Inhalt und Form ist ihre Entstehung im Jahre 1797 — die Zueignung verzeichnet Goethes Tagebuch unterm 25. Juni 1797 — fast sicher. Daß der Herausgeber dem „Abschiede" am Schlusse des ganzen Werkes seinen Platz bestimmt, ist indessen durchaus zu billigen; auch einige andere wichtige Fragmente, so besonders die „Belehnung Fausts" hat Schmidt dem Texte selbst angereiht. V. Valentin hat (vgl. S. *175* dieses Bandes) zuerst darauf hingewiesen, daß im vierten Akte in der Schlachtszene nach V. 10523 ein Vers ausgefallen sein müsse, den die Handschrift auch wirklich nun ergänzt hat.

Aber auch meine von Düntzer als „nicht der Erwähnung wert gehaltene" Emendation zu V. 6562 (Schluß des ersten Aktes) „Strand" für das bisher allgemein gelesene „Stand" ist nun durch die Handschrift Goethes als richtig erwiesen. Das handschriftliche Material zum II. Faust war so reichlich, daß Lesarten, Paralipomena und Schemata einen eigenen Band (15 II) von 248 Seiten ergaben. Das bei Erschließung des Archivs öfters angeführte Studienheft über Helenas Fortleben im Mittelalter ist wohl identisch mit den von E. Schmidt erwähnten 18 Blättern „Helena im Mittelalter, Satyr-Drama, Episode zu Faust". Aus dem Mitgeteilten nenne ich nur das Wertvollste. Im ersten Hefte des 6. Bandes von „Kunst und Altertum" hat Goethe eine kurze Einleitung (S. 200—203) zur Helena veröffentlicht. Nun erhalten wir diese in einer anderen, ebenfalls kurzen, und in einer sehr ausgedehnten Fassung — 14 Seiten — vom 10. Juni und 17. Dezember 1826. Der ganze Plan der klassischen Walpurgisnacht einschließlich der

ſpäter weggefallenen Szenen im Hades wird ausführlich erzählt, und dieſe Erzählung läßt manche Intention Goethes viel ſchärfer hervortreten als durch die Ausführung ſelbſt geſchieht. Unter den Erſcheinungen ſollten auch „Pompejaner und Cäſareaner“ auftreten, um „zu vernehmen, daß die Beſtandteile ihres römiſchen Großtums längſt durch alle Lüfte zerſtoben, durch Millionen Bildungsfolgen aufgenommen und verarbeitet worden“. Fauſt bleibt aller Verführung der Lamien unzugänglich, weil er „das höchſte Gebild der Schönheit in ſich ſelbſt aufgenommen“. Der Trimeter ſollte ſchon bei Fauſts Eintritt in die Unterwelt gebraucht werden, und Fauſt äußert ſein Erſtaunen über die „ernſten langgeſchwänzten Zeilen“ wie in der ausgeführten Dichtung Helena ihre Verwunderung über den Reim. „Das Zwiſchenſpiel war gleich bei der erſten Konzeption des Ganzen ohne weiteres beſtimmt und von Zeit zu Zeit an die Entwickelung und Ausführung gedacht“. Von dieſer erſten Konzeption „die Helena-Dichtung von 1800“ ſind 265 Verſe, V. 8487—8802 in fortlaufendem Texte mitgeteilt; Lesarten und Schemata ſind gerade zum Helenaakte reichlich vorhanden und ausgenutzt. Im vierten Akte ſollte die Erhebung gegen den Kaiſer Anklänge an die franzöſiſche Revolution enthalten: „des Kaiſers Unmut gegen die Menge, der Vortrab des Feindes, Maſſen mit Picken, das iſt die Menge Vorſtadt“. Ein Entwurf zur Schlußſzene enthält die Andeutungen: „Himmel Chriſtus Mutter Evangeliſten und alle Heiligen Gericht über Fauſt“. Groß iſt die Fülle einzelner Verſe. Das Verſtändnis der Dichtung ſelbſt hat durch Erich Schmidts Bearbeitung des kritiſchen Apparats entſchiedene Förderung erfahren.

Das Verſtändnis des Fauſt zu erreichen, was Goethe hineingeheimnist hat auszulegen, auch manches munter dem Dichter unterzulegen, haben ſich nun durch Jahrzehnte gar viele bemüht. Aus der älteren Litteratur ragt Chr. H. Weißes „Kritik und Erläuterung des Goetheſchen Fauſt, nebſt einem Anhange zur ſittlichen Beurteilung Goethes“ (Leipzig 1837) hervor, noch heute beachtenswert. Das weitaus beſte in der ganzen unermeßlichen Fauſtlitteratur bietet Kuno Fiſchers, in Forſchung und Darſtellung gleich ausgezeichnetes, alle Fragen berückſichtigendes

Werk „Goethes Fauſt nach ſeiner Entſtehung, Idee und Kompoſition“.*)

Eine willkommene Ergänzung zu dem größeren Werke hat K. Fiſcher ſoeben im 2. Hefte ſeiner Goethe-Schriften**) geliefert: „Die Erklärungsarten des Goetheſchen Fauſt“. Die ältere philoſophiſche und die ihr folgende hiſtoriſche Erklärungsart mit ihren Abwegen werden charakteriſiert. Die erſtere hat dem Dichter die eigene philoſophiſche Anſchauung aufgezwungen: ſie ſieht nicht das Werk, ſondern die ihm hineininterpretierte Symbolik; die letztere läßt vor lauter Entlehnungen aus Vorbildern der frei ſchaffenden Thätigkeit des Genius kaum mehr Spielraum. Den ſchlimmſten Mißbrauch habe jedoch die philologiſche Erklärungsart gezeitigt. Ebenſo verbindlich in der Form wie entſchieden verurteilend in der Sache wird „die unkritiſche Vergleichung“ der Schererſchen Hypotheſen mit ihrem völligen Mangel dichteriſchen Sinnes zurückgewieſen. Will man die Stilformen Goethes unterſuchen, ſo dürfen ſie nicht, wie es Scherer that, von dem Gegenſtand ſelbſt abgeſondert werden. „Ich würde lieber umgekehrt fragen: welchen Einfluß eine ſolche Schöpfung auf die Sprache des Dichters ausgeübt hat und ausüben mußte?“ Fiſchers eigene Kritik der verſchiedenen Erklärungsarten bildet ein muſtergiltiges Beiſpiel, wie die drei Arten der Unterſuchung bei litterarhiſtoriſcher Forſchung zuſammenwirken müſſen. Das Heftchen iſt allen, die ſich mit Goethes Fauſt beſchäftigen, aufs wärmſte zu empfehlen.

Neben den Erläuterungsſchriften und Abhandlungen einzelner Fragen nehmen die kommentierten Ausgaben der Dichtung ſelbſt eine beſondere Stellung ein. Das Verdienſt zuerſt einen über das ganze Werk ſich erſtreckenden Kommentar ausgeführt zu haben, gebührt Düntzer.***) Die Reihe der kommentierten Textausgaben hat

---

*) Zweite neu bearbeitete und vermehrte Auflage. Stuttgart 1887 (Verlag der J. G. Cottaſchen Buchhandlung).

**) Heidelberg 1889 (C. Winters Univerſitätsbuchhandlung).

***) Goethes Fauſt I. und II. Teil zum erſtenmal vollſtändig erläutert. Leipzig 1850; zweite Auflage 1857. — Goethes Fauſt erläutert. Vierte Auflage. Leipzig 1882 (Ed. Wartigs Verlag).

M. Carriere 1869 eröffnet.*) Ihm folgte 1870 v. Loepers Arbeit im 12. Teile der Hempelschen Ausgabe; eine stark veränderte zweite Bearbeitung gab v. Loeper 1879**) heraus. 1880 und 1881 folgten die nicht empfehlenswerten Kommentare von A. v. Öttingen***) und Oswald Marbach****). Bayard Taylors ausgezeichneter Kommentar zu seiner Uebersetzung des ganzen Faust, der besten in englischer Sprache, liegt seit 1882 auch in deutscher Übertragung vor,†) ebenso ein zweiter amerikanischer „Kommentar zu Goethes Faust" von Hjalmar Hjorth Boyesen.††) 1881 trat K. G. Schröer zum erstenmale mit seiner Faustausgabe hervor, deren „zweite durchaus revidierte Auflage" nunmehr abgeschlossen vorliegt.†††) Zwischen die erste und zweite Auflage von Schröers Arbeit fällt Düntzers, bereits erwähnte, kommentierte Faustausgabe im 93. Bande von Kürschners „deutscher Nationallitteratur" (1882). Die, soviel ich weiß, letzt erschienene kommentierte Ausgabe des Faust ist die von L. W. Hasper,††††) der vor kurzem auch eine anziehende Studie: „Goethe als Dramatiker"*†) veröffentlicht hat. Er beschränkt sich dabei auf die Betrachtung von Götz, Egmont, Iphigenie, Tasso und Faust. In diesen dramatischen Produktionen Goethes kehren stets dieselben Grundzüge wieder. Einerseits haben wir in jedem Helden und seinen Verhältnissen eine Wiederspieglung von Goethes eigenem

*) Faust. Mit Einleitung und Erläuterungen herausgegeben. Leipzig (F. A. Brockhaus).

**) Faust. Mit Einleitung und erklärenden Anmerkungen. Berlin (Verlag von G. Hempel, Bernstein & Frank).

***) Faust. Text und Erläuterungen in Vorlesungen. Erlangen (A. Deichert).

****) Faust. Erklärt. Stuttgart (G. J. Göschensche Verlagsbuchhandlung).

†) Faust. Erläuterungen und Bemerkungen dazu. Ausgewählte Schriften. Zweiter Band. Zweite Auflage. Leipzig 1885 (Th. Griebens Verlag).

††) Autorisirte deutsche Bearbeitung von Otfried Mylius, Leipzig (Ph. Reclam jun.).

†††) Faust. Mit Einleitung und fortlaufender Erklärung herausgegeben. I. Teil 1886. II. Teil 1888. Heilbronn (Verlag von Gebr. Henninger).

††††) Klassische deutsche Dichtungen mit kurzen Erklärungen für Schule und Haus. Herausgegeben von K. H. Keck. Zehnter Teil: Goethes Faust. Gotha 1888 (Fr. A. Perthes).

*†) Leipzig 1889 (Verlag von Gustav Feik).

Weſen und von ſeinen inneren Kämpfen; andererſeits iſt damit eine plaſtiſche Darſtellung und Objektivität in der Zeichnung der hiſtoriſchen Verhältniſſe, der Sagen und Mythen verbunden. So bietet er uns in ſeinen Dramen große Weltbilder, „in denen jeder hochſtrebende Menſch, jede gebildete Nation die Typen ihrer eigenen Entwicklung, die ihnen vorſchwebenden Ideale plaſtiſch ausgeſtaltet findet.“ Mit Haspers abfälligem Urteile über den zweiten Teil des Fauſt kann ich mich freilich nicht einverſtanden erkären, und auch in ſeinen Erläuterungen möchte ich ein paar Kleinigkeiten richtig ſtellen. Die Sage weiß nichts von einer Teilnahme des Fauſt an der Walpurgisnacht (S. 8): dieſer Zug iſt eine Erfindung Joh. Fr. Löwens in ſeinem komiſchen Epos „die Walpurgisnacht“ (Hamburg 1765); bei ihm kommt auch Lilith (S. 46) als Teufelsname vor; Herder hat die rabbiniſche Sage in ſeinen „Blättern der Vorzeit“ (Lilis und Eva) verwertet, Goethe las die Bearbeitung 1787 im „Teutſchen Merkur“. Entſchieden widerſprechen muß ich der Behauptung (S. 96), durch die Vollendung der Dichtung ſei der Prolog im Himmel überflüſſig geworden; im Gegenteil iſt durch die Anfangs- und Schlußſzene im Himmel das Ganze herrlich eingerahmt, wie Goethe mit Vorliebe ſagt, die Schlange beißt ſich nun in den Schweif. Fauſt hat allerdings in der Sage einen Zauberhund Präſtigiar, aber neben Mephiſto: dieſer ſelbſt tritt nicht, wie Hasper (S. 60) meint, in Hundsgeſtalt auf. Die Einſetzung der Reichsämter erinnert allerdings an Karls IV. goldene Bulle: wir wiſſen jedoch beſtimmt, daß Goethe bei ſeinem Kaiſer an Maximilian I. dachte (S. 170), wie auch Matthiſon nach einer Mitteilung des Kanzlers v. Müller in ſeinem Tagebuch (Juli 1827) berichtet. In der Erklärung des Maskenzuges wiederholt Hasper (S. 208) den gewöhnlichen Irrtum. Die vom Schatzmeiſter erwähnte Szene, wie der Kaiſer als Pan den Bitten einer Deputation entſprechend die Schaffung des Papiergeldes genehmigt, iſt im Maskenzuge V. 5888 ff. in der „Deputation der Gnomen an den großen Pan“ enthalten; den Beweis dafür habe ich in meiner Beſprechung von Schröers Ausgabe (Blätter für das bayriſche Gymnaſialſchulweſen XXIV, 494) erbracht. Mephiſtos Ausruf V. 6755 „Reſpekt wo ſichs gebührt!“ kann nicht den von Hasper (S. 217) unterlegten Sinn haben „der Reſpekt vor

Deiner Perſon würde mir verbieten, Gift anzuwenden", ſondern: vor einem ſo ſchwer zu erlangenden alten Mittel, der Kohle vom Scheiterhaufen des Wahrheitsfreundes (Ketzers) ſollt Ihr Reſpekt haben. Deutſche Feudalſtaaten (S. 309) gab es im Mittelalter in Griechenland nicht, die Franken, welche Konſtantinopel und den Peloponnes eroberten, waren Franzoſen. Die „bunten Vögel" (S. 363) haben ſonderbarer Weiſe Schröer wie Hasper Schwierigkeit in der Auslegung gemacht; natürlich ſind darunter Dirnen gemeint, wie ſie dem Seemann bei einem Feſte zu Land nicht fehlen dürfen.

Daß Schröers Ausgabe den Vorzug vor allen andern verdient, wird von jedem ſachlich Urteilenden anerkannt. G. v. Loeper ſelbſt hat die Trefflichkeit von Schröers Arbeit rückhaltlos anerkannt. Das unbedingte Lob des Ganzen ſchließt einzelne Bedenken nicht aus. Schröers Neigung zu ſprachlichen, ja etymologiſchen Abſchweifungen iſt in Fußnoten zum Fauſt manchmal ſtörend; auch ſonſt wird er dem einen an dieſer Stelle zu viel, dem anderen an jener Stelle zu wenig erklären. Am wenigſten befriedigend iſt das über die Entſtehung des I. Teiles in der Einleitung geſagte; ſchon vorher höchſt anfechtbar, ſind jene Aufſtellungen durch die Ergebniſſe von E. Schmidts Fund zum Teil völlig unhaltbar geworden. Schröers großes Verdienſt wird durch dieſe einzelnen Mängel nicht geſchmälert; hoffentlich iſt es ihm in nicht zu ferner Zeit vergönnt, in einer dritten Auflage auch das durch die kritiſche Weimarer Ausgabe neu erſchloſſene Material in ſeiner kommentierenden Ausgabe zu verwerten und dann auch die höchſt dankenswerten und ausnahmslos zutreffenden Verbeſſerungen, die Valentin in dieſen Blättern Heft 2, 1889, (S. *170*–*178*) gegeben hat, ſich zu Nutz zu machen. In der Einleitung möchte ich dann auch die jetzt kaum berührte Frage nach dem Widerſpruche zwiſchen dem älteren und dem neueren Plane der Dichtung behandelt ſehen. Gerade dafür hat ja K. Fiſcher (12., 13., 16.—20. Kapitel) durch ſeine ebenſo klar wie eindringend geführte Unterſuchung ſichere Ergebniſſe gewonnen, und der Hinweis auf Fiſchers zergliedernde Kritik iſt um ſo nötiger, als über „die verſchiedenen Pläne im erſten Teile von Goethes Fauſt"*) nun

*) Über Entſtehung und Kompoſition des Gedichtes. Ein Verſuch von A. Huther. Cottbus 1887 (Verlag von P. Kittel).

mit Vorliebe hyperkritiſche Weisheit zu Markte getragen und dadurch die ganze wichtige Frage in Verwirrung gebracht wird. Andrerſeits hat früher Fr. Th. Viſcher zwiſchen der vom Herrn mit Mephiſto abgeſchloſſenen Wette und dem Vertrage Fauſts mit dem Teufel Widerſprüche und damit für die Erklärung des Ganzen die größten Schwierigkeiten herausphiloſophiert. Dieſe philoſophiſche Seite in Fauſt hat neuerdings eine geiſtvolle, neue Geſichtspunkte bietende Behandlung gefunden in „einer philoſophiſchen Studie“ von Hermann Türck.*) „Auch wo das Genie ſich unreiner Mittel bedient, ſteht es doch immer über ſeinem eigenen Thun und Laſſen, weil es nie aus perſönlichen Motiven handelt, ſondern ſich nur darum der böſen Kräfte bedient, weil es ſonſt, wie die Welt iſt, überhaupt auf ein Wirken verzichten müßte.“ Das eigentliche Weſen des Genies beſtehe in dem Bewußtſein der Seele von der eigenen überweltlichen Exiſtenz. Das Genie betrachtet alles sub specie aeterni, es will objektive Erkenntnis frei von Rückſichten auf die eigene Perſon. So könne Fauſt den Vertrag mit dem Teufel ohne Gefahr eingehen, denn um ihn zu verlieren, müßte er ja erſt ein anderer werden. „Er vermag ſein geniales Weſen nie zu verleugnen“, das Thun des Genies bleibt immer Spiel im höchſten Sinne des Wortes, freie Thätigkeit; „er wird daher auch immer frei bleiben, niemals ſeine Seele hängen an Dinge dieſer Welt und daher auch niemals dem Teufel zugehören“. Es iſt ganz gut, wenn ab und zu wieder einmal die philoſophiſche Betrachtung die handwerksmäßige Goethephilologie unterbricht. Denn die Gefahr über dem Buchſtaben den Geiſt nicht nur zu überſehen, nein vorſätzlich zu verachten und zu verbannen, hat ſchon manche Opfer erfordert. Und das gerade iſt in Schröers Fauſtkommentar ſo erfreulich, daß bei ihm durch die ſorgfältigſte, vielleicht manchem pedantiſch dünkende Erklärung des einzelnen, nie der Blick auf das Ganze, die geiſtige Erkenntnis verloren geht. Im Vorworte zum II. Teile hat er über „Goethes Methode und die Goetheforſchung“ beherzigenswerte Mahnworte geſprochen.

*) Das Weſen des Genies. Fauſt und Hamlet. Neudnitz-Leipzig 1888 (Verlag von Max Hoffmann).

In dieſem Sinne begrüßen wir es daher freudig, gerade Schröer als Mittelpunkt und Leiter eines Kreiſes von Goethefreunden zu ſehen, ich meine den Wiener Goetheverein, deſſen Obmann-Stellvertreter Schröer iſt, wie er auch das Vereinsorgan, das nun bereits den vierten Jahrgang begonnen hat, leitet. „Die Chronik des Wiener Goethevereins“*) dient zunächſt dem Beſtreben des Vereines, in Wien ſelbſt Teilnahme und dadurch die Mittel für ein in Wien zu errichtendes Goethedenkmal hervorzurufen. Der Verein beſteht ſchon ſeit Anfang des Jahres 1878. Die ſeit Oktober 1886 erſcheinende Chronik bringt Auszüge aus den im Vereine gehaltenen Vorträgen, Berichte über Vereinsangelegenheiten und zahlreiche „Goethenotizen“, ſowie bibliographiſche Beiträge. Die Chronik iſt für Goetheſtudien ein recht brauchbares Hilfsmittel, ſie iſt uns aber doppelt wert, wie alles was, aus Öſterreich kommend, Zeugnis dafür ablegt, daß unſere, für ihre nationale Exiſtenz kämpfenden Stammesbrüder teilnehmen am deutſchen Geiſtesleben, denn nur aus ihm können ſie die Kraft zu nachhaltigem Widerſtande ſchöpfen. Aus dem Inhalte der Chronik erwähne ich nur einzelne beſonders wertvolle Aufſätze wie Auguſte von Littrow-Biſchoffs „Erinnerungen an Goethes Familie“, F. Jelineks Studie „Über Goethes Lied an den Mond“. Jelinek lehnt die vermutete Beziehung des Liedes auf den Tod des Fräulein von Laßberg ab. Der Mann, nach dem das Lied Sehnſucht äußert, ſei Herder; die angeredeten „Ihr“ ſeien Herder und Frau von Stein. Frau von Stein als Vorbild der Iphigenie iſt das Thema eines Vortrages von Schröer, der in den beiden vorletzten Heften ſeinen Vortrag „Über Goethes Frommſein“ mitteilt. Die Abbildung von „Goethes Stammhaus“ in Artern bietet gerade für die Freunde und Verwalter des Frankfurter Goethehauſes beſonderes Intereſſe. Auszüge erhalten wir aus einem Vortrage R. Steiners „Goethe als Vater einer neuen Aeſthetik“, aus M. von Waldbergs Vortrag „Goethe und das Volkslied“; L. Blume verweiſt auf die Ähnlichkeit einiger Ausdrücke in Goethes älteſtem

*) Erſter Band (erſter und zweiter Jahrgang) 1887; zweiter Band 1888; vierter Jahrgang (dritter Band) im Erſcheinen. Wien (Verlag des Wiener Goethevereins). — Bericht des Goethevereins in Wien über das Vereinsjahr 1882, Wien 1888.

Gedichte („Poetiſche Gedanken auf die Himmelfahrt Chriſti") mit Cramerſchen Gedichten. Kleinere Goethereliquien finden wir zahlreich in der Chronik mitgeteilt, aber auch ein paar Briefe ſind hier zuerſt veröffentlicht, ſo daß das Organ des Wiener Goethevereins ſeinen berechtigten Ehrenplatz neben dem des allgemeinen Goethevereins, dem Goethejahrbuch einnimmt.

Das Goethejahrbuch*) erſcheint in dieſem Frühjahre zum zehntenmale, und wohl verdient es ſein umſichtiger Begründer und Leiter, Ludwig Geiger, daß ihm Glückwünſche zu dieſem Jubiläum ausgeſprochen werden. Welch anſehnliche Bereicherung hat, um nur eines hervorzuheben, die Sammlung der Goetheſchen Briefe durch Geigers Thatkraft erfahren! Die Vertreter der verſchiedenen Richtungen konnten im Jahrbuch zu Wort kommen; Geigers bibliographiſche Zuſammenſtellungen ſind für jeden Arbeiter im Gebiete der Goethephilologie unentbehrlich geworden. Und wenn die letzten Bände des Jahrbuchs hinter den früheren in mancher Beziehung zurückſtehen, ſo liegt ſelbſt hierin ein Lob für Geigers Redaktionstalent, denn eben in den letzten Jahren iſt dem Herausgeber ein Redaktionsausſchuß der Goethegeſellſchaft zur Seite getreten. Aus dem Goethearchiv waren dem Jahrbuche ſchon vor dem Tode des letzten Enkels wertvolle Beiträge geſpendet worden; ſeit der neuen Ordnung der Dinge iſt nur einmal, im ſiebenten Bande, eine Mitteilung großen Stils ans Jahrbuch erfolgt, in den drei folgenden Bänden fielen nur kleinere Spenden, zum größeren Teile nicht unmittelbar von Goethe Herrührendes, ab. Freilich iſt auch unter dieſen höchſt Anziehendes. So bringt der vorliegende Band Lenziſche Herzensergießungen zu einer kleinen Wertheriade gerundet. Lenz glaubte unter anderen auch in Kornelia Schloſſer leidenſchaftlich verliebt zu ſein und hat fünfzehn Selbſtunterhaltungen über dieſe Liebe als „moraliſche Bekehrung eines Poeten von ihm ſelbſt aufgeſchrieben" ſeinem Freunde Goethe anvertraut. Aus dem Archive hat das noch nie veröffentlichte Schriftſtück nun Weinhold mit reichen Erläuterungen mitgeteilt. Weinhold meint, es ſei das

*) Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. Zehnter Band. Mit dem vierten Jahresbericht der Goethegeſellſchaft. Frankfurt a. M. 1889 (Litterariſche Anſtalt Rütten & Loening).

beſte Proſaſtück, das Lenz überhaupt abgefaßt habe. Jedenfalls tritt die ganze Eigenart von Lenz darin ſcharf hervor. Auch der Neid auf Goethe kommt hier zum Ausdruck; Lenz bekennt aber zugleich, daß er ſich „nie auch über das geringſte Haar von Kränkung oder Einſchränkung bei ihm zu beſchweren gehabt, vielmehr er von mir manche Inſolenz ertragen ohne mir einmal eine finſtere Miene — o mein Goethe! mein Goethe. Das Schickſal ſtellt mich auf eine Nadelſpitze, wo ich nur immer ſchwankend Dich ſehen — Dir nichts erwidern kann.“ Lenz hat ſich in einer oft angeführten Äußerung gerühmt, Goethe nur geiſtige Wohlthaten zu verdanken. Im vorliegenden Romane geſteht er jetzt, d. h. im Sommer 1775, der Abfaſſungszeit der Selbſtbekenntniſſe, ſeinen Unterhalt größtenteils aus Goethes Händen zu empfangen. Bekanntlich iſt ja auch Klinger während ſeiner Gießener Studienzeit von Goethe unterſtützt worden. Die Mahnung ſeiner Hymnen „Edel ſei der Menſch, hilfreich und gut!“ hat der Dichter ſelbſt in jedem Lebensalter und allen gegenüber, die ſeine Hilfe in Anſpruch nahmen, erfüllt. In den diesmal ſehr reichhaltig ausgeſtatteten „Mitteilungen von Zeitgenoſſen über Goethe“ leſen wir in einem Briefe der däniſchen Dichterin Friederike Brun (26. Juli 1795) über ihre Bekanntſchaft mit Goethe: „Ich entdeckte in ihm einen Schatz der Wahrheit, Billigkeit und häuslichen Güte. . . . Denken Sie auf mein Wort gut von Goethen, dem Menſchen, man ſage was man wolle.“ Von dieſer „häuslichen Güte“ legt auch die zweite Mitteilung aus dem Goethearchiv Zeugnis ab, Briefe von Goethe, Chriſtiane und deren Bruder an den in Heidelberg ſtudierenden Auguſt. Suphan hat die Briefe — 15 Briefe Chriſtianens, 8 von Goethe an Auguſt und drei an Thibaut — mit Erläuterungen herausgegeben. Goethe vergleicht ſich ſelbſt mit dem nachſichtig wohlwollenden Vater des Terenzſchen Luſtſpiels. Er mahnt den Sohn ſich in die Menſchen zu fügen, denn was nur irgend möglich iſt, ſoll man in der Welt vermitteln; er freut ſich der Reiſen des Sohns, ſucht ihn aber zur Beobachtung und zur Tagebuch-Führung nach ſeinem eigenen Vorbilde zu erziehen, verlangt ganz wie einſtens der alte Herr Rat Ausbildung der Handſchrift, plaudert von dem Leben in Karlsbad, von dem Theater, das ſeine Mucken nicht läßt. Chriſtiane erzählt

*

dann umständlich von den ärgerlichen Intriguen der Jagemann (1808). Die Studien des Sohnes verfolgt Goethe mit größter Teilnahme, warnt vor „philosophischen und religiösen Fratzen", denn auf „einen historischen Gang" komme es an. „Zu erfahren wie die Zustände nach und nach auf eine irdisch menschliche Weise herangekommen, was verloren gegangen, was geblieben, was fortwirkt." Nur Schritt für Schritt solle man sich die Dinge aneignen, sonst wachse das Überlieferte einem über den Kopf, gar mancher gute Kopf sei so in Deutschland verwirrt und auf einen abstrusen Selbstdünkel hinausgeführt worden. Der eigenen im steinernen Leipzig zugebrachten Universitätsjahre denkt er dabei nicht eben mit Zufriedenheit.

Die Briefe zeigen, welch großes Interesse August von Goethe am weimarischen Theater nahm. Einige Jahre später wurde er selbst Mitglied der Theaterkommission. Burkhardt veröffentlicht die Rede, mit welcher Goethe am 6. Februar 1817 seinen Sohn in das Amt einführte; außerdem teilt er zwölf Briefe Goethes in Theaterangelegenheiten mit. Fünf Briefe Goethes an den österreichischen Dichter Joh. Ludwig Franz Deinhardstein hat K. E. Franzos im 7. Hefte der „Deutschen Dichtung" mitgeteilt.*) Deinhardstein hatte als Leiter der „Wiener Jahrbücher der Litteratur" Goethe zur Mitarbeit aufgefordert unter der Vorspiegelung, daß Kaiser Franz sich für dies Unternehmen interessiere. Goethe, der in Karlsbad zu wiederholtenmalen den österreichischen Hofkreisen nahe getreten war,**) glaubte daraufhin sich der Teilnahme nicht entziehen zu dürfen. In den Kreisen der Wiener Schriftsteller erregte die Verehrung, welche Goethe für den allem geistigen Streben feindseligen Kaiser an den Tag legte, freilich Unwillen und Spott. Franzos hat die Veröffentlichung der Briefe nicht nur mit einer lebensvollen Skizze Deinhardsteins verbunden, sondern ein vollständiges Kulturbild aus dem Anfange der dreißiger Jahre gegeben. Goethe hat in seinem Verhältnisse zu Deinhardstein einmal das

*) Fünfter Band, Oktober 1888 bis März 1889. Dresden. (Verlag von L. Ehlermann).

**) H. Düntzer, Goethes Verehrung der Kaiserin von Österreich Maria Ludovica Beatrix von Este. Köln und Leipzig 1885 (Verlag von Albert Ahn).

Unbedeutende für vollwichtig angesehen; auf die Besseren der Wiener Dichter blieb der Irrtum aber ohne Folgen. Am 10. Oktober 1835 schrieb Grillparzer an Ottilie, wie ihr verewigter Vater ihm nicht blos ein strahlender Leuchtstern, sondern auch ein strenger Mahner sei; aus der übersendeten Denkmünze blicke gleichsam er selbst, „Ernst gebietend und das Unbedeutende ablehnend nach dem Tode wie im Leben." Dies schöne Zeugnis hat Geiger an den Schluß der „Mitteilungen von Zeitgenossen" gestellt. Franzos, dem wir den trefflichen Beitrag zu Goethes Wiener Beziehungen danken, hat auch im Jahrbuch ein merkwürdiges Ineditum mitgeteilt.

Seit der Veröffentlichung des Goethe-Schillerschen Briefwechsels wissen wir von der lebhaften Erregung, welche das Eintreffen von Frau von Staël in Weimar (13. Dezember 1802) hervorrief. Neuerdings haben wir ein ausgezeichnetes dreibändiges Werk über „Frau von Staël, ihre Freunde und ihre Bedeutung in Politik und Litteratur"*) erhalten, in dem ihr Aufenthalt in Weimar und ihr Verkehr mit Goethe wie ihre früheren und späteren Urteile über dessen Werke eine eingehende Darstellung gefunden haben. Das 1. und 6. Kapitel des dritten Bandes von Lady Blennerhassets Werk kann man ohne weiteres als einen tüchtigen Beitrag zur Goethelitteratur in Anspruch nehmen. Niemals vorher sind Goethes Beziehungen zur Verfasserin des Buches „de l'Allemagne" so gründlich und vorurteilsfrei dargestellt worden. Franzos hat nun ein eigentümliches Dokument aus den Tagen, da Frau von Staël Goethe und Schiller beschäftigte, aufgefunden. Die bereits berühmte Verfasserin von „Delphine" war nach Weimar gekommen, um hier am Mittelpunkt der deutschen Litteratur Studien für ein Werk über deutsches Geistesleben zu machen. K. A. Böttiger veranlaßte nun Knebel für die Französin eine „Denkschrift über die deutsche Litteratur" abzufassen. Diese, das Datum des 30. Januar 1804 tragende Denkschrift, von der man bisher so gut wie nichts wußte, teilt nun Franzos im Jahrbuche mit. Knebel

*) Von Lady Blennerhasset, geb. Gräfin Leyden, III. Band. Berlin 1889 (Verlag von Gebrüder Paetel).

hatte noch unter Friedrich dem Großen in Potsdam gedient; aus Ramlers Schule war er hervorgegangen, und noch 1823 spottete Platen, daß der liebe alte Herr Major nur das gelten lassen wolle „was das Säkulum der Gleime sich als klassisch auserkor". Allein Knebel hat als Eingeweihter und Mithandelnder die verschiedenen Abschnitte unserer litterarischen Entwickelung miterlebt und wußte, wenn er nicht gerade verstimmt war, recht gut zu urteilen. Schiller hat bei seiner Ankunft in Weimar Knebel als einen Mann von Sinn und Charakter, viel Kenntnissen und einem planen hellen Verstand gerühmt. Als Übersetzer des Properz und Lukrez nimmt Knebel einen Ehrenplatz unter unseren Übersetzern ein, und die Briefe von Schillers Witwe an ihn zeigen, daß er auch fremdartigen neuen Erscheinungen gerecht zu werden verstand. Die Denkschrift enthält denn auch eine Reihe treffender, noch heute dem Litterarhistoriker wertvoller Bemerkungen; leider fiel ihre Abfassung aber gerade in einen Augenblick der Verstimmung gegen Schiller und Goethe, und so ergiebt sich die Ungeheuerlichkeit, daß Schiller überhaupt nicht erwähnt, Goethe nur widerwillig anerkannt wird. Den ersten Akt des Tasso bezeichnet Knebel als das Glänzendste in Goethes Poesie, die römischen Elegieen als das klassischste seiner Werke. Zur richtigen Beurteilung der Denkschrift muß man aber, wie Franzos richtig bemerkt, sich stets vor Augen halten, daß sie zugleich eine Zurechtweisung des von Frau von Staël im 17. Kapitel de la Littérature considérée dans ses rapports avec les institutions sociales über die deutsche Litteratur Gesagten bilden soll. Eine Reihe von Bemerkungen über unsere Pedanterie und die Unwissenheit der Höfe klingt recht bitter, aber übertrieben ist es keineswegs, was Knebel hierüber klagt.

Von der Ängstlichkeit mit der jedem freieren Aussprechen einer vom Herkommen abweichenden Meinung entgegengetreten wurde, giebt eben der neueste Band des Jahrbuchs eine Probe. Hermann Dechent liefert eine aktenmäßige Darstellung der „Streitigkeiten der Frankfurter Geistlichkeit mit den Frankfurter Gelehrten Anzeigen im Jahre 1772". Diese Streitigkeiten, vor allem die durch Einmengung Goezes hervorgerufenen hatte bereits Scherer in seiner lehrreichen Einleitung zum Neudrucke der „Frankfurter gelehrten

Anzeigen vom Jahre 1772“ *) besprochen. Dechent teilt eine sehr energische und interessante Verteidigungsschrift J. P. Schlossers, der als Anwalt den Verleger Hofrat Deinet vertrat, mit und eine von Kriegk nicht veröffentlichte Eingabe des Lizentiaten Goethe. Unter andern bildete auch die Rezension von Münters Bekehrungsgeschichte des Grafen Struensee einen Gegenstand der kirchlichen Beschwerde. Diese Rezension hat Goethe unter seine Werke aufgenommen. Scherer und Seuffert haben sie Goethe abgesprochen, Scherer vermutet Schlossers Autorschaft; Dechent hält sie, wie vor ihm von Biedermann**), für Goethes Eigentum. Gern möchte man die Echtheit erwiesen sehen, um auch den später so streng gesinnten Herrn Geheimrat in seiner Jugend einmal im Kampfe mit der gesetzmäßigen, geistlichen Obrigkeit zu erblicken. Dechents Abhandlung ist übrigens nicht nur für die Goethelitteratur von Interesse, sondern zugleich ein wertvoller Beitrag zur Frankfurter Rechtsgeschichte. Wie der Verleger die Ratsbefehle umgeht, die größere Strafsumme gar nicht zahlt, die kleinere dagegen ihm ein zweitesmal abgefordert wird: das alles ist ein lebensvolles Bild der guten alten Zeit. Dieser erlustigende Einblick in alte Frankfurter Verhältnisse lenkt uns zu einem andern Bilde der Frankfurter Goethezeit. Aus „Dichtung und Wahrheit“ ist längst bekannt, welch lebhafter Kunstbetrieb in Goethes Jugendzeit in seiner Vaterstadt statt hatte. Veit Valentin giebt uns eine anziehende Schilderung aus diesem Treiben in der Studie: „Eine Frankfurter Kunstakademie im achtzehnten Jahrhundert“.***) Von 1767—1779 bestand das „dem hiesigen gemeinen Wesen auf mehrfällige Art nutzbar werden könnende Institut“, für welches freilich die Stadt keinen Beitrag leisten wollte; es fanden sich aber gegen 280 Bürger, welche kunstsinnig das Unternehmen förderten. Die von Valentin

*) Deutsche Litteraturdenkmale des 18. Jahrhunderts in Neudrucken herausgegeben. Heft 7 und 8. Heilbronn 1883 (Verlag von Gebr. Henninger).

**) W. von Biedermann „Goethes Rezensionen in den Frankfurter gelehrten Anzeigen“ in den „Goetheforschungen“. Frankfurt a. M. 1879 (Literarische Anstalt, Rütten & Loening).

***) In dem trefflichen reichhaltigen Werke: „Über Kunst, Künstler und Kunstwerke“ Frankfurt a. M. 1889 (Literarische Anstalt, Rütten & Loening).

anziehend entworfene Geſchichte der Akademie zeigt uns geiſtige Strömungen, wie ſie der junge Dichter, der Oefers Akademie in Leipzig beſucht hatte, bei ſeiner Rückkehr in die Vaterſtadt vorfand. Dorthin führt uns auch eine der Miszellen des Jahrbuchs. Der ſiebente Band hatte ein franzöſiſches Gedicht des Leipziger Studenten à Monsieur le Major General de Hoffmann gebracht, über deſſen Perſönlichkeit nichts zu ermitteln war. Die Frankfurter Didaskalia hat in Nr. 82 und 84 (April 1889) als „Beitrag zur Goetheforſchung“ Mitteilungen über „Goethes Großonkel Generallieutenant von Hoffmann“ von Frau Lina Stark (Nodnagel) gebracht. Im Jahrbuche berichtet Alexander Dietz kurz und beſtimmt über dieſen bisher unbekannten Großoheim Goethes, den darmſtädtiſchen General Friedrich Chriſtian von Hoffmann, der ſeit 1743 mit Anna Maria Textor (1701—1766), der dritten Schweſter des Stadtſchultheißen, vermählt war.*) Der württembergiſche Regimentskommandeur von Hoffmann, welcher 1813 Goethe als ſeinen Verwandten aufſuchte, war kein Sohn von Goethes Großoheim.

Die beiden Abhandlungen, welche im Jahrbuche der Dechentſchen folgen, gehören kaum zu den beſſeren Beiträgen. Hermann Schreyer, welcher in der weimarſchen Ausgabe „Hermann und Dorothea“ herausgeben wird, teilt einiges aus ſeinen Vorarbeiten mit. Die vielbeſprochene „ſiebenfüßige Beſtie“ (II, 186) hat ſchon Düntzer als richtigen Sechsfüßler leſen wollen, nur war ſein Vorſchlag „die“ in „d'“ zu elidieren unannehmbar. Ich habe ihn mir metriſch ſtets ſo eingeteilt wie Schreyer jetzt vorſchlägt:

Ungerecht / bleiben die / Männer, und die / Zeiten der / Liebe ver'gehen.

J. Minor hat verſchiedene Leſefrüchte unter der Überſchrift „Klaſſiker und Romantiker“ willkürlich zuſammengeſtellt. Daß von Anfang an nicht ein Gegenſatz zwiſchen der Goethe-Schillerſchen und der romantiſchen Kunſtrichtung beſtanden hat, iſt zum mindeſten ſeit Hettners Buch über „Die romantiſche Schule in ihrem inneren Zuſammenhange mit Goethe und Schiller“ (Braunſchweig 1850)

*) Weiteres darüber in dem für Frankfurts Kulturgeſchichte inhaltreichen Werke von A. Dietz: „Der Superintendent und erſte Hofprediger M. Joh. Hektor Dietz, ſeine Vorfahren und Nachkommen. Ein Familienbuch.“ Frankfurt a. M. (Druck von Gebr. Knauer) 1889.

unbestreitbar erwiesen. Minors Behauptung dagegen, daß auch zwischen der Kunstrichtung der Propyläen und den Romantikern kein Gegensatz gewesen sei, ist so falsch wie nur möglich. Es bedurfte gar keiner Polemik. Das bloße „Erscheinen der Herzensergießungen eines kunstliebenden Klosterbruders“ 1797 war ja eine Kriegserkärung gegen die in den Propyläen verfochtene Kunstanschauung. Am buchhändlerischen Mißerfolge der Propyläen sind die Romantiker freilich unschuldig. Sie hatten damals noch gar nicht so viel Einfluß, um die Kauflust des Publikums irgend zu bestimmen. Minors Bemerkungen über die Dramen Schillers gehören zum thörichtsten was auf diesem Gebiete gesündigt wurde, sie erinnern fast an Jacobys unselige Motivjagd, welche die Beklemmung der Jungfrau in der Krönungskirche von Grethchens Ohnmacht beim Traueramt für ihre Mutter ableitet. Den alten Vorwurf, Schillers Maria Stuart katholisierende Tendenzen unterzuschieben, hat Minor sonderbarer Weise auch wieder aufgewärmt; Mortimers Bekehrung ist doch eher eine Satire auf ästhetische Konvertiten als eine Annäherung an die Stollbergsche Richtung.

In der Posse „Aus Goethes lustigen Tagen“ vermutet Geiger in der „Chronik“ ein speziell Stralsunder Erzeugnis. Es ist aber ein vieraktiges Originallustspiel von Elise Henle (Stuttgart 1878), in dem die erste Weimarer Zeit behandelt wird. Da Geiger in Chronik und Bibliographie auch die an Goethesche Stoffe anknüpfenden Dichtungen eigens anführt, möchte ich auch hier einer neueren Faustdichtung gedenken. „Als zweiten Teil zu Goethes Faust“ hat Adolf Müller schon 1869 (Leipzig) eine Tragödie „Faust“ veröffentlicht. Vollständig umgearbeitet ist sie im vorigen Jahre als „Doktor Fausts Ende“*) neuerdings erschienen. An Goethes Dichtung läßt sich keines anderen Arbeit messen. Betrachtet man Müllers Tragödie für sich, so wird man dichterische Begabung, Phantasie und Begeisterung des Verfassers, der durch sein großes naturhistorisches Werk „Die Tiere der Heimat“ sich längst einen Ehrenplatz neben A. E. Brehm erworben hat, gerne anerkennen.

*) Tragödie in fünf Aufzügen. Blankenburg a. Harz. o. J. (Verlag von Ch. Fulda).

Das Hiſtoriſche, Fauſt erſcheint am Hofe Karls V. als ein anderer Hutten, und das Mythiſche der Sage ſind in glücklicher Weiſe bühnenfähig vereinigt.

Die Bühnenerfolge der Goetheſchen Werke verzeichnet die Chronik des Jahrbuchs. Goethe ſelbſt war ſich der Mängel ſeiner Dramen vom theatraliſchen Standpunkte aus recht wohl bewußt und hat als Theaterdirektor vielleicht auch gerade deshalb jüngeren Dichtern ſtets aufs eindringlichſte die Rückſicht auf die reale Bühne empfohlen. Er ſelbſt hat ſich zu wiederholtenmalen abgemüht, den Götz von Berlichingen für das Theater zurechtzuſchneiden, ohne daß es ihm gelungen wäre. Erſt 1879 iſt die Handſchrift von Goethes „erſter vollſtändiger Bühnenbearbeitung" entdeckt und herausgegeben worden*) (vgl. Goethe-Jahrbuch II, 190). Über die Bühnenbearbeitungen, welche der erſten Aufführung in Weimar, 22. September 1804, vorangingen, wiſſen wir ſehr wenig (vgl. Jahrbuch II, 87). Um ſo intereſſanter iſt uns der eben erfolgte Abdruck der Mannheimer Bühnenbearbeitung von 1786, welcher auch für die Frankfurter Aufführungen des gleichen Jahres maßgebend war. Dem Abdrucke des Souffliérbuches geht eine längere Einleitung voraus, welche die einzelnen, ſehr durchgreifenden Änderungen erörtert. Es iſt eine lehrreiche dramaturgiſche Studie, welche der bühnenkundige Herausgeber Dr. Eugen Kilian**) uns bietet. Als Bearbeiter vermutet er Joh. Ludwig Rennſchüb, von 1783—1791 Regiſſeur an Dalbergs Bühne. Alle Änderungen, welche Goethe ſelbſt an ſeinem Jugendwerke während ſeines ganzen Lebens vorgenommen hat, überblickt man am leichteſten und vollſtändigſten in der ausgezeichneten Parallelausgabe, die Jak. Bechtold 1882 vom Götz „in dreifacher Geſtalt" herausgegeben hat; 1883 ließ er dem Götz dann die „Iphigenie auf Tauris" in vierfacher Geſtalt folgen.***)

*) Nach der Goethehandſchrift der Univerſitätsbibliothek in Heidelberg. Karlsruhe 1879 (Verlag von A. Bielefelds Hofbuchhandlung).

**) Die Mannheimer Bühnenbearbeitung des Götz von Berlichingen vom Jahre 1786. Ein Beitrag zur Bühnengeſchichte des Götz. Nach dem Mannheimer Souffliérbuch mit Einleitung zum erſtenmale herausgegeben. Mannheim 1889 (Verlag von J. Bensheimer).

***) Beide in neuer Titelauflage. Freiburg i. B. 1888 (Akademiſche Verlagsbuchhandlung von J. C. B. Mohr).

Über Goethes Iphigenie, die schon zu unzähligen Programmen und Untersuchungen Anlaß gegeben, haben wir in letzter Zeit vier allerdings sehr ungleichwertige Arbeiten erhalten.*) Kuno Fischer hat durch die Veröffentlichung seines bei der dritten Generalversammlung der Goethegesellschaft gehaltenen Festvortrags eine um so erfreulichere Gabe geboten, als der Druck sich als erstes Heft der Goetheschriften des gefeierten Verfassers ankündigt. Arbeiten Kuno Fischers bedürfen nicht erst des Lobes, wir sind längst gewohnt von ihm nur Ausgezeichnetes zu erhalten. So hat er auch hier die Entstehungsgeschichte von Goethes Dichtung wie ihren Charakter in formvollendeter Darlegung entwickelt. Die Prosaform von 1779 und die Jambenfassung in Italien werden mit einander verglichen, die Schuld des Tantalus und die Entsühnung des Orest einander gegenübergestellt; vor allem aber wird der religiöse, christliche Charakter der Dichtung entwickelt. „Eine völlig lautere und reine Seele, die keine eigene Schuld hat, fühlt und leidet die Schuld derer, welche sie liebt, von ihrem Elende befreien, von ihrer Schuld entlasten und zu einem neuen geläuterten Leben führen möchte." So faßt Fischer die christliche Idee des „stellvertretenden Leidens", so entsühnt die reine Schwester den schuldigen Bruder. Jede vorurteilsfreie Betrachtung wird Fischer Recht geben. In der, wie Goethe einmal sagte „verteufelt humanen" Dichtung ist Antikes und Christliches künstlerisch vereint: sie ist aber keineswegs „ein Spiegelbild hellenischen Wesens, hellenischen Denkens und hellenischen Fühlens, wie es aus der Goetheschen Tiefe seiner lebenswarmen Anschauung und Empfindung zu eignem Leben emporschießt". Diese Erklärung von David Halpert wird dem wahren Geiste

*) Goethes Iphigenie. Festvortrag von Kuno Fischer. Heidelberg 1888 (K. Winters Universitätsbuchhandlung). Goethe-Schriften 1. Heft. — Eine Studie über Goethes Iphigenie auf Tauris. Von Wilhelm Bittmann, Hamburg und Leipzig 1888 (Verlag von J. F. Richter). — Erläuterungen ausgewählter Werke Goethes. Drittes Heft. Iphigenie auf Tauris. Von Paul Klaucke, Berlin 1888 (Verlag von W. Weber). — Non multa. Litterarische Streiflichter von David Halpert. Breslau o. J. (Viktor Zimmer). Die beiden Aufsätze „Antikes Element in Goethes Iphigenie" und „Friederike von Sesenheim in ihrer idealen Erscheinung" sind gleich schlecht. Der Verfasser hat nicht einmal gelernt Goethes und Lenz' Gedichte auseinander zu halten.

des Werkes ebensowenig gerecht, wie Bittmanns Versuch eine Einwirkung des Hamlet auf Iphigenie nachzuweisen. Das dicke Buch Bittmanns ist eine sehr wortreiche und geistarme Paraphrase des Goetheschen Textes, womit wohl niemandem gedient sein kann. Klaukes „Erläuterungen für die obersten Klassen höherer Lehranstalten sowie zum Selbstunterricht" sind eine ernsthafte gründliche Arbeit, die von selbständiger Auffassung des Verfassers Zeugnis ablegt; sie ist in ihrer Art tüchtig, ich kann nur leider diese ganze Art nicht für richtig halten. Auf 116 von den 224 Seiten wird der Inhalt der Dichtung Szene für Szene, Rede für Rede zergliedert und trotz einzelner feiner Beobachtungen bleibt dies eine unerquickliche scholastische Thätigkeit. Das eigentlich Litterarhistorische kommt dabei entschieden zu kurz; von den Jahreszahlen der Entstehung, den verschiedenen Fassungen erfahren wir zu wenig. Klaucke spricht nur von der Prosa- und Jambenfassung, nichts von den zwei dazwischen liegenden Bearbeitungen. Der Einfluß Frau von Steins auf Iphigenie wird ausführlich erörtert, über das Verhältnis zu Euripides erfahren wir nichts. Ich stimme vollständig dem Tadel bei, welchen Klaucke S. 178 gegen die Goethephilologie und ihr Haschen nach Beweisen der Abhängigkeit Goethes von Wieland u. s. w. sagt. Aber ich glaube auch, für Schulzwecke wäre eine Darlegung über die verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffes im Altertum, bei den Franzosen und Deutschen (Joh. Elias Schlegel), Italienern (Rucellai) und Holländern (van der Vondel), in Glucks Oper nützlich und jedenfalls viel anregender als die anatomische Zergliederung jeder Rede. Daß Lessing im „Nathan" sich weniger als in „Emilia Galotti" an die Einheit von Zeit und Ort gehalten habe, ist nicht richtig; die Einheit der Zeit hat Lessing stets aufs genaueste gewahrt, die Einheit des Ortes (Jerusalem) ist im „Nathan" sogar strenger gewahrt als in der Emilia (Guastalla und Dosalo). Dagegen ist im „Nathan" die Einheit der Handlung nicht so strenge wie in den vorangehenden Dramen durchgeführt. Ich möchte Düntzers bekannten „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern"*) doch entschieden den Vorzug vor Klauckes Arbeiten

*) Leipzig 1872—1887 (Ed. Wartigs Verlag, Ernst Hoppe).

einräumen; ja ich muß gestehen, wenn nach seinem Muster die Lesung unserer Klassiker in den Schulen betrieben wird, dann wird es entschuldbar, daß unsere Studenten so wenig Lust zum Studium unserer großen Litteraturwerke zeigen.

Da wir so zur Schulfrage gelangt sind, möchte ich aus der großen Schar der „Schulausgaben klassischer Werke" wenigstens zwei Beispiele herausgreifen. Für guten Druck wie für ihre innere Ausstattung gebührt der im Graeserschen Verlage erscheinenden Sammlung von Professor J. Neubauer besondere Anerkennung. Unter den vierzig bis jetzt ausgegebenen Heften (à 50 Pfg.) sind sieben Goethe gewidmet; ich erwähne nur die beiden im letzten Jahre erschienenen Ausgaben von Egmont und Reineke Fuchs.*) Ludwig Blumes Einleitung zum Egmont möchte ich als musterhaft für Ausgaben dieser Art bezeichnen. Die Entstehungsgeschichte der Dichtung, ihr Zusammenhang mit Goethes Leben, ausführlicher ihre historische Grundlage, die Aufnahme und Schillers Kritik, die wichtigsten Daten der Bühnengeschichte und Beethovens Komposition; alles Wünschenswerte ist knapp und klar gegeben. Nur den von Goethe selbst gegebenen Hinweis auf die Anregung, welche ihm die belgische Revolution gegen Joseph II. verschafft habe, vermisse ich ungern. Auch über die Annäherung der Prosa an den Jambus in den beiden letzten Aufzügen hätte nicht nur in den Anmerkungen die Rede sein sollen. Der Text ist nach Schröers vorzüglicher Ausgabe in Kürschners Nationallitteratur (s. o.) wiedergegeben. Die Einleitung zum Reineke Fuchs hätte K. Reiffenberger etwas erweitern dürfen; der Schüler wird sich in den ja so sehr verwickelten Fragen des französischen, niederländischen, niederdeutschen Tierepos nicht ohne weiteres zurechtfinden, und einige Proben aus Gottscheds Bearbeitung,**) die Goethes Quelle und Vorlage bildete, hätten beigegeben werden sollen. W. Raulbachs

*) Goethes Egmont. Mit Einleitung und Anmerkungen von Ludwig Blume. — Goethe: Reineke Fuchs. Mit Einleitung und Anmerkungen von K. Reiffenberger. Wien 1888 (Verlag von Karl Graeser).

**) Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur herausgegeben von Alexander Birling. I. Gottscheds Reineke Fuchs. Abdruck der hochdeutschen Prosaübersetzung von 1752. II. Lebensbeschreibung des Herrn Götzens von Berlichingen. Nürnberg 1731. Halle a. S. 1886 (Verlag von Max Niemeyer).

Bilder zum Reineke Fuchs hätten auch in der Schulausgabe Erwähnung verdient. Eine schwierige Aufgabe hat sich Direktor Franz Kern gestellt, indem er eine Auswahl — 71 Stücke — aus Goethes Lyrik zur Schullektüre zusammenstellte und kommentierte.*) Daß man es mit einer solchen Auswahl allen recht machen werde, ist gar nicht zu erwarten; mir scheint sie sehr gut geraten zu sein, nur finde ich das eigentliche Lied zu wenig berücksichtigt gegenüber Hymnen und Elegien. Die Balladen scheinen absichtlich ausgeschlossen zu sein, während die epische Idylle „Alexis und Dora" Aufnahme gefunden hat. Die Erklärungen sind kurz und gut geraten, nur hätte ich den chronologischen Angaben mehr Teilnahme gewünscht. Der Schüler soll doch bei jedem einzelnen Gedichte gleich wissen, in welche Lebensperiode es einzureihen ist. Die sehr hübsche chronologische Anordnung der ganzen Sammlung wird er kaum nach Gebühr beachten. Daß Goethe zur „Harzreise" selbst eine Erläuterung gegeben, daß der „Gesang der Geister über den Wassern" auf einer Schweizerreise entstanden, sollte doch eigens erwähnt werden. Auch auf die Form des Gedichtes, Ottave, Distichon, Terzine, sollte eigens hingewiesen werden. Nur als Frage werfe ich auf, ob nicht in einem oder dem andern Falle durch Gegenüberstellung der früheren und späteren Fassung eines Gedichtes Teilnahme und Verständnis des Schülers erhöht würden? Kerns Ausgabe macht im ganzen einen sehr erfreulichen Eindruck.

Kern hat auch das zuerst im Musenalmanach für 1797 gedruckte Gedicht „Musen und Grazien in der Mark" in seine Auswahl aufgenommen. Friedrich August Wilhelm Schmidt (1764 bis 1838), seit dem Oktober 1795 Pfarrer zu Werneuchen, hat durch Goethes Gedicht eine nicht gerade beneidenswerte Unsterblichkeit erlangt, die ihm seine eigenen poetischen Erzeugnisse niemals errungen haben würden. Schon die Xenien hatten Schmidts „Kalender der Musen und Grazien" (Berlin 1795) verspottet, die Romantiker führten Goethes lustigen Krieg gegen den platten Naturfänger weiter. Mochte der so gegen Schmidt geschleuderte Spott

*) Goethes Lyrik, ausgewählt und erklärt für die oberen Klassen höherer Schulen von Franz Kern. Berlin 1889 (Nicolaische Verlagsbuchhandlung, R. Stricker).

völlig verdient ſein oder nicht, immerhin bleibt es, auch zur Würdigung des Goetheſchen Gedichtes wünſchenswert, Schmidts Poeſien ſelbſt kennen zu lernen. Wir danken es Ludwig Geiger, daß er im 4. Hefte der „Berliner Neudrucke“ *) eine Auswahl aus Schmidts zahlreichen Dichtungen gegeben hat. Die Einleitung ſtellt eine Reihe von Urteilen über Schmidt zuſammen und weiſt darauf hin, daß Goethe nicht immer ſo ſtrenge wie in der Xenienzeit geurteilt habe. Ich meine freilich, daß die Gedichte von Schmidts Vorbild Joh. Heinrich Voß bei aller Philiſterhaftigkeit, welche die Romantiker ihnen vorwarfen, ſich noch immer von den durch Geiger geſammelten Gedichten Schmidts vorteilhaft unterſcheiden. Und Geigers Sammlung bietet, wie der Herausgeber betont, nur Beſſeres aus Schmidts Dichtungen. Jedenfalls hat uns Geiger mit ſeiner Auswahl und Charakteriſtik des Sängers der „Muſen und Grazien“ einen dankenswerten Beitrag zur Beurteilung von Goethes Zeitgenoſſen und zur Illuſtration eines Goetheſchen Gedichtes ſelbſt geliefert.

Zweier Arbeiten von Johann Froitzheim ward bereits in der erſten Überſicht der neueren Goethelitteratur (S. 240) rühmend gedacht. Der eifrige und vorurteilsfreie Forſcher hat inzwiſchen eine neue Studie **) erſcheinen laſſen, die eine etwas ausführlichere Beſprechung fordert. Froitzheim hat durch ſeine Lenzſtudien die Wahrheit eines bisher angezweifelten Berichtes in „Dichtung und Wahrheit“ erwieſen; in ſeiner neueſten Schrift greift er die Glaubwürdigkeit jener Selbſtbiographie als einer teilweiſen Tendenzſchrift an. Die dabei ſich entſpinnende Polemik gegen Erich Schmidt laſſe ich unbeachtet; uns kömmt es nicht darauf an, ob Schmidt oder Froitzheim im Rechte iſt, ſondern nur inwieweit unſere Kenntniſſe über Goethe und ſeine Werke berichtigt werden. Die Einleitung bringt Zweifel gegen zwei Erzählungen Goethes aus ſeiner Straßburger Zeit vor: nach den Memoiren der Baronin Oberkirch ſoll auch Marie Antoinette und ihr Gefolge über die von Goethe gerügten unpaſſenden

*) Erſte Serie. Band IV. Muſen und Grazien in der Mark. Gedichte von F. W. A. Schmidt. Berlin 1889 (Verlag von Gebrüder Pätel).

**) Goethe und Heinrich Leopold Wagner. Ein Wort der Kritik an unſere Goetheforſcher. Straßburg 1889. (Verlag von J. H. Ed. Heitz & Mündel. Beiträge zur Landes- und Volkskunde von Elſaß-Lothringen. X. Heft.

Bilder im Empfangssaale zu Straßburg erstaunt gewesen sein. Goethe läßt sich von seinen Straßburger Freunden mit der Versicherung beruhigen, die ganze Straßburger Population und die Königin selbst mit ihrem Hofe würden in den Bildern keine Bedeutung suchen. So „hat Goethe sich nicht gescheut, die Beweismittel für seine Widerlegung in Stützen für seine eigene Behauptung zu verwandeln, ein allzu kühnes Verfahren“ — des neuesten Kritikers. Goethe erzählt uns von seinem Tadel, den er vor Ankunft der Dauphine äußerte, Frau von Oberkirch erzählt, daß die angekommene fürstliche Braut wirklich die von Goethe gerügte Taktlosigkeit empfand. Hier hat keine Verwandlung der Beweismittel stattgefunden. Anders ist es mit der Zurückweisung von Goethes Dissertation. Ich glaube auch, daß der Straßburger Student über die Verweigerung der Druckerlaubnis sich geärgert habe und, wie Professor Elias Stöber am 7. August 1772 an Ring berichtete, gedroht habe, das Skandalum wo anders drucken zu lassen. Es braucht ihm deshalb mit dieser Drohung gar nicht Ernst gewesen zu sein. Dem berühmten Verfasser von „Dichtung und Wahrheit“ war es lieb, daß jene Ärgernis drohende Dissertation ungedruckt geblieben war, und er glaubte, daß auch der noch keineswegs berühmte Student von 1771 dieser Meinung gewesen sei. Da jedoch Stöber sich, wie Froitzheim selbst nachweist, in der Angabe des Dekans irrte, so kann seine Mitteilung auch sonst auf Irrtum beruhen; er hat von der Vereitlung der Doktorpromotion des Frankfurter Studenten reden hören und wiederholte ohne Prüfung den Universitätsklatsch. Die Angriffe der Einleitung auf „Dichtung und Wahrheit“ können demnach als abgeschlagen gelten. Die Berichtigung, daß Goethes Straßburger Tanzlehrer nicht der Balletmeister Sauveur war, trifft nicht Goethe, sondern seine Kommentatoren. Doch das alles sind nur Plänkeleien.

Als die jetzt in Kürschners Nationallitteratur (vgl. o.) wieder zugänglich gemachte Satire „Prometheus Deukalion und seine Rezensenten“ im Februar 1775 von Frankfurt aus mit fingiertem Druckorte versandt worden war, da hielt man allgemein Goethe für den Verfasser. In einer das Datum des 9. April 1775 tragenden öffentlichen Erklärung leugnete Goethe dies rundweg:

„Nicht ich, ſondern Heinrich Leopold Wagner hat den Prometheus gemacht und drucken laſſen, ohne mein Zuthun, ohne mein Wiſſen.“ Trotz dieſer beſtimmten Erklärung haben damals manche den Verdacht gegen Goethe nicht fahren laſſen. Seit dem Erſcheinen von „Dichtung und Wahrheit“ iſt Froitzheim, ſo viel ich weiß, der erſte, welcher Goethe und nicht Wagner die Urheberſchaft zuſchreibt. Zu wiederholtenmalen betont Froitzheim, daß er mit ſeiner Behauptung Goethes Ehre nicht antaſten wolle, die Anſchauungen über das litterariſch Erlaubte ſeien eben im 18. Jahrhundert andere geweſen als die unſerer Gegenwart. Das letztere iſt richtig; ſelbſt Leſſing hat ſeine Teilnahme an den Berliner Litteraturbriefen mit einer uns befremdenden Unbefangenheit in Abrede geſtellt. Allein Goethes Benehmen würde doch über das auch damals Zuläſſige weit hinausgegangen ſein. Prüfen wir aber ohne alle Voreingenommenheit Froitzheims Beweiſe. Er ſucht zuerſt Schmidts Behauptung,*) Goethe habe nach der Entlarvung Wagners mit dem überläſtigen Kumpan gebrochen, zu widerlegen, eine Arbeit, die er ſich hätte erleichtern können, denn Goethe ſelbſt ſagt an der von Schmidt angezogenen Stelle („Dichtung und Wahrheit“ Hempel XXII, 193) das gerade Gegenteil von dem was Schmidt daraus macht. Goethe ſagt, er habe Wagner verziehen, alſo die zuerſt ausgeſtoßene Drohung mit dem Verfaſſer des Pamphlets keinen Umgang mehr haben zu wollen, nicht ausgeführt. Es iſt ſonderbar, wie ſowohl Schmidt und Froitzheim als auch Brenning (ſ. u.) den kleinen Zwiſchenſatz völlig überſehen und damit Goethe das Gegenteil ſeiner Erzählung thun laſſen. Der Hauptzeuge Froitzheims iſt Major v. Bretſchneider (1739—1810), über den erſt vor kurzem R. M. Werner aus Geblers und Nicolais Briefwechſel**) Mitteilungen gemacht hat. Bretſchneider berichtete an Nicolai, er habe vom Formſchneider Donnhäuſer in Offenbach erfahren, daß Goethe ſelbſt bei ihm die Holzſchnitte für das Pamphlet beſtellt hätte; in Deinets Druckerei ſei das Ganze hergeſtellt worden und Wagner wäre nur der Stroh-

*) Heinrich Leopold Wagner, Goethes Jugendgenoſſe. Von Erich Schmidt. Zweite völlig umgearbeitete Auflage. Jena 1879 (Verlag von Ed. Frommann).

**) Während der Jahre 1771—1786. Berlin 1888 (Verlag von Wilhelm Hertz). Goethe wird in dem Briefwechſel öfters erwähnt.

mann. Nicolai verwertet dieſe Mitteilung für die Rezenſion in der Allgemeinen deutſchen Bibliothek und Bretſchneider lobt dieſe Rezenſion, die „in hieſiger Gegend erſchreckliches Aufſehen macht“. Erſt jetzt fügt er der früheren Behauptung noch hinzu, Goethe habe die Figuren auch ſelbſt gezeichnet. Daß Bretſchneider ſeinem Berliner Gönner in gutem Glauben berichtete, will ich nicht bezweifeln; allein was er berichtet erhebt ſich trotz ſeiner beſtimmten Verſicherung nicht über litterariſchen Klatſch. Goethes eifrige Kunſtübungen mögen ihn mit Donnhäuſer zuſammengeführt haben. Irgend eine harmloſe Beſtellung, welche in die fragliche Zeit fiel, mag den Irrtum veranlaßt haben. Deinet, der mit Goethe „gar ſehr über den Fuß geſpannt“ war, wurde von Bretſchneider nur überwieſen, daß das Pamphlet bei ihm gedruckt worden, nicht aber, daß Goethe der Verfaſſer ſei. Wenn Froitzheim meint, Deinet habe den „vielverſprechenden Autor“ ſchonen wollen, da er mit ihm „in Geſchäftsverbindungen ſtand“, ſo läßt ſich entgegnen, daß Goethe ſeit Ende des Jahres 1773 mit dem Verleger der Frankfurter gelehrten Anzeigen keine Geſchäftsverbindung mehr hatte. Die von Froitzheim angeführten brieflichen Äußerungen Deinets beweiſen gar nichts. Daß Klopſtock unfreundlich zum Prometheus geſehen hat, war bekannt. Deinet ſchließt an dieſe Bemerkung die Mitteilung: „Er logierte diesmal (auf der Rückreiſe aus Karlsruhe) wie andere ehrliche Leute en auberge und ganz incognito“, natürlich wegen des Prometheus meint Froitzheim. Bei Abfaſſung von „Dichtung und Wahrheit“ hat Goethe dieſes zweiten Aufenthaltes des Meſſiasſängers in Frankfurt ſich nicht mehr erinnert, ſondern irrtümlich ein Zuſammentreffen mit Klopſtock am badiſchen Hofe angenommen. Allein das gleichzeitige Briefchen Goethes vom 21. März 1775 beweiſt unwiderleglich, daß Klopſtock auch diesmal Goethe im Hauſe ſeiner Eltern aufgeſucht hat; da er mit ſeinem Bruder Karl Chriſtoph reiſte, konnte er nicht gut die volle Gaſtfreundſchaft wieder in Anſpruch nehmen.**) Die von Froitzheim als beſonders beweiskräftig

*) Otto Lyon, Goethes Verhältnis zu Klopſtock. Ihre geiſtigen, litterariſchen und perſönlichen Beziehungen. Leipzig 1882 (Th. Griebens Verlag). S. 108. — F. Muncker, Fr. G. Klopſtock. Geſchichte ſeines Lebens und ſeiner Schriften. Stuttgart 1888 (Göſchenſche Verlagshandlung). S. 471.

geſperrt gedruckte Bemerkung Teinets, Goethe ſei ein zu bewundernder Kopf, er „möchte aber nicht in einer Stadt wohnen, deren dritter Teil Einwohner ſo dächten wie er“, beweiſt ſchlechterdings gar nichts. Des Weſtphalen A. M. Sprickmanns Erzählung in einem Briefe des Jahres 1778, Wagner habe ihm jetzt geſagt, daß Goethe den Prometheus geſchrieben, wiegt, wenn nicht etwa gar das Goetheſche Gedicht „Prometheus“ damit gemeint war, mindeſtens nicht ſchwerer, als das beſtimmte gegenteilige Zeugnis von Heinſe und dem Frankfurter Diehl. Stärker würde Mercks Zeugnis ins Gewicht fallen, der in der That nicht an Wagners Autorſchaft glaubte, aber hinzufügte, daß Goethe ihm als ſeinem Herzensfreund gegenüber „auf Ehre und Treue“ das Werk verleugnete. Mercks Zweifel iſt erklärlich; er hatte zu oft Ähnliches wie der Prometheus enthielt von Goethe ſelbſt gehört. Denn inſoweit war, und dies Geſtändnis liegt auch in „Dichtung und Wahrheit“ offen vor, Goethe in der That der Urheber, daß wirklich von ihm geführte Geſpräche der Satire zu Grunde lagen; aber es fehlt weit, daß ſie etwa mit Eckermanniſcher Treue wiedergegeben wären. Ein ſtiliſtiſcher Beweis läßt ſich bei dieſer Farce vielleicht noch ſchwerer als ſonſt führen; doch möchte ich meinen Eindruck dahin ausſprechen: Einfälle, die entſchieden Goetheſches Gepräge tragen, wechſeln mit höchſt mittelmäßigen; der Knittelvers iſt viel matter als in den Goetheſchen Dichtungen, die Tropen und Goetheſchen Worte fehlen. Wie das Werklein vorliegt, hat Goethe gewiß nichts mit der Drucklegung zu thun gehabt, nichts von ihr gewußt. Seine öffentliche Erklärung entſpricht alſo dem Thatbeſtande, und doch mußten Genoſſen wie Merck etwas Goetheſches in der Satire finden. Froitzheim findet nicht ſo ſehr die Erklärung von 1775 als die Ableugnung in „Dichtung und Wahrheit“ anſtößig.*) Mir iſt gerade dieſe Ableugnung beweiskräftig: hätte der ſeinen Lebenslauf ruhig betrachtende Dichter wirklich eine ſolche Doppelzüngigkeit in ſeiner Jugend begangen, er hätte die längſt vergeſſene Sache nicht wieder

*) Zu einer ſittlichen Entrüſtung gegen Froitzheim als Goethefrevler, wie v. Biedermanns Aufſatz „Mißwachs in der Goethelitteratur“ (Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung Nr. 97) ſie entfaltet, iſt aber kein Grund vorhanden.

in seiner Autobiographie aufgefrischt. Daß er dies that, zeugt für die Wahrheit jener ersten Erklärung. Die Abweichung seiner Inhaltsangabe von dem wirklichen Inhalte der Satire hat schon E. Schmidt hervorgehoben; allein diese verschwimmende Erinnerung kann weder für noch gegen die von Froitzheim angeregte Frage etwas entscheiden.

Der ersten Abteilung von Froitzheims Studie mußte ich widersprechen; um so lieber danke ich ihm für die im zweiten Teile „Wagners Kindermörderin und Goethes Faust" gegebenen Aufschlüsse. Mit der Anklage des Plagiats an der Gretchentragödie hat Goethe seinem „guten Gesellen" Unrecht gethan. Jung-Stillings Bezeichnung des „Raben mit Pfauenfedern" in der Straßburger Tafelrunde geht nicht auf Wagner sondern auf den Mediziner Johannes Meyer aus Lindau. Den Beweis hat Froitzheim erbracht. Das Interesse an der juristischen wie psychologischen Frage über die Bestrafung des Kindsmords lag seit Beccaria in der Luft. H. P. Sturz und die Göttinger Dichter haben ebenso wie Goethe, Lenz, Wagner, Schiller sich lebhaft für dies Thema interessiert. In Werthers Leiden (Brief vom 12. August in der ersten Bearbeitung) hat Goethe die psychologische Seite in glänzender Weise entwickelt. Wagners Drama ist nach Froitzheim nicht vor dem November 1775 und nicht nach dem Februar 1776 entstanden. Einen Metzgermeister Valentin Humbert hat Froitzheim bereits früher in Straßburg nachgewiesen. Mitte Oktober 1775 wurde die Metzgerstochter Maria Sophia Leipoldin in Straßburg wegen Kindsmord verhaftet; am 2. November wurde in Lenz' deutscher Gesellschaft zu gunsten der Unglücklichen gesprochen. Ende Januar war die zum Tode Verurteilte zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigt. Froitzheims Beweis, daß die Geschichte dieser Straßburger Metzgerstochter den Kern von Wagners Tragödie geliefert habe, ist unwiderlegbar, daneben weist er aber auch eine ganze Reihe von Einzelheiten nach, in denen Wagner genau Straßburger Verhältnisse wiedergegeben hat. Für den Naturalismus der Sturm- und Drangperiode hat Froitzheim die schlagendsten Beispiele geliefert. „Nicht um künstlerische Vollendung, sondern um Sensation und soziale Reformen ist es denselben in erster Linie zu

thun,*) und insofern sind sie lediglich Vorboten einer großen Revolution". Mit dieser Behauptung ist Froitzheim völlig im Rechte. Ich füge nur bei, daß unsere litterarhistorische Forschung eben leider diese kulturgeschichtliche Bedeutung und Aufgabe über der stilistischen und der Motiv-Jagd vollständig außer Acht läßt. Allein nach dieser gerne gezollten Anerkennung von Froitzheims Studie zu seinem „Schluß" noch eine Schlußbemerkung. Im 14. Buche erzählt Goethe, nach dem Erscheinen des Götz (1773) habe ihm Lenz seine „Anmerkungen übers Theater" zugeschickt; ihm seien diese noch unbekannt gewesen, wie er auch von einem litterarischen Zirkel in Straßburg (der nach Goethes Abgang gegründeten deutschen Gesellschaft) nichts gewußt habe. Im 11. Buche aber hatte Goethe geschrieben: „Will jemand unmittelbar erfahren, was damals (1770/71) in dieser lebendigen Gesellschaft" — als Goethe selbst in Straßburg weilte — „gedacht, gesprochen und verhandelt worden, der lese den Aufsatz Herders über Shakespeare, ferner Lenzens Anmerkungen über Theater". Hier sieht Froitzheim nun Goethe „in einem unlösbaren Widerspruche gefangen!" Wirklich? Vorurteilslos betrachtet widerspricht sich aber Goethe nicht: was wir 1771 verhandelt haben, das hat in den beiden 1773 veröffentlichten Schriften litterarischen Ausdruck gefunden, aus ihnen kann man sich also unsere früheren Gespräche deutlich machen. Für diesmal, dächte ich, hätte Froitzheim den Verfasser von „Dichtung und Wahrheit" noch nicht unlösbar gefangen.

Für die übermütigen, geistsprühenden Gespräche des Straßburger Freundeskreises bieten uns die Abhandlungen von Herder und Lenz freilich keinen vollen Ersatz. Fast einhellig stimmten alle, welche mit Goethe in Berührung gekommen sind, ein in Wielands nach dem ersten Zusammentreffen gefälltes Urteil: „Ich sehe wohl, man muß einander von Angesicht zu Angesicht sehen, um einander recht kennen zu lernen. Bei Menschen von Goethes Klasse ist's wenigstens schlechterdings nötig." In der Vorrede zum dritten Teile seiner Gespräche mit Goethe hat Eckermann geäußert: „Seine

*) Dies hat auch Eugen Wolff bereits nachgewiesen: „Die Sturm- und Drangkomödie und ihre fremden Vorbilder" in der „Zeitschrift f. vergleichende Litteraturgeschichte" N. F. I, 192, 329. Berlin 1888 (Verlag von A. Haack).

Unterhaltung war mannigfaltig wie seine Werke“ und mit Recht hätten schon „seine früheren Freunde über ihn geäußert, daß sein gesprochenes Wort besser sei als sein geschriebenes und gedrucktes“. So haben denn Eckermanns Aufzeichnungen seit ihrem ersten Erscheinen (1835)*) sich einer Aufmerksamkeit, wie sie keinem einzigen der Goetheschen Briefwechsel zu Teil geworden ist, zu erfreuen gehabt: gleich Goetheschen Dichtungen sind sie zu wiederholtenmalen ins Englische und Französische übersetzt worden. Von allen anderen Unterredungen mit Goethe, die nach Eckermanns Vorgang hervortraten, zeigten sich gleichwertig nur die 1870 von Burkhard herausgegebenen Unterhaltungen mit dem Kanzler Fr. v. Müller. Zu einem lebensvollen Bilde Goethes und Ergänzung seiner Werke trugen aber auch alle jene früheren und späteren Mitteilungen bei, in denen einzelne wie Falk, Fouqué, Krug v. Nidda, Luden, Parthey, Mendelssohn, Grüner, Stickel und so viele andere über ihre Begegnungen mit dem „ganz singulären Menschen“ erzählt haben. Nur waren diese Berichte in ihrer Zersplitterung schwer zu übersehen und ein Gesamtbild ließ sich aus dem Einzelnen kaum zusammensetzen. Einer der erfahrensten Goetheforscher, Woldemar Freiherr von Biedermann hat sich nun an die äußerst schwierige Aufgabe gewagt, alle die Berichte und Schilderungen, die uns Goethe sprechend vorführen, in chronologischer Folge gesammelt vorzuführen. In etwa sieben Bänden, von denen nun der erste vorliegt,**) sollen als „Anhang an Goethes Werke“ uns „Goethes Gespräche“ gegeben werden. Die Ausstattung entspricht, leider auch durch Weglassung von Erläuterungen, genau der Weimarischen Ausgabe, als deren fünfte Gruppe sich v. Biedermann die „Abteilung für Gespräche“ denkt. Der erste Band umfaßt mit seinen 224 Nummern einen etwas großen Zeitraum, die Jahre 1765 bis 1804; es geht hier ähnlich wie mit den Briefen,

*) Sechste Auflage mit einleitender Abhandlung und Anmerkungen nebst neuem Register von Heinrich Düntzer. Leipzig 1885 (F. A. Brockhaus). — Mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Gustav Moldenhauer. Leipzig 1885 (Ph. Reclam jun.).

**) Goethes Gespräche. Herausgeber Woldemar Freiherr v. Biedermann. Leipzig 1889 (Verlag von F. W. v. Biedermann).

welche für die letzten drei Jahrzehnte von Goethes Leben ja auch viel zahlreicher als für Jugend und Mannesalter vorliegen. Zudem bleiben Gespräche, die in „Dichtung und Wahrheit“ oder sonstwo in Goethes Werken bereits Verwertung gefunden haben, mit Recht grundsätzlich ausgeschlossen, obwohl man freilich z. B. die berühmte Unterredung mit Schiller über die Urpflanze ungerne in einer Sammlung von Goethes Gesprächen vermißt. Die „Mitteilungen von Zeitgenossen“, welche durch Geigers Verdienst aus vergessenen und abgelegenen Büchern im Jahrbuche sich ansammeln, lassen vermuten, daß auch zu den Gesprächen sich noch mancher Nachtrag finden wird, und dies umsomehr als das Goethearchiv dem verdienten Herausgeber für seine Arbeit rücksichtslos verschlossen blieb. Nichts destoweniger zeigt der vorliegende erste Band eine überraschende Fülle Goethescher Äußerungen und zum Teil wirklich bedeutender. In ein paar Fällen könnte man über die Berechtigung zur Aufnahme freilich streiten oder mit ebenso viel Recht auch noch die Aufnahme anderer Berichte, z. B. des von Dorothea Schlegel an Rahel, 10. April 1800, auf den Geiger soeben hingewiesen hat, fordern, Wesentliches aber wird man nicht vermissen, und bei gerechter Abwägung werden Grundsätze wie Durchführung v. Biedermanns uneingeschränktes Lob sich erwerben. Wenn die Sammlung der Gespräche, über deren Fortschritt im einzelnen wir berichten werden, einmal fertig vorliegt, so wird sie als eine unentbehrliche Ergänzung der Werke selbst betrachtet werden, wie dies den Gesprächen mit Eckermann gegenüber schon lange gilt. Zu seinen reichen Verdiensten um die Goetheforschung hat v. Biedermann durch diese überaus schwierige Arbeit sich aufs neue den warmen Dank aller erworben, die Goethes Größe vor allem in der auch die kleinste seiner Äußerungen adelnden Gesamttendenz seines Lebens erblicken und es deshalb verstehen, dem Dichter zu folgen seinen

„— eignen Weg zum eignen Ziele.
Was das bedeute, merkt er sich und allen,
Und was bedeutet, läßt er sich gefallen.“

Von Goetheschen Gesprächen erfahren wir auch aus einem zum 28. August erschienenen ganz außergewöhnlich wichtigen Beitrage zur Goetheforschung. Der bayrische Geh. Haus- und Staats-

archivar Dr. L. Troſt hat in der geheimen Regiſtratur des bayriſchen Kultusminiſteriums den 1808 mit Goethe gepflogenen Verhandlungen über Herausgabe eines Volksbuches nachgeforſcht und teilt die wertvollen Ergebniſſe ſeiner Forſchung mit.*) Drei Briefe und ein längerer Aufſatz Goethes werden aus dem Aktenfaszikel „Verfertigung eines Nationalbuches, reſp. einer Sammlung der vorzüglichſten deutſchen Klaſſiker“ zum erſtenmale veröffentlicht. Schon Goethes Annalen und Riemers Mitteilungen hatten Andeutungen über das ſeltſame Unternehmen gebracht. Legationsrat Dr. Troſt vermag als der erſte die vollſtändige Geſchichte des Planes darzulegen. Fr. J. Niethammer, Profeſſor in Jena, hatte „in dem Verein der herrlichſten Geiſter“ Goethes Anſichten „über Erziehung und Nationalbildung und insbeſondere über Bibel und Volksbücher nochmals zu hören Gelegenheit gehabt“. Zum Studienrate im bayriſchen Miniſterium ernannt, ſuchte er dieſe Anſichten zu verwirklichen, indem er ſich von Montgelas Vollmacht geben ließ mit Goethe über die Schaffung eines Nationalbuches zu verhandeln. Das Vorzüglichſte aus unſeren klaſſiſchen Schriftſtellern ſollte hier geſammelt und dem ganzen Volke in allen ſeinen Schichten Gemeingut werden wie Homer es den Griechen geweſen. Goethe ging mit Eifer auf dieſen Plan ein, der dann zuletzt freilich an der Schwierigkeit der Durchführung ſcheiterte, ebenſo wie Goethes Plan einen Kongreß ausgezeichneter deutſcher Männer zur Beratung über Gegenſtände deutſcher Kultur nach Weimar zu berufen, ſich nicht ausführen ließ. Von beſonderem Intereſſe iſt Goethes Forderung, das bayeriſche Gouvernement möchte bei dieſer Gelegenheit Einleitung treffen, „daß in allen Bundesſtaaten, vielleicht auch in den öſterreichiſchen Erblanden, kein Nachdruck ſtattfinden könnte“. Die Unterlaſſung dieſer Forderung gelegentlich der letzten Ausgabe ſeiner Werke iſt Goethe vielfach verübelt worden. Der Brief an Niethammer zeigte, daß es ihm nicht am guten Willen, dem Übel zu ſteuern, gefehlt hat.

---

*) Das deutſche Nationalbuch. „Ein Gedenkblatt zu Goethes 140. Geburtstag.“ In „Fels zum Meer“ 1889/90. Heft 1. Berlin und Stuttgart (Verlag von W. Spemann).

Unermüdlich ſehen wir ſo die Einzelforſchung*) von allen Seiten Beiträge zur Aufhellung von Goethes Leben und Schriften zu Tage fördern. „Verfrüht“, hat Scherer einmal bei Bearbeitung der ältern deutſchen Dichtung geſagt, „wäre jede Geſamtdarſtellung, bevor nicht das Detail erſchöpfend durchforſcht iſt. Und doch kann die Erforſchung des Einzelnen nicht gelingen, wenn nicht von Zeit zu Zeit Geſamtdarſtellungen gewagt werden. Auf vielfältige Berichtigungen muß man allerdings gefaßt ſein.“ Auch dem neueſten Verſuche einer Geſamtdarſtellung von Goethes Leben gegenüber trifft dies Urteil zu. Emil Brenning hat es unternommen auf 175 Seiten „Goethe nach Leben und Dichtung“**) zu ſchildern. Sieht man, wie wenig ſelbſt ein ſo tüchtiger Arbeiter, als welchen Brenning ſich ja oft bewährt hat, bei dieſer Aufgabe ernſten Anforderungen genügen kann, ſo erkennt man die ungeheure Schwierigkeit, welche die Ausbreitung der Goetheforſchung für jede zuſammenfaſſende Arbeit auf ihrem Gebiete mit ſich bringt. Man möchte ſagen, bei jedem Schritte drohen Fußangeln und Fallen. Nicht um Brenning zu tadeln, ſondern um an Fehltritten des Führers zu lernen, hebe ich Einzelnes heraus. Die ſonntäglichen Predigten hat Goethe nachgeſchrieben, aber in Proſa, nicht in Verſen (S. 4); ſein Lehrer des Hebräiſchen war kein Jude (S. 3), ſondern der Rektor Albrecht. Seit E. Mentzels Forſchungen hat ſich die Mehrzahl der Goetheforſcher unter v. Loepers Führung zur Schreibung „Thorane“ ſtatt Thoraue (S. 8) entſchloſſen. Die Welt des Altertums hat bei Goethes erſtem Beſuche in Dresden (S. 15) gar nicht auf ihn gewirkt, er hat um die Antikenſammlung ſich gar nicht gekümmert. Nicht Doktor, ſondern Lizentiat der Rechte iſt

*) Soeben iſt eine ältere, aber noch keineswegs veraltete geiſtvolle Betrachtung über die Goetheſtudien neuerdings veröffentlicht worden, Karl Lucars 1878 gehaltene Rede „Zur Goetheforſchung der Gegenwart“, wieder abgedruckt in: „Aus deutſcher Sprach- und Litteraturgeſchichte“. Geſammelte Vorträge von Karl Lucar. Marburg i. H. 1889 (N. G. Elwertſche Verlagsbuchhandlung). Auch der darin enthaltene treffliche Vortrag „Zur Geſchichte der deutſchen Balladendichtung“ beſchäftigt ſich außer mit Bürger hauptſächlich mit Goethe.

**) Biographien zu der Sammlung klaſſiſcher deutſcher Dichtungen. Gotha 1889 (Fr. Andreas Perthes).

er in Straßburg geworden (S. 19); daß er mit H. L. Wagner 1775 nicht gebrochen hat (S. 49), habe ich bereits bei Beſprechung von Froitzheims Schrift erwähnt. Unverſtändlich iſt mir, wie Brenning dazu kommt, gerade von 31 Rezenſionen für die Frankfurter gelehrten Anzeigen zu ſprechen. Goethe hat 36 in ſeine Werke aufgenommen; von Biedermann und Scherer hüten ſich, von einer beſtimmten Zahl zu ſprechen. Zwei der von Brenning als Beiſpiel angeführten (La Roche und Sulzer) ſind erwieſenermaßen von Merck, die Anzeige von Wielands goldnem Spiegel und acht, nicht neun, von 1773 ſind zweifelhaft. Ob die Anfänge des „Wilhelm Meiſter" ſicher (S. 31) noch in die Frankfurter Zeit fallen, iſt doch nicht ſo ſicher, jedenfalls iſt aber die ganze Epiſode mit dem verliebten Bauernburſchen noch nicht in der erſten Ausgabe von „Werthers Leiden" (S. 41), ſondern erſt in der von 1789 enthalten. Der Behauptung, daß Goethe bei der Iphigeniendichtung „mit ſeinem tiefſten Gemütsleben nicht perſönlich genug beteiligt war" (S. 86), ſtehen Goethes eigene zahlreiche Zeugniſſe ſchroff gegenüber. Eine Urpflanze wirklich in der Erſcheinung aufzufinden (S. 93) hat Goethe natürlich niemals gedacht; ihm einen ſo ſonderbaren Einfall unterlegen, heißt doch ſeine ganze Naturforſchung arg verkennen. Noch ſchlimmer aber iſt es, daß wir (S. 96) nur von einem didaktiſchen und polemiſchen Teile der Farbenlehre hören, der hiſtoriſche dagegen — Materialien zur Geſchichte der Farbenlehre — gar nicht einmal genannt wird, und doch tritt Goethes ganze Geiſtesgröße und Weltanſchauung nirgends ſo leuchtend hervor, wie gerade in dieſem Werke. Der Druck der „Lehrjahre" iſt nicht nach (S. 124), ſondern bereits vor der Annäherung an Schiller beſchloſſen worden. Die Horen haben als erſten Beitrag Goethes nicht die „Unterhaltungen deutſcher Ausgewanderter", ſondern ſeine erſte Epiſtel gebracht; „Alexis und Dora" dagegen iſt überhaupt nicht in den Horen (S. 118), ſondern im Muſenalmanach für 1797 erſchienen. Das Gedicht „Vor Gericht" iſt 1778 bereits vorhanden geweſen, aber erſt 1815 gedruckt worden, die von Brenning angegebene Jahreszahl 1813 (S. 127) iſt alſo in jedem Falle unrichtig. Goethe iſt bei ſeinem letzten Aufenthalte in Zürich vor Lavaters Haus auf- und abgegangen,

aber nicht an ihm ſelbſt auf der Straße vorüber (S. 137); den Vierwaldſtätterſee hat er nicht beſucht, um Eindrücke für den Tell zu gewinnen, ſondern umgekehrt, und dies iſt keineswegs gleichgiltig, hat ſich erſt in dieſer Umgebung ihm die Ortsſage mächtig aufgedrängt. Nicht drei Töchter, ſondern zwei Töchter und zwei Knaben hat Chriſtiane, nach Düntzers Angabe, Goethe nach dem älteſten, allein heranwachſenden Sohne noch geboren (S. 103). Der Sarg Karl Auguſts ſteht in der Weimarer Fürſtengruft nicht zwiſchen den Särgen Goethes und Schillers (S. 145, 174): die Dichterſärge ſtehen getrennt von den fürſtlichen Leichen und keineswegs auf einem Ehrenplatze. Nicht die Herzogin Mutter (S. 146), ſondern die regierende Herzogin Luiſe hat 1806 durch ihr Eingreifen Weimars Not gemildert. An die Niederſchrift einzelner Proſaſzenen des Fauſt im Jahre 1771 glaubt wohl nun niemand mehr (S. 149). Die Behauptung, daß in den drei erſten Aufzügen im zweiten Teile des Fauſt „zur Förderung der wirklichen Arbeit nichts geſchehen iſt“ (S. 156) beruht doch auf völligem Mißverſtehen der Dichtung. Der Eindruck der großen, politiſchen Welt auf Fauſt, ſeine Erringung der Schönheit durch eigene Thatkraft, nicht durch Mephiſtos Zauber, u. ſ. w. müſſen doch als Förderung des Hauptzweckes anerkannt werden. Auf dem Eigentum des alten Paares will Fauſt nicht einen Leuchtturm, der dem allgemeinen Beſten dienen würde, ſondern einen Ausſichtspunkt für ſeine ganz perſönliche Eitelkeit ſchaffen. Sehr hübſch iſt Brennings Bemerkung (S. 162) über die Ähnlichkeit des tragiſchen Motives für Nauſikaa und Ottilie, die Liebe zum Manne einer andern. „Dichtung und Wahrheit“ betrachtet er mit Recht in erſter Reihe als eine geſchichtliche Arbeit. Bei den „Wanderjahren“ durfte aber nicht überſehen werden (S. 112), daß es ſich 1828 nicht um einfache Fortführung, ſondern auch um vollſtändige Umarbeitung des 1821 erſchienenen erſten Teiles handelte. S. 144 heißt es vom Bunde Goethes und Schillers: „es war ein ſicheres Gefühl der Gleichheit des Genius, das ſie verband“. Damit verträgt ſich aber ſchlecht, daß der Verfaſſer ein paar Seiten vorher ſich an der modiſchen Verunglimpfung Schillers beteiligt und im Briefwechſel die Vorzeichen eines nahenden Bruches aufzufinden meint. Wir machen uns luſtig über die

früher beliebten Parallelen und Abwägungen zwiſchen Goethe und Schiller, welche Goethes Unwillen erregten. Was aber die neuere Goetheforſchung an Verkleinerung Schillers leiſtet, das iſt noch viel mehr als alles Frühere von Goethes Geiſt verlaſſen.*) Dieſes Nachgeben an die herrſchende Mode ſtört bei Brenning umſomehr, als er ſonſt trotz einzelner Verſehen Goethe auch als Menſchen recht gut zu beurteilen weis. Was man, ſagt er (S. 124), an Goethe als grandioſen Egoismus getadelt hat, war nur „eine unbewußte Form ſeines überlegenen Weſens und trägt nichts von den bösartigen ausleerenden Wirkungen der gewöhnlichen Eigenſucht an ſich. Es iſt die Daſeinsform eines in ſeiner ganzen Art und Natur einzigen Geiſtes, der es wagen durfte, nur für ſich zu ſein."

Allein gerade dieſer originellſte aller Geiſter hat ſtets die Abhängigkeit von phyſiſchen und geiſtigen Einflüſſen und Vorausſetzungen betont. Er lächelte darüber, wie jeder gerne der Überlieferung los ganz original wäre,

„Wenn ich nicht gar zu wunderlich
Selbſt Überliefrung wäre."

Auf Eltern und Großeltern führt er ſeine eigenen Eigenſchaften zurück, des Mütterchens Frohnatur und Luſt zum Fabulieren;

„Wenn Kindesblick begierig ſchaut,
Er findet des Vaters Haus gebaut."

Von dieſer Frohnatur der Mutter und dem Hauſe des Vaters berichten uns zwei neueſte Beiträge zur Goethelitteratur, mit deren Erwähnung der vorliegende Bericht ſchließen mag. Frau Aja war eben keine beſondere Freundin vom Schreiben, wenn ſie aber die Feder anſetzte, ſo wußte ſie auch im Geſchriebenen ihre ganze lebensvolle Eigenart auszuprägen. Die erſte Sammlung von „Frau Rats" Briefen hat R. Keil 1871 veröffentlicht. Manche einzelne Briefe erſchienen vorher und nachher in verſchiedenen Zeitſchriften. Die Goethegeſellſchaft gab als erſten Band ihrer Schriften (Weimar 1885) „Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna

*) Treffend verurteilt Schröer ſolche Armſeligkeit in ſeinem letzten Vortrage über Goethe: „Und wenn dann noch dieſer und jener den Geſchmack hat, Schiller zu preiſen auf Koſten Goethes, oder umgekehrt, ſo ſind daran gewiß nicht die beiden ſchuld, nur er ſelbſt, der der Entwickelung der ſchönen Harmonie dieſes Verhältniſſes nicht zu folgen imſtande war."

Amalia“ heraus. Nur für die Mitglieder beſtimmt, kam die Sammlung nicht in den Handel und konnte auch ſpäter eintretenden Mitgliedern bald nicht mehr nachgeliefert werden. Ein allen zugänglicher Neudruck war daher wünſchenswert. Der Herausgeber R. Heinemann wie die Verlagshandlung haben ſich durch die Neuherausgabe*) der Briefe Dank verdient, wenn uns auch eine Sammlung aller bisher veröffentlichten Briefe der Frau Rat erwünſchter geweſen wäre. Die Briefe an die Herzogin Mutter fügen dem allbeliebten Bilde der Frau Rätin eben keine neuen Züge bei, ſie enthalten aber eine Reihe köſtlicher Stellen, in denen Goethes Mutter uns in voller Geſtalt entgegentritt. Die Anmerkungen Burkhardts ſind aus dem erſten Drucke wiederholt und von Heinemann vermehrt worden. Eine Schilderung „Frau Ajas“ auf Grund ihrer Briefe hat R. M. Werner 1886 im 3. Hefte der Cottaſchen „Zeitſchrift für allgemeine Geſchichte“ gegeben. In ihren Briefen an die Mutter Karl Auguſts beſchreibt uns die Mutter Goethes auch den hohen Beſuch, den das Haus am Hirſchgraben 1779 empfing; wie „Ihro Durchlaucht ganz ohne Geräuſch an die Thüre kamen, klingelten, in die blaue Stube traten u. ſ. w. Nun ſtellen Sich Ihro Durchlaucht vor, wie Frau Aja am runden Tiſch ſitzt, wie die Stubenthür aufgeht, wie in dem Augenblick der Hätſchelhans ihr um den Hals fällt, wie der Herzog in einiger Entfernung der mütterlichen Freude eine Weile zuſieht — Endlich der Auftritt mit dem Vater, das läßt ſich nun gar nicht beſchreiben“ — der Leſer aber fühlt doch unwillkürlich den Wunſch, die Räume, in denen dieſe Auftritte ſich abſpielten, ſelbſt zu ſehen, unter kundiger Führung zu durchwandern. Wir wiſſen es der Leitung des Hochſtiftes Dank, daß ſie uns einen ſolchen Führer durch Goethes Vaterhaus zur Verfügung geſtellt hat.**) Schon 1863 war im Verlage des Hochſtifts Dr. O. Volgers Schrift „Goethes Vater-

*) Briefe von Goethes Mutter an die Herzogin Anna Amalia. Neu herausgegeben und erläutert von R. Heinemann. Mit zwei Bildniſſen. Leipzig 1888 (Verlag des Litterariſchen Jahresberichts Artur Seemann).

**) Das Goethehaus in Frankfurt a. M. Im Auftrage des Freien Deutſchen Hochſtiftes beſchrieben von Dr. H. Pallmann. Frankfurt a. M. 1889 (Druck und Verlag von Gebrüder Knauer).

haus. Ein Beitrag zu des Dichters Entwickelungsgeſchichte“ in zwei Auflagen erſchienen — vergl. auch Th. Creizenach im 25. Bande der preußiſchen Jahrbücher — und in der Feſtſchrift zum zehnten Juriſtentage (Frankfurt 1872) waren ebenfalls Erläuterungen über das Goethehaus gegeben. Allein Volgers Schrift verfehlte gerade durch die angeſtrebte Vereinigung eines Führers mit einer Biographie ihren Zweck. Durch die unabläſſigen Bemühungen der Verwaltung war, beſonders in den letzten Jahren, unſere Kenntnis der urſprünglichen Einrichtung u. ſ. w. weſentlich vervollſtändigt, dieſe ſelbſt ſo viel wie möglich wieder hergeſtellt. Es bedurfte eines neuen, von den vielen Irrtümern der früheren Schrift freien, anſpruchsloſen Führers. Dieſer iſt uns nun in Pallmanns trefflichem Büchlein geworden. Der Beſucher des Goethehauſes wird dankbar ihn benutzen, aber auch die Verehrer des Dichters, denen dieſer Beſuch nicht gegönnt iſt, werden gerne aus dem klar und anſchaulich geſchriebenen, mit einer Abbildung des Hauſes ſowie den Plänen der einzelnen Stockwerke ſorgfältig ausgeſtatteten, und in ſeiner typographiſchen Herſtellung den Charakter der Zeit tragenden Führer ſich die Stätten vergegenwärtigen, in denen der Knabe geſpielt, der Jüngling geſtrebt und geliebt, gelitten und gejubelt hat:

„Die Stätte, die ein guter Menſch betrat,
Iſt eingeweiht; nach hundert Jahren klingt
Sein Wort und ſeine That dem Enkel wieder.“

IV. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis zum 30. April 1889 wurden nachfolgende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Die zahlreich eingegangenen Göttinger Dissertationen verdanken wir der Güte des Herrn Professor M. A. Stern sen. in Zürich-Hottingen. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausch gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, bezw. Verein, Schule u. s. w.

Philosophie und Pädagogik.

*Pappenheim, Dr. Eugen. Der angebliche Heraklitismus des Skeptikers Aenesidemos. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Kölnischen Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1889. Berlin 1889.

*Dem Fichte-Kindergarten in Berlin zu seinem 25. Geburtstage am 3. November 1887. Vom Vorstand. Angehängt ist der Bericht über das Jahr 1886.

*Berliner-Fröbelverein. Bericht über die Jahre 1887 88.

* — Aus dem Berichte über die Jahre 1887 88.

Geschichte.

†Zeitschrift des Aachener Geschichtsvereins. Im Auftrage der wissenschaftlichen Kommission herausgegeben von R. Pick. 10. Band. Aachen 1888.

*Zeitschrift des Vereins für Hennebergische Geschichte und Landeskunde zu Schmalkalden. 6. Supplementheft. Geisthirts historia Schmalkaldica. 2 Bücher Addenda. Schmalkalden und Leipzig.

†Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde. Neue Folge. 13. Bd. Kassel 1888.

*Historischer Verein Heilbronn. Bericht aus den Jahren 1883 bis 1888. Drittes Heft. Heilbronn 1888.

*Humann, Dr. Rud. Arm. Chronik der Stadt Hildburghausen. Mit Stadtplan und Abbildungen der bemerkenswertesten öffentlichen Gebäude. Hildburghausen 1888.

*Die Familie Widmanstetter seit 1668 Beckh-Widmanstetter. Separatabdruck aus C. v. Wurzbach's biographischem Lexikon des Kaiserthums Oesterreich. 54. Bd. Wien 1887.

*Beckh-Widmanstetter, L. von. Die angebliche Belagerung von Graz und die Schlacht bei Fernitz im Jahre 1532 als unhistorisch abgewiesen. Graz 1887.

* — Zur Vorgeschichte der Grundentlastung im Kaiserstaate Oesterreich mit Hervorhebung der einschlägigen Beziehungen in der Steiermark. Wien 1889.

*Wüllerstorf-Urbair, Bernhard Frh. von. Vermischte Schriften. Herausgegeben von seiner Witwe. Graz 1889.

*Lenhart, J. J. Carlsbads Memorabilien vom Jahre 1325—1839. Prag 1840. Geschenk der Frau A. L. Koch-v. St. George.

Archäologie und Kunst.

*Donop, L. von. Die Wandgemälde der Casa Bartholdy in der Nationalgallerie. Berlin 1889.

*Springer, A. Grundzüge der Kunstgeschichte IV. Die Renaissance im Norden und die Kunst des 17. und 18. Jahrhunderts. Geschenk des Herrn Professor Dr. Valentin.

*Hasselmann, Fritz. Über altägyptische Gräberfunde. Vortrag, gehalten im anthropologischen Verein, 24. Februar 1888. München.

†Katalog der im germanischen Museum befindlichen Deutschen Kupferstiche des 15. Jahrhunderts, bearbeitet von Dr. Max Lehrs. Mit 10 Tafeln. Nürnberg 1888.

†Mitteilungen aus dem germanischen Nationalmuseum. Bd. 2. Heft 2. Jahrgang 1888.

†Anzeiger des germanischen Nationalmuseums. Bd. 2. Heft 2. Jahrgang 1888.

*Jahresbericht des Mitteldeutschen Kunstgewerbe-Vereins für das Geschäftsjahr 1888.

Sprachwissenschaft.

*Rönsch, H. Semasiologische Beiträge zum Lateinischen Wörterbuch. Heft 2 und 3. Leipzig 1888 und 1889.

*Weber, Lud. Quaestionum Laconicarum capita duo. Gottingae 1887. Göttinger Dissertation.

*Seedorf, H. Über ſyntaktiſche Mittel des Ausdrucks im althochdeutſchen Iſidor und den verwandten Stücken. Paderborn 1888. Göttinger Diſſertation.

*Leiding, H. Die Sprache der Cynewulfiſchen Dichtungen Criſt, Juliana und Elene. Göttingen 1887. Göttinger Diſſertation.

*Fiſcher, Dr. Hermann. Zur Geſchichte des Mittelhochdeutſchen, in: Einladung zur akademiſchen Feier des Geburtsfeſtes S. Maj. des Königs Karl v. Württemberg auf den 7. März 1889. Tübingen 1889.

Naturwiſſenſchaften.

*Meyer, G. Über die Thermiſche Veränderlichkeit des Danieliſchen Elements und des Accumulators. Leipzig 1888. Göttinger Diſſertation.

*Bennecke, Fritz. Unterſuchung der ſtationären elektriſchen Strömung in einer unendlichen Ebene für den Fall, daß die Zuleitung der beiden verſchiedenen Elektrizitäten in zwei parallelen geradlinigen Strecken erfolgt. Halle 1887. Göttinger Diſſertation.

*Drude, P. Über die Geſetze der Reflexion und der Brechung des Lichtes an der Grenze abſorbirender Kryſtalle. Leipzig 1888. Göttinger Diſſertation.

*Denckmann, Aug. Über die geognoſtiſchen Verhältniſſe der Umgegend von Dörnten nördlich Goslar, mit einem Anhang über den Bau des Kieles dorſocavater Falciferen. Berlin 1887. Göttinger Diſſertation.

*Haſſelmann, Fritz. Die Steinbrüche des Donaugebietes von Regensburg bis Neuburg. Techniſch und hiſtoriſch betrachtet. München 1888.

*Dubbers, Hans. Der obere Jura auf dem Nordoſtflügel der Hilsmulde. Gekrönte Preisſchrift. Göttingen 1888.

*Mueller, Baron F. von. Iconography of Australian species of acacia and cognate genera. 12 and 13 decade. Melbourne 1888.

*Feiſt, Aug. Über die Schutzeinrichtungen der Laubknospen dicotyler Laubbäume während ihrer Entwickelung. Halle 1887. Nova acta der Kaiſl. Leop.-Carol. Deutſchen Akademie der Naturforſcher. Bd. 51 Nr. 5. Göttinger Diſſertation.

*Horn, Ewald. Beiträge zur Kenntnis der Entwickelungs- und Lebensgeſchichte des Plasmakörpers einiger Kompoſiten. Göttingen 1888. Göttinger Diſſertation.

†Aus dem Archiv der Deutſchen Seewarte. VIII. Jahrgang, 1885. herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1889.

† — IX. Jahrgang, 1885. Hamburg 1887.

† — X. Jahrgang, 1887. Hamburg 1888.

†Monatsberichte der Deutſchen Seewarte, herausgegeben von der Direktion. September, October 1888.

†Deutſche überſeeiſche meteorologiſche Beobachtungen. Geſammelt und herausgegeben von der Deutſchen Seewarte. Heft 2. Die Beobachtungen von Labrador. Die Beobachtungen von Walfiſchbay.

†Deutſches Meteorologiſches Jahrbuch für 1887. Beobachtungs-Syſtem der Deutſchen Seewarte. Ergebniſſe der meteorologiſchen Beobachtungen an 9 Stationen II. Ordnung, an 9 Normal-Beobachtungs-Stationen in ſtündlichen Aufzeichnungen und an 43 Signalſtellen. Jahrgang 10. Herausgegeben von der Direktion der Seewarte. Hamburg 1889.

*Holborn, Ludw. Über die Abweichung vom Tagesmittel, welche die Deklination und die Horizontal-Intenſität zu verſchiedenen Tageszeiten aufweiſen und über die jährliche Periode derſelben. Göttingen 1887. Göttinger Diſſertation.

†Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du prof. Dr. M. Menzbier, année 1888, nr. 3 (avec 8 planches). Moscou 1888.

†72. und 73. Jahresbericht der Naturforſchenden Geſellſchaft in Emden. 1886/1888. Emden 1889.

*Mittheilungen des Nordböhmiſchen Excurſions-Clubs, redigirt von Prof. A. Pandler und Prof. J. Münzberger. 12. Jahrgang. Erſtes Heft. Leipa 1889.

Chemie.

*Römer, M. Über die Einwirkung von Acetylchlorid auf halogenſubſtituirte Thiophene und deren Homologe. Über die Nitrirung der alpha-Thiophenſäure. Zürich 1887. Göttinger Diſſertation.

*Erlenmeyer, E. Zur Kenntnis des Phenyl-alpha- und der Phenyl-alpha-beta-oxypropionſäure. Gießen 1888. Göttinger Diſſertation.

*Freſenius, Prof. Dr. R. Chemiſche Analyſe der Kaiſer Friedrich-Quelle (Natron-Lithionquelle) zu Offenbach a. M. Nebſt einer geognoſtiſchen Beſchreibung dieſer Quelle von Bergrat Tecklenburg in Darmſtadt. Wiesbaden 1889.

*Schecker, G. Über einige Umſetzungen aromatiſcher Körper. Göttingen 1888. Göttinger Diſſertation.

*Hermann, Ad. Über m.-Nitro-p. Tolylglycin bezw. deſſen Reductionsproduct: „Oxydihydrotoluchinoxalin“. Hannover 1887. Göttinger Diſſertation.

*Kaiſer, H. Beiträge zur Kenntnis des Aceteſſigeſters. Anhang: Über die Einwirkung von Natriumaethylat auf Benzaldehyd. Göttingen 1887. Göttinger Diſſertation.

*Berggreen, H. Zur Kenntnis des Thiophosgens. Anhang: Zur Kenntnis der Isonitrosokörper. Göttingen 1887. Göttinger Dissertation.

*Fresenius, Prof. Dr. R. Chemische Analyse der Soolquelle im Admiralsgarten-Bad zu Berlin. Wiesbaden 1888.

*Paepcke, Victor. Über die Substituirbarkeit des Benzoins und einiger Analogen des Desoxybenzoins und Benzylcyanids. Göttingen 1888. Göttinger Dissertation.

*Irish, P. H. Über die Einwirkung von alkalischen Ferricyan-Caliumlösungen auf Ketone. Göttingen 1888. Göttinger Dissertation.

*Herzberg, Wilh. Über die Einwirkung von Phenylcyanat auf Orthotoluylendiamin und Orthoamidophenol. Göttingen 1887. Göttinger Dissertation.

*Hees, Wilh. Über die Einwirkung von Harnstoffchlorid auf Phenoläther bei Gegenwart von Aluminiumchlorid. Hannover 1887. Göttinger Dissertation.

Heilkunde.

*Gerland, J. Über intrathoracische Tumoren. Göttingen 1887. Göttinger Dissertation.

*Schneider, Ernst. Beiträge zur Statistik der Aetiologie der Nephritis. Oldenburg 1887. Göttinger Dissertation.

*Becker, E. Beiträge zur Geschichte der Aspirationspneumonie. Helmstedt 1887. Göttinger Dissertation.

Rechtswissenschaft.

*Meyer, H. Der dingliche Schutz des Legatars gegen Veräußerung der legierten Sache bei Singularvermächtnissen nach römischem Rechte. Göttingen 1887. Göttinger Dissertation.

*Seelemann, Rich. Die Klagbarkeit der Differenzgeschäfte. Hamburg 1888. Göttinger Dissertation.

*Jaroczynski, S. Zum Begriff des Retentionsrechtes. Berlin. Göttinger Dissertation.

*Joseph, Ludw. Der Eigentumserwerb durch Übergabe seitens des Nichteigentümers nach den Bestimmungen des gemeinen Rechts und des deutschen Handelsgesetzbuches. Frankfurt a. M. 1887. Göttinger Dissertation.

*Bourwieg, Br. Über die Compensationsfähigkeit verjährter Forderungen. Berlin 1888. Göttinger Dissertation.

*Koopmann, R. Zur Lehre von der Verjährung im Strafrechte. Göttingen 1888. Göttinger Dissertation.

*Wachenfeld, Fr. Die Überlegung in unserem heutigen Mordbegriff. Hersfeld 1887. Göttinger Dissertation.

*

Staatswiſſenſchaften.

*Frensdorff, F. Die erſten Jahrzehnte des ſtaatsrechtlichen Studiums in Göttingen. Feſtſchrift zur 150jährigen Jubelfeier der Georg-Auguſts-Univerſität. Göttingen 1887.

*Dedreux, G. Der Wert von Patenten und die Patentverwertung. Vortrag gehalten am 20. Februar 1888 im Polytechniſchen Verein in München.

*De Berg, F. A. Der Bau des neuen Waiſenhauſes in Stockholm. Ausführlicher Bericht an die kgl. Direction. Deutſch von E. Jonas. Berlin 1888.

*Rohrbach, Dr. Carl, sen. Zur Tagesfrage der Hochwaſſer: eine Lebensfrage. Gotha 1888.

*Hachmeiſter, Osw. Über Gefahrtragung bei Arbeitsmiete. Caſſel 1887. Göttinger Diſſertation.

†Beiträge zur Statiſtik der Stadt Frankfurt a. M. Herausgegeben von der ſtatiſtiſchen Abteilung des Frankfurter Vereins für Geographie und Statiſtik. 5. Bd. 3. Heft. Frankfurt a. M. 1888.

*Statiſtiſche Mitteilungen über den Civilſtand der Stadt Frankfurt a. M. im Jahre 1888. Frankfurt a. M. 1889.

†Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1888. Frankfurt a. M. 1889.

Litteratur.

*Jean Paul. Sämmtliche Werke. Berlin, Hempel. Geſchenk aus dem Nachlaſſe des Herrn Oberjuſtizrat Dr. Cnyrim.

*Schefer, Leop. Ausgewählte Werke. Berlin 1845. 10 Bde. Ebenſo.

*Schaible, K. H. Shakeſpeare der Autor ſeiner Dramen. Heidelberg 1889.

*Frankl, L. A. Friedrich von Amerling. Ein Lebensbild. Mit dem Porträt und Wohnhaus Amerlings in Heliogravüre und einer Charakteriſtik des Künſtlers von C. von Lützow. Wien, Peſt, Leipzig 1889.

*Schiffner, K. Wilhelm Jordan. Mit 3 Bildniſſen des Dichters und der Abbildung der von Fr. Schierholz modellirten Portraitbüſte Jordans. Verlag von A. Oſterrieth, Frankfurt a. M. 1889. Geſchenk der Verlagshandlung.

*Maercker, F. A. Mein 85. Geburtstag am 8. November 1888. Allen Glückwünſchenden Gruß, Dank und gleichzeitig herzlichen Glückwunſch zum Jahre 1889. Berlin.

*Catalogue de la bibliothèque Hammer à Stockholm tom 5—8. Berlin 1888. Geſchenk des Herrn Chriſtian Hammer in Stockholm.

*Ippel, Dr. Die Bibliothek Hammer in Stockholm.

*Informations about the Hammer-Museum in Stockholm. Berlin 1889.

*Ippel, Dr. The Hammer-Library in Stockholm. Berlin 1889.

*Zur Information über das Muſeum Hammer in Stockholm. Berlin 1888.

†Bericht des Goethe-Vereins in Wien über das Vereinsjahr 1887. Wien 1888.

Programme etc. von Akademien, Schulen etc.

*Index scholarum publice et privatim in academia Georgia-Augusta per semestre hibernum 1886 87 habendarum. Hermanni Sauppii commentatio de phratriis atticis addita est. Gottingae.

*Index scholarum publice et privatim in academia Georgia-Augusta per semestre hibernum 1887 88 habendarum. Insunt Epistulae Gottingenses a Carolo Diltheyo editae. Gottingae.

*Index scholarum publice et privatim in academia Georgia-Augusta per semestre hibernum 1888 89 habendarum. Insunt epistulae imperatorum romanorum ex collectione canonum Avellana a Wilhelmo Meyer Spirensi editae (II). Gottingae.

*Index scholarum publice et privatim in academia Georgia-Augusta per semestre aestivum 1889 habendarum. Praemissum est Udalrici de Willamowitz-Moellendorf commentariolum grammaticum III. Gottingae 1889.

*Ranke, Ernestus. Illustrium academicarum Georgio-Augustae et Philippinae amicale colloquium de finibus studii academici primis h. a. mensis augusti diebus privatim habitum aure aetheria auscultavit et verbo tenus fideliter gratulabundus scripsit. Marburgi 1887.

*Ritſchl, Albr. Feſtrede im Namen der Georg-Auguſts-Univerſität zur Akademiſchen Preisverteilung am 8. Juni 1887 gehalten. Göttingen 1887.

*Ankündigung der Vorleſungen, welche im Sommerhalbjahre 1889 auf der Großherzogl. Badiſchen Albert-Ludwigs-Univerſität zu Freiburg i. B. gehalten werden. Freiburg i. B. 1889.

*Index scholarum aestivarum publice et privatim in universitate litterarum Jenensi 1889 habendarum. Insunt ad legem XII tabularum adnotationes glossematicae Georgii Goetz antiquarum litterarum professoris publici ordinarii. Jenae.

*Vorleſungen an der Großherzogl. Sächſiſchen Geſammt-Univerſität Jena im Sommer 1889. Jena 1889.

*Verzeichniß der im Sommer-Halbjahre 1889 auf der Univerſität Leipzig zu haltenden Vorleſungen. Leipzig 1889.

*Verzeichnis der öffentlichen Vorleſungen an der k. k. Franz Joſef-Univerſität zu Czernowitz im Sommer-Semeſter 1889.

*Akademiſche Behörden, Perſonalſtand und Vorleſe-Ordnung an der k. k. Leopold-Franzens-Univerſität zu Innsbruck im Sommer-Semeſter 1889. Innsbruck 1889.

*Programm für die Großherzogl. Kunſtgewerbeſchule zu Pforzheim. Pforzheim 1889.

*Humboldt-Akademie zu Berlin. Lehrprogramm für das 2. Quartal 1889.

*Programm der Lehr- und Erziehungsanſtalt zu Gumperda in Thüringen. 1889.

*Programm der Real- und Volksſchule der israelitiſchen Gemeinde (Philanthropin) zu Frankfurt a. M. Oſtern 1889. Frankfurt a. M. 1889.

*Bericht über die Jacobſon-Schule in Seeſen a. Harz für die Zeit von Oſtern 1888 bis Oſtern 1889.

*Berichte des Turnraths des Frankfurter Turnvereins über das Geſchäftsjahr 1887/88. Frankfurt a. M. 1888.

*Dreißigſter Bericht des Vereins für Handlungs-Commis von 1858. Hamburg 1889.

V. Veränderungen im Mitgliederbeſtande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1889.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht beſonders bemerkt, Mk. 6. Mehrbeträge werden dankend beſonders verzeichnet.)

1. Aug. Ludw. Bibel, K. Bayr. Landesgerichtsrat, München.
2. Joſeph Caro, Dr. ph., cand. prob., hier.
3. Frau Mathilde Criſtiani, Wwe., hier.
4. F. Dietrich, Dr. ph., Rektor, hier.
5. Guſtav Adolf Ebert, Direktor des Schlacht- und Viehhofes, hier.
6. Harry Albert Frank, Kaufmann, hier. (Mk. 10.)
7. Moritz Goldſchmidt, Dr. ph., cand. prob., hier.
8. Paul Grotowski, Reichsbankbeamter, hier.
9. J. Herzheimer, Dr. med., Arzt, hier.
10. S. Kirchheim, Dr. med., Arzt, hier.
11. Jacob Knabenſchuh, Privatier, hier.
12. Karl Kotzenberg, Kaufmann, hier.
13. Joh. Jakob Krebs, Dr. ph., Konſiſtorialrat, Stadtpfarrer, hier. (Mk. 8.)
14. Karl Kuthe, Dr. med., Oberſtabsarzt I. Kl. a. D., hier.
15. Frau Fanny Oppenheim, hier.
16. Leopold Rothbarth, Privatier, hier. (Mk. 10.)
17. Martin Rothbarth, Privatier, hier. (Mk. 10.)
18. Eugen Scholl, Dr. med., Arzt, hier.

19. Frau Sophie Speyer, Wwe., Privatière, hier.
20. Heinrich Stumpf, Oberlandesgerichtsrat, hier.
21. Adolf Unzer, Dr. ph., hier.

Die Mitglieder, welche geneigt ſind nachträglich ihren jährlichen Beitrag über den Pflichtbeitrag von Mk. 6.— zu erhöhen, werden gebeten, die Mitteilung davon an die Kanzlei des Freien Deutſchen Hochſtiftes gelangen zu laſſen.

11 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt, 8 wurden aus der Mitgliederliſte geſtrichen.

Register.

Aachener Geschichtsverein *191*, *531*.
Achenbach, Dr. *411*.
Adler, G., Internationaler Arbeiterschutz *206*.
Ähnlichkeit geradliniger Figuren *443* ff.
Äschylus, Perser *43*.
Africanus *137*.
Afrikanisches Latein *347* ff.
Akademische Abteilung des Hochstiftes *46* f.
Akademische Fachabteilungen *1* ff., *109* ff., *277* ff.
Akademischer Gesamt-Ausschuß *46* f.
— Bericht über seine Thätigkeit 1887/88 *87* ff.
Albrecht, Wilh. *52*.
Alte Sprachen, Sektion für *41* ff., *124* ff., *346* ff.
Amerikanisierung der deutschen Sprache *56* f.
Amerikanismen *53* ff.
Andreae, Frau A. *271*.
Annali di fisica *6*.
Archivrepertorien *202* ff.
Aristophanes, Perser *43*.
Aristoteles *132* ff.
Armenpfleger-Kongreß in Karlsruhe *207*.
Armenwesen und Entwurf des bürgerlichen Gesetzbuchs *419* ff.
Arnim, A. v., an Riemer *260*.
Arsinoe *59*.
Atmosphärische Ebbe u. Flut *1*.
Ausstellungen *47* f.
Autenrieth, C. F. *271*.

Badische histor. Kommission *294*.
Badmann, Frau E. *271*.
Badmann, J. *276*.
Bähr, Otto *195*.
Baetgen, Ernst *102*.
Bahr-el-Wardanne *60*.
Baier, Dr. *124*.
Bangel, Ad. *271*.
Baring, R. *271*.
Bartels, Dr. Fr. *265*.
Bary, A. de *268*.
Bary, Fräul. M. de *271*.
Basbaret *401*.
Bauke, H. *103*.
Baum, Magistrat und Reformation in Straßburg *2c.* *185*.
Baumann, K., Urgesch. v. Mannheim *2c.* *191*.
Beauchamps, Recherches sur les théâtres de France *142*.
Bebber, J. van *100*.
Bebel, Aug. *70*.
Bechtold, J. *510*.
Becker, E. *535*.
Becker, Konsul *51*.
Beckh Widmanstetter, L. von *532*.
Behmer, G. *276*.
Bekker's Pandekten *194*.
Bendixen *102*.
Benedict, Prof. *437* ff.
Benkard, Dr. E. *194*, *201*, *425*.
Bennecke, Fr. *533*.
Benrath, Reformationsgesch. Venedigs *186*.
Berg, Dr. *45*.
Te Berg, F. A. *536*.
Berggreen, H. *535*.
Berghoeffer, Dr. Chr. *111*, *169*, *216*, *271*.
Berichte *48*, *63*, *91* f.
Berichte aus den Fachabteil. *1* ff., *109* ff. *277* ff.
Bernays, M. *230*.
— Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes *469*.
Berthean, Fr. *237*.

Beſoldungsverhältniſſe der Lehrer 109 ff.
Beſſel 4.
Bibel, A. L. 539.
Biblioteca de autores españoles 146.
Bibliotheca historica 297.
Bibliothek des Herrn Rat 50.
Biedermann, W. von 267, 485.
— Goethes Geſpräche 522 f.
— Goethes Rezenſionen 507.
— Mißwachs in der Goethelitteratur 519.
Bieſe, Alfr. 234.
Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft, Abt. für 57 ff., 216 ff., 298 ff.
Bippen, von, Dr., Heinr. und Joh. Jobel 187.
Birkenſtock, C. H. 271.
Birling, Al. 513.
Biſchoff, R. 269.
Bittmann, Über Goethes Iphigenie 512.
Bizyenós, Georgios 335 ff.
— αἷσμα 342.
— Dichtungen 337 ff.
— Novellen 335.
— ἡ νυχθερίδα 345 ff.
— τὰ ὄρη καὶ τὰ κύματα 343 ff.
— ἡ παράχρων 339 ff.
— Über die Philoſophie des Schönen bei Plotin 337.
Blank, S. 271.
Blennerhaſſet, Lady, Frau von Staël u. ſ. w. 505.
Blümlein, C. 271.
Blume, L. 501 f.
— Egmontausgabe 513.
Bobertag 479.
Bock, R 103.
Bockenheimer, Dr. 55.
Boeck 6.
Böcker, Dr. E. 169.
Böckh, A , Manetho und die Hundsſternperiode 137.
Böhmert, Prof. 401.
Bölte, Dr. 347.
Böttiger, K. A. 505.
Boltog, Fräul. J. von 271.
Boltz, Prof. Dr. A. 338, 346.
Bonn, Frau E. 271.
Boulé, Aug. 104.
Bourwieg, Br. 535.
Bouterwek, Histoire de la littérature espagnole 145.
Boyeſen, H. H. Kommentar z. Fauſt, 497.
Brandenburg, Mſ. Georg von 277 ff.
Brandenburger in Schleſien 280 ff.
Brandes, Gg., Goethe in Dänemark 228
Bratke, Luthers 95 Theſen ꝛc. 181.
Braun, J. W., Goethe im Urteile ſ. Zeitgen. 225.
Bredow-Goerne, Ad. Gräfin von 267.
Brehmer, W. 187.
Brenning, E., Goethe nach Leben u. Dichtung 525 ff.
Bretſchneider, Major v. 517.
Breymann, Wünſche und Hoffnungen ꝛc. 47.
ten Brink, Prof. Dr. 87.
Britiſh Muſeum 62, 312.
Broemme, W. 101.
Broeſel, W. 267.
Broſien, Dr. R. 271.
Brotpreiſe 210 ff.
Brucker 293.
Brüning, Frau Cl. von 271.
Brunner, H. 190.
Buddha 323 ff.
Bücher, K., Prof. Dr., Frankfurter Buchbinderordnungen 192.
Bühnenbearbeitung Goetheſcher Werke 510.
Bürger, G. A. 255.
— an Rothmann. 262
Bugenhagen's Briefwechſel 178 f.
Burckhardt 485.
Burdach, K. 488 ff.
Burghold, J. 271.
Burkhard's Archiv-Handbuch 293.
Buys-Ballot 466.

Cardanus 3.
Carlyle 248 ff.
Caro, Dr. J. 322, 350, 539.
Carriere, M. 497.
Carriere, W. 234.
Carus, C. G., Goethes Verhältnis zur Natur ꝛc. 476.
Caſtro, Guillem de, Mocedades del Cid 142 ff.

Catorze 17.
Caumont, A. 142.
Cerro de Chorolque 18.
Cerro de Potosi 18.
Cestrum 63 ff.
Cestrummalerei 67.
Chalon, de 142.
Chemisch-technische Mitteilungen von Reim 63.
Chichas 18.
Chinesenarbeit 94 ff.
Chiron 38.
Chodowieckische Werke 298 ff.
Christ, K., Romische Feldzüge in der Pfalz 191.
Chronik des Wiener Goethevereins 501 ff
Chrusen 267.
Cid 142 ff.
Clasjen 126 ff.
Clot Bey 62.
Cnyrim, Dr. 536.
Cochlaus.
— Acta de vita et scriptis Lutheri 179
Cölle, Fr. 103.
Cöutgen 39 f.
Coester, C. 271.
Cohn, Dr. 165.
Comptes rendues der Pariser Akademie 5.
Conrad, Prof 211
— Jahrbuch f. Nationalökonomie 215.
Corneille, Cid 142 ff.
Cornelius 2 ff
Cornill, Dr. K. 271.
Correll, Fräulein H 271.
Cottas Verlag 472 f.
— Bibliothek der Weltlitteratur 474.
Creizenach, W. 234
Crenneville, Graf Fr. 226.
Cristiani, Frau M. 539.
Cuers, Dr. 277.
Cüstine 57.
Cuno, C. 271.

Daday de Dees, Eug. 269.
Dahlem, A. 26, 57, 70, 81, 271, 390.
Dahlmann, Politische Erstlingsschrift 189.
Dammann, Prof., Dr. K. 99, 267.
Damsky, Al. 101.
Dangel, Th. W. 482.
Dante, 165.
Darius, 43 ff.
Daur, W 271.
Dechent, Dr. H.
— Pfarrer Passavant ꝛc. 192.
— Streitigkeiten der Frankfurter Geistlichkeit 506.
Dedreux, G. 536.
Dehe, F K. 271.
Deinet, 518 f.
Deinhardstein, J. L. F.
— Wiener Jahrbücher der Litteratur 504.
Delbrück, Prof. H. 41 ff
— Perserkriege u Burgunderkriege 41.
Demuth, Rob. 101.
Denckmann, A. 533.
Derenburg, Frau K. 271.
Descartes 3.
Deschales 3.
Deutschamerikanische Sprache 52 ff.
Deutsche Seewarte 533 ff.
Dhammapada 323.
Dhaniyasutta 324 ff.
Diamante, El Hourador de su Padre 141.
Diedhoff, Der Ablaßstreit 181.
Dienstbach, W 271.
Dietrich, Dr. F. 539.
Dietz, A. Der Superintendent M. J. H. Dietz u. s. w. 508.
Dindorf 126
Dobriner, Dr. H. 109, 443.
Dörr, Rektor 166.
Donatello 92.
Donner-v. Richter, O. 57, 89, 216, 307.
— Technisches in der Malerei der Alten 63.
Donnhäuser 518.
Donop, H. Frhr. von 91, 254, 256, 532.
Dorer, Edm. 252
Dowden, Edw., Goethe in Italy 250.
Dresden, Ägyptisches Museum 60.
— Neuphilologentag 165 ff.
Droysen 81 ff.
Drude, P. 533.
Dubbers, H 533.
Dühring, Kritische Geschichte der Nationalökonomie ꝛc. 71.

Düntzer, H. 89, 102, 475 ff.
— Erläuterungen zu den deutschen Klassikern 512.
— Goethes Faust 496.
— Goethes Gespräche mit Eckermann 522.
— Goethes Leben 230.
— Goethes Tagebücher 483.
— Goethe und Karl August 244 f.
— Goethes Verehrung der Kaiserin von Oesterreich 504.
Düsseldorf, Archivinventare 295.
Düsseldorfer Schule 3.

Ebbe u. Flut, die atmosphärische 1.
Ebers, Prof. G. 58 ff.
Ebert, G. 107.
Ebert, G. A. 539.
Eckermann 485, 521 f.
Edda 322.
Eggers, Hauptm. 266.
Ehses 184.
Eicken, H. von, Geschichte und System der mittelalterlichen Weltanschauung 207.
Eigentümlichkeiten der deutsch-amerikanischen Sprache 52 ff.
Einsendungen 99 ff., 265 ff., 531 ff.
Elbers, Fräulein A. 271.
Eleonore d'Olbreuse 189.
Elter, Luther und der Wormser Reichstag 182.
Emmerich, E. 276.
Emmerich, Fr. J. 76 f.
Enders, Dr. 178.
Engelhardt, P. 270.
Ephoren 135 f.
Ephoros 133 ff.
Epstein, J. H. 70, 206.
Erlanger, Frau J. 271.
Erlenmeyer, E. 534.
Erler, G. 188.
Ernst, Herzog v. Koburg-Gotha 190.
Erwerbung wissenschaftlicher Werke 89 f.
Essinger, Frau K. 272.
Euklid 449.
Euling, K. 103.
Euphorion 39.
Eusebios 137.

Fabrikinspektion in Deutschland 404 ff.
Fabrikinspektion, Litteratur darüber 404 ff.
— Instruktionen für 407 ff.
Fachabteilungen 46 f.
Fajjûm el, Oase 59.
Fausböll, Prof. 327.
— Das Sutta-Nipâta 322.
Faust 26 ff., 37 ff., 169 ff., 490 ff., 495 ff.
Faustsage 32.
Feist, A. 533.
Festsitzung zur Ehrung des Dr. Th. Müller 38 ff.
Fey, J. 276.
Fibich, Cleophe 240 f.
Fichard, Dr. Joh., Annalen 85 ff.
Fichte-Kindergarten zu Berlin 531.
Ficus, Fräulein J. 272.
Filopanti, Dr. 6.
Finck, L. 272.
Fischer, H. 533.
Fischer, K., Erklärungsarten des Goetheschen Faust 496.
— Goethes Faust 2c. 495 f.
— Goethes Iphigenie 511.
Fischer, Frau M. 272.
Fischler, P. 272.
Fleischmann, Frau J. 272.
Flesch, Dr. K. 77, 201, 206 f., 419.
— Ursachen der Armut u. die Krankenversicherung 423.
Flesch, Prof. Dr. M. 109, 272, 431.
— Untersuchungen über Verbrechergehirne 436.
Flügelmännisch 176 f.
Fontainebleau 5.
Forte, Dr. L. 350.
Fourier, Charles 70 ff.
Fournier 466.
Frangipani, Beatr. 279 ff.
Frank, H. A. 539.
Frankfurt, Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst 192.
— Archivinventare 191, 296.
— Beamtenvereinigung 211 ff.
— Besoldungsverhältnisse der Lehrer 109 ff.
— Binnenschiffahrtskongreß 206.
— Handelskammer 536.
— Dr. Hochs Konservatorium 43.
— Karmeliterkloster, Gemälde daselbst 307 ff.
— Kunstakademie im 18. Jahrh. 39 f.

Frankfurt, Museum 42.
— Naturforschende Gesellschaft 43.
— Physikalischer Verein 43.
— Polytechnische Gesellschaft 43.
— Städelsches Institut 1 ff., 42.
— Verein für Geographie und Statistik 43, 536.
— Verein für Geschichte und Altertumskunde 191.
— Winckelmannsfeier 230.
Frankfurter gelehrte Anzeigen 506 f.
Frankfurter Neuphilologische Beiträge 47.
Frankl, L. A. 536.
Franz, Kaiser von Österreich, und Goethe 504.
Franzos, K. E. 504 ff.
Frenkel, B. 272.
Frensdorff, F. 536.
Fresenius, R. 534 f.
Freytag, G., Technik d. Dramas 18.
Friedensburg, Gotha-Torgauisch. Bündnis 183 f.
— Reichstag zu Speier 1526 ꝛc. 184.
Friedländer u. Malagola, Acta nat. Germ. univ. Bononiensis 192.
Friedrich I., Markgraf von Brandenburg 81 ff.
Frisch 267.
Fritsch, v. 486.
Fritze, Th. 194, 206, 272.
Fritzsche, Ausgabe des Tartüffe 365 ff.
Fröbelverein zu Berlin 531.
Froitzheim, Joh. 240.
— Goethe und H. L. Wagner 515 ff.
Froning, Dr. 83.
Frosch, Nikol. 314.
Fuchs, K. 107.

Gaedertz, K. Th., Goethes Minchen 242 f.
Galle, J. G. 7.
Geblers und Nicolais Briefwechsel 517.
Geiger, L. 250, 502.
— Schmidts Musen und Grazien in der Mark 515.
Gemünd, Schwäbisch 316 ff.
Georg, Markgraf von Brandenburg 277 ff.
Gerbermühle 171.
Gerlach 186, 210.
Gerland, J. 535.
Germanisches Museum 532.
Germanismen 53 ff.
Geschichte, Abteilung für 81 ff., 178 ff., 277 ff.
Geschichtsquellen der Provinz Posen 193.
Gesellschaft für vervielfältigende Kunst 221.
Gewinnbeteiligung des Arbeitnehmers 480 ff.
Göchhausensche Faustabschrift 491 ff.
Gödeke, K. 229 f.
— Schillerausgabe 481 f.
Görich, J. W. 272.
Görich, W. 276.
Goethe, Aug. v. 503 f.
Goethe, Christiane v. 503.
Goethe, J. W. von 10 ff., 26 ff., 102, 223 ff., 254 ff., 469 ff.
— Ausgabebücher 486.
— Ausgaben der Werke 470 ff.
— Briefwechsel 485 f.
— Dissertation 515 f.
— Divan 488 ff.
— Egmont 513.
— Faust 26 ff., 37 ff., 169 ff., 490 ff., 495 ff.
— Gedichte 487 f.
— Iphigenie 511 f.
— Italienische Reise 477.
— König von Thule 491.
— Lied an den Mond 501.
— Lyrik 514.
— Naturwissenschaftl. Schriften 475 ff.
— Notizbuch d. Schlesischen Reise 485.
— Reineke Fuchs 513 f.
— Tagebücher 477, 484 ff.
— Tasso 10 ff.
Goethebibliothek 49, 89 ff.
Goethe-Gesellschaft 92, 248, 480.
Goethehaus 50.
Goethehaus-Kommission, Bericht über ihre Thätigkeit 1887 88 96 ff.
Goethejahrbuch 502 ff.
Goethelitteratur, neuere 223 ff. 469 ff.
Goethe-Society 229, 247 f.
Goetheverein, Wiener 501 f.
Goethes Christentum 489.

Goethes Immatrikulation 241 f.
Goethes Todesanzeige 256.
Goethes Zeichnungen 218.
Götz, H. 101.
Götzen, Paul 485.
Goldschmidt, Dr. M. 350, 539.
Goldwährung 390 ff.
Goltz, L. 272.
Grad, Charl. 269.
Graf, Th 58.
Graphische Künste 222.
Graul, Dr. R. 222.
Grawe, Dr. L. 47, 272.
Greenhill, A. G., Plane vortex motion 464.
Gretchentragödie u. Wagners Kindermörderin 520 f.
Griechisch-ägyptische Porträte 57 ff.
Grillparzer an Ottilie v. Goethe 505.
Grimm, Dr. Chr. 272.
Grimm, Friedr. Melch, Correspondance littéraire 166.
Grimm, H. 230.
— Vorwort 484.
Grimm, O. 107, 376, 390.
Grosse, R. 103
Groß, Ferd., Goethes Werther in Frankreich 228.
Grotefend, Dr. H. 45, 191, 314 f.
Grotowski, P. 322, 390, 539.
Grünhagen, Geschichte Schlesiens 278.
Guanaxato 17.
Günther, Ferd. 89.
Gutberlet, Frau M. 272.
Guttenplan, Dr. J. 107.
Gwinner, Kunst und Künstler 312.

Haag, P. G. 272.
Haas, Frau E. 272.
Häckel, Naturanschauung v. Goethe, Darwin und Lamarck 476.
Haedicke, Jul. 101.
Hahn, J. 272.
Halpert, D. Non multa 511 f.
Hamel, J. 107.
Hamm, M. von 272.
Hammer Bibliothek 536 f.
Hankel, Dr. 194.
Hansische Geschichtsblätter 187.
Harlekin 35.
Harnack, O.: Goethe in der Epoche seiner Vollendung 235.
— Zwei litterarische Aufsätze Napoleons I. 490.
Hartmann, E. 272.
Hartwig, Prof. Dr. O. 41, 80, 107.
Hasper, L. W., Faustausgabe 497 f.
Hasse, C. 272.
Hasselmann, F. 532 f.
Hauschild, Rich. 47, 52, 347.
Hausindustrie 425 ff.
Hecht, C. 394.
Hecht, W. 222.
Hechtel, Dr. 5.
Heerdt, C. 272.
Heertz, M. 194, 206.
Hees, W. 535.
Hehn, V., Gedanken über Goethe 231 f.
— Goethe und das Publikum 480.
Heidsieck, J. 41, 81.
Heilbronner histor. Verein 531.
Heimpel, G. E. 107.
Hein, M. 1, 57, 70, 107.
Heinemann, R., Briefe von Goethes Mutter an Herzogin Anna Amalia 529.
Heintz, C. 272.
Heinz, C. 272.
Helbig, W., Wandgemälde Kampaniens 63.
Helena 37 ff., 494 ff.
Hellen, Ed. von der 239.
Heller 6.
Hempel, Goetheausgabe 474.
Henkel, H., Das Goethesche Gleichnis 234.
Henle, F., Aus Goethes lustigen Tagen 509.
Hennebergischer Geschichtsverein 531.
Herder, 28 ff. 100, 521.
— Geist der hebräischen Poesie 40.
Herford, C. H. 252.
Hering 183.
Hermann, O. 268.
Hermann, A. 534.
Hermann, C. 272.
Herodot 133 ff.
— Über die Perserkriege 41 ff.
Herrenberg 346 ff.
Herter, Dr. G. 272.
Herzheimer, Dr. J. 298, 539.

Herz, Jos. 363.
Herzberg, W. 535.
Herzlieb, Minna 242 f.
Heſſiſcher Geſchichtsverein 531.
Heß, R. 105.
Heß, Herrenberger Chronik 317.
Hettner, Litteraturgeſchichte des 18. Jahrhunderts 14 ff.
Heuer, Dr. C. 91, 89, 92, 178, 187, 297.
Heuſer, Dr. L. 12.
Heuſer, W. 103.
Heydemann, H. 230.
Himburg, Chr. Fr. 470.
Himmelskörper, deren Mechanik 119 ff.
Hinrichs, Frau A. 272.
Hiob, Das Buch 28 ff.
Hippenſtiel, Dr. W. 272.
Hippias, v. Elis 139.
Hirſchhorn, L. 272.
Hirzel, L. 238.
Hirzel, S. 474.
— Der junge Goethe 474.
Hiſtoriſche Geſellſchaften und Vereine 187 ff
Hiſtoriſche Geſellſchaft für die Provinz Poſen 193.
Hochſtift, ſeine Gründung 44.
Hoeffler, Ad. 272.
Höfler, Dr. F. 88
Höhlbaum Prof 294.
Hölders Pandekten 194 ff.
Hoff, Phil. 272.
Hoffmann, G. F. 272.
Hoffmann, Dr. H. 272.
Hoffmann, v., Generallieutenant 508.
Holborn, L. 534.
Holland, W. L. 491.
Houſell, W. 104.
de Hoop-Scheffer, Geſchichte der Reformation in d. Niederlanden 186.
Horn, F. 533.
Horn, H. von 272.
Hornkohl, A. 103.
Horus 61.
Hoſäus, W. 240.
Hoven, Fr. von 89.
Hülße, Einführung der Reformation in Straßburg ꝛc. 185.
Huelva 14 ff. 23.
Huet 401.
Hueter, R. 103.
Huisgen, Fr. 268.
Humann, R. 532.
Humbert, Bal. 520.
Humboldt, W. v., an Bieweg 261
Hummell, J. 272
Hundeshagen, Prof. 309.
Huther, A. 499.

Jacoby, H. 272
Jägerhaus 171.
Jaffé, A. 206, 100.
Jagellonen in Böhmen u. Ungarn 201 ff.
Jahresberichte, Pädagogiſche 52.
Janſen, R. 190.
Jauſſen, Joh., Geſch. d. deutſchen Volkes 180.
Jaroczynski, S. 535.
Jasper 231.
Jaſſemin, Prof. L. 141, 273.
Jean-Bon St. André 74 f.
Jelinek, F. 501.
Jesperſen, der neue Sprachunterricht 51 ff
Ilgen, Th. 295.
Illinois 53.
Immermann 479.
Internationaler Arbeiterſchutz 206 ff.
Internationale Bibliothek 70.
Jolle, G. 162.
Jolles, Dr. C. 70, 81, 107.
Jordan, R. Fr., Goethe und noch immer kein Ende 477.
Jordan, Dr. W. 169, 322.
Joſeph, L. 535.
Joſephthal, Frau H. 273.
Ippel, Dr. 536
Iriſh, P. H. 535.
Irrlichter 2.
Iſokrates, Archidamos 41.
Iſrael-Holzwart, Dr. 119.
Julius, Herzog v. Braunſchweig 188.
Jung, Dr. R 292.
Jungen, J. M. zum 314 ff.
Jungmann, E. 273.
Junker, Chr., Moncouys Reiſen 311.
Junker, Herm. 87, 89.
Jurisprudenz, Sekt. für 70 ff., 193 ff., 326 ff.

Kaggaviſāna-Sutta 329 ff.
Kaiſer, H. 534.

Kalifornien 53.
Kalischer 476.
Kalkoff, Aleander-Depeschen 181.
Karlsruhe, Armenpfleger-Kongreß 207.
Katz, J. 273.
Kausis 65 ff.
Kawerau, Leisniger Kasten 183.
Kayser, A. 273.
Keck, K. H. 497.
Keil, R., Briefe der Frau Rat 528.
— Goethes Tagebücher 485.
Keller, Die Reformation und die älteren Reformparteien 186.
Keller, Fräul. F. 273.
Kern, Fr., Goethes Lyrik u. s. w. 514.
Kerke 60 ff.
Kersten 270.
Kienitz-Gerloff 268.
Kilian, E. 510.
Kirberger, E. 273.
Kirchheim, Dr. S. 539.
Klaucke, Erläuterungen u. s. w. 512.
Klein, F. 460.
Klein-Hoff 57.
Kleinschmidt, Chr. 273.
Kleopatra 62.
Kling, G. 273.
Klinger 503.
Kloos, J. 273.
Klopfer, B. 273.
Klopstock 518.
Klump, Fräul. M. 273.
Knabenschuh, J. 539.
Knape, E. 101.
Knauer, J. 273.
Knebel 505 f.
Knorr, E., Prof. 8.
Koch, C. 273.
Koch, Fräul. Cl. 273.
Koch, Fr. 273.
Koch, Prof. Dr. M. 87, 223, 266 f., 469.
— Eine Münchner Wertheriade 225.
Köhnlein, Fräul. A. 273.
Köln, Mitteilungen aus dem Stadtarchiv 192.
Kölner Stadtarch., Mitteilungen aus 294.
König, W. 273.
Königsrede in Sophokles' König Ödipus 124 ff.
Königstein, Wolfg., Tagebuch 83 ff.
Körber, F. 273.
Körting, Prof. Dr. 165.
Köstlin 181.
Kolb, M. 273.
Kolde, Luther und der Reichstag zu Worms 182.
Kommission, histor. f. das Großh. Baden 294.
Konstante, variierende, in der Mechanik der Himmelskörper 119 ff.
Koopmann, N. 535.
Korinsky-Ebergenyi 433.
Kortegarn, Dr. 142.
Kotzenberg, K. 539.
Krämer, Fr. 47, 107.
Krebs, A. 107.
Krebs, Fräul. A. 273.
Krebs, Fr. 273.
Krebs, J. 193.
Krebs, Dr. J. J. 539.
Krekeler, K. 100.
Kremser, B. 269.
Kreon 127.
Krieger, E. 107.
Kriegsgeschichtliches aus den Perserkriegen 41 ff.
Krokodilopolis 59.
Krone, H. 269.
Kronecker, Prof. 443.
Kürschners Goetheausgabe 475 ff.
— Deutsche Nationallitteratur 475.
Küsthardt, Fr. 266.
Kupfer, M. 273.
Kurz, A. 101.
Kurz, H. 474.
Kuthe, Dr. K. 277, 298, 431, 539.

Laenger, Fr. 273.
Lamprecht, Prof. 295.
Lamy 401.
Lang, E. 273.
Lange, H. 273.
Lange, Prof. Dr. H. 265.
Langguth, Ad. 236.
Langsdorf, Dr. Chr. 41, 81, 273.
Lantzius-Beninga, E. 103.
Laplace, dynamische Theorie 2.
Latein, afrikanisches 347 ff.
Lauth, P. 276.
Lechler, Vorgeschichte der Reformation in Leipzig 186.
Leclaire 401.
Leder, H. 267.

Lehmann, Frau T. 273.
Lehrgänge 49.
Leiding, H. 533.
Leipoldin, M. S. 520.
Leipprand, R. 273.
Lenhart, J. J. 532.
Lenz, Prof. Dr. 87.
Lenz 181, 240 f.
— Anmerkungen übers Theater 521.
— Moraliſche Bekehrung eines Poeten 502 ff.
Lenz und Goethe 503 ff.
Leopardi, Giac 350 ff.
— Kanzonen 353 ff.
Lersner 314.
Leſer, Prof. Dr. 88.
Leſezimmer 50, 90 f.
Leſſing, Fauſt 26 ff.
Leuchs, J. Th. 273.
Levi, L. 101.
Levinger, J. 273.
Levy, S. 273.
Lewes, G. H., Life and works of Goethe 229.
Lewin, H. 273.
Lichtenſtein, L. 273.
Lieferungswerke 201 ff.
Liegnitz, Friedr. II., Herzog von 280 ff.
Lilienthal, Sternwarte 5.
Linder, Dr. P. 274.
Lindley, W. H. 104.
Lindner, Fräulein A. 273.
Lion, H. 274.
Liſt, Th. 10.
Liſzt, Prof. Dr. von 88.
Litterariſche Mitteilungen 223 ff., 469 ff.
Littré, dictionnaire 363 ff.
Littrow-Biſchoff, A. v 501.
Locella, Frhr. von, Dante 165.
Lönholdt, Fr. 274.
Loeper, G. v. 474 f., 489 f.
— Goethes Gedichte 487 f., 493, 497 ff.
Löſung der Widerſprüche in der Rolle des Goetheſchen Mephiſtopheles 26 ff.
Loewenſtein, W. 274.
Loewenthal, Dr. L. 274.
Lohren, Entwurf eines Geſetzes zum Schutze der Frauen- und Kinderarbeit 412 ff.
Looſ 10.
Lope de Vega, Almenas de Toro 146.
Lorſch, J. 274.
Louvier, Sphinx locuta est 233.
Louvre, Muſeum des 60.
Lucar, K., Zur Goetheforſchung der Gegenwart 525.
Lucas, Hippol., Documents relatifs à l'histoire du Cid 145.
Ludwig v. Ungarn 281 ff
Luerſſen, Chr. 268.
Luginsland 176.
Lykurg 125.
— deſſen Genealogie 137.
Lykurgfabel u. Lykurgorakel 133 ff.
Lyon, O., Goethes Verhältnis zu Klopſtock 518
Lyſter, Th. W. 251.

Maercker, F. A. 267, 536.
Maeſtri, P. 270.
Mahrenholtz, Dr., Friedr. Melch. Grimm 166.
Maimbourg, Histoire du Lutheranisme 179.
Mainz, die Lage der Stadt zur Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft 55 ff.
Mairet 143.
Makedonien 45.
Mannheimer Altertumsverein 191.
Manſfeld, W. 100
Mantegna, der heil. Sebaſtian 221.
Manzoni 356 ff.
Marathon, Schlacht bei 42 ff.
Marbach, Osw. 497.
Mardonius 45 f.
Maſchen, Fr. 267.
Maßlow, Dr. 297.
Mathematik u. Naturwiſſenſchaften, Abteil. für 1 ff, 109 ff, 431 ff.
Maximilian I., Kaiſer 281 ff.
Maximilian II., Kaiſer 188.
Mayer, Frau G. 274.
Mayer, Dr. M. 194, 206, 274.
Mayer, W. M. 274.
Medinet-el-Fajjûm 59.
Mehmel, Fr. A. 276.
Menſching, Juſt. 99.
Menzbier, M. 534.
Mephiſtopheles, der Goetheſche 26 ff.
Merbot, Dr. R. 26, 47, 70.

Merck 259 f., 519.
Merz, Ph. 274.
Mettaſutta 327 ff.
Meyer, F. W. 274.
Meyer, G. 533.
Meyer, Heinr. 238 f.
Meyer, H. 535.
Meyer, Joh. 520.
Meyer, Joh. A. 107.
Meyer, R. 250 f.
Meyer Cohn, A. 89.
Meyerowicz, Fräulein Th. 274.
Miaskowsky, v. 208.
Michaelis, Prof. Dr. 87.
Michaelis, H. G. 274.
Michelangelo, Weltgericht 218.
Mineralien, nutzbare 12 ff.
Minor, J., Klaſſiker u. Romantiker 508 f.
Miquel, Dr. 91.
Mocedades del Cid 142 ff.
Möller, Ed. 101.
Mößinger 51.
Moldenhauer, G., Goethes Geſpräche mit Eckermann 522.
Monatsſitzungen 1 ff, 25 ff., 55 ff., 90 f.
Monconys, de, Beſchreibung ſeiner Reiſen 311.
Mosbacher, J. 274.
Müller, Ad., Doktor Fauſts Ende 508.
— Die Tiere der Heimat 509 f.
Müller, C. 274.
Müller, Dr. C. 1, 274.
Mueller, Ferd. v. 101, 269, 533.
Müller, H. 142.
Müller, Max, Goethe and Carlyle 248 f.
Müller, M. sen. 265.
Müller, R. 267.
Müller, Dr. Th. 38 ff., 97.
Müllerklein, Fr. 274.
Münchmeyer, F. 99.
Münchener Allgemeine Zeitung 58.
Münzkabinet, der Pariſer Bibliothek 60.
Münzreform und Schuldkontrakte 394 ff.
Münzweſen, deutſches 1871 390 ff.
Mütter, die, im Fauſt 37 ff.
Mumien 59 ff.
Muncke, Prof. 4.
Muncker, Lachmanns Leſſing 481.
— Fr. G. Klopſtock 518.
— Klopſtocks Oden 481.
Murchiſon, R. 269.
Muſeum, Ägyptiſches in Dresden 60.
— Britiſh 62.
— des Louvre 60.
Muſſchenbroeck 4.
Mylius, O. 497.

Nagler, Monogr. 312.
Naturforſchende Geſellſch. zu Emden 534.
Nauck 126.
Neeb, H. A. 52.
Neebſche Stiftung 52 f.
Neubauer, J., Schulausgaben Klaſſiſcher Werke 513.
Neuere Sprachen, Sektion für 47 ff., 141 ff., 350 ff.
Neufert, H, Die ſchleſiſchen Erwerb. d. Mſ. Georg v. Brandenb. 278.
Neumann, Dr. P. 201.
Neuphilologiſche Seminare 48.
Neuphilologentag 47.
Neurath, G. 214.
Neuſprachlicher Unterricht 47 ff., 166.
Nicolai 517 ff.
Niederlein, G. 269.
Nierhoff, Fr. 26, 70, 107.
Nitzſch, Luther und Ariſtoteles 181.
Nordböhmiſcher Excurſionsklub 102, 534.
Nover, Prof. Dr. 265.

Oechelhäuſer 215.
Ödipus 124 ff.
Oelsner, Prof. Dr. 206 f., 213, 425.
— Der volkswirtſchaftl. Unterr. auf Schulen 213.
Oenomaos von Gadara 137.
Öttingen, A. v. 497.
Olshauſen 1.
Oppeln, Johann Hg. von 280 ff.
Oppenheim, D. 274.
Oppenheim, Frau F. 539.
Oppenheim, L. 274.
Oppenheimer, Fräul. B. 274.
Oppenheimer, Dr. O. 274.
Orth, Dr. F. 274.
Oſterwald, Frau L. 274.

Pädagogische Jahresberichte 32.
Paepcke, P. 535.
Pallmann, Dr. H. 89, 95, 216.
— Das Goethehaus in Frankfurt 529 f.
Palmsonntag-Stiftung 52 f.
Pampel, Ost. 100.
Pappenheim, Fräul. P. 274.
Pappenheim, E. 531.
Pariser Akademie 5.
Passavant, J. D. 308, 312.
Patutschka, A., Volkswirtschaftliche Ergänzung zum Lehrstoffe der Volksschule 214.
Pauli, C. 274.
Pecare, Frau R. 274.
Perserkriege 41 ff.
Persisches Landheer 41 ff.
Persische Proviantmagazine 42, 45.
Petermann, A. 270.
Peters, Dr. W. 274.
Petrarca 355.
Pfandrecht des Vermieters 377. ff.
Pfaundler, Prof 11.
Pfeufer, R 267.
Pflegamt 46.
Pfleiderer, O 266.
Pflug, E. M 274.
Pfungst, Dr. A. 322.
Philadelphos 60.
Philips, C. 102.
Phlegon 138.
Pick, R 191.
Platon 130.
Plaut, M. 26.
Plinius 63 ff.
Ploetz, französische Grammatik 372
Plutarch 125 ff.
Poggendorffs Annalen 4 ff.
Polakowsky, H. 269.
Pollius Soter 62.
Porträte, griechisch ägyptische 57 ff.
Porzelt, H. 274
Posen, J. 274.
Preußen, Friedr. Carl Alex. Prinz von 254, 256.
Priester, Fr. 274.
Pringsheim, N. 268
Prinzenlocke 61.
Prometheus Deukalion und seine Rezensenten 516 ff., 519.
Ptolemäer 59.
Publikationen aus den Preußischen Staatsarchiven 258.
Pustkuchen 479.

Quarck, Dr. M. 104.
Quehl, Fr. 274.
Quellen z. Frankfurter Gesch. 83 ff
Quilling, F. 274.

Raffaels Transfiguration 216.
Ragosin, Frau M. von 274
Ranke, E. 537.
- Deutsche Geschichte im Zeitalter d. Reformation 180.
Ratgeb, Jerg v. Schwäbisch-Gmünd 305 ff
Ratgeb, Peter 319.
Rauschenberger, Dr O 1, 109, 456.
Rechtsverhältnisse bei Lieferungswerken 201 ff.
Reform des neusprachlichen Unterrichts 47 ff
Reformationsgeschichte, die neueren Arbeiten auf deren Gebiete 178 ff.
Rehorn, Dir. Dr. 169.
Reichenberg, L 274.
Reichsarbeitsinspektion 413.
Reifenberg, R 275.
Reissenberger, K., Goethes Reineke Fuchs 513 f.
Reinfels, H. v. 267.
Reinhardt, Dir Dr R. 10, 11, 124.
Renner 270.
Repertorium f. Kunstwissenschaft 94.
Resch, Frau G. 275.
Retentionsrecht des Vermieters 376 ff.
Rethel, Alfr. 1 ff, 88.
— Aachener Fresken 6 ff.
— Biblische Bilder 6.
— Bilder aus der Kaisergeschichte 6.
— Gebet der Schweizer bei Sempach 4.
— Jugendwerke 4
— Kaiser Max auf d Martinswand 2.
— Kaiserbilder im Römer 7 ff.
— Karl Martell 4.
— Kopf Karls d. Gr. 1.
— Nemesis 5.
— Todtentanz 8.

*

Rethel-Ausstellung 1, 93.
Reybaud, les réformateurs 71.
Rheinisches Museum 126.
Rhinozeros-Sutta 329 ff.
Ribbeck 126 ff.
Richter, C. 275.
Richter, M. 275.
Riegel, H. 267.
Riemer, 260 f., 484.
Riese, Prof. Dr. A. 87.
Riggenbach, Das Armenwesen der Reformation 183.
Ritschl, A. 537.
Römer, M. 534.
Rönsch, H. 532.
Rönsch, Dr. K. 276.
Rohles, H. 266.
Rohrbach, C. von 536.
Rollet, H., Goethebildnisse 246.
Romanische Philologie 166.
Ropp, Frhr. v. der, Prof. Dr. 187.
Rosenberger, Dr. 2, 109.
Rosenberger, Frau Dr. 299.
Rosenhagen, Dr. G. 275.
Rosenstein, L. 194, 206, 275.
Rosenthal, Dr. 194.
Roth, Reformationsgeschichte Augsburgs 185.
— Reformationsgeschichte Nürnbergs 185.
Rothbarth, L. 539.
Rothbarth, M. 539.
Rothmann, Lieuten. 262.
Rühl, G. 275.
Rütten, H 275.
Rütten & Loening 89.
Ruffi, H. 100.
Ruland, C. 218.
Runkel, Ferd. 277, 335, 346, 350.

Sachermann, Frau L. 275.
Sachse, R. 269.
Sacred books of the East 322.
Salamis, Schlacht bei 42 ff.
Salwürk, von 168.
Sandstein, J. P. 102.
Sarrazin, Prof. 168.
Satan, der altbiblische 28 ff.
Satan, der, der Evangelien 30 ff.
Sauer, A., Chr. E. v. Kleist 481.
Sauer, A., Stürmer und Dränger 479 f.
Scamoni, G. 104.
Schack, Graf v., Ein halbes Jahrhundert 169.
— Histoire de la littérature dram. en Espagne 145.
Schadow 3 ff.
Schäfer, Joh. W., Leben Goethes 229.
Schäfer, Dr. W., Volkswirtschaftl. Studium auf technischen Hochschulen 215.
Schaeffner, Frau L. 275.
Schaffner, Frau Cl. 275.
Schaible, L. 536.
Schecker, G. 534.
Schellhaß, Dr. C. 83, 192.
Scheuk 268.
Scheolt, G. 313.
Schereuberg 184.
Scherer 506.
— Anordnung Goethescher Schriften 484.
— Poetik 469.
Scherlenzky, Dr. A. 275.
Schiffner, R. 536.
Schiller 35.
— Braut von Messina 25.
— Götter Griechenlands 25.
— Spaziergang 26 f.
Schillers Stellung zum Pessimismus 25 ff.
Schlegel, A. W. 487.
Schlesische Herzogtümer 280 ff.
Schlot, Georg 311.
Schlüter, E. 103.
Schmarsow, Prof. Dr. 92.
Schmick, R. 275.
Schmid, W 267.
Schmidt, Dr. A. 275.
Schmidt, Er. 485, 491 ff., 499.
— H. L. Wagner 517.
Schmidt, G. 100, 107.
Schmidt, O., Goethe und die organischen Naturwissenschaften 476.
Schmidt, Osc. 268.
Schmidt v. Werneuchen 514 f.
Schmitz, Fr. 268.
Schnapper-Arndt, Dr. 425.
Schneider, Dr. 321.
Schneider, E. 535.
Schneider, J. 103, 266.
Schneider, O. 267 f., 270.
Schöll, Ad. 230.
Schönberg, Handbuch d. politischen Ökonomie 404.

Schöne Wissenschaften, Abteilung für 26 ff., 169 ff., 322 ff.
Scholl, Dr. E. 539.
Scholz, Prof. Dr. B. 255.
Schomburger, R. 100.
Schomerus, M. 103
Schrader, Bernh. 103.
Schrödter, trauernde Lohgerber 3.
Schreyer, H. 508.
Schröer, K. 3. 475 ff., 482.
— Faustausgabe 169 ff., 497, 499 f.
— Goethes Dramen 478.
— Wissenschaft und Schule u. s. w. 49 ff.
Schubarth, K. A., Zur Beurteilung Goethes 233.
Schütz, Dr. H. 255.
Schütz Wilson, H. 251.
Schulausgaben Goetheischer Werke 343 f.
Schultheß, Barbara 237 f.
Schulze, A. 275.
Schumann, Friedr. 101.
Schuster, E. 26, 70, 107.
Schwarz 184.
Schwed, J. K. M. Z. 311 f.
Schweizer, K. 275.
Schwemer, Dr. 178.
Schwendi, Lazar. von 188.
Schwerdt, Dr. H. 276.
Scudéry, Observations sur le Cid 113.
Seckendorf, Historia Lutheranismi 159.
Seedorf, H. 533.
Seekatz, J. C. 254.
— an Rat Goethe 257.
Seelemann, R. 535.
Seiffert, Reformationsgesch. Leipzigs 186.
Seligmann, Frau A. 275.
Seligmann, Dr. M. 194, 275.
Selve de la 6.
Seminare, neuphilologische 48.
Serratula 64.
Setzner 268.
Seuffert, B. 488 f., 491.
Seyritsch, J. 268.
Siegel, Frau J. 275.
Siegel, R. 275.
Siegfried, K. 488.
Sigmund, König, seine Entzweiung mit Markgraf Friedr. I. von Brandenburg 81 ff.
Silberwährung 390 ff.
Sillems, Einführung der Reformation in Hamburg 185.
Simonkau, L. 268.
Singer, Dr. J. 85, 125.
Sittig, E. 1, 275.
Sittl, Lokale Verschiedenheiten der lateinischen Sprache 342.
Slaby, A. 269.
Sleidan, Kommentarien 129.
Société pour faciliter l'étude pratique etc. 401.
Sohst, C. 100.
Soldan, D. Reichstag z. Worms 182.
Sophie, Großh. v. Sachsen-Weimar 431.
Sophokles, Ödipus 124 ff.
Soziale Wissenschaften, Abt. für 70 ff., 193 ff., 376 ff.
Soziale Wanderungen 85 ff.
Spanische Erze 14 ff.
Speyer, Frau S. 540.
Spier, S. 207, 210.
Sporleder, J. 275.
Sprachwissenschaft, Abteil. für 41 ff., 124 ff., 346 ff.
Sprickmann, A. M. 519.
Springer, A. 532.
Stadler, G. M. 276.
Städel 12.
Stael, Frau v. 503 f.
Stalburg, Claus von 308 ff. 315 ff.
Stark, Lina 508.
Steche, Joh. Gg. 486.
Stein, Frau H. W. 275.
Stein, Freiin L. von 275.
Steiner, Rud. 231, 475 ff., 501.
Steinle 2.
Steitz, G. E. 84.
Stengel, Prof. Dr. 165 ff.
Stern, Dr. B. 275.
Stern, Prof. Dr. M. A. 99, 531.
Stesimbrotos 140.
Stieda, W. 426.
— Zinngießeramt zu Rostock 192.
Stöber, Prof. E. 516.
Stolberg, Grf. Fritz v. 486.
Straßburger Archivinventar 293.
Straßburger litterarischer Zirkel 521.
Strauß, Dr. G. 107.
Strauß, Frau J. 275.
Strauß, L. 275.

Strehlke, Fr. 485 f.
Stürmer u. Dränger zu Straßburg 520 ff.
Stuhlmann, Dr. A. 275.
Stumpf, H. 540.
Süpfle, Th., Goethes litterarischer Einfluß auf Frankreich 228.
— Deutscher Kultureinfluß auf Frankreich 228.
Sulzbach, Dr. A. 26.
Sulzer, W. 275.
Sumpfgas 3.
Suphan, Briefe an Aug. v. Goethe 303 f.
— Herderausgabe 481.
Sutta Nipâta 322 ff.
Sweating-System 91.
Swinden, van 449.
Sybel, L. v. 267.

Talmud 29 ff.
Tauschersreuth 6.
Taylor, Bayard, Kommentar z. Faust 497.
Temperamalerei 68 ff.
Tertullian 347.
Textor, A. M. 508.
Themistokles 42 ff.
Theodosius 61.
Theophil in Kilikien 31.
Thiel 308 f.
Thomae, F. 192.
Thrazische Erze 11.
Thun, A. 404 ff.
Tieck, Die Verlobten 479.
Tiresias 128.
Tischbein, J. H. 255.
— an Merck 259.
Tomitius, A. 275.
Trede, Th. 251.
Trieber, Dr. 133.
Trittler, H. 275.
Trost, L., Das deutsche Nationalbuch 524.
Türck, H. Das Wesen des Genies 500.

Uhlworm, O. 268.
Unger, J. Fr. 472.
Unterricht, neusprachlicher 47 ff.
Unterstützung wissenschaftl. Bestrebungen 88 f.
Unger, Dr. A. 540.
Urfaust 491 f.
Uwarow, S. Grf. 252 f.

Valentin, Prof. Dr. V. 1, 38, 89, 93, 169, 254, 216 ff., 266 ff., 494, 498.
— Frankfurter Kunstakademie im 18. Jahrh. 507.
— Kunst, Künstler u. Kunstwerke 39.
Varilla, Histoire des révolutions en matière de religion 179.
Varrentrapp, C. 189.
Veevelt, Frhr. A. von 309.
Veit, Ph. 2 ff.
Vera Cruz 23.
Veränderungen im Mitgliederbestande 107, 271 ff., 539 f.
Verbrechergehirne 431 ff.
Verden, z. Gesch. d. Bistums 188 f.
Verein f. Gesch. der Deutschen in Böhmen 192 f.
Verein f. Gesch. der Stadt Meißen 192.
Verein für Hamburg. Gesch. 189.
Verein für Mecklenb. Gesch. u. Altertumskunde 190.
Verein für Sozialpolitik 207 ff., 426.
Verhältnisse zwischen Strecken 443 ff.
Verrieulum 63 ff.
Verwaltungs-Ausschuß 46.
Viehoff, H. 229.
Vieweg 261.
Vignier 145.
Villani, Freiin Th. von 276.
Virchow, R., Goethe als Naturforscher 476.
Vischer, K. Th. 500.
Vitruv 65.
Vogel 7.
Vogel 347.
Vogel, J. H. 101.
Vogt, O., Bugenhagens Briefwechsel 178 f.
Vogt, Wilh., Leonh. v. Eck u. die Bayr. Polit. im Bauernkriege 182.
— Vorgesch. des Bauernkrieges 182 f.
Vohsen, Dr. C. 276.
Volger, Dr. O. 44.
— Goethes Vaterhaus 529 f.
Volkmar, E. 270.
Volkswirtschaft. Sekt. für 70 ff., 206 ff., 389 ff.
Volkswirtschaftspolitik im Mittelalter 207.
Volkswirtschaftl. Schulunterricht 213 ff.

Vollmer, W. 474.
Volta 4.
Voltaire, Commentaires sur Corneille 144.

Wachenfeld, Fr 535.
Wachstemperaenkaustik 69.
Wagner, Ed. 101.
Wagner, Frau H. 276.
Wagner, H. L., die Kindermörderin 241 f., 480.
— Prometheus 480.
Wahle 485.
Waldberg, M. v. 501.
Walder, Fr. 101.
Waldschmidt, Dr. 194, 376.
Walker, G. 270.
Wanderungen, Soziale 85 ff.
Warming, E. 268.
Warschauer, A., Chronik d. Stadtschreiber von Posen 193.
Wasserrad, R. 270.
Wasserzieher, Dr. 52.
Weber, C. H. 276.
Weber, L. 532.
Wedekind, G., Bemerkungen über das Jakobinerwesen 75.
Wedel, G. 276.
Weigel, G. 276.
Weimarer Goetheausgabe 475 ff, 481 ff.
Weinhold 502.
Weiße, Chr. H., Kritik des Faust 495.
Weitzel, Prof. 64 f.
Weizsäcker, Dr. P. 267.
Weltrich, R. 492.
Werner, Dr. 124.
Werner, Lor. 102.
Werner, R. M. 517.
— Frau Asa 529.
Wersche, C. 193.
Weyer 404.
Wiedemann, E. 269.
Wiener Goetheverein 501 ff.
Wilhelm VIII., Landgraf v. Hessen 190.
Willemer-Naumann, Frau H. 276.
Williams, J. F. 101.
Winckelmannfeier 220.
Winckelmannstag 92.
Wirbelbewegung u. Wirbelstürme 456 ff.
Wirbellinie 461 ff.
Wölfflins Archiv 347.
Wohnungsfrage, die 77 ff.
Wolff, Dr. E. 276.
— Sturm- und Drangkomödie und ihre fremden Vorbilder 521.
Wollstätter C. Fr. 107.
Woltmann u. Woermann, Geschichte der Malerei 216.
Wortbedeutung im Französischen 363 ff.
Wrampelmeyer, Ed. 101.
Wüllerstorf Urbair, Frhr. B. v. 532.
Würtembergische Vierteljahrshefte für Landesgeschichte 321.
Wucher auf dem Lande 207.
Wurzer, F. 276.
Wurzmann, Dr. 376.

Xerxes 41 ff.

Zacatecas 17.
Zapolya, Joh. 279 ff.
Zarncke, Prof. Fr. 89, 102.
— Goethebildnisse 246 f.
— Goethes Notizbuch der schlesischen Reise 485.
Zaucke, W. 276.
Zeitschrift, Deutsche, f. Geschichtswissenschaft 297.
Zeitschr. der deutsch. Morgenländ. Gesellsch. 323.
Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holstein-Lauenburgische Geschichte 189.
Zeitschrift des historischen Vereins für Niedersachsen 188.
Zeitschrift des Vereins für Hessische Geschichte und Landeskunde 190.
Ziegert, M. 298.
Ziegler, Prof. Dr. Th. 25, 88.
Zille, W. 267.
Zirndorfer, Dr. 201, 376.
Zwischenhandel und Detailpreise 210 ff.
Zyklone 466 ff.